285

Honoré de Balzac

Das Haus zur „Ballspielenden Katze“
Die verlassene Frau
Gobseck
Die Frau von dreißig Jahren
Der Ehevertrag

1925

Insel-Verlag zu Leipzig

AUGUSTE RODIN'S BALZAC
Nach einer Photographie von E. Druet.

Einleitung

Von

Hugo von Hofmannsthal

*

Geschrieben 1909

Man kennt diesen großen Autor nicht, wenn man von ihm nur dies oder jenes kennt. Es gibt nicht den einzelnen Band, der die Essenz seines dichterischen Daseins enthielte, wie „Faust" oder die „Gedichte" die Essenz von Goethes Dasein in sich fassen. Balzac will im breiten gelesen sein, und es bedarf keiner Kunst, ihn zu lesen. Es ist die selbstverständlichste Lektüre für Weltleute, das Wort in seinem weitesten Sinn genommen, vom Advokatenschreiber oder Kaufmannslehrling bis hinauf zum großen Herrn. Eher bedürfte es für Weltleute (ich rede von Männern aller Stände, von Politikern, Soldaten, von Geschäftsreisenden, von vornehmen und einfachen Frauen, von Geistlichen, von allen Menschen, die keine Literaten und keine Schöngeister sind, und von allen denen, die nicht aus Bildungsbedürfnis, sondern zur Belustigung ihrer Einbildungskraft lesen) von Fall zu Fall einer kleinen Anspannung, eines gewissen Übergangs, um Goethe zu lesen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich ihnen Goethe in den beschwerten und den verworrenen Momenten ihrer Existenz versagt; Balzac wird sich immer mit ihnen einlassen. Nicht im literarischen Sinn meine ich dies: denn bei Goethe wird der erste Vers, den sie aufschlagen, immer etwas Wundervolles sein, ein Geisterklang, ein Zauberspruch, und bei Balzac werden sie leicht auf drei oder vier langweilige, ermüdende Seiten stoßen, nicht bloß im Anfang einer Geschichte, sondern möglicherweise wo immer sie aufschlagen. Aber schon indem sie diese gleichgültigen und eher mühsamen Seiten mechanisch durchfliegen, wird etwas auf sie zu wirken beginnen, dem sich der wirkliche Leser, der lebendige menschliche Leser, niemals entzieht: eine große, namenlos substantielle Phantasie, die größte, substantiellste schöpferische Phantasie, die seit Shakespeare da war. Wo immer sie aufschlagen, bei einer Abschweifung über Wechselrecht und die Praktiken der Wucherer, bei einem Exkurs über legitimistische oder liberale Gesellschaft, bei der Schilderung eines Kücheninterieurs, einer ehelichen Szene, eines Gesichtes oder einer Spelunke werden sie Welt fühlen, Substanz, die

gleiche Substanz, aus der das Um und Auf ihres Lebens gebildet ist. Sie werden unmittelbar aus ihrem Leben in diese Bücher hinüberkönnen, ganz unvermittelt, aus ihren Sorgen und Widerwärtigkeiten heraus, ihren Lieblingsgeschichten und Geldaffären, ihren trivialen Angelegenheiten und Ambitionen. Ich bin dem Finanzier begegnet, der übergangslos nach seinen Sitzungen und Konferenzen zu seinem Balzac griff, in welchem er die letzten Notierungen der Börse als Lesezeichen liegen hatte, und der Weltdame, die in „Les illusions perdues" oder „La vieille fille" die einzig mögliche Lektüre fand, um sich selbst zurückzufinden, abends, nachdem man unter Menschen war oder Menschen bei sich gesehen hat, die einzige Lektüre, die stark und rein genug ist, um die Phantasie von dem jähen und so zerrüttenden Fieber der Eitelkeit zu heilen und alles Gesellschaftliche auf sein Menschliches zu reduzieren. Diese Funktion, mitten in das Leben des Menschen hineinzugreifen, das Gleiche mit dem Gleichen zu heilen, die Wirklichkeit mit einer erhöhten dämonischen Wirklichkeit zu besiegen — ich frage mich, welcher unter den großen Autoren, mit denen unser geistiges Leben rechnet, hierin mit Balzac rivalisieren könnte — es wäre denn Shakespeare. Aber Shakespeare so zu lesen, wie andere Generationen die Alten gelesen haben, ich meine, ihn so zu lesen, daß man das Ganze des Lebens aus ihm herauslieſt, ihn vom Standpunkt des Lebens zu lesen und die wahrsten Bedürfnisse seiner Wißbegierde an ihm zu befriedigen, ist nicht jedermanns Sache. Es ist nicht jedermanns Sache, seine Einbildungskraft so anzuspannen, daß sie die Distanz von drei Jahrhunderten überfliegt, alle Verhüllungen einer prachtvollen, aber wildfremden Epoche durchdringt und dahinter nur das ewig wahre Auf und Ab des menschlichen Tuns und Leidens wahrnimmt. Es ist nicht jedermanns Sache, ohne die Hilfe des Schauspielers, ohne eine ganz bestimmte Begabung der nachschaffenden Einbildungskraft, die genialste Verkürzung und Zusammendrängung, die jemals realisiert wurde, wieder in eine solche Breite des Weltbildes auszulösen, daß er in ihr sich selber und die

vielfach verschlungenen Fäden des Daseins wiederfindet, deren Durchkreuzung seine Wirklichkeit bedeutet.

Goethe ist in gewissem Sinne leichter zu lesen, und wer liest ihn nicht? Obwohl er eine seiner tiefen und subtilen Einsichten aussprach, als er sagte, seine Schriften seien nicht geschaffen, populär zu werden, und ihr wahrer Gehalt werde immer nur einzelnen aufgehen, die ähnliches in sich durchgemacht hätten, so scheinen dieser Einzelnen heute so viele zu sein, daß die Wahrheit seines Wortes beinahe wieder aufgehoben ist. Aber wer sich eines seiner Werke aufs neue aneignen, wer „Hermann und Dorothea", den „Wilhelm Meister", die „Wahlverwandtschaften" genießen will, muß sich mit schon gereinigten Sinnen dem Buche nähern. Er muß viel von sich, von der Atmosphäre seines Lebens, draußen lassen. Er muß die Großstadt vergessen. Er muß zehntausend Fäden seines augenblicklichen Fühlens, Denkens und Wollens durchschneiden. Er muß sich auf seinen „verklärten Leib" besinnen, ich meine: auf sein Ewiges, sein Rein-Menschliches, sein Unbedingtes. Er muß der ewigen Sterne gedenken und sich durch sie heiligen. Dann freilich ist es beinahe gleichgültig, welches von Goethes Werken er aufschlägt: überall umfängt ihn die gleiche gesteigerte und verklärte Wirklichkeit. Ihn umgibt in Wahrheit eine Welt, ein Geist, der eine Welt ist. Die Deutungen und die Gestalten, eine Idee oder die Beschreibung einer Naturerscheinung, ein Vers oder Mignon oder Ottilie, alles ist die gleiche göttliche, strahlende Materie. Hinter jeder Zeile fühlt er den Bezug auf ein Ganzes, auf eine erhabene Ordnung. Die ungeheure Ruhe eines ungeheuren Reichtums legt sich beinahe bedrückend auf seine Seele, um diese Seele dann grenzenlos beglückend emporzuheben. — Aber dieser Arm, der zu den Sternen heben kann, umschlingt nicht jeden. Auch der lebendige Goethe gab sich nur wenigen und diesen nicht zu jeder Stunde. Wer mit unruhiger Hand danach greift, dem verschließt sich ein Gebilde wie die „Wahlverwandtschaften", wie eine Muschel sich zuklappt. Solchen erscheint Goethe kühl, fremd, sonderbar.

Er imponiert mehr, als er einnimmt. Sie verschieben es, ihn zu lesen – auf ruhigere Tage, oder auf eine Reise. Oder er macht, daß sie sich nach ihrer Jugend sehnen, nach einer höheren Empfänglichkeit. Er scheint ihnen künstlich, er, der die Natur selbst war, und kalt, er, dessen Liebesblick noch das starre Urgestein mit Wärme durchdrang. Sie suchen nach einer Vorbereitung, ihn zu genießen. Sie greifen nach einem Erklärer oder nach den wunderbaren Briefen und Gesprächen, in denen er sich selbst kommentiert, und erst auf diesem Umweg kommen sie wieder zu seinen Werken zurück. Nichts ist undenkbarer als ein Leser, der zu den Werken Balzacs auf einem indirekten Wege käme. Die wenigsten seiner zahllosen Leser wissen irgend etwas von seinem Leben. Die Literaten kennen über ihn einige kleine Anekdoten, die niemanden interessieren würden, wenn sie sich nicht auf den Autor der „Comédie humaine" bezögen, und den Briefwechsel mit einer Person, welcher fast nichts enthält als Bulletins über seine unaufhörliche, gigantische, mit nichts in der literarischen Welt zu vergleichende Arbeitsleistung. Es ist der stärkste Beweis für die ungeheure Kraft seiner Werke, daß wir diese endlosen Bulletins mit einer ähnlichen Gespanntheit zu lesen vermögen wie einen Feldzugsbericht Napoleons, in dem es sich um Austerlitz, Jena und Wagram handelt. Seine Leser kennen seine Werke und nicht ihn. Sie sagen „Peau de chagrin" und erinnern sich eines wachen Traumes, eines abenteuerlichen Erlebnisses, nicht der Leistung eines Dichters; sie denken an den alten Goriot und seine Töchter und besinnen sich nicht, wie der Verfasser heißt. Sie sind einmal in diese Welt hineingeraten, und neunzig auf hundert von ihnen werden immer wieder zu ihr zurückkehren, nach fünf, nach zehn, nach zwanzig Jahren. Walter Scott, den einmal die reifen Menschen mit Entzücken lasen, ist die Lektüre der Knaben geworden. Balzac wird immer (oder sehr lange, denn wer darf von „immer" sprechen) die Lektüre aller Lebensstufen bleiben, und der Männer ebensowohl wie der Frauen. Die Kriegsgeschichten und Abenteuer, die „Chouans", „L'au-

berge rouge", „El verdugo", sind für die Phantasie eines Sechzehnjährigen die Ablösung der Indianergeschichten und des Kapitän Cook; die Erlebnisse der Rubempré und Rastignac sind die Lektüre des jungen Mannes; „Le lys dans la vallée", „Savarus", „Modeste Mignon" der jungen Frau; Männer und Frauen, die um Vierzig sind, die Reifen und noch nicht Verarmten, werden an das Reifste sich halten: an „Cousine Bette", das grandiose Buch, das ich nicht finster nennen kann, obwohl es fast nur Häßliches, Trauriges und Schreckliches enthält, da es von Feuer, Leben und Weisheit glüht, — an „La vieille fille", das eine über jedes Lob erhabene Plastik der Gestalten mit der profundesten Lebensweisheit vereinigt und dabei klein, rund, behaglich, heiter ist, in jedem Betracht ein unvergleichliches Buch, ein Buch, das stark genug wäre, für sich allein den Ruhm seines Autors durch die Generationen zu tragen. Ich habe einen alten Herrn die „Contes drôlatiques" preisen hören und habe einen andern alten Herrn mit Rührung von der Geschichte des Cäsar Birotteau sprechen hören, diesem stetigen Aufstieg eines braven Mannes, von Jahr zu Jahr, von Bilanz zu Bilanz, von Ehre zu Ehre. Und wenn es Menschen gegeben hat, die aus dem „Wilhelm Meister" die „Bekenntnisse der schönen Seele" herausschnitten und das übrige verbrannten, so hat es sicher auch den Menschen gegeben, der aus der „Comédie humaine" „Seraphitus-Seraphita" herausschnitt und sich daraus ein Erbauungsbuch machte, und vielleicht war ein solcher jener Unbekannte, der in Wien in einem Konzertsaal auf Balzac zudrängte, um die Hand zu küssen, die „Seraphita" geschrieben hatte.

Jeder findet hier so viel vom großen Ganzen des Lebens, als ihm homogen ist. Je reichlicher genährt eine Erfahrung, je stärker eine Einbildungskraft ist, desto mehr werden sie sich mit diesen Büchern einlassen. Hier braucht keiner etwas von sich draußen zu lassen. Alle seine Emotionen, ungereinigt wie sie sind, kommen hier ins Spiel. Hier findet er seine eigene innere und äußere Welt, nur gedrängter, seltsamer, von innen heraus durchleuchtet.

Hier sind die Mächte, die ihn bestimmen, und die Hemmungen, unter denen er erlahmt. Hier sind die seelischen Krankheiten, die Begierden, die halb sinnlosen Aspirationen, die verzehrenden Eitelkeiten; hier sind alle Dämonen, die in uns wühlen. Hier ist vor allem die große Stadt, die wir gewohnt sind, oder die Provinz, in ihrem bestimmten Verhältnis zur großen Stadt. Hier ist das Geld, die ungeheure Gewalt des Geldes, die Philosophie des Geldes, in Gestalten umgesetzt, der Mythos des Geldes. Hier sind die sozialen Schichtungen, die politischen Gruppierungen, die mehr oder weniger noch die unseren sind, hier ist das Fieber des Emporkommens, das Fieber des Gelderwerbs, die Faszination der Arbeit, die einsamen Mysterien des Künstlers, des Erfinders, alles, bis herab zu den Erbärmlichkeiten des kleinbürgerlichen Lebens, zur kleinen Geldmisere, zum mühsam und oft geputzten Handschuh, zum Dienstbotenklatsch.

Die äußere Wahrheit dieser Dinge ist so groß, daß sie sozusagen getrennt von ihrem Objekt sich zu erhalten und wie eine Atmosphäre zu wandern vermochte; das Paris von Louis Philipp ist weggeschwunden, aber gewisse Konstellationen, der Salon in der Provinz, in dem Rubempré seine ersten Schritte in die Welt tut, oder der Salon der Madame de Bargeton in Paris, sind heute von einer verblüffenden Wahrheit für Österreich, dessen sozialer und politischer Zustand vielleicht dem des Julikönigtums sehr ähnlich ist; und gewisse Züge aus dem Leben von Rastignac und de Marsay sind vielleicht heute für England wahrer als für Frankreich. Aber der Firnis dieser für uns greifbaren, aufregenden „Wahrheit", — diese ganze erste große Glorie des „Modernen" um dieses Werk wird vergehen: jedoch die innere Wahrheit dieser aus der Phantasie hervorgeschleuderten Welt (die sich nur einen Augenblick lang in tausend nebensächlichen Punkten mit der ephemeren Wirklichkeit berührte) ist heute stärker und lebendiger als je. Diese Welt, die kompletteste und vielgliedrigste Halluzination, die je da war, ist wie geladen mit Wahrheit. Ihre Körperhaftigkeit löst sich dem nachdenklichen Blick in

ein Nebeneinander von unzähligen Kraftzentren auf, von Monaden, deren Wesen die intensivste, substantiellste Wahrheit ist. Im Auf und Ab dieser Lebensläufe, dieser Liebesgeschichten, Geld- und Machtintrigen, ländlichen und kleinstädtischen Begebenheiten, Anekdoten, Monographien einer Leidenschaft, einer seelischen Krankheit oder einer sozialen Institution, im Gewirr von etwa dreitausend menschlichen Existenzen, wird ungefähr alles berührt, was in unserem bis zur Verworrenheit komplizierten Kulturleben überhaupt einen Platz einnimmt. Und fast alles, was über diese Myriaden von Dingen, Beziehungen, Phänomenen gesagt ist, strotzt von Wahrheit. Ich weiß nicht, ob man es schon unternommen hat (aber man könnte es jeden Tag unternehmen), ein Lexikon zusammenzustellen, dessen ganzer Inhalt aus Balzac geschöpft wäre. Es würde fast alle materiellen und alle geistigen Realitäten unseres Daseins enthalten. Es würden darin Küchenrezepte ebensowenig fehlen als chemische Theorien; die Details über das Geld- und Warengeschäft, die präzisesten, brauchbarsten Details würden Spalten füllen; man würde über Handel und Verkehr vieles erfahren, was veraltet, und mehreres, was ewig wahr und höchst sachgemäß ist, und daneben wären unter beliebige Schlagworte die kühnsten Ahnungen und Antizipationen von naturwissenschaftlichen Feststellungen späterer Jahrzehnte aufzunehmen; die Artikel, die unter dem Schlagwort „Ehe" oder „Gesellschaft" oder „Politik" zusammenzufassen wären, wären jeder ein Buch für sich und jeder ein Buch, das unter den Publikationen der Weltweisheit des neunzehnten Jahrhunderts seinesgleichen nicht hätte. Das Buch, welches den Artikel „Liebe" enthielte und in einem kühn gespannten Bogen von den unheimlichsten, undurchsichtigsten Mysterien ⟨Une passion dans le désert⟩ durch ein strotzendes Chaos aller Menschlichkeiten zur seelenhaftesten Engelsliebe sich hinüberschwänge, würde das eine berühmte Buch gleichen Namens, das wir besitzen und das von der Hand eines Meisters ist, durch die Größe seiner Konzeption, durch den Umfang seiner Skala in den Schatten stellen.

Aber schließlich existiert dieses Lexikon. Es ist in eine Welt von Gestalten, in ein Labyrinth von Begebenheiten versponnen, und man blättert darin, indem man dem Faden einer prachtvoll erfundenen Erzählung folgt. Der Weltmann wird in diesen Bänden die ganze Reihe der so scheinhaften und doch so wirklichen Situationen umgewandelt sehen, aus denen das Soziale besteht. Die tausend Nuancen, wie Männer und Frauen einen anderen gut und schlecht behandeln können; die unmerklichen Übergänge; die unerbittlichen Abstufungen, die ganze Skala des wahrhaft Vornehmen, zum Halbvornehmen, zum Gemeinen: dies alles abgewandelt und in der wundervollsten Weise vom Menschlichen, vom Leidenschaftlichen durchbrochen und für Augenblicke auf sein Nichts reduziert. Der Mensch des Erwerbs (und wer hat nicht zu erwerben oder zu erhalten oder zu entbehren?) hat seine ganze Welt da: alles in allem. Den großen Börsenmann, den verdienenden Arzt, den hungernden und den triumphierenden Erfinder, den großen und kleinen Faiseur, den emporkommenden Geschäftsmann, den Heereslieferanten, den Geschäfte vermittelnden Notar, den Wucherer, den Strohmann, den Pfandleiher, und von jedem nicht einen, sondern fünf, zehn Typen, und was für welche! und mit allen ihren Handwerksgriffen, ihren Geheimnissen ihrer letzten Wahrheit. Die Maler halten unter sich die Legende aufrecht, daß von Delacroix herrühren müsse, was im „Chef d'œuvre inconnu" an letzten Intimitäten über die Modellierung durch das Licht und den Schatten gesagt ist; diese Wahrheiten sind ihnen zu substantiell, als daß jemand sie gefunden haben dürfte, der nicht Maler, und ein großer Maler gewesen wäre. Der Denker, dem man „Louis Lambert" in die Hand gegeben hat, als die Monographie über einen Denker, mag den biographischen Teil schwach finden und an der Realität der Figur zweifeln: aber sobald er zu dem in Briefen und Notizen übermittelten Gedankenmaterial kommt, so wird die Konsistenz dieser Gedanken, die substantielle Kraft dieses Denkers so überzeugend, daß jeder Zweifel an der Figur weggeblasen ist. Dies

sind Gedanken eines Wesens, dies Hirn hat funktioniert, — man mag im übrigen die Gedanken, diese Philosophie eines spiritualistischen Träumers ablehnen oder nicht. Und der verheiratete Mann, dem in einer nachdenklichen Stunde die „Physiologie der Ehe" in die Hand fällt, wird in diesem sonderbaren und vielleicht durch einen gewissen halbfrivolen Ton unter den Werken Balzacs ein wenig deklassierten Buch auf einige Seiten stoßen, deren Wahrheiten so zart als tief und beherzigenswert sind, wahrhafte Wahrheiten, Wahrheiten, die sich, wenn man sie in sich aufnimmt, gewissermaßen ausdehnen und mit einer sanften, strahlenden Kraft im Innern fortwirken. Allen diesen Wahrheiten haftet nichts Esoterisches an. Sie sind in einem weltlichen, manchmal in einem fast leichtfertigen Ton vorgetragen. Verflochten unter Begebenheiten und Schilderungen, bilden sie die geistigen Elemente im Körper einer Erzählung, eines Romans. Sie sind uns entgegengebracht, wie das Leben selbst uns seinen Gehalt entgegenbringt: in Begegnungen, in Katastrophen, in den Entfaltungen der Leidenschaften, in plötzlichen Aussichten und Einsichten, blitzhaft sich auftuenden Durchschlägen durch den dichten Wald der Erscheinungen. Hier ist zugleich die leidenschaftlichste und vollständigste Malerei des Lebens und eine höchst überraschende, scharfsinnige Philosophie, die bereit ist, jedes noch so niedrig scheinende Phänomen des Lebens zu ihrem Ausgangspunkt zu machen. So ist durch das ganze große Werk, dessen Weltbild ebenso finster ist als das Shakespeares, und dabei um so viel wuchtender, trüber, schwerer durch seine eigene Masse, dennoch eine geistige Lebendigkeit ergossen, ja eine geistige Heiterkeit, ein tiefes Behagen: wie wäre es anders zu nennen, was uns, wenn einer dieser Bände uns in die Hand gerät, immer wieder nach vorwärts, nach rückwärts blättern macht, nicht lesen, sondern blättern, worin eine subtilere, erinnerungsvolle Liebe liegt, — und was uns die bloße Aufzählung der Titel dieser hundert Bücher oder das Register der Figuren, die in ihnen auftreten, gelegentlich zu einer Art von summarischer

Lektüre macht, deren Genuß komplex und heftig ist, wie der eines geliebten Gedichtes?

Die Aufhäufung einer so ungeheuren Masse von substantieller Wahrheit ist nicht möglich ohne Organisation. Die anordnende Kraft ist ebensosehr schöpferische Kraft als die rein hervorbringende. Vielmehr sind sie nur verschiedene Aspekte einer und derselben Kraft. Aus der Wahrheit der Myriaden einzelner Phänomene ergibt sich die Wahrheit der Verhältnisse zwischen ihnen: so ergibt sich eine Welt. Wie bei Goethe fühle ich mich hier in sicherem Bezug zum Gesamten. Ein unsichtbares Koordinatensystem ist da, an dem ich mich orientieren kann. Was immer ich lese, einen der großen Romane, eine der Novellen, eine der phantastisch-philosophischen Rhapsodien, und ob ich mich in die Geheimnisse einer Seele vertiefe, in eine politische Abschweifung, in die Beschreibung einer Kanzlei oder eines Kramladens, niemals falle ich aus diesem Bezug heraus. Ich fühle: um mich ist eine organisierte Welt. Es ist das große Geheimnis, daß diese lückenlos mich umschließende Welt, diese zweite, gedrängtere, eindringlichere Wirklichkeit nicht als eine erdrückende Last wirkt, als ein Alp, atemraubend. Sie wirkt nicht so: sie macht uns nicht stocken und starren, sondern ihr Anblick gießt Feuer in unsere Adern. Denn sie selber stockt nicht, sondern sie ist in Bewegung. Infinitis modis, um das Kunstwort mittelalterlicher Denker zu brauchen, ist sie in Bewegung. Die Welt ist in dieser vollständigsten Vision, die seit Dante in einem Menschenhirn entstand, nicht statisch, sondern dynamisch erfaßt. Alles ist so deutlich gesehen, daß es eine lückenlose Skala ergibt, das ganze Gewebe des Lebens, von Faden zu Faden, ab und auf. Aber alles ist in Bewegung gesehen. Nie wurde die uralte Weisheit des *Παντα ρει* grandioser erfaßt und in Gestalten umgesetzt. Alles ist Übergang. Hier scheint hinter diesen Büchern, deren Gesamtheit neben dem „Don Quixote" die größte epische Konzeption der modernen Welt bildet, die Idee der epischen

Kunstform ihre Augen aufzuschlagen. Die Menschen zu schildern, die aufblühen und hinschwinden wie die Blumen der Erde. Nichts anderes tat Homer. Dantes Welt ist starr. Diese Dinge gehen nicht mehr vorüber, aber er selber wandert und geht an ihnen vorüber. Balzac sehen wir nicht. Aber wir sehen mit seinen Augen, wie alles übergeht. Die Reichen werden arm, und die Armen werden reich. Cäsar Birotteau geht nach oben und der Baron Hulot nach unten. Rubemprés Seele war wie eine unberührte Frucht, und vor unseren Augen verwandelt sie sich, und wir sehen ihn nach dem Strick greifen und seinem befleckten Leben ein Ende machen. Seraphita windet sich los und entschwebt zum Himmel. Jeder ist nicht, was er war, und wird, was er nicht ist. Hier sind wir so tief im Kern der epischen Weltanschauung, als wir bei Shakespeare im Kern der dramatischen sind. Alles ist fließend, alles ist auf dem Wege. Das Geld ist nur das genial erfaßte Symbol dieser infinitis modis vor sich gehenden Bewegung und zugleich ihr Vehikel. Durch das Geld kommt alles zu allem. Und es ist das Wesen der Welt, in dieser grandiosen und epischen Weise gesehen, daß alles zu allem kommt. Es sind überall Übergänge, und nichts als Übergänge, in der sittlichen Welt so gut wie in der sozialen. Die Übergänge zwischen Tugend und Laster — zwei mythische Begriffe, die niemand recht zu fassen weiß — sind ebenso fein abgestuft und ebenso kontinuierlich wie die zwischen reich und arm. Es stecken in den auseinanderliegendsten und widerstreitendsten Dingen gewisse geheime Verwandtschaften, wodurch alles mit allem zusammenhängt. Zwischen einem Concierge in seiner Souterrainwohnung und Napoleon in St.-Cloud kann für einen Moment eine geheime Affinität aufblitzen, die unendlich viel mehr als ein bloßer Witz ist. In der Welt wirkt schlechtweg alles auf alles: wie sollte dies nicht durch die geheimnisvollsten Analogien bedingt sein? Alles fließt; nirgends hält sich ein starrer Block, weder im Geistigen, noch im äußeren Dasein. „Liebe" und „Haß" scheinen getrennt genug und fest genug umschrieben: und ich kenne diese und jene Figur bei Balzac,

in deren Brust das eine dieser Gefühle in das andere übergeht mit einer Allmählichkeit, wie die Farben des glühenden Eisens. Haßt Philomène den Albert Savarus, oder liebt sie ihn? Am Anfang hat sie ihn geliebt, am Ende scheint sie ihn zu hassen; sie handelt unter einer Besessenheit, die vielleicht Haß und Liebe zugleich ist, und vermöchte man sie zu fragen, sie könnte keine Auskunft geben, welches von beiden Gefühlen sie martert. Hier sind wir durch einen Abgrund getrennt von der Welt des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren Begriffen, wie „Tugend", die fest, rund und dogmatisch sind, wohl geeignet, feste und theologische Begriffe zu ersetzen. Hier ist jede Mythologie, selbst die der Worte, aufgelöst. Und nirgends sind wir Goethe näher. Hier, ganz nahe, ja im gleichen Bette, rauscht der tiefe Strom seiner Anschauung. Aber es war die Grundgebärde seines geistigen Daseins, sich hier nach der entgegengesetzten Seite zu wenden. Die fließenden Kräfte seiner Natur waren so gewaltig, daß sie ihn zu überwältigen drohten. Er mußte ihnen das Beharrende entgegensetzen, die Natur, die Gesetze, die Ideen. Auf das Dauernde im Wechsel heftete er den Blick der Seele. So sehen wir sein Gesicht, so hat sich die Maske des betrachtenden Magiers geformt. Balzacs Gesicht sehen wir nicht als eine olympische Maske, über seinen Werken thronend. Nur in seinen Werken glauben wir es manchmal auftauchen zu sehen, visionär, hervorgestoßen von chaotischen Dunkelheiten, wirbelnden Massen. Aber wir vermögen nicht, es festzuhalten. Jede Generation wird es anders sehen, eine jede wird es als ein titanisches Gesicht sehen und wird auf ihre Weise daraus ein Symbol unaussprechlicher innerer Vorgänge machen. Wir wundern uns, daß wir es nicht von der Hand dessen besitzen, der das „Gemetzel auf Chios" und die „Barke des Dante" schuf. Er hätte den dreißigjährigen Balzac als den Titanen gemalt, der er war, als einen Dämon des Lebens, oder sein Gesicht als ein Schlachtfeld behandelt. Es ist eine überraschende Lücke, daß uns die Maske des Fünfzigjährigen dann nicht von Daumier überliefert ist. Sein wunder-

barer Stift und sein gleich wunderbarer Pinsel hätten das grandios Faunische des Mannes aus dem Dunkel springen lassen und es mit der wilden Einsamkeit des Genies geadelt. Aber vielleicht waren ihm diese Generationen zu nahe, und es bedurfte der Distanz, die wir um ihn haben, damit etwas wie das Gebilde Rodins entstehen konnte, dieses völlig symbolgewordene, übermenschliche Gesicht, in welchem eine furchtbare Wucht der Materie sich mit einem namenlosen Etwas paart, einer dumpfen, schweren Dämonie, die nicht von dieser Welt ist, ein Gesicht, in dem die Synthese ganz verschiedener Welten vollzogen ist: das immerhin an einen gefallenen Engel erinnert und zugleich an die maßlos dumpfe Traurigkeit uralt griechischer Erd- und Meeresdämonen.

Jede Generation, die in sich selber aus dem Umgang mit dem Werk Balzacs die Vision dieses Gesichtes hervorbringt, wird darin eine ähnliche Synthese vollziehen zwischen der ganzen Lebensschwere in sich und dem geheimsten Drang nach Bewältigung dieser Schwere, nach Erlösung, nach Aufschwung. Das Dazugehören zur dumpfen, wuchtenden Masse des Lebens, die ewig sich selber befruchtet, und zugleich das Darüberhinauswollen, der tiefste Drang des Geistes nach Geist: das ist die Signatur dieses großen tragischen Gesichtes, das nicht wie Goethes Maske über uns hin ins Ewige zu schauen scheint, sondern durch uns hindurch, mitten durch die Schwere des Lebens. Diese ungeheure Welt, aufgebaut aus unserem Leben, dem Leben der Begierden, der Selbstsucht, der Irrtümer, der Grotesken, erhabenen und lächerlichen Leidenschaften, diese Welt, in deren Gemenge die Begriffe „Komödie" und „Tragödie" ebenso aufgelöst sind wie „Tugend" und „Laster", diese Welt ist im Tiefsten ganz Bewegung, ganz Drang, ganz Liebe, ganz Mysterium. Dieser scheinbare Materialist ist ein leidenschaftlicher Ahnender, ein Ekstatiker. Die Essenz seiner Figuren ist Aspiration. Alle Dulderkräfte, Liebeskräfte, Künstleranspannungen, Monomanien, diese Titanenkräfte, die großen Motoren seiner Welt, sind

Aspiration: alle zielen sie auf ein Höchstes, Unnennbares. Vautrin, das Genie als Verbrecher, und Stenbock, das Genie als Künstler, Goriot der Vater, Eugénie Grandet die Jungfrau, Frenhofer der Schöpfer, alle sind sie eingestellt auf ein Absolutes, das sich offenbaren wird, wie die vom nächtlichen Sturm umhergeworfenen Schiffe eingestellt sind auf das Dasein des Polarsternes, wenngleich Finsternis ihn verhüllt. In den Tiefen ihres Zynismus, in den Wirbeln ihrer Qualen, in den Abgründen der Entsagung suchen und finden sie Gott, ob sie ihn beim Namen nennen oder nicht.

Alle diese so körperhaften Figuren sind doch nichts als vorübergehende Verkörperungen einer namenlosen Kraft. Durch diese unendlichen Relativitäten bricht ein Absolutes; aus diesen Menschen blicken Engel und Dämonen. Jede Mythologie, selbst die letzte, zäheste, die der Worte, ist hier aufgelöst: aber eine neue, geheimnisvolle, höchst persönliche ist an die Stelle dieser anderen getreten. Ihre Konzeption ist großartig und in einer solchen Weise bestimmt und doch vag, daß Hunderttausende sie annehmen und sich aus ihr etwas wie den Mythos des modernen Lebens machen können. Alle diese Gestalten, die sich der Phantasie so sehr als „wirkliche" aufdrängen, erscheinen unter einem gewissen geisterhaften Licht, das von den Gipfeln dieses Werkes herabfällt, als gute und böse Genien, Wesen, in denen die irdischen Triebe vorübergehend inkarniert sind. Aber nichts an dieser Konzeption ist schematisch. Hier sind keine Dogmen statuiert, sondern Visionen. Taine, der genau vor einem halben Jahrhundert seinen großen Essay über Balzac schrieb, legt an diese Intuitionen, diese schwebenden Wahrheiten, die alle nur für einen Augenblick wahr sind und nur an der einen Stelle, wo sie stehen, einen Maßstab, den sie nicht vertragen. Einem Dichter kann man nichts einzelnes entwinden. Alles, was innerhalb einer Welt Wahrheit ist, ja mehr als Wahrheit — schrankenlose Ahnung —, wird eine mißgeborene Phantasmagorie, wenn man es aus dem Zusammenhang herausreißt. Es handelt sich um

Formen des Sehens. Der Denker sieht Prinzipien, Abstraktionen, Formeln, wo der Dichter die Gestalt erblickt, den Menschen, den Dämon.

Immerhin ist hier, auch mit kaltem Blick betrachtet, die ungeheuerste Synthese vollzogen. Hier begegnet sich wirklich Novalis, der Magier, mit den titanischen Anfängen eines wahren Naturalismus; hier ist die Verbindung zwischen Swedenborg und Goethe oder Lamarck. Hier ist, in gemessenem Sinn, das letzte Wort des Katholizismus, und zugleich dringt die Ahnung der Entdeckungen Robert Mayers sternenhaft aus dem Nebel. Die Gewalt, die noch mehr als eine Generation unterjochen wird, liegt in der wundervollen Durchdringung dessen, was die Wirklichkeit des Lebens ist, der vraie vérité, bis herab zu den trivialsten Miseren des Lebens, mit Geist. Die Geistigkeit des neunzehnten Jahrhunderts, diese ganz ungeheure synthetische Geistigkeit, ist hier in die Materie des Lebens hineingepreßt wie ein alle Fasern durchdringender, glühender Dampf. Wo die Niederschläge dieses Dampfes sich stark und deutlich kristallisieren, wie in dem „Louis Lambert", in der „Recherche de l'absolu", im „Chef d'œuvre inconnu", dort ergeben sich Ketten von Gedanken, Ahnungen, Aphorismen, die sich mit nichts vergleichen lassen als mit den „Fragmenten" des Novalis. Aber diese Kristallisationen, die bei Novalis fast alles sind, was uns in den Händen geblieben ist, sind hier nur ein Nebenprodukt dieser geistig-organischen Vorgänge. Viel bewundernswerter noch ist das Phänomen, welches sich ergibt, wenn die eingepreßte Gewalt dieser Geistigkeit die lebende Materie vorwärts treibt, wenn Figuren entstehen, deren Getriebenheit uns das Walten des Geistigen mitten im Herzen des Lebens spüren läßt: so ist Claes, der rastlose Sucher des Unbedingten, so ist Louis Lambert, so ist Seraphita. Und so ist, über allem einzelnen, Balzacs Konzeption der Liebe. Seine „Liebe" ist die unvergleichlichste und individuellste Schöpfung. Sie ist ganz Aspiration und zugleich das Medium der geheimnisvollsten Synthese zwischen Geistigem

und Sinnlichem. Sie ist ein geheimnisvolles Phänomen, das ich mit Worten nicht auflösen möchte. Sie nimmt keinen meßbar großen Raum ein in diesem wuchtigen Werk. Und dennoch scheint sie mir das, was wärmt und leuchtet, und ich könnte diese schwere Masse, diese dunkle Menschenwelt, ohne sie mir nicht anders als furchtbar denken.

Hier ist eine Welt, wimmelnd von Gestalten. Es ist keine darunter, so gewaltig empfangen, so vollständig in sich selber, daß sie, gelöst von ihrem Hintergrunde, für sich allein zu bestehen vermöchte, in der unvergänglichen Vollständigkeit ihrer Geste, wie Don Quixote, wie der König Lear, wie Odysseus. Die Materie ist brüchiger, die Vision ist nicht von so strahlender Klarheit, daß Gestalten aus ihr hervorgehen könnten, so modelliert im reinsten, stärksten Licht, wie der Homerische Achilles, wie Nausikaa, oder im zartesten Halblicht, wie Mignon und Ottilie. Alles hängt zusammen, alles bedingt sich. Es ist ihm so unmöglich, das einzelne herauszulösen, als aus einem Gemälde von Rembrandt oder von Delacroix. Hier wie dort liegt das Großartige in einem stupenden Reichtum der Tonwerte, der ab und auf, infinitis modis, wie die Natur selber, eine lückenlose Skala ergibt. Jene Gestalten dort scheinen gelöste schreitende Götter: wie sie entstanden sein mögen, ist undurchdringliches Geheimnis; diese hier sind einzelne Noten einer titanischen Symphonie. Ihre Entstehung scheint uns begreiflicher, wir glauben in unserem Blut die Elemente zu tragen, aus denen ihre finsteren Herzen gebildet sind, und mit der Luft der großen Städte sie einzusaugen. Aber auch hier waltet ein Letztes, Höheres. Wie die Skala von Finsternis zur Helligkeit auf einem Rembrandt nur darin dem irdischen Licht und der irdischen Finsternis gleicht, daß sie lückenlos, überzeugend, absolut richtig ist: aber darüber hinaus ein Namenloses in ihr wirksam ist, das Walten einer großen Seele, die in jenen Visionen selber sich einem höchsten Wesen hingibt, so vibriert hier in den Myriaden kleiner Züge, mit denen eine wimmelnde Welt hingemalt ist, ein kaum zu nennendes Letztes:

die Plastik dieser Welt geht bis zum Überschweren, ihre Finsternis bis zum Nihilismus, die Weltlichkeit in der Behandlung bis zum Zynischen: aber die Farben, mit denen dies gemalt ist, sind rein. Mit nicht reinerem Pinsel ist ein Engelschor des Fra Angelico gemalt als die Figuren in „Cousine Bette". Diesen Farben, den eigentlichen Grundelementen des Seelischen, haftet nichts Trübes an, nichts Kränkelndes, nichts Blasphemisches, nichts Niedriges. Sie sind unverweslich, von keinem bösen Hauch zu kränken. Eine absolute Freudigkeit vibriert in ihnen, die unberührter ist von der Finsternis des Themas, wie die göttliche Freudigkeit der Töne in einer Beethovenschen Symphonie in keinem Moment von der Furchtbarkeit des musikalischen Ausdruckes verstört werden kann.

Balzac

Ein Essay von Wilhelm Weigand

*

Wir sind alle historische Menschen. Wir wissen, daß wir, als Dichter und Denker, immer Ahnen haben, mag auch unsere Zeit, insofern sie in jeder Überlieferung eine Fessel erblickt, jene Geister am höchsten schätzen, die ihrer eigenen Natur alles zu verdanken scheinen. Die Frage, ob es edler sei, als Vollender an der Spitze einer langen Ahnenreihe zu stehen, oder selbst als Ahnherr eines künftigen Geschlechtes aufzutreten, wird nicht nur nach der Leistung, sondern auch nach den herrschenden Ansichten über Kunst und Leben verschiedenartigste Beurteilung erfahren: aristokratische Kulturen, denen der Geschmack ja vielfach mehr bedeutet als eine Laune des einzelnen, überschätzen in der Regel die abschließenden Vollender, weil sie in deren Werken zugleich Gegenwart und Vergangenheit genießen, während demokratische Zeitalter, wie das unsrige, im allgemeinen geneigt sind, die lärmenden Empörer und Neuerer auf den Schild zu heben, weil sie der Zügellosigkeit des einzelnen, der keine Schranke anerkennen will, zu schmeicheln scheinen.

Auch die Formen der Kunst altern und erleiden Umbildungen, in denen die Bedürfnisse des ewig veränderlichen Lebens offenbar werden: Was ist uns heute die Pindarsche Ode oder die klassische Tragödie der Franzosen, insofern sie eine Gesellschaft voraussetzen, deren Wesen wir nur als Erben des historischen Sinnes genießen mögen? Was ist uns die Literaturform des Gesprächs, das nur unter müßigen Athenern blühen oder gesellige Höflinge entzücken konnte, die sich, als zahme Enkel roherer Väter, in feste Schranken fügen und im reizenden Fangballspiele zierlicher oder frecher Gedanken, in einer glücklichen Wendung, in einem scherzhaften Wortspiel, in einem Witz des Augenblicks die seelische Freiheit der Gebundenen genossen, denen auch die höhere Selbstzucht, um der Schönheit ihres Lebens willen, nichts Fremdes sein durfte? Denn alles Schöne ist ein ewiger Kompromiß zwischen Natur und Kultur, ein Grenzphänomen, eine Schöpfung

der Seele, zu deren Trost ein Dichter behauptete, die Linie der Schönheit sei haarscharf und könne nur um tausend Meilen überschritten werden. Denn die Schönheit ist etwas Schwebendes, das nicht den Dingen als solchen anhaftet, sondern ihnen von uns verliehen wird, wobei der einzelne, den der innere Drang zum Künstler macht, jenes Wort eines geistreichen Weltmannes und Einsiedlers, daß alle Schönheit an der Grenze des Übermaßes liege[1], als schmerzlichen Stachel empfinden mag. —

Man kennt das Wort der Frau von Staël: „La littérature est l'expression de la société!" Das will, in einer schlichteren Sprache, sagen: In der Literatur spiegelt sich nur die Gesellschaft wider. Man kann über die Wahrheit dieses Ausspruches, der, was man nicht vergessen möge, eine gesellige Französin zur Urheberin hat, verschiedener Meinung sein, zumal, wenn man in einem unsicheren Kulturkreise lebt, wo alle Kunst auf das Individuum gestellt ist. Für uns Deutsche hat es nur bedingte Geltung, und zum mindesten ist es auffällig, daß eine Schülerin Rousseaus, des ersten Individualisten der neueren Dichtung, in der Literatur die Spiegelung oder den Ausdruck der Gesellschaft sieht: denn, um es gleich zu sagen, die ganze moderne Literatur, als deren problematischer Ahnherr der Genfer Bürger dasteht, ist zugleich mehr oder weniger als dies: sie ist, in den allermeisten Fällen, das Werk von Männern, die ihr Bestes gegeben haben, indem sie sich gegen ihre Umgebung abschlossen oder auflehnten und auch da nur ihr eigenes Ich gestalteten, wo sie die Gesellschaft zu schildern versuchten. Wir Neuern reifen, als Menschen und Schaffende, nur an den Widerständen in Natur und Gesellschaft heran; unser Schaffen ist, in den meisten Fällen, nicht mehr das gesunde Verströmen einer unbändigen Naturkraft, sondern ein Kampf mit der innern oder äußern Form, oder ein Suchen der eigenen Seele nach der Gestaltung ihrer Nöte, und

[1] Briefe eines Unbekannten. Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. 2 Bände. Insel-Verlag, 1910, II, S. 484.

die Werke, die auf diese Weise entstehen, wenden sich an Gleichgestimmte und Verwandte, welche darin nur die Steigerung und Gestaltung eigener Sehnsucht genießen. So wird die Dichtkunst zum Dienste zahlloser Götter mit kleinen Tempeln und Kapellen, von deren Schwelle aus der Blick nur einen beschränkten Kreis umfaßt, und die Bekenner oder, besser, die Gemeinden tragen gerne jenen priesterlichen Hochmut der Erwählten zur Schau, die sich im heimlichen Besitz der Wahrheit wissen und alle Kunstformen, wie sie der breiten Masse zugänglich sind, als unvornehm und unkünstlerisch ablehnen oder, zum mindesten, als problematisch betrachten und ausgeben.

Man denke an den modernen Roman: es gibt wählerische Naturen, die in diesem die eigentliche Kunstform der Demokratie sehen und aus dem Umstand, daß alle Romane, auch die berühmtesten, rasch veralten, auf deren Minderwertigkeit schließen. Und was die aristokratischen Vertreter des fragwürdigen Prinzips „L'art pour l'art" anbelangt, so begründen sie ihre Abneigung schlankweg mit der Behauptung, die Kunstform des Romans sei schon deshalb wenig wert, weil sie jedem Pfuscher gestatte, unter Umständen etwas Bedeutsames vorzubringen. Selbst nachsichtige Ästhetiker erklären: Mit dem Drama oder einem lyrischen Gedicht verglichen, ist der Roman, wie hoch man ihn auch sonst werten möge, auf alle Fälle ein formloses Gebilde; denn das Wesen der Form ist überall, in Natur und Kunst, innere und äußere Notwendigkeit; im Reiche der Form, insofern sie stets etwas organisch Gewordenes bedeutet, gibt es keinen Zufall, und nur wer wirklich keine Ahnung davon hat, was innere und äußere Form bedeutet, kann in dem Roman eine Kunstform sehen, die einem wirklichen Künstler genügen mag. Ja, der Roman ist in mancher Hinsicht die reine Negierung der Kunst, und ein Volk wie die Franzosen, das weiß, was Form ist, hat es daher im allgemeinen stets vermieden, die Romanschreiber unter die eigentlichen Dichter zu rechnen. Denn die Kunst ist und bleibt, was man auch sagen möge, eine besondere Steigerung des Lebens:

sie schafft und bedeutet eine höhere Form oder, wenn man will, einen Bau, den der Mensch, um einem unsterblichen Schönheitsbedürfnis zu genügen, über der Natur errichtet. Der Roman aber erhebt den Anspruch, die ganze Breite des Lebens, mit allen Zufälligkeiten und Absonderlichkeiten, darzustellen, und schon ein solches Unterfangen zeigt, daß seine lärmenden Propheten nicht wissen, was ein literarisches Kunstwerk ist. Schilderung und Analyse, wie sie heute jeder Schnapphahn der Literatur mit mehr oder minder Geschick handhabt, sind doch im Grunde vielfach unkünstlerische Mittel. Man komme uns ja nicht mit den beliebten Hinweisen auf die paar Romane, die nicht der Vergessenheit verfallen sind: der „Don Quixote" steht den Ritterromanen, die er bekämpfen möchte, noch viel zu nahe, um als moderner Roman gelten zu können, und die „Neue Heloise" ist, wie der „Werther", der lyrische Ausbruch eines Genies, das von dem Leben, wie es seine Phantasie träumte, ausgeschlossen war und in der sehnsuchtsvollen Schilderung einer eingebildeten Welt und einer bezaubernden Leidenschaft alles genoß, was ihm die bittere Gegenwart versagte. Das heißt, der Roman ist bei Goethe und Rousseau auf alle Fälle etwas ganz anderes als in den groben Händen der Leute, die ihn zum wirklichen Kunstgebilde erheben möchten: er ist ein bequemes Mittel, das eigene Seelenleben zu gestalten, oder eine notwendige Beichte, deren Bedeutung zunächst gar nicht in der Form, sondern in dem dichterischen Gehalt und der Persönlichkeit ihres Urhebers zu suchen ist.

Wenn ein solcher Beurteiler mild gestimmt ist, fügt er vielleicht noch hinzu: Doch die Menschheit wird stets ihren Märchenerzählern lauschen, mögen diese nun die Wunder von Tausendundeiner Nacht vor dem träumenden Blick aufrollen oder allerlei Abenteuer schildern, wie sie kleinen Seelen auch heute noch überall begegnen können, ob diese nun in einem großstädtischen Hinterhause oder in einem alten Schlosse wohnen. Die Menschen werden stets jener Tröster bedürfen, die der hungrigen Phantasie ihre tägliche Nahrung bieten und die Langeweile, welche jedes

gesättigte Dasein bedroht, dadurch bannen, daß sie, schildernd und erzählend, die wahllos bunte Fülle des Geschehens vorführen und den Leser seiner eigenen Gegenwart entreißen. Dabei ist es im Grunde gänzlich gleichgültig, ob der Erzähler, dem es um seinen Lohn zu tun ist, an einer Straßenecke hockt oder in seiner Dachstube Papier beschwärzt. Das Reich der Kunst ist nun einmal nicht jedem zugänglich, und selbst die willigsten Naturen, auch wenn sie auf Feiertagsschuhen einhergehen, kommen nicht in jene reineren Regionen, wo die Schönheit, als die Vermittlerin des Unnennbaren, den Menschen erhebt und doch mit einer Sehnsucht erfüllt, die dem ewig dunkeln Hintergrund der Dinge zu entquellen scheint. Pulchrum est paucorum! Man muß nicht nur als Künstler, man muß auch zum Genusse der Kunst geboren werden.

Einem solchen Aristokraten der Kunst könnte indessen ein moderner Romandichter folgendes zur Antwort geben: Jede Kunstform hat ihre Geschichte, und der moderne Roman ist, auf alle Fälle, noch zu jung, um, im ganzen, ein derartig absprechendes Urteil zu rechtfertigen. Wir stehen, als Romandichter, dem Ursprung der Gattung noch zu nahe, um überhaupt ein abschließendes Urteil wagen zu dürfen. Und wer möchte leugnen, daß jedes Geschlecht ein Recht auf diejenige Kunstform hat, die ihm die schönste Möglichkeit gibt, sein Wesen frei und klar auszusprechen? Kunstformen wachsen, blühen und sterben, und noch immer ist es dem schöpferischen Geist der Zeiten gelungen, sie mit unsterblichem Leben zu erfüllen und dadurch ihr Dasein zu rechtfertigen. Die griechische Komödie ist nur noch ein historisches Gebilde; aber das Gelächter, das die „Vögel" des Aristophanes begrüßte, ist so unsterblich wie das Lachen der homerischen Götter, die sich an goldenen Tischen von Nektar und Ambrosia nährten. Der Dialog Platos, den ein Moderner mit überreiztem Geschmack kindlich finden mag, ist nicht minder ein Stück Vergangenheit; aber der bunte Gedankengehalt, den der große Schüler der Ägypter darin niederlegte, wirkt auch heute noch mit der eindringlich be-

seligenden Macht alles wahrhaft Lebendigen, und wir alle sind Platoniker, ohne es zu wissen. Auch der Roman, in dem eine demokratische Gesellschaft ihre Kunstform schätzt und überschätzt, wird die ewigen Werke zeitigen, die diese Kunstformen adeln, und was wäre die moderne Weltliteratur ohne den Roman! Die Form ist nichts, der schöpferische Geist ist alles, und eine Kunst wird es geben, solange Herzen schlagen, mögen auch die Raben der mechanistischen Wissenschaft von der fortschreitenden Rationalisierung der Menschheit und dem notwendigen Erlöschen aller bildenden Kräfte fabeln. Wir stehen erst am Anfang einer unendlichen Reihe, — denn was sind ein paar hundert tastende Jahre im Leben des Geistes, der sich, bewußt oder unbewußt, in der Kunst der einzelnen Völker nur individualisiert? Wir selbst sind Ahnen, und dies Gefühl wirkt nicht niederdrückend, sondern erhebend! Wir sehen in der beklagten Formlosigkeit des Romans die schönste Gewähr für seine Dauer, für seine Bedeutung, für seine Entwicklungsfähigkeit und seine Zukunft; denn, um es kurz zu sagen: diese Unform ist biegsam genug, um jeden Gehalt und jede Schönheit in sich aufzunehmen. Der größte Dichter mag sie benutzen, um seine eigene Entwicklung zu schildern; ja, sie bildet im Grunde die einzige Möglichkeit, in breithinströmender Fülle zu zeigen, wie auch das reichste Leben einer auserlesenen Seele zum langsam reifenden Kunstwerk werden kann. Der reine Epiker, der sich mit den blühenden Sinnen eines Gottes am bunten Weltgeschehen freut, kann dieses im Roman in seiner ganzen verwirrenden Mannigfaltigkeit, in seinem ganzen widerspruchsvollen Reichtum fassen und es als rein Schauender vorführen, ohne dabei den lockenden Fährnissen priesterlicher Deuter zu verfallen. Der Moralist kann als Romandichter die innere Bedeutung des fragwürdigsten Daseins darlegen, ohne deshalb zum trockenen Prediger zu werden: denn aus Gestalten und Lebenslagen darf der Sinn des Lebens mit jener geheimnisvollen Deutlichkeit sprechen, die anders wirkt als der rein ästhetische Genuß, der gebildete Sinne und Freiheit des Geistes voraussetzt. Der Philosoph kann

die Beziehungen unserer Seele zu den Mächten, die unser Schicksal bestimmen, erörtern und im Schicksal des einzelnen oder in der Fülle der Gedanken das Walten des Geschickes zeigen, das von Mensch zu Menschen hin Fäden webt und diese auch in ihren Beziehungen zu dem Unerforschlichen zuweilen sichtbar werden läßt. Der Historiker kann das erloschene Leben der Vergangenheit neu erstehen und jene höhere Wahrheit aufleuchten lassen, die dem reinen Geschichtsschreiber, insofern er an das fragwürdige Dokument gebunden ist, für immer unzugänglich bleibt. Der Romantiker kann seine erträumte Welt in den bequemen Rahmen spannen und mit den Gestalten und Spiegelbildern seines Schönheitstraumes als Halbgott und Ironiker spielen, ohne fürchten zu müssen, daß ihm eine derbe Faust die Puppen zerbreche, aus deren Munde tiefsinnige Worte quellen. Der Psychologe mag in den Menschen, die er beobachtet und schildert, nur Seelen sehen, deren inneres Leben er wie ein Räderwerk auseinanderlegt, so daß wir glauben, auf der Bühne dieser inneren Welt vollziehe sich alles, was geschieht, im Lichte eines sicheren Bewußtseins, das in dunkle Tiefen reicht und doch unendliche Klarheit scheint.

Kurz, es gibt kein Gebiet erloschenen oder gegenwärtigen Seins, das der Romandichter nicht ergreifen und darstellen dürfte. Der Dramatiker ist auf die geheimnisvolle Welt des Willens beschränkt; daher gibt es so wenige Dramatiker. Der Romandichter steht mit freieren Blicken vor der verwirrenden Fülle des Geschehens, und wenn er das reine Auge des Künstlers besitzt, wird er mehr als bloßer Märchenerzähler: er wird zum Seher, zum Denker, zum Historiker, in deren Schöpfungen der Geist der Zeit reiner waltet als in dem trüben Leben der Menge, dessen Niederschlag wir in den Zeitungen und den Stimmen des Tages vor uns haben. Ich weiß, daß ich von einem Ideal spreche; aber dieses Ideal hängt nicht allzu hoch in den Sternen, es ist an die Entwicklung einer lebendigen Kunstform geknüpft, und eine solche vollzieht sich, wie gesagt, stets mit der Notwendig-

keit, die ein Naturgebot und zugleich eine Forderung des menschlichen Geistes ist.

Doch auch hier, vor diesem Streit der Meinungen und des Geschmacks, wird es sich empfehlen, nicht allzu lang bei solchen Hoffnungen zu verweilen oder allzu weit in die Vergangenheit zu schweifen, sondern die nächsten Ahnen der neueren Romandichter mit dem ruhigen Auge des Historikers zu befragen. Da fällt es nun zunächst auf, daß sich der Roman, als Literaturgattung, vor noch nicht allzu ferner Zeit keineswegs der ausnehmend hohen Achtung erfreute, wie sie, um ein Beispiel zu wählen, die aristokratischen Kulturen Englands und Frankreichs der gealterten Form der klassischen Tragödie entgegenbrachten. Der Abbé Prévost, dem die Franzosen das vielberufene kleine Meisterwerk „Manon Lescaut" verdanken, oder der prächtige Realist Fielding kannten gewiß nichts von dem modernen Dichterhochmut unserer erfolgreichen Erzähler, die sich zuweilen gebärden, als seien sie Sprachrohre des Unbewußten oder einer Gottheit eigenen Gepräges und eigener Schöpfung. Der umgetriebene Abbé war in den Augen seiner Zeitgenossen, denen Voltaire seine kleinen bosbaften oder auch tiefsinnigen Erzählungen vortrug, nur ein armer und bescheidener Handwerker, und die Engländer Fielding oder Smollet dachten sicherlich nur daran, die vierschrötigen gesunden Landedelleute oder Pächter zu unterhalten, deren derbe Lebensanschauungen sich in den Szenen und Gestalten ihrer Schöpfungen spiegeln. Ich spreche nicht von den beliebten deutschen Romanen, die vor Goethes „Werther" das Entzücken eines armen Volkes bildeten; denn wir haben es mit dem Lebendigen, nicht mit Ruinen zu tun.

Um die Rolle und die Bedeutung des modernen Romans zu verstehen, muß man auf Rousseau zurückgehen. Man denke sich einen Salon des achtzehnten Jahrhunderts, in dem der Geist Voltaires herrscht, lacht, witzelt, spottet; jener prickelnde Geist ohne eigentliche Tiefe, der mit der liebenswürdigsten Grazie eines engen, aber heiteren Horizontes alle Dinge berührt und die genuß-

süchtigen Besucher: Abbés, Edelfrauen, Höflinge, Steuerpächter, Kosmopoliten, Literaten und sogenannte Poeten entzückt. In diesen Salon tritt ein grober und doch empfindsamer Plebejer, ein starker, doktrinärer Geist, ohne den feinen Takt und das ungebrochene Selbstbewußtsein, die den Menschen dieses lichten Raumes zur zweiten Natur geworden sind: ein Mann des Volkes, mit der geheimen Auflehnung des Niedriggeborenen gegen diese glücklichen Leute mit geschwächten Instinkten, die es so gut verstehen, in heiter vergeßlicher Weise von allen geistigen Genüssen nur den Schaum zu nippen; ein Denker, der diese feine, freie, freche Gesellschaft in dem lachenden, schönheitsstrahlenden Rahmen altererbten Besitzes verachtet, obgleich er sich durch die Hälfte seiner Instinkte, die auf das Vornehme zielen, und seines Geistes, der Zuhörer braucht, zu ihnen gezogen fühlt: und man vergegenwärtige sich den Eindruck, den er auf diese glänzenden Kreise machen muß. Die gepuderten, schwatzenden Leute werden ihn mit kühlen Augen prüfen und sehr bald wohl auch Gelegenheit finden, in herablassender Weise zu bemerken, daß der Eindringling eigentlich nicht in diesen Raum gehöre, so gut wie der grollende Plebejer es deutlich fühlt, daß jeder Anblick, Menschen, Räume, Anschauungen, Sitten, sein ganzes Wesen und seine ganze Vergangenheit beleidigt, mögen auch, wenn er erst einmal gesprochen hat, die klügsten unter seinen Zuhörern in ihm einen Fürsten des Geistes erkennen, ihn hätscheln, ihn verwöhnen und als den bezaubernden Propheten jener Zukunft verehren, die sie alle ahnen, wünschen und erhoffen, weil ihnen das lachende Fest des Geistes, wie es aus allen Spiegeln glänzt und schillert, schon längst eintönig geworden ist. In einer wirklich aristokratischen Gesellschaft gibt es kein schönes oder unschönes Vordrängen der Persönlichkeit: da ehrt jeder in dem andern den Gleichstehenden, weil er ihm die schönste Gelegenheit bedeutet, sein eigenes verwöhntes Selbst zu empfinden und zu genießen, und alle besitzen jenen Sinn für Nuancen — man nennt ihn auch Takt —, den ein grobes Wort tiefer verletzt als eine grobe Gesinnung: in den

erlesensten Kreisen des achtzehnten Jahrhunderts genügte ein einziges Wort, um einen Mann zu den „espèces", den namenlosen Leuten, herabzustoßen. Da spricht auch die heißeste Leidenschaft leise und wie unter einem Schleier, der das vernünftige Tier, das animal rationale, als welches der übermutig gewordene Mensch gelten möchte, schöner macht und die Müdigkeit herbstlicher Seelen verklärt. Da ist nach außen hin alles Glanz und Glück, Sinn und Bedeutung, und das Fest des Geistes wandelt einen Kreis leichter Menschen zum flüchtigen Olymp der Zeit, dessen Gelächter die Erinnerung an die edelsten Spiegelbilder verschollenen Lebens weckt. Und nun lese man, im Hinblick auf diese glänzende Gesellschaft, die berühmte Eingangsstelle der „Selbstbekenntnisse" Rousseaus:

„Ich wage etwas, das niemals seinesgleichen hatte und keinen Nachahmer finden wird. Ich will meinesgleichen einen Mann in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mann werde ich sein. Ich allein! Ich fühle mein Herz, ich kenne die Menschen. Ich bin wie keiner von denen, die ich gesehen; ich wage zu glauben, wie keiner von allen, die da leben. Bin ich nicht besser, so bin ich wenigstens ein anderer. Ob die Natur wohl oder übel getan, die Form zu zerbrechen, in die sie mich gegossen, wird man nur beurteilen können, nachdem man mich gelesen. Erschalle die Posaune des Letzten Gerichts, wann sie wolle! Mit diesem Buche in der Hand komme ich und stelle mich dem obersten Richter. Laut werd ich sagen: Das ists, was ich getan, was ich gedacht, was ich gewesen. Mit gleichem Freimut habe ich das Gute und das Böse bekannt. Ich habe nichts Schlechtes verschwiegen, nichts Gutes hinzugefügt: ... Ich habe mich gezeigt, wie ich war: verächtlich und gemein, gut, großmütig, erhaben, wenn immer ich es gewesen; ich habe mein Inneres enthüllt, so wie du es selbst gesehen, ewiges Wesen. Versammle um mich die unzählige Menge von meinesgleichen; sie mögen meine Bekenntnisse hören, über meine Unwürdigkeiten seufzen, über mein Elend erröten! Entblöße ein jeder von ihnen ebenfalls

sein Herz mit gleicher Aufrichtigkeit vor den Füßen deines Thrones, und wage es dann ein einziger zu sagen: Ich war besser als dieser Mann da!"

So etwas hätte Voltaire nie geschrieben, von der rhetorischen Form ganz abgesehen, die dem Patriarchen, als dem Meister höfischen Stils, zu jeder Zeit gegen den Geschmack ging. Entweder hatte Rousseau keine Ahnung von dem Gefühl des Lächerlichen, und dies zu einer Zeit, da es in Frankreich noch töten konnte, — oder er litt an Größenwahn, als er die Posaune des Letzten Gerichts in den schönsten Herbst einer leichtfertigen Welt hinein erklingen ließ.

Und dieser Mann schildert in seinen „Confessions", die man sehr wohl als den Roman eines brüchigen Lebens betrachten kann, nicht nur die kleine Welt, der er entstammt: er ist auch der Ahnherr der modernen Romandichtung. Die „Neue Heloise" ist zwar ein Roman in Briefen, der auf Vorbilder wie die „Clarisse Harlowe" Richardsons zurückgeht; aber der Gehalt des Werkes ist so groß, daß er zum erstenmal die Ahnung einer ungeheuren Entwicklung nahelegt: es enthält nicht nur die lyrischen Bekenntnisse zweier Seelen, sondern zeigt auch die Welt, in der sie leben: die herrliche Landschaft, auf deren Hintergrund ihr Glück und ihr Schicksal erblüht, und die häusliche Umgebung, in der sie sich, duldend und handelnd, bewegen. Wir erleben ein ganzes Schicksal, mag auch der kritische Betrachter an der Unnatur oder dem Überschwang der Gefühle Anstoß nehmen und in den Gestalten des Romans nur die fragwürdigen Geschöpfe eines kranken Dichters sehen, der sein Ich mit der schamlosen Unbefangenheit eines Genies zur Schau gab und gerade dadurch zum Stammvater eines zahllosen Geschlechtes wurde, wie es heute noch die Welt des Geistes durch seine romantischen Ergüsse laut und lärmend macht.

Wenn ich einen Roman lese, kann es mir einfallen, auch gleich den idealen Leser dazu zu träumen, wie ihn sich jeder Dichter wünschen mag. Ich sehe hinter einer witzigen Erzählung Voltaires

einen ganz bestimmten Kreis, der mit dem Hofe in Verbindung steht und jede Zurückhaltung zu würdigen weiß: gebildete Edelleute und galante Damen, Fürsten und Prälaten, denen man in einer Andeutung alles sagen kann, weil ihr Geist auf altgewohnten Bahnen wandelt und jedes Übermaß verabscheut; Männer und Frauen, die jede Beziehung zwischen den Dingen und Ideen leicht erfassen und sie in einem Witz oder einer Wendung mit dem Übermut der Götter genießen; Freche und Genüßlinge, die an einem reich besetzten Tische schmausen und wähnen, das lachende Gelage, das oft genug in einer philosophischen Orgie endet, müsse ewig dauern: kurz, eine aristokratische Gesellschaft, die selbst in der Enthüllung der Widersprüche, wie sie zwischen diesem Dasein und der wirklichen Natur klaffen, noch eine Möglichkeit findet, den heitersten Lebensgenuß zu steigern. Ein solcher Kulturadel ist nur in den Augen der Betrachter gerechtfertigt, die der Aristokratie die Rolle zuweisen, das Leben in Schönheit zu gestalten. Der frechste Teil dieses Kreises, der in einem Agrarlande vom Schweiße des Volkes lebt, mag sich übrigens mit der Zeit nach anderen Spiegelungen seines Daseins sehnen und nach den schlüpfrigen Erzählungen Crébillons oder der anderen kleinen Erzähler greifen, die das schön geschminkte Laster mit ihren philosophischen Witzen würzen und damit hinter den verschlossenen Türen der „kleinen Häuser" ⟨petites maisons⟩ ihre höchste Wirkung erzielen. Aber schon die eigentlichen Leser Diderots, in dem so viel gärte und nach Ausdruck rang, sind von anderem Schlage. Zwar hat es auch Diderot, der dem Bürgertum entstammt, als Erzähler nur mit dem Individuum zu tun, das seinen sichern Platz in einer sichern Welt einnimmt. Wir brauchen auch bei ihm nicht zu fragen, wie eine Romanpersönlichkeit entsteht: ein Chevalier ist ein Chevalier, das heißt ein Gesellschaftsmensch mit einer vielfach recht unpersönlichen Weltanschauung, der von seinen Renten oder einer hübschen Sinekure lebt, den Zierdegen locker in der Scheide trägt und sich als Sinn der kleinen oder großen Welt betrachtet. Wir erfahren

durch eine Erzählung, in der das leichte Leben der Zeit perlt, nichts von dem Kampfe ums Dasein, wie er unter der Herrschaft des Kapitals zur Notwendigkeit wird, und wenn der Held in den Schlamm der Gosse fällt, verliert er noch nicht den Zusammenhang mit seiner Kaste: so handelt es sich denn auch hier, in dieser aristokratisch aufgeputzten Welt, meistens nur um reine oder unreine Seelenprobleme, des cas de conscience, wie sie mit der übermütigen Kultur der Aufklärung zusammenhängen. Aber die Leser, die Diderot mit ganzer Seele genießen, tragen doch ein anderes Herz im Busen als Voltaire und seine Leute: sie heißen Lessing oder Julie Lespinasse, und sie verstehen, warum der Volksmann Diderot in dem „Neffen Rameaus" eine lebendige Gestalt hinstellen konnte, die, als Typus, in eine ganz andere Welt zu gehören scheint. Um zu ermessen, was die Erzähler dieser Zeit sind, oder besser, was sie nicht sind, muß man die Kultur des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich mit dem Auge eines Historikers betrachten, dem nicht die Aufklärung allein der Betrachtung wert ist, sondern die ganze verwirrende Fülle des Lebens offen daliegt.

Man kann das Wesen der Aufklärung in dem Versuche sehen, alle Dinge, das Werdende und das Gewordene, vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen und den neuen Menschen, in dem der Denker nur ein animal rationale sieht, zum überlegenen Richter des Daseins zu machen. Die Aufklärung räumt auf mit einem Erbe, das gereiften Vernunftwesen nicht mehr genügen kann, und die lebensfreudigste Stimmung äußert sich in einer Weise, die den Gedanken an die rhythmische Bewegung alles Geschehens neue Nahrung gibt: der künstlerische Trieb tritt nun vor der Verstandestätigkeit zurück, — die Kunst ist nicht mehr, wie zur Zeit der Renaissance, ein Mittel, das Leben zu erfassen und in höchstem Sinne zu betätigen, sondern nur leichter Schmuck eines glänzenden Daseins, dem der Tag alles bedeutet. Die Phantasie verliert ihren dämonischen Charakter; sie wird unheroisch, ob sie nun den Dichter gängelt oder die Hand des bildenden Künstlers führt. Dem Menschen der Aufklärung erscheint

die Welt als ein Feld ungeheurer Geistestätigkeit oder eine lachende Gelegenheit zum Genusse, der von der allgemeinen Zeitstimmung seine Farben borgt und keine Bedenklichkeiten kennt. Dieses Leben, das alle Dinge erklären und durch Begriffe meistern will, ist Gegenwart, wie es sich für unhistorische Geister ziemt, die das Maß alles Menschlichen in sich tragen, mögen sie nun als Denker Stimmung und Erkenntnis der Zeit fördern oder, als rein Genießende, den Tag und seine Fülle pflücken. Aber die Gleichförmigkeit dieser Weltanschauung, die einer einseitigen Betrachtung des Menschen entquillt, verdeckt nur die bunte Fülle eines chaotischen Daseins, das zugleich greisenhaft und jung anmutet: denn das Jahrhundert, das Goethe das Säkulum des Geistes und Michelet „le grand siècle" genannt hat, offenbart sein eigentliches Wesen in der Art, wie es mit einem Erbe fertig wird und einen neuen Menschen in die Weltgeschichte einführt. Verstand und Gefühl sind die Pole eines ganz neuen Lebens, und wo sie Wesen und Wirken in verschiedenen Individuen beherrschen, offenbart dieses seine Gegensätze in tausenderlei Stimmungen und Launen, die selten zu reiner Schönheit werden. Was dem Urheber eines Gedankens reines Glück bringt, wird dem Nachdenker in anderer Weise zum Schicksal, indem es seinen Gefühlen oder Instinkten eine bestimmte Richtung gibt.

Alles ist im Fluß und alles im Werden. Gellender Spott, wie ihn die Verderbtheit alter Kulturen gebiert, mischt sich in Frankreich der begeisternden, freudigen Zuversicht junger und alter Herzen, denen ein klarer Verstand die schönste Zukunft verheißt. Der frechste Zynismus der Sitten verträgt sich mit dem Gefühl stillster Aufopferung und liebenswürdigster Treue: man begeistert sich für Vernunft und Tugend und frönt jeder Ausschweifung, und der Sarkasmus der Spötter und Psychologen vermag weder die empfindsamste Naturschwärmerei, noch die weinerliche Sentimentalität der müßigen Gesellschaft zu ertöten. Die bewundernde Nachsicht für das kraftstrotzende Abenteurertum Casanovas, der allerdings, was man nie vergessen möge,

aus einer älteren, sinnlicheren Kultur kommt und als Italiener für die unbedenkliche Lebenslust der ganzen Zeit zeugt, ist stärker als der Ahnenstolz der müßigen Adelsgeschlechter. Millionen hungern, während die Schönheitskomödie der Gesellschaft, von Versailles nach Paris, der Vaterstadt Molières, herüberspringt und in ihrer Vollendung selbst die Blicke der europäischen Fürsten auf sich zieht. Philosophen und Nationalökonomen erglühen von heiligem Eifer für die natürlichen Rechte einer erträumten Menschheit und verschmähen es nicht, ihr Denken einem neugierigen Kreise mundgerecht zu machen, in dessen Mitte die kühnsten und ausschweifendsten Gedanken zur Konversationsmünze herabsinken und die freigeistigen Abbés, als „maîtres de plaisir", das gallische Lachen Lafontaines pflegen. Aberglaube und Scharlatanismus — man denke an den Grafen Saint-Germain und an Cagliostro — vertragen sich vortrefflich mit allgemeiner Begeisterung für Aufklärung und Wissenschaft, für Tugend und Menschenwürde. Wenn die Fähigkeit, viele Widersprüche zu ertragen, zu den Kennzeichen eines aufsteigenden Lebens gehört, so darf sich dieses chaotische Jahrhundert den größten Zeiten der Geschichte zur Seite stellen. Und dieses verstandesmäßige, zärtliche, begeisterte, modetolle Säkulum endet mit der ungeheuersten Revolution, deren Greuel mit den schönen Phrasen über Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zugedeckt, ja beschönigt werden: es ist das Jahrhundert der Gegensätze, das Jahrhundert Voltaires und Rousseaus, die nicht nur als Pole gallischen Geisteslebens, sondern auch als Menschheitvertreter gelten mögen.

Was gewahren wir nun von der Fülle dieses ausschweifenden Lebens, wenn wir den französischen Roman des achtzehnten Jahrhunderts betrachten? Nicht allzuviel: wir müssen, um dieses Dasein in seiner berauschenden Mannigfaltigkeit zu erfassen, nach den Memoiren und Briefen, nach philosophischen Abhandlungen, nach Broschüren und Liedersammlungen greifen. Die Romane dieser Zeit haben, als Spiegelung der Sitten, nur einen ganz beschränkten Wert, weil sie nur den abstrakten Menschen oder

einige Vertreter einer bevorrechteten Menschenklasse schildern, die wir überdies aus ihren Denkwürdigkeiten oder Briefen viel besser kennen lernen können.

Dies alles ändert sich von dem Augenblick an, da Rousseau in die Literatur eintritt: er ist nicht nur der erste Plebejer, sondern auch der erste Individualist der neueren Literatur. Auch Michel Montaigne ist ein souveräner Ichmensch; aber er lebt und schreibt in vollkommener Harmonie mit der Umgebung, die ihn trägt und sein Schicksal in sich schließt. Rousseau jedoch wird sich seines Wesens erst an dem Gegensatz der Umgebung bewußt, in der er leben muß: er ist der erste polemische Literaturmensch und, als Dichter, der Schöpfer jenes Ichromans, den jeder, wenn er ehrlich sein will, nur einmal schreiben kann. Dieser Ichroman kann nur insofern als Dokument oder Denkmal einer Zeit gelten, als er eine Persönlichkeit vorführt: auch die geistigen Söhne Rousseaus waren, wie ihr Ahnherr, viel zu eitel, als daß sie der Umgebung eine objektive Bedeutung zugestanden hätten; jene hat für sie nur insofern Wert, als sie ihre Entwickelung hemmt oder steigert. Wir werden von nun an von den Werken immer wieder auf deren Urheber verwiesen: Werther ist Goethe und Chateaubriand René, und nur wenn wir, als Literaturleute, die Persönlichkeit des Dichters kennen, erschließt sich uns die volle Bedeutung des Werkes, das nun auf einmal nach zwei Seiten hin gewürdigt sein will: als losgelöste reine Schöpfung und als mehr oder minder verhüllte Beichte, deren Zweck es ist, die Unvergleichlichkeit oder Absonderlichkeit eines auserwählten Menschen darzutun. Goethes „Werther" steht, als Dichtung betrachtet, unendlich hoch über der „Neuen Heloise"; aber wir dürfen sagen, daß er ohne diese nicht entstanden wäre: selbst die herrliche Sprache zeigt noch jene flutende Gefühlsrhetorik, deren Eindringlichkeit den Erfolg Rousseaus zu einem europäischen Ereignis machte. Der Roman in Briefform ist übrigens keiner besonderen Entwickelung fähig: seine einzelnen Typen sind und bleiben Spiegelungen einzelner Seelen, die mehr oder minder von ihrer Umgebung

abhängen und die Erzählung zu einer vertraulichen Beichte oder zu einem reinen Sittendokument machen.

Wo das Individuum zum Mittelpunkt einer Welt wird, gedeiht der Bildungsroman: denn die Persönlichkeit, die vor ihrem eigenen Wachstum Ehrfurcht empfindet, darf sich fragen, wie und wann sie zur menschlichen oder künstlerischen Reife gelangte, und wenn ein Epiker zu den Ichmenschen gehört, der sein Selbst auch im Wirbel und Wesen der Welt sucht und genießt, wird er notwendigerweise dazu gelangen, die Entwickelung seines Talents oder seiner Persönlichkeit zu gestalten. Goethe selbst hat seine Dichtung eine ungeheure Konfession genannt: auch seine Romane, so sachlich und rein episch sie sich geben, gehören zu dieser Beichte einer beispiellosen Entwickelung, die allerdings nur im „Faust" und in der Lyrik jene höchsten Äußerungen erreichte, deren Wirkung ungleich mächtiger ist als der wundersame Gehalt und die abgeklärte Darstellung im „Wilhelm Meister" oder in den „Wahlverwandtschaften". Auch der „Wilhelm Meister" ist eine Frucht der Zeit; aber der Dichter, der als bewußter Bildner seiner eigenen Persönlichkeit zum edelsten Vertreter der modernen Kultur wurde, ging keineswegs darauf aus, das deutsche Leben der Zeit in Mannigfaltigkeit und Breite zu gestalten. Die Welt, in der ein deutscher Bürgersohn sich damals frei entfalten konnte, war beschränkt, und es ist kein Zufall, daß der Bürgersohn Goethe die Kreise der Schauspieler wählte, um seinen Helden am Leben und durch das Leben heranreifen zu lassen. Wir wissen aber auch, daß schon die Zeitgenossen gegen diese Wahl allerlei vorzubringen hatten: denn diese kleine Welt der Komödianten hatte zu der werdenden Kultur, die in Goethe ihren unsterblichen Vertreter preist, nur insofern Beziehung, als sie das Drama betraf, und Goethe war keine tragische Natur, ja nicht einmal, vom höchsten Maßstab aus gemessen, ein Dramatiker. So ist denn auch die Romanwelt Goethes in mancher Hinsicht etwas Abgezogenes, und ihre lebensvollen Gestalten schweben, wie bei so vielen deutschen Dichtern, leicht über der mütterlichen

Erde? Woher kommt Philine? Woher stammen diese merkwürdigen Edelleute, die mit den Schauspielern verkehren? Welche Erziehung hat jeder einzelne genossen? Welche Einnahmen, auf Heller und Pfennig, haben sie? Wie leben sie im großen und ganzen? Der Fragende erfährt nur Allgemeines und Unzulängliches, und ein moderner Realist mag hier leicht zum Kritiker werden und Menschen verlangen, die einem ganz bestimmten Boden entsprossen sind, weil er weiß, daß jeder einzelne irgendwo wurzeln muß, um sein Schicksal, duldend oder widerstrebend, zu erleiden. Aber dieser große Bildungsroman, der Schiller und den Romantikern als höchste Kunstleistung galt, ist uns etwas ganz anderes als den Zeitgenossen: wir betrachten ihn als Dokument eines unvergleichlichen Lebens, dessen Bekenntnisse auch da noch aufs tiefste ergreifen, wo wir den Dichter im Banne einer altmodischen Technik gewahren, die manchmal, um ganz offen zu sein, unleidlich wirkt. Daher berühren die Erinnerungen an die Kindheit des Helden, in dem Goethe sein geliebtes dramatisches Ebenbild vorführt, am lebensvollsten, während der Widerspruch zwischen der Weisheit des Helden und seinen Taten die Kluft erkennen läßt, die zwischen der Bildung der Gestalt und der ihres Schöpfers klafft. Über die Möglichkeiten, welche die Kunstform des Romans bot, war sich Goethe übrigens vollkommen klar, indem er bekannte: „Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das vor unseren Augen vorbeizieht, wäre auch an sich etwas, ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist." Aber sein Roman ist doch nicht die Vorführung des Lebens um des Lebens willen, sondern eine Gelegenheit, die unvergleichliche Allanschauung des weisen Dichters in einem Rahmen zu fassen: der Gehalt spricht sich denn auch unmittelbar und rein aus, und auch die Gestalten sind vielfach nur Mittel zu diesem Zweck, der später, in den „Wanderjahren", alles überwuchert und den künstlerisch empfindenden Leser zwingt, das herrlichste Vermächtnis des klarsten Geistes, den die neuere Welt gesehen, losgelöst von dem mangelhaft geformten Gebilde zu genießen.

Aber wie man auch über die Darbietung dieses ungeheuren Gehaltes denken möge: die Umgebung, in der die Gestalten des „Wilhelm Meister", wie auch der „Wahlverwandtschaften" leben und weben, ist die Gesellschaft vor der Französischen Revolution, das heißt vor dem weltgeschichtlichen Aufstieg und Sieg des Bürgertums, das in der größten Gestalt der neueren Geschichte, in Napoleon, nur einen Vollstrecker seines Willens und seiner Bestrebungen sah und — verkannte. Man kennt die Stellung Goethes zur Französischen Revolution; man weiß auch, wie der Frankfurter Patriziersohn, der an einem kleinen Fürstenhofe die Möglichkeit freien Wirkens und innerer Bildung fand, über die geschichtliche Gliederung der Stände dachte, indem er meinte, dem Bürgerlichen stehe nichts besser an als das reine, stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen sei. Die sozialistischen Theorien in den „Wanderjahren" zeigen zwar, mit welch feinem Ohr der Seher Goethe auf die geheimen Regungen der Zeit horchte; aber die kleine Musenstadt, wo der Dichter wirkte, lag nicht in jener Welt, wo der Kampf um die Vorherrschaft des dritten Standes ausgefochten wurde: in Frankreich hat das Bürgertum sehr frühe seine Laufbahn und seinen Aufstieg begonnen; in Frankreich hat sich die verbürgerlichte Gesellschaft, der das Erbe der Revolution zufiel, in einer Weise ausgelebt, wie sie im übrigen Europa gar nicht möglich war; und in Frankreich hat diese Gesellschaft den Schilderer oder, wenn man will, den Dichter gefunden, in dem sie, als geschlossener Organismus, weiterleben wird.

2

Honoré de Balzac wurde am 21. Mai 1799 in Tours geboren, wo sein Vater Bernhard Franz Balzac den Posten des Spitalverwalters bekleidete. In späteren Jahren pflegte sich der Romandichter viel darauf zugute zu tun, daß er zu den Landsleuten des Rabelais gehörte, und seine „Contes drolatiques", in denen er den zügellosen Meister der französischen Satire nachzuahmen suchte, sind mehr als die Laune eines echt gallischen

Künstlers: sie sind vor allem das übermütige Bekenntnis einer recht irdischen Weltanschauung, die auf einen verehrten Ahnherrn zurückgehen und die Freiheiten einer mehr als üppigen Phantasie aus der Natur des Volksstammes, der die Touraine bewohnt, erklären möchte. In Wirklichkeit aber gehörte Balzac seiner Abstammung nach keineswegs zu den Eingeborenen dieser Provinz: sein Vater war der Sohn eines südfranzösischen Kleinbauern und stammte aus dem Weiler La Nougairié bei Lanezac, in dem heutigen Departement Tarn. Der Name der Familie, deren Stammhaus, eine armselige Hütte aus Stein, noch steht, lautete ursprünglich Balßa (auch Balsas oder Balsa), und erst der Vater des Romandichters modelte ihn um. Als sein Sohn, nach der Julirevolution, die Partikel annahm und sich den Spott der Zeitungen und übelwollenden Kritiker zuzog, suchte er seine Zugehörigkeit zu dem altfranzösischen Adel darzutun, indem er frischweg behauptete, er entstamme einer altgallischen Familie, die schon im fünften Jahrhundert in der Nähe des kleinen Städtchens Balzac ein Kloster gegründet und den Namen Balzac durch den Wandel der Zeiten hindurch behalten habe.[1] Das alles entspricht in keiner Hinsicht der Wahrheit, wenn auch die Umgebung, in der Honoré aufwuchs, dazu beitragen mochte, seine Adelssucht zu nähren. Vielleicht mochte auch die Tatsache, daß der adelige Schöngeist und Sprachreiniger Jean Louis Guez de Balzac (1597–1654), der Zeitgenosse und Günstling Richelieus, diesem Namen dauernden Ruhm im Kreise des französischen Schrifttums gesichert hatte, dazu beitragen, die Freude des Romandichters an dem klangvollen Adelsnamen zu erhöhen. Auch über seinen Vater pflegte Balzac allerlei vorzubringen, was nicht ganz der Wirklichkeit entsprach. Bernhard Franz Balzac hatte während seines langen Lebens – er war am 22. Juli 1746 geboren[2] und starb 1829 in Paris – niemals den Versuch

[1] Œuvres complètes de Honoré de Balzac: Historique du procès auquel a donné lieu „Le Lys dans la Vallée", XXII, p. 441. –
[2] Sein Geburtszeugnis hat der Archivist des Departements Tarn,

gemacht, für adelig zu gelten: alle Familienurkunden und Todesanzeigen, die wir kennen, zeigen keine Spur von der Partikel. Seine älteste Tochter behauptet[1], er sei vor der Revolution Advokat des Staatsrates ⟨grand conseil du Roi⟩ unter Ludwig XVI. gewesen, während ihn sein Sohn zum Sekretär dieser Körperschaft macht.[2] In der Tat hat Bernhard Franz Balzac den Heiratsvertrag seiner ältesten Tochter Laura am 18. Juni 1819 als „secrétaire au conseil du Roi" unterzeichnet.[3] Aber der „Almanach royal", der alle Beamten des ancien régime verzeichnet, erwähnt seiner nicht in dieser Eigenschaft, und auch unter den Advokaten des Königreiches wird Bernhard Balzac nicht angeführt. Dagegen steht er im „Almanach national", der während der Revolution herauskam, als „homme de loi": er war unter der Schreckensherrschaft Beamter der Stadtgemeinde Paris und gehörte dem Generalrat der Kommune, Abteilung für Menschenrechte, an. Balzac pflegte seinen Vater gern als unbeugsamen Royalisten hinzustellen, und wir begreifen, daß dieser in späteren Jahren nicht gerne an seine Rolle während der Revolution erinnert sein mochte. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß seine Kinder gar keine Ahnung von seiner Vergangenheit als Revolutionsmann hatten. In der Familie Balzac erzählte man sich, er habe sich durch den Versuch, einige Adelige der Guillotine zu entziehen, Robespierre verdächtig gemacht und wäre unter das Fallbeil der Guillotine geraten, wenn ihn nicht ein Mitglied des Konvents an die Grenzen, zur Nordarmee, geschickt hätte, wo er eine Stelle in der Militärverwaltung fand. Im Jahre 1797 vermählte sich der Einundfünfzigjährige mit der

Ch. Portal, in der „Correspondance historique et archéologique" vom 25. August 1896 veröffentlicht. Abgedruckt in Ed. Biré: Honoré de Balzac ⟨Appendice sur les ancêtres de Balzac⟩, p. 318.

[1] Balzac, sa vie et ses œuvres, par Mme. L. Surville, p. 6. Das kleine Schriftchen dient jetzt als Einleitung zur „Correspondance" Balzacs ⟨Œuvres complètes, XXIV, p. I–LXXIX⟩. — [2] Historique du procès etc. ⟨Œuvres, XXII, p. 442⟩. — [3] Geneviève Ruxton, La Dilecta de Balzac ⟨Paris 1809, Plon⟩, p. 34.

Tochter eines seiner Vorgesetzten, einem Fräulein Laure Sallambier, die zweiunddreißig Jahre jünger war als er.[1] Balzacs Mutter war eine hübsche, vermögende Pariserin, und man wird gut tun, nie zu vergessen, daß der große Romandichter der Ehe eines Gaskogners und einer Pariserin entstammt. Im Jahre 1798 wurde Bernhard Balzac nach Tours als Verwalter des dortigen Spitals versetzt, welche Stellung er zehn Jahre lang bekleidete; 1808 wurde er zum zweiten Adjunkten des Bürgermeisters ernannt, als welcher er sechs Jahre lang tätig war. Der Spitalverwalter Balzac war eine Kraftnatur, die in mancher Hinsicht an seinen Sohn erinnert: er selbst pflegte zu erzählen, daß er in seiner Jugend, als Schreiber bei einem Sachwalter, beim Zerlegen eines Rebhuhns an der Tafel seines Herrn das Huhn, die Platte und das Tischzeug mit einem einzigen Messerzug durchschnitten habe. Als echter Gaskogner war er unerschöpflich an Schnurren und Einfällen, an Projekten und Theorien: seine Behauptung, er habe in der Sammlung der französischen Adelsurkunden, dem „Trésor des Chartes", den Beweis für den adeligen Ursprung seiner Familie entdeckt, ist vielleicht nur die Laune eines Augenblicks, der Honoré mit der Gläubigkeit eines Kindes zuhörte. Er scheint viel über Erziehung nachgedacht zu haben: in einem Briefe an Frau Hanska gedenkt Balzac dieser Theorien, nach denen die Erziehung vor der Geburt beginnen müsse.[2] Er hatte einen Teil seines Vermögens in einer Leib-

[1] Balzac behauptete, wohl einer Theorie zuliebe, sein Vater sei neunundfünfzig Jahre alt gewesen, als er zur Welt kam. Phantasiemenschen pflegen es mit der Wahrheit nicht genau zu nehmen. (Vgl. Briefe an die Fremde, Insel-Ausgabe, I, S. 279. Lettres à l'Étrangère, Brief vom 27. März 1836.) — [2] „Es gibt wenig Väter, die sich die Mühe geben, über ihre Pflichten nachzudenken. Mein Vater hatte bedeutende Studien über diesen Gegenstand gemacht; er hatte sie mir frühzeitig mitgeteilt — (ich meine deren Ergebnisse) — und ich habe feste Ansichten, denen die ‚Physiologie der Ehe' entstammt, ein Buch, dessen Tiefe größer ist als sein Spott und seine Leichtfertigkeit, das aber in meinem großen Werke über Erziehung in weiterem Sinne, die ich vor die Zeugung ver-

rentengesellschaft zum Besten der Überlebenden ⟨tontine Lafarge⟩ angelegt und schwelgte jahrelang im Genusse der Millionen, die ihm zufallen mußten, da er davon überzeugt war, zum mindesten ein Alter von hundert Jahren zu erreichen. Auch Balzac war der Meinung, daß ihm, als dem Sohne eines solchen Vaters, ein hohes Alter beschieden sei. In seinen Mußestunden pflegte Bernhard Balzac zu schriftstellern: bei dem Verleger Mame in Tours, der später auch einige Schriften seines Sohnes herausgab, ließ er ein paar Broschüren erscheinen.[1] Balzacs Mutter, die bei ihrer Verheiratung zwanzig Jahre alt war und ihren Sohn um drei Jahre überlebte, war von einem ganz andern Schlag: eine kleine, leidenschaftliche, reizbare Pariserin mit einem nüchternen, echt französischen Verstand, der in ihren späteren Lebensjahren Gelegenheit finden sollte, sich rettend und helfend zu betätigen und zu bewähren. Einzelne Kritiker haben die unglückliche Mischung im Charakter Balzacs auf die Verschiedenheit der Eltern zurückzuführen gesucht. Jedenfalls war die auf-

lege, seine Ergänzung finden wird; denn das Kind ist schon im Vater vorhanden. Ich bin, wie meine Schwester, ein mächtiger Beweis für die Richtigkeit der Grundsätze meines Vaters. Er war neunundfünfzig Jahre alt, als ich geboren wurde, und dreiundsechzig, als meine Schwester auf die Welt kam. Nun aber wären wir beide fast der Mächtigkeit unserer Lebenskraft zum Opfer gefallen, und wir haben Hundertjahrkonstitutionen. Ohne diese gewaltige Lebenskraft, die mir mein Vater vererbte, wäre ich der Last meiner Schulden und Verpflichtungen erlegen." ⟨Lettres à l'Étrangère, I, p. 317. Briefe an die Fremde, Insel-Ausgabe, I, S. 279.⟩

[1] Histoire de la rage et moyen d'en préserver, comme autrefois, les hommes et les délivrer de plusieurs malheurs attaquant leur existence. — Mémoires sur les scandaleux désordres causés par les jeunes filles trompées et abandonnées dans un absolu dénuement, et sur les moyens d'utiliser une portion de population perdue pour l'Etat et très funeste à l'ordre social. — Mémoires sur les moyens de prévenir les vols et les assassinats et de ramener les hommes qui les commettent aux travaux de la société et sur les moyens de simplifier l'ordre judiciaire. — Mémoires sur deux grandes obligations à remplir par les Français.

geregte, überreizte Frau der Verstand in der Familie, obwohl ihr Sohn, der unter ihrem Wesen viel zu leiden hatte, stets der Meinung war, er habe seine Phantasie, die sein Schicksal wurde, von seiner Mutter geerbt.[1] Tatsache ist, daß auch Balzacs ältere Lieblingsschwester, Frau Laura Surville, und sein jüngerer Bruder Henri äußerst lebhafte Phantasiemenschen waren: dieser Bruder wanderte nach den französischen Kolonien aus, kam mit einer sehr exotischen Frau zurück und ging wieder über See, wo er starb. Er war das Lieblings- und Sorgenkind seiner Mutter, der er unendliches Leid verursachte[2], während sie ihren ältesten Sohn, nach dessen eigenstem Geständnis, mit unverhohlener Abneigung behandelte.

Balzac pflegte später seine Jugend nicht in dem rosigen Schimmer zu sehen, der sonst auf den Tagen der Kindheit liegt. Der Sitte der Zeit gemäß wurde er gleich nach seiner Geburt zu einer Amme aufs Land getan, wo er die ersten drei Jahre seines Lebens verbrachte; 1807 kam er in das Kollegium zu Vendôme, das von Oratorianern in altklösterlichem Stil, halb militärisch und halb kirchlich, geleitet wurde. Die Schüler waren gezwungen, auch ihre Ferien in dem alten Kloster zu verbringen, und konnten erst nach Vollendung ihrer Studien in das Elternhaus zurückkehren, das Balzac in der Tat während der sechs Jahre, die er auf der alten Schule verbrachte, nicht ein einziges Mal zu sehen bekam. Die Hausordnung der Anstalt, die, außer dem Schulbau, eine Kapelle, ein Theater, eine Bäckerei, Gärten

---

[1] „Pauvre mère! Cette imagination qu'elle m'a donnée, la jette perpétuellement du Nord au Midi et du Midi au Nord: de tels voyages fatiguent; je le sais aussi, moi!" (Correspondance, p. 129.) —

[2] „Die Person, die bei meiner Mutter weilt, teilte mir im Vertrauen mit, daß meine Mutter, wenn nicht sofort etwas geschähe, zugrunde gehen oder vor Kummer verrückt würde. Mein Bruder, ein in jeder Beziehung unfähiger Mensch, wollte sich, da er nicht mehr aus noch ein sah, in der Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf schießen, anstatt zu versuchen, etwas Vernünftiges anzufangen." (Briefe an die Fremde, Insel-Ausgabe, I, S. 227. Lettres à l'Étrangère, I, p. 259.)

und Wasserläufe einschloß, war ziemlich streng: Beichte, Prügelstrafe, die „ultima ratio Patrum", und Karzer waren nicht selten. Für diese Strenge entschädigten der große Garten, wo jeder Schüler sein Hüttchen und seinen Taubenschlag besaß, die öffentlichen, ziemlich theatralischen Preisverteilungen und Theatervorstellungen, und die vortreffliche Verpflegung.[1] Nach der Schilderung, die Balzac von seinem Ebenbild Louis Lambert entwirft, scheint er sich selbst als Wunderkind betrachtet zu haben: „Im Alter von zwölf Jahren hatte sich seine Phantasie — durch die fortwährende Übung seiner Fähigkeiten angespornt — in einem Grade entwickelt, daß sie ihm erlaubte, von Dingen, die er nur durch Lektüre wahrgenommen hatte, so genaue Vorstellungen zu haben, daß deren Bild in seiner Seele nicht lebendiger hätte sein können, wenn er sie wirklich gesehen hätte; sei es nun, daß er nach Analogieschlüssen arbeitete, sei es, daß er mit einer Art zweitem Gesicht begabt war, mit dem er die Natur erfaßte."[2] Balzac ließ später gelegentlich durchblicken, daß seine Begabung seine Lehrer erschreckt habe, zumal als er im Alter von zwölf Jahren eine Abhandlung über den Willen (Traité de la volonté) schrieb, die, seiner Meinung nach, bestimmt war, der Wissenschaft neue Bahnen zu weisen. In Wirklichkeit scheint Balzac, wie so viele hochbegabte Knaben, ein recht mittelmäßiger Lerner gewesen zu sein: er galt als einer der trägsten Schüler, der einen großen Teil seiner Schulzeit im Karzer verfaß und seinen Lehrern nur in Erinnerung blieb, weil er seine Aufgaben mit einer dreispitzigen Feder zu machen pflegte, als deren Erfinder er galt. Seine Lieblingsarbeiten waren Aufsätze, die ihm bei seinen jüngeren Mitschülern den Ruhm eines Autors einbrachten, während die älteren ihn als den Verfasser eines Gedichtes über die „Incas" zu verhöhnen pflegten, in dem Balzac den unglückseligen Vers verbrochen hatte: „O Inca, ô roi infortuné et

[1] Balzac hat seine Schulerinnerungen in seinem „Louis Lambert" verewigt. — [2] Louis Lambert, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 9.

malheureux!" Balzac war um diese Zeit ein dickes, pausbäckiges, rotwangiges Kind. Im Winter hatte er Hände und Füße stets voller Frostbeulen, weshalb die Prügel, die er jeweils erhalten sollte, in der Regel in Karzerstrafe verwandelt wurden: „Sorglos, schweigsam, ganz und gar nicht bösartig, ein ganz origineller Bursche", wie ihn 1855 der Direktor des Kollegiums in einem Briefe an einen Verehrer des Romandichters charakterisierte.[1] Schon damals war er ein leidenschaftlicher Leser, der alles wahllos verschlang: Geschichtswerke, chemische Lehrbücher und alchimistische Traktate, Romane und Dramen. Diese ungeheure unwählerische Lesewut endete in einer geistigen Erschlaffung, die Balzacs Abgang von der Schule zur Folge hatte: er kehrte am 22. April 1813 in das elterliche Haus zurück, wo er seine Gesundheit sehr rasch wiedererlangte. Solange sein Vater noch in Tours weilte, besuchte er das Staatsgymnasium daselbst; im Jahre 1814 wurde der Spitalverwalter Balzac als Verproviantierungsdirektor ⟨directeur des vivres⟩ in die Armeeverwaltung nach Paris berufen, und Honoré kam hier in die Pension Lepître, deren Inhaber sich während der Schreckensherrschaft um die Königliche Familie verdient gemacht hatte: am 13. Vendémiaire war er an der Spitze einer Sektion gestanden, die sich gegen den Konvent erhoben hatte. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde seine Anstalt hauptsächlich von Emigrantensöhnen besucht, und die Anschauungen, die in der Pension Lepître herrschten, mögen nicht wenig zur Entfaltung der royalistischen Ansichten beigetragen haben, deren Balzac sich zu rühmen pflegte, noch ehe er sich aus eigener Machtvollkommenheit den Adel beigelegt hatte. Auch sein Vater hatte die Rückkehr der Bourbonen mit Begeisterung begrüßt; im Jahre 1816 ließ er sogar eine neue Broschüre erscheinen: Opuscule sur la statue équestre que

[1] Histoire des œuvres de Balzac par le Vicomte Charles de Spoelberch de Lovenjoul, p. 402. ⟨Paris 1886, Calman-Lévy.⟩ Dieses Werk, die Frucht eines ganzen Lebens, gehört zu den wichtigsten Quellenwerken über Balzac.

les Français doivent faire ériger pour perpétuer la mémoire de Henri IV. Der Beamte war selbst königlicher als der König: wie so viele seiner Gesinnungsgenossen betrachtete er die „Charte", die Verfassung, die Ludwig XVIII. dem Lande gegeben hatte, als eine unheilvolle Einrichtung, von der Frankreich nur Unheil zu erwarten habe.[1]

Im Alter von siebzehn Jahren begann Balzac seine Rechtsstudien an der Sorbonne. Daneben arbeitete er achtzehn Monate lang bei einem Sachwalter namens Guillonet-Merville. Sein Vorgänger war Eugen Scribe gewesen. Später trat er als Schreiber bei einem Notar ein, in dessen Amtsstube er anderthalb Jahre verbrachte und Gelegenheit fand, die tiefsten Einblicke in das Familienleben seiner Zeitgenossen zu tun, wenn man den Schluß seiner Erzählung „Oberst Chabert" als Niederschlag seiner Erfahrungen betrachten darf: hier nennt er die Amtsstuben der Rechtsmenschen „Gossen, die nie ausgeschlämmt werden"[2], und was er über die Eigenschaften der Kunden seines Vorgesetzten erfuhr, flößte ihm ein wahres Grauen vor Paris ein.

Balzacs Vater hätte gewünscht, daß er die erste Hochschule der Zeit, das Polytechnikum, besuchte, welches unter Napoleon zu höchstem Ansehen gelangt war; aber nachdem er 1819 sein erstes Examen als Bakkalaureus der Rechte bestanden hatte, wurde im Familienrat beschlossen, für Honoré ein Notariat zu kaufen. Da erklärte der Rechtsbeflissene, dessen Zukunft in jeder Weise gesichert schien, ganz plötzlich, daß er Schriftsteller werden wolle. Die Familie war darüber außer sich, aber sie kam nach längerer Überlegung zu der Überzeugung, es sei am besten, dem Störrischen, der sich um keinen Preis von seinem Plan abbringen ließ, seinen Willen zu lassen, in der Erwartung, daß er nach einer zweijährigen Probezeit matt und müde wieder nach Hause zurückkehren werde. Zur gleichen Zeit übersiedelte sie nach dem

[1] Historique du procès etc. ‹Œuvres, XXII. p. 441.› — [2] Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 6.

Flecken Villeparisis, an der Landstraße nach Metz, wo Balzacs Vater, der im gleichen Jahre seine Entlassung genommen hatte, seinen Lebensabend zuzubringen gedachte. Der künftige Romanschriftsteller, der schon jetzt mit vollen Backen zu verkünden liebte, daß er die Welt mit seinem Ruhm erfüllen werde, erhielt eine armselige Dachkammer in der Nähe des Arsenals, in der abgelegenen Rue Lesdiguières angewiesen. Sein Monatsgeld, das man möglichst gering bemaß, um ihn möglichst bald mürbe zu machen, war zu gering zum Leben und zu groß zum Sterben. Von Zeit zu Zeit brachte ihm eine alte Dienerin, wie die Götterbotin Iris, einige Lebensmittel. Aber Balzac war trotz seines Elends und seiner Einsamkeit glücklich, und die Briefe, die er von seinem Loche aus an seine älteste Schwester schrieb, verraten eine überschwenglich heitere Seele: er saß mit dem unerschütterlichen Glauben des gebornen Welteroberers unter dem Dache, und die übelste Lage war ihm nur eine Gelegenheit zu übermütigen Scherzen und Possen, die einen tiefen Einblick in den Untergrund dieser derben Kraftnatur gestatten.[1]

Am liebsten ging er auf dem nahen Friedhof Père Lachaise spazieren, wo er auf den Grabsteinen nach bezeichnenden Namen forschte und der Meinung wurde, daß die schönste Grabinschrift ein einziger Name wie Lafontaine, Masséna, Molière sei, weil er alles sage und zu Träumereien Anlaß gebe. Die Erinnerung verschönte später auch das Jammerloch, in dem der Dichter das Elend in seiner härtesten Form kennen lernte: „Ich entsinne mich, wie ich oft in heiterer Stimmung mein Brot in die Milch getaucht, an meinem Fenster die frische Luft geatmet habe und meine Blicke über eine Landschaft von braunen, grauen, roten Dächern, die in Schiefer, in Ziegeln, von gelbem oder grünem Moos bedeckt waren, schweifen ließ. Anfangs fand ich diese Aussicht einförmig, doch bald entdeckte ich allerlei seltsame Schönheiten. Manchmal erhellten und belebten breite Lichtstreifen, von schlecht

[1] Correspondance, p. 1, 2, 17.

geschlossenen Fensterläden herrührend, die tiefen Schatten dieses originellen Reichs. Manchmal drangen von untenher die gelblichen Reflexe der Straßenlaternen durch den Nebel und zeichneten undeutlich die Wellenlinien der dichtgedrängten Dächer, so daß man ein Meer von unbeweglichen Wogen zu sehen meinte. Ein anderes Mal tauchten vereinzelte Gestalten in dieser schweigsamen Wüste auf; zwischen den Blumen eines hängenden Gartens sah ich das hakennasige, eckige Profil einer alten Frau, die Kapuzinerkresse begoß, oder in dem Rahmen einer morschen Dachluke ein junges Mädchen, das sich bei der Toilette allein glaubte und von dem ich gerade nur die schöne Stirn und die langen Haare wahrnehmen konnte, die, hoch genommen, über einen hübschen weißen Arm fielen. In den Dachrinnen bewunderte ich ein paar rasch welkende Pflänzchen, kümmerliches Unkraut, das ein Gewitter hinwegzuschwemmen pflegte. Ich studierte die Moose, die sich im Regen lebhafter färbten und sich in der Sonne in einen trockenen braunen Samt mit eigentümlichen Reflexen verwandelten. Kurzum, die flüchtigen poetischen Effekte des Lichts, die melancholischen Stimmungen des Nebels, das plötzliche Aufflackern der Sonne, die Stille und die Wunder der Nacht, die Geheimnisse der Morgendämmerung, der Rauch jedes Kamins, alle Zufälligkeiten dieser seltsamen, mir vertraut gewordenen Natur waren mir eine liebe Unterhaltung. Ich liebte meine Gefangenschaft, sie war freiwillig. Diese Savannen von Paris, auf Dächern, die wie zu einer Ebene zusammengeschlossen waren und bevölkerte Abgründe bedeckten, paßten zu meiner Seele und harmonierten mit meinen Gedanken."[1]

In die Stadt hinein kam er ganz selten, da seine Verwandten sich seines Berufes schämten und das Gerücht ausgestreut hatten, er weile gar nicht in Paris. Wie so viele junge Dichter dachte der Einsame zunächst daran, durch eine Tragödie rasch zu Ruhm und Reichtum zu gelangen: als Stoff wählte er das Schicksal

[1] Das Chagrinleder, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Bd. 7.

Cromwells, der damals als Empörer oder Königsmörder unter den Romantikern Mode war, und der selbstbewußte Dramatiker gedachte gleich mit seinem ersten Stück ein Meisterwerk zu schaffen, das eine Hochschule für Könige und Staatsmänner werden sollte. Wir besitzen den Bericht eines Augenzeugen, der Balzac zu dieser Zeit besuchte und uns einen Einblick in sein Dichterheim tun läßt: „Ich stieg bis ins oberste Stockwerk, bis unter das Ziegeldach hinauf, und hier stieß ich, fast verzweifelt, die letzte Türe ein, die aus ein paar Brettern zusammengenagelt war. Eine männliche Stimme ließ sich vernehmen: es war Balzac. Ich betrat ein enges Dachstübchen, in dem ein armseliger Strohstuhl, ein wackeliger Tisch und ein elendes Bett hinter zwei schmutzigen, halb zugezogenen Vorhängen standen. Auf dem Tisch befanden sich ein Tintenfaß, ein dickes Heft dicht beschriebenen Papiers, ein Krug mit Limonade, ein Glas und ein Brocken Brot. Es herrschte eine erstickende Hitze in dem Loche, und die Luft war so übelriechend, daß man die Cholera hätte kriegen können, wenn es diese schon damals gegeben hätte. Balzac lag im Bett; den Kopf hatte er mit einer baumwollenen Schlafmütze von zweifelhafter Farbe verbunden. ‚Sie sehen', so sagte er mir, ‚die Wohnung, die ich seit zwei Monaten nur ein einziges Mal verlassen habe: an dem Abend, an dem Sie mir begegnet sind. Während dieser ganzen Zeit bin ich nicht außer Bett gekommen, wo ich Tag und Nacht an dem großen Werk arbeite, um dessentwillen ich mich zu diesem Einsiedlerleben verdammt habe, und mit dem ich glücklicherweise fertig bin; denn ich kann einfach nicht mehr.'" [1]

Aber als das Meisterwerk im Frühling 1821 fertig war, fand es bei den Freunden der Familie eisigste Aufnahme, und auch der Dichter Andrieux, dem er es vorlegte, gab ihm den Rat, lieber jeden anderen Beruf als den eines Schriftstellers zu ergreifen. Aber Balzac ließ sich nicht entmutigen: er blieb im elterlichen Hause in Villeparisis, wo er im Laufe der nächsten Jahre

[1] Histoire des œuvres de Balzac, p. 379.

eine Anzahl von Romanen – es heißt gegen dreiundvierzig – schrieb und unter verschiedenen Pseudonymen (Lord R'hoone, Horace de Saint-Aubin, Villerglé) veröffentlichte.[1] Balzac erkannte diese Improvisationen, bei deren Fabrikation ihm zuweilen Bekannte halfen, niemals an, obwohl er 1836 und 1837 einige davon neu auflegen ließ, um etwas daran zu verdienen. Das Erstaunliche ist, daß sich für diese Machwerke Verleger fanden, die etwas dafür bezahlten: so erhielt er für „L'Héritière de Birague" 800 Franken; für „Jean Louis ou la fille trouvée" 1300 Franken; für „Clotilde de Lusignan ou le beau Juif" 2000 Franken. Aber diese Summen genügten weder, um seine Unabhängigkeit zu sichern, noch seinen Ehrgeiz zu befriedigen, der nur von Meisterwerken träumte und auf diese literarischen Sauereien („cochonneries littéraires"), wie er seine Romane selber nannte, mit der Verachtung eines Menschen herabsah, der sich zu Großem berufen fühlt und der Welt gegenüber kein Hehl aus seiner Sendung macht. Vielleicht mochte der literarische Handwerker auf die Dauer aber doch einsehen, daß er auf diesem Wege nicht so rasch zu Einfluß und Ansehen gelangen konnte, und so beschloß er denn, sein Glück als Verleger oder Drucker zu versuchen. In Villeparisis hatte der junge Schriftsteller in der Frau eines königlichen Rates, von Berny, der da ein Gut mit einem hübschen Landhaus besaß, eine Freundin gewonnen, die an seiner Entwickelung den Anteil einer Geliebten nahm. Sie billigte seinen Entschluß, Verleger zu werden und mit einer Volksausgabe der Werke Lafontaines und Molières, die zu den Lieblingsdichtern Balzacs gehörten, Geld zu verdienen. Zum Glück fand sich in dem Buchhändler Urbain Canel ein Gesellschafter, mit dem er zunächst die Werke Lafontaines, in einem Oktavbande, herausgab. Er selbst schrieb eine Vorrede dazu, in

[1] Heute sind bei Calman-Lévy nachfolgende Jugendwerke im Handel: Jean Louis – L'Israélite – L'Héritière de Birague – Le Centenaire – La dernière Fée – Le Vicaire des Ardennes – Argow le Pirate – Jane la Pâle – Dom Gigadas – L'Excommunié.

der die folgenden Sätze wie ein Schrei der Sehnsucht klingen: „Man muß selbst Dichter sein, oder eine große, edle, hochfliegende Seele haben, um den Reiz dieses Lebens zu fühlen, dem weder der Neid, noch der beginnende Ruhm, noch das Schaffen zur Qual wurden. Lafontaine ist der einzige Dichter, der für sein Genie nicht büßen mußte. Aber er liebte auch die Dichtkunst um ihrer selbst willen, und weit entfernt davon, seine Eingebungen für flüchtigen Beifall, für Reichtümer und Ehren zu verkaufen, hielt er sich für genügend entlohnt durch die Wonnen der Begeisterung, und er fand ihre Verzückungen zu berauschend, als daß er ihr entsagt und sich in die Wirrungen des Lebens gestürzt hätte." [1] Die Form dieses Ergusses ist schwerfällig; aber die Vorrede zeugt doch von einem gewissen Idealismus, dem in der Folge die bittersten Erfahrungen nicht erspart bleiben sollten. Die Kosten der Ausgabe beliefen sich auf 10000 Franken; aber sie fand kein Publikum: im ersten Jahre wurden keine zwanzig Exemplare abgesetzt, zumal der Buchhandel in Balzac einen Eindringling sah und sich ablehnend verhielt. Um die Kosten der Auflage wieder einzubringen, kaufte Balzac in der Rue Marais-Saint-Germain selbst eine Druckerei, deren Leitung er dem alten Faktor des Hauses überließ, während er selbst die Buchführung übernahm. Doch auch dieses Geschäft kam nicht zum Blühen: nach zwei Jahren beliefen sich die Schulden der Firma auf 113000 Franken, denen 67000 Franken Aktiva gegenüberstanden. Um dem drohenden Bankerott auszuweichen, gründete Balzac nun mit Hilfe eines neuen Gesellschafters namens Laurent eine Schriftgießerei, die indessen auch nicht recht in Gang kam: er mußte alte, unverkäufliche Verlagswerke an Zahlungsstelle annehmen, seine beiden Gesellschafter traten aus, und im Jahre 1828 stand der Buchdrucker Balzac vor dem Bankerott. Nur seiner Mutter, die für ihn ein-

[1] Œuvres complètes de Lafontaine, ornées de trente vignettes dessinées par Devéria, gravées par Thompson. Paris, A. Santelet & Co., Place de la Bourse, in 8°. Imprimerie Rigoux, rue des Francs-Bourgeois-Saint-Michel.

sprang, verdankte er es, daß er sich seiner Geschäfte entledigen konnte, ohne als Bankerotteur dazustehen. Allein seine Lage war schlimmer als zuvor: er schuldete seiner Familie 36000 Franken, und seiner Freundin, Frau von Berny, die sich nach und nach im stillen an dem Geschäft beteiligt hatte, die Summe von 47000 Franken, alles in allem etwa 90000 Franken, die er mit 6000 Franken jährlich verzinsen sollte.[1] Vielleicht hätte sich das Geschäft halten können, wenn Balzac die Mittel gehabt hätte, über die schlimmen Zeiten der Anfänge hinwegzukommen: denn die Gießerei, die der jüngste Sohn seiner Freundin, Alexander von Berny, übernahm, erwies sich später als Goldgrube.

Für den Augenblick war Balzacs Lage verzweifelt genug: er mußte nicht nur seine Schulden verzinsen, sondern auch seinen Lebensunterhalt erwerben, da er in keiner Weise auf Unterstützung von seiner Familie rechnen konnte. Viele andere wären zugrunde gegangen; aber die Lebenskraft dieses genialen Phantasiemenschen war zu groß, um einer längeren Trübung zu erliegen. Einige Kritiker sehen in den Selbstmordgedanken, die der Held des Romans „La Peau de chagrin" hegt, einen Niederschlag der trüben Stimmungen aus dieser Zeit; aber Balzac besaß ein ungeheures, durch nichts zu erschütterndes Selbstvertrauen, das sich auf die klare Ahnung einer großen Zukunft gründete: er flüchtete sich zunächst, um dem Unangenehmsten auszuweichen, zu Freunden in der Bretagne, zu dem General Baron de Pommereul, dessen Gemahlin sich später einem Bekannten gegenüber über den Besucher äußerte: „Balzac war ein kleines Männchen von starkem Leibesumfang, den ein schlecht gemachter Anzug noch auffälliger machte. Seine Hände waren prachtvoll. Er trug einen scheußlichen Hut; aber man vergaß alles, sobald er ihn abnahm. Ich sah nur immer seinen Kopf an ... Sie können sich diese Stirne und diese Augen einfach nicht vorstellen: eine mächtige Stirn, auf der ein Licht wie ein Lampenschein lag, und braune,

[1] Über diese Periode im Leben Balzacs vgl.: G. Hannotaux et G. Vicaire, La Jeunesse de Balzac. Balzac imprimeur. Paris 1904, Ferrand.

goldbraune Augen, die alles so deutlich wie ein gesprochenes Wort ausdrückten. Sein ganzes Wesen, seine Gesten, seine Sprechweise, seine Haltung atmeten ein solches Zutrauen, eine solche Güte, Treuherzigkeit und Freimütigkeit, daß man ihn lieben mußte, wenn man ihn kannte, und seine überströmende Laune wirkte ansteckend. Trotz des Unglücks, das ihn betroffen hatte, weilte er noch keine Viertelstunde bei uns, als wir schon, noch ehe wir ihm sein Zimmer gezeigt hatten, lachten, daß uns die Tränen herabliefen."[1] Nachdem Balzac sich in der Bretagne erholt hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo er zwischen dem Luxembourg und der Sternwarte, in einem ganz abgelegenen Viertel, eine Wohnung nahm und wieder zur Feder griff. Im gleichen Jahre noch veröffentlichte er die „Chouans", das erste Buch, das er unter seinem Namen herausgab, und die „Physiologie der Ehe", die einen Skandalerfolg hatte und ihn sofort mit einflußreichen Blättern und Zeitschriften in Verbindung brachte. Von nun an geht sein eigentliches Leben in der Arbeit auf: Werk folgt auf Werk mit einer Schnelligkeit, die für immer das Staunen der Leser und Historiker bilden wird.

3

Was an dem jungen Balzac zunächst auffällt, ist die Unbeugsamkeit des Instinkts, der ihn zu seinem natürlichen Berufe treibt und ihm den Weg mit einer Sicherheit vorzeichnet, wie sie in der Regel allen wirklichen Schicksalsmenschen eigen ist, ob sie nun berufen sind, sich in Taten oder in Worten auszusprechen. Balzac zweifelt keinen Augenblick, daß er fähig sei, die Welt zu erobern, und er weiß auch ganz genau, was er von dieser Welt will: Genuß und Liebe, Geld und Frauen. Die possenhaft ausgelassene Heiterkeit der Briefe aus seiner Dachkammer ist etwas mehr als die gute Laune der Jugend, die sich, vertrauensselig und gedankenlos, ihrer flüchtigen Stunden freut: sie ist der Ausbruch

[1] Balzac, l'homme et l'œuvre, par A. Le Breton, p. 18.

einer überströmenden Natur, die ihr Ziel mit der Sicherheit eines Träumers oder Nachtwandlers verfolgt und durch nichts abgelenkt werden kann. Der Anfänger, dem es nicht leicht wird, schreibt ganz ruhig: „Ich muß mit einem Meisterwerk anfangen oder mir den Hals umdrehen. Ich bitte Dich bei meiner geschwisterlichen Liebe, sag mir nie: Das ist gut. Entdecke mir nur Fehler. Die Schönheiten kenne ich ganz allein."[1] Weder seine erste, trübe Schriftstellerei, noch sein Unglück als Drucker konnten dieses naive Selbstvertrauen dämpfen. Seine Erziehung hatte eigentlich wenig getan, um dieses Gefühl in ihm zu wecken und zu nähren: die Zärtlichkeit, die er für seine älteste Schwester Laura hegte, entsprang im Grunde einem verhaltenen Liebesbedürfnis, das in der Jugend keine Gelegenheit gefunden hatte, sich auf natürlichem Wege zu äußern: der Aufenthalt in der klösterlichen Schule und die Strenge seiner Mutter hatten ihn, wie viele ungeliebte Kinder, in sich selbst hineingetrieben. Solchen Gefühlsmenschen pflegt später, wenn sie Mann geworden sind, etwas zu fehlen, sei es die Empfindung für gewisse Seelenvorgänge, oder ein bestimmter Takt im Erfassen gewisser Gefühlsäußerungen, und das Wort des Dichters, nur wer ein ganzes Kind gewesen, könne ein ganzer Mann werden, findet auch auf sie Anwendung, wenn auch vielleicht nur in beschränktem Sinne.

Die Frauen spielten frühe eine Rolle in dem Gedankenleben des schwerfälligen Knaben, und selbst die grobe Sinnlichkeit, die man dem berühmt gewordenen Romandichter, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, nachsagte, vermochte die sentimentale Zärtlichkeit des geborenen Frauenfreundes nicht zu dämpfen oder auszulöschen. Nach der Enttäuschung, die er über das Mißlingen seiner Tragödie empfand, versuchte es eine Frau, den unglücklichen Dichter zu trösten: die schon erwähnte Madame von Berny, die mit ihrem Gatten und ihren neun Kindern den gleichen Flecken bewohnte, den sich Balzacs Eltern zum Ruhesitz für ihr Alter

[1] Correspondance, p. 16.

ausgesucht hatten. Herr von Berny war damals fast erblindet und hatte seiner Gemahlin die Sorge um die Verwaltung seines Gutes überlassen. Balzac schrieb um diese Zeit an seine Schwester: „Frau von Berny handelt mit Hafer, Kleie, Getreide und Viehfutter, weil sie nach vierzig Jahre währendem Nachdenken gemerkt hat, daß das Geld alles ist. Frau Michelin[1] hat eine Micheline, deren öffentlicher Eigentümer Herr Michelin ist, in die Welt gesetzt." [2] Wir erfahren aus dieser Briefstelle, daß die Frau, die Balzac fürderhin seine „Dilecta" zu nennen pflegte, Großmutter war, als er sie kennen lernte und aus einem Gaste ihres schönen Landhauses rasch ihr Freund und Geliebter wurde.

Frau von Berny zählte damals fünfundvierzig Jahre. Sie hatte eine Vergangenheit hinter sich, die wie ein Balzacscher Roman anmutet, und man könnte bei deren Betrachtung versucht sein, über die Wechselwirkung zwischen dem Leben und dem Schicksal gewisser Naturen allerlei Gedanken zu äußern. Sie war die Tochter eines deutschen Musikers namens Hinner, der aus Wetzlar stammte und im Gefolge des berühmten Reformministers Turgot nach Frankreich gekommen war, wo er Harfenlehrer der Königin Marie Antoinette wurde. In Versailles heiratete er eine Kammerfrau der Königin, Louise Quelpée de Laborde, und am 24. Mai 1777 wurde dem Paare ein Töchterchen, Laura Antoinette, geboren, dessen Paten der König und die Königin waren, die sich bei der Taufe durch den Herzog von Richelieu und die Herzogin Laura Augusta von Fitz-James, geborene Prinzessin von Chimay, vertreten ließen. Die kleine Hinner war zehn Jahre alt, als ihre Mutter, die einige Zeit vorher Witwe geworden war, sich mit dem stellvertretenden Generalmajor Chevalier de Jarjayes vermählte, der zu den Getreuen des Hofes gehörte und später, zur Zeit der Revolution, den mißlungenen Versuch machte, Marie Antoinette aus dem Temple zu retten. Man begreift, wie diese häusliche Umgebung, wo die Erinnerungen an die kaum ent-

[1] Die älteste Tochter der Frau von Berny. — [2] Correspondance, p. 41.

schwundene Zeit, an den Hof, die Revolution, die Hinrichtung des Königspaares voll unmittelbaren Lebens waren, auf ein kluges, begabtes Mädchen wirken mußte, das, nach der Sitte der Zeit, im April 1793, kaum sechzehn Jahre alt, an einen kleinen Adligen, Gabriel de Berny, verheiratet wurde, dem es gelang, die Revolutionszeit ohne Gefahr zu durchleben. Frau von Berny gehörte, ihrer ganzen Bildung und Geschmacksneigung nach, der glänzenden Abenddämmerung des achtzehnten Jahrhunderts an. Sie war, wie erwähnt, fast fünfundvierzig Jahre alt und keineswegs mehr hübsch[1], als Balzac in ihr Leben trat, das der geistvollen Frau schwere Enttäuschungen und mancherlei Kummer gebracht hatte. Vielleicht war es Mitleid, das die Mütterliche zu dem schwerfälligen jungen Manne hinzog, dessen geistige Überlegenheit sich nicht in seinen ersten Schriften, sondern in seinem klugen Urteil und seinem unersättlichen Wissensdurste äußerte; vielleicht war es die Sehnsucht einer Alternden, noch einmal das volle Glück in dem Gefühl zu genießen, das ihr ein junger, begeisterter Mann, der zu der feingebildeten Aristokratin mit der Begeisterung der Jugend emporblickte, mit frischen Sinnen und unverdorbenem Herzen entgegenbrachte. In einem solchen Gefühl fließen in der Regel Liebe und Mütterlichkeit zusammen, und wir begreifen es, daß Balzac, obgleich er in der Geliebten anfangs nur die große Dame sehen mochte, allmählich die geistige Überlegenheit der Frau, die auf ein reiches Leben zurückblicken konnte und nur aus der Fülle ihrer Erinnerungen zu schöpfen brauchte, um jene Minute reich und bedeutsam zu machen, als ein Glück empfand, das selbst vor dem kühlsten Urteil standhielt und das Bewußtsein einer heimlichen Neigung nur steigern konnte. Man versteht Balzacs Royalismus, der oft so gemacht und äußerlich anmutet, nicht ganz, wenn man nicht

[1] Das Porträt, das dem Buche „Balzac imprimeur" von G. Hannotaux und G. Vicaire voransteht, zeigt eine magere Frau mit langem Halse und hängenden Schultern, mit einem länglichen Gesicht und großen, gütigen Augen, die melancholisch in die Welt blicken.

diese bedeutsame Zeit seiner Entwicklung ins Auge faßt: die Einflüsse seiner Familie waren vielleicht eher dazu angetan, einen mächtigen Geist zum Widerspruch zu reizen; aber die Frau, durch die er die Liebe kennen lernte, war die leibhaftige Verkörperung seiner, anmutiger Sitte und eines glänzenden Lebens, das schon der Vergangenheit angehörte und durch den Gegensatz zu einer harten, armseligen Gegenwart nur um so tiefer, glänzender, verführerischer wurde.

Diese leidenschaftliche Frau war die zarteste, aufopferndste Freundin: sie besaß den feinsten Geschmack und erriet in den übelsten Machwerken des angehenden Vielschreibers den künftigen Meister, dem ihr Urteil stets maßgebend blieb. In der Gemeinde Villeparisis galt sie als Mitarbeiterin des jungen Schriftstellers, der seinen Kampf mit der Welt und der Dichtung mit der Schwerfälligkeit eines Zyklopen begann. Der junge Mann, dem sie alles gab, entschädigte sie für alle Enttäuschungen, die ihr das Leben mit einem mürrischen, blinden Manne Tag für Tag bot: sie gehörte als Freundin, als Trösterin, als Beraterin zu jenen mütterlichen Naturen, die nur glücklich sind, wenn sie einem Menschen, der ihrer bedarf, alles sein können. Sie lebte in der Zukunft ihres jungen Geliebten und zögerte keinen Augenblick, seine stille Geschäftsteilhaberin zu werden, als der Ruin über ihn hereinzubrechen drohte. Tag für Tag verbrachte sie, wenn sie in Paris weilte, ein paar Stunden in seinem Bureau, um Rechnungen mit ihm zu prüfen und Pläne zu beraten, um ihn zu trösten und aufzurichten. Sie gab der groben Sinnlichkeit des überschäumenden Kraftmenschen eine edlere Richtung; sie zeigte ihm das Frauenideal, das immer wieder in seinen Schriften auftaucht, und schenkte ihm eine Weltanschauung, die allerdings oft genug in Widerspruch mit den Instinkten einer derben Natur geriet, aber durch die dankbare Erinnerung an unvergängliche Stunden immer wieder geweiht und verklärt wurde. Balzac hat der unvergleichlichen Freundin in der Gestalt der Frau de Mortsauf (in dem Roman „Le Lys dans la Vallée") ein Denkmal gesetzt:

die ganze Erfahrung einer geistreichen, klugen, zärtlichen Frau, die einen gereiften Menschen in die Welt entläßt, ist in dem Briefe der Heldin an ihren Geliebten zusammengefaßt[1], und Balzac brauchte nur in seiner Erinnerung zu blättern, um es immer wieder dankbar zu fassen, daß eine liebende Frau die Wonne des höhern Menschen nur in einer Seele genießen kann, die ihr ganz gehört. Der reif gewordene Balzac konnte im Gedanken an die Tage in Villeparisis schreiben: „In späteren Jahren lieben wir das Weib im Weibe, während wir in der ersten Geliebten alles lieben. Ihre Kinder, ihr Haus, ihre Angelegenheiten sind die unsrigen; ihr Unglück ist unser größtes Unglück; wir lieben ihre Kleider und ihre Möbel; wenn ein Sack Getreide aufgeht, ärgern wir uns mehr, als wenn wir unser Geld verlören... Diese reine Liebe läßt uns in einem andern Wesen leben, während wir später ein anderes Leben in unseres hereinziehen und von der Frau verlangen, daß sie mit ihrem jungen Gefühl unsern verarmten Geist bereichere." Ein solches Verlangen macht die Frau, auch wenn sie keine Schönheit ist, schön und begehrenswert; sie ist eine Gelegenheit, Schönheit in das Leben zu träumen, oder ein Echo, das alle Laute und Geheimnisse nur reiner zurückgibt.

Es ehrt Balzac, daß er dieser rührenden Gestalt in seiner Erinnerung treu blieb, als die Frau in anderer Gestalt, als junges, blühendes Weib, als Venus in sein Leben trat: „Mein Herz, mein Herz hat erst eine einzige Frau der Welt gekannt, die Frau der Widmung ‚Et nunc et semper' im Louis Lambert. Ewige Bande, zerrissene Bande! Geben Sie mir keine Schuld! Sie haben mich gefragt, wie es möglich sei, sich zu lieben, zusammen zu leben und sich zu verlieren, trotzdem man sich noch immer liebt. Das ist ein Lebensgeheimnis, das Ihnen noch unbekannt ist und das kennen zu lernen ich Ihnen nicht wünsche. Vor dieser traurigen Fügung kann man nur das Schicksal anklagen: es

[1] Die Lilie im Tal, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 3.

handelt sich um zwei Unglückliche, aber zwei Unglückliche ohne jede Schuld. Es ist keine Sünde zu vergeben, weil kein Grund zur Beschuldigung vorliegt. Ich kann kein Wort weiter beifügen."[1]

Ich möchte indessen nicht verhehlen, daß dieses Verhältnis eines jungen Menschen zu einer alternden Frau und Mutter von neun Kindern manchem nicht allzu schön erscheinen mag; aber, wie man auch darüber denken möge, die Leser Balzacs sind diesem armen Herzen, das nicht ohne Liebe leben konnte, zu größtem Dank verpflichtet. Als Balzac wieder Schriftsteller wurde, führte sie ihn in die Welt ein, in der sie aufgewachsen war: sie brachte ihn mit Sofie Gay und ihrer reizenden Tochter Delphine, der späteren Gattin des Journalisten Emile de Girardin, mit Lamartine, mit der Herzogin von Abrantes, mit der eleganten Welt der Adelsvorstadt Saint-Germain in Verbindung; sie suchte, mit einem Wort, aus dem schwerfälligen Kleinbürger einen Weltmann zu machen, dessen äußeres Wesen mit seinen glänzenden Hoffnungen und Wünschen wenigstens einigermaßen im Einklang stand.

Es wäre interessant zu wissen, was die feinfühlige Frau, deren kritische Ader ziemlich stark war, zu der „Physiologie du Mariage" sagte, die sie entstehen sah. Soll man dieses Buch, durch das Balzac mit einem Schlage zu einer vielbesprochenen Persönlichkeit wurde, als psychologisches oder persönliches Dokument nehmen? Jedenfalls ist es auffällig, daß Balzac unter dem Einflusse seiner zartfühlenden Freundin dieses merkwürdige Buch schreiben konnte, in dem sich die verschiedenartigsten Elemente: Spott, Hohn, blasierte Weltkenntnis, Frivolität, Zynismus und gesunder Menschenverstand zu einem vieldeutigen Ganzen mischen, das einen feineren Geschmack häufig genug abstößt, obwohl es den klaren Beweis erbringt, daß die Gesellschaft, in die Balzac als Eroberer einzutreten gedachte, schon von schwerem Siechtum befallen war. Und noch eines verrät dieses Werk: die glückliche

[1] Lettres à l'Étrangère, I, p. 6.

Liebe zu einer zartfühlenden Frau hatte den Blick des jugendlichen Beobachters für das Elend der meisten Gesellschaftsehen nicht getrübt: er trennt, als Moralphilosoph, die Welt der idealen Liebe von der Welt der Liebe, wie sie in der Gesellschaft gang und gäbe ist; aber er bleibt trotzdem seiner derben sinnlichen Natur als Rabelaisianer treu, und vielleicht bedeutet die „Physiologie der Ehe" nur ein Reaktionsphänomen gegen den veredelnden Einfluß der alt und älter werdenden Freundin: denn im Grunde ist es, allen Behauptungen Balzacs zum Trotze, nur eine Monographie des Ehebruchs. Der Zyniker zeigt der Gesellschaft, was sie aus der Liebe gemacht hat; aber die gemischte Weltanschauung, die er als Maßstab mitbringt, ist als sein eigenstes Bekenntnis zu werten: „Ein Mann, so boshaft er auch sein mag, sagt den Weibern niemals so viel Gutes und so viel Schlechtes nach, als sie selbst von sich denken." — „Die Ehe ist ein Kampf auf Leben und Tod, vor dessen Beginn die beiden Gatten den Segen des Himmels herabflehen, weil eine ewige Liebe das verwegenste Unterfangen ist." Was ist das Weib? „Eine seltene Spielart des Menschengeschlechts, dessen physiologische Hauptcharaktere die folgenden sind. Diese Spielart verdankt man der besonderen Sorgfalt, welche die Männer, dank der Macht des Geldes und der Geistesmacht der Kultur, seiner Bildung angedeihen lassen konnten. Man erkennt sie im allgemeinen an ihrer Weiße, an ihrer Feinheit und der Weichheit der Haut. Ihre Neigung geht auf auserlesene Sauberkeit. Ihre Finger haben einen Abscheu vor Dingen, die nicht weich, sanft anzufühlen und duftig sind. Wie das Hermelin stirbt sie zuweilen vor Schmerz, wenn ihr weißes Gewand beschmutzt wird. Sie liebt, ihre Haare zu strählen und mit berauschenden Düften zu überschütten, ihre rosigen Nägel zu bürsten und mandelförmig zurechtzustutzen und häufig die zarten Glieder zu baden. Des Nachts behagt es ihr nur auf weichstem Flaum; tagsüber auf einem gepolsterten Ruhebette: daher ist es die horizontale Lage, die sie am liebsten einnimmt. Ihre Stimme ist von einschmeichelnder Süße, ihre

Bewegungen sind voller Anmut. Sie spricht mit wunderbarer Leichtigkeit. Sie tut keine harte Arbeit, und doch versteht sie es, ihrer Schwäche zum Trotz, Lasten mit wunderbarer Behendigkeit zu tragen und zu heben. Sie flieht das grelle Sonnenlicht und schützt sich mittels sinnreicher Einrichtungen davor. Gehen ist ihr eine Mühe. Ißt sie? Geheimnis! Teilt sie die Bedürfnisse anderer Arten? Problem! Neugierig bis zum äußersten, läßt sie sich leicht von dem einfangen, der ihr das kleinste zu verbergen weiß; denn ihr Geist drängt sie unaufhörlich nach der Suche des Unbekannten. Die Liebe ist ihr Religion: sie denkt nur daran, dem Geliebten zu gefallen. Geliebt zu werden ist der Zweck aller ihrer Handlungen, Verlangen zu erregen der aller ihrer Bewegungen. So denkt sie nur daran, wie sie glänzen könne; sie lebt und webt nur in einem Umkreis der Anmut und Eleganz... Tag und Nacht denkt sie an neuen Schmuck; sie verbringt ihr Leben damit, ihre Kleider zu stärken und ihre Halstücher zu verkrüppeln. Sie zeigt sich frisch und strahlend vor Unbekannten, deren Huldigungen ihr schmeicheln, wenn sie ihr auch gleichgültig sind. Die Stunden, die sie sich selbst und der Lust stiehlt, verbringt sie damit, die süßesten Lieder zu singen... Sie fürchtet die Ehe, weil sie ihr schließlich die Taille verdirbt; aber sie fügt sich ihr, weil sie ihr Glück verspricht. Wenn sie Kinder gebiert, so geschieht das aus reinem Zufall, und wenn sie groß sind, verbirgt sie sie."

Wir sehen, welche Frau Balzac im Auge hat: es ist das Luxusweibchen, oder auch la grande dame, und damit wird das ganze Buch mit seinen Wahrheiten und seinen Zynismen nur zu einer Phantasie über eine bestimmte Frauenart, — der allgemein menschliche Charakter fehlt, und von diesem Gesichtspunkt aus gewinnen einzelne Aphorismen des Frauenkenners erst ihre volle Bedeutung: „Die Sitten sind die Heuchelei der Nationen, und diese ist mehr oder minder vervollkommnet." — „Die Tugend ist vielleicht nur die Höflichkeit der Seele." — „Die Tugend der Frauen ist vielleicht eine Frage des Temperaments." — Balzac

zitiert das bittere Wort Chamforts, der, als verunglückter Adonis, einigen Grund hatte, sich als Misogyn aufzuspielen: „Die Männer wären unglücklich, wenn sie bei den Weibern sich im geringsten dessen erinnerten, was sie auswendig wissen." — „In jeder Gesellschaftsordnung sind die unvermeidlichen Mißbräuche Naturgesetze, nach denen der Mensch seine bürgerlichen oder politischen Gesetze richten muß." — „Die Liebe ist die Poesie der Sinne." — „Plus on juge, moins on aime." — „Das Bett ist die ganze Ehe." — „Die Frau ist für den Mann das, was er aus ihr gemacht hat." „Es gibt keine Liebe. Sie ist nicht einmal ein Gefühl, sie ist eine unglückselige Notwendigkeit, welche die Mitte zwischen den Bedürfnissen der Seele und des Leibes hält. Die Liebe ist das letzte unserer Bedürfnisse. Die Liebe ist ein Gesellschaftsluxus wie Spitzen und Diamanten ..." — „Die menschlichen Gefühle beruhen auf zwei Grundtatsachen: Anziehung und Abstoßung. Alles, was unsern Organismus mächtig erregt, gibt uns das innerste Bewußtsein unseres Daseins: da haben wir die Lust. Die Lust ist eine einheitliche Grundtatsache, und unsere Leidenschaften sind nur deren mehr oder minder lebhafte Modifikationen, weshalb denn auch fast immer die Gewohnheit einer Lust deren andere Formen ausschließt. Nun aber ist die Liebe die am wenigsten lebhafte, die flüchtigste Lust. Worin sehen Sie die Liebeslust? In dem Besitz eines schönen Körpers? Mit Geld können Sie sich die herrlichsten Sklavinnen kaufen; aber nach Verlauf eines Monats haben Sie das Gefühl in Ihrer Seele für immer abgestumpft. Oder wäre die Liebe zufällig was anderes? Lieben Sie vielleicht eine Frau, weil sie gut angezogen, elegant und reich ist, weil sie einen Wagen hat und Kredit genießt? Nennen Sie nur das nicht Liebe; denn das ist Eitelkeit, Geiz, Egoismus. Lieben Sie sie wegen ihres Geistes? Sie gehorchen damit vielleicht einem Literatengefühl." — „Aber — entgegnete ich — die Liebe erschließt ihre Lust nur denen, die ihre Gedanken, ihr Vermögen, ihre Gefühle, ihre Seelen, ihr Leben vereinen." — „Diese Ge-

fühle fließen aus unbekannter Quelle. Sie haben mich dazu gebracht, die Liebe als Leidenschaft zu betrachten. Gut! Sie ist die letzte und erbärmlichste von allen. Sie verspricht alles und hält nichts. Sie tritt, wie die Liebe als Bedürfnis, zuletzt auf und verwelkt am ersten. Ah, sprechen Sie mir von Rache, Haß, Geiz, Spielsucht, Ehrgeiz, Fanatismus! Diese Leidenschaften haben was Männliches an sich. Diese Gefühle sind unvergänglich; sie bringen jeden Tag Opfer, welche die Liebe nur zuweilen schmollend und grollend bringt. Schwören Sie die Liebe ab! Dann gibt es für Sie keinen Ärger, keine Sorgen, keine Unruhe, keine kleinlichen Leidenschaften mehr, welche die menschlichen Kräfte verschwenden. Ein Mann lebt dann glücklich und ruhig; seine Kraft ist, vom sozialen Standpunkt aus gesprochen, größer und stärker. Diese Scheidung von dem gewissen Etwas, was man Liebe nennt, ist die Grundursache des Einflusses aller Menschen, die auf die Massen wirken. Ach, wenn Sie wüßten, welche Zauberkraft, welche Schätze an Geist ein Mann besitzt, wie lang er leben kann, wenn er sich von jeder menschlichen Leidenschaft loslöst und all seine Energie zum Heile seiner Seele verwendet! Könnten Sie nur zwei Minuten der Fülle genießen, die Gott den Weisen verleiht, welche die Liebe nur als vergängliches Bedürfnis betrachten, dem man im Alter von zwanzig Jahren sechs Monate lang gehorchen soll...! Der Mensch ist für das Unendliche geschaffen. Ein Instinkt ist in ihm, der ihn zu Gott hintreibt. Gott ist alles, gibt alles, macht alles vergessen, und der Gedanke ist der Faden, der uns gegeben ist, um zu ihm zu gelangen."[1] Es ist bezeichnend, daß Balzac diese Weisheit, die ganz gut zu seinem eigenen Wesen als Seher und Dichter paßt, einem alten Emigranten in den Mund legt, der übrigens, bezeichnenderweise, hinzufügt, er hätte das alles nicht gelernt, wenn er 1701 nicht nach Deutschland gekommen wäre. Es ist nicht anzunehmen, daß er dem jungen Schopenhauer da begegnet

[1] Physiologie der Ehe, Insel-Ausgabe, S. 421 – 423.

war, der damals schon sein Hauptwerk mit sich herumtrug; sonst hätte er, als Erbe einer femininen Zeit, noch andere Dinge über die Dame, die Liebe und deren Bedeutung im Getriebe der Welt erfahren können. Im Grunde ist es, merkwürdigerweise, die mönchisch-asketische Auffassung der Liebe, in der das Buch ausklingt, und in gewisser Hinsicht war dieser Ton, der überrascht, notwendig: so darf ein Dichter sprechen, weil er in seiner schöpferischen Kraft alles besitzt, was ihn peinigt und quält und über die Menschen hinaushebt, die im Tage aufgehen und nur in ihren Kindern fortleben. Allein der Politiker, sofern er sich für ein Volk verantwortlich fühlt, muß eine andere Sprache sprechen: überall, wo Balzac das Tier im Menschen bändigen will, ruft er, wie wir später sehen werden, nicht die Vernunft, sondern die Religion, — das heißt den Katholizismus zu Hilfe. Auf alle Fälle aber läßt das Buch darauf schließen, daß der junge Autor sehr früh die tiefsten Einblicke in die Verderbtheit der Ehen getan hatte und als Richter der Liebe zwischen Gott und Teufel stand: die Sehnsucht nach einem Gefühl, das die Ewigkeit verspricht, wechselt mit dem Hohn des Beobachters, der die Fetzen von den Leibern und den Seelen reißt und selbst die altgallischen Scherze über den Ehebruch mit der Bitterkeit eines Moralisten vorbringt, dem sich die Frage aufdrängt: Welcher Art sind die Triebe und Kräfte, die eine Gesellschaft, das heißt einen verwickelten Organismus, gesund und lebendig, stark und blühend erhalten? Die Physiologie der Ehe gibt keine Antwort, außer der Ansicht, daß der Mann die Schuld an dem zeitlichen Wesen der Frau trage. Das Buch ist wirklich, wie sein Verfasser glaubte, frivol und tief, klug und läppisch, zynisch und feinfühlig: das heißt, ein echter Balzac, und wir dürfen annehmen, daß Frau von Berny, als reine Idealistin, mit gemischten Gefühlen auf diese gemischte Weisheit sah, die der Gesellschaftsehe die Heuchlermaske vom Gesichte riß, um die tierischen Züge dahinter aufzuzeigen. Balzac selbst empfand das Bedürfnis, der Welt zu sagen, wie er dazu kam, als junger, unerfahrener, durch-

aus mäßiger Mensch dieses Werk zu schreiben: er macht es dabei wie alle Theoretiker, indem er von seinem Talent aus die Forderung erhebt[1], ein Schriftsteller müsse alles gesehen, alles beobachtet, die ganze Welt des Geistes und der Tatsachen durchlaufen haben, um sie darstellen zu können, ohne Rücksicht darauf, was die Moral zu seinem Unterfangen sage: Beobachtung und Ahnung sind ihm Mächte, die als Naturkräfte walten und jede Darstellung, auch die gewagteste, rechtfertigen, wenn sie nur der Wahrheit entspricht.

Wie aber sah der Mann aus, der mit einem solchen Buche vor die Gesellschaft trat, deren prophetischer Schilderer er werden sollte? Ich habe schon den Eindruck geschildert, den eine wohlwollende Frau von dem Dreißiger empfing, und die neugierigen Zeitgenossen ließen es sich immer wieder erzählen, wie er sich gab und wie ihn Freunde und Feinde sahen. Balzac besaß nichts von der aristokratischen Vornehmheit Mussets oder der olympischen Behäbigkeit des arbeitsamen Staatsbürgers Victor Hugo; es fiel ihm auch nie ein, jene weltschmerzlichen Posen nachzuahmen, in denen sich die siegreichen Romantiker dem Bürgertum oder den Philistern gegenüber gefielen. Er war eher klein als mittelgroß, beleibt und stämmig; auf dem strammen Körper saß ein säulenrunder Hals, dessen zarte Weiße von der braunen Farbe des ziemlich gewöhnlichen Gesichts mit dem kleinen Schnurrbärtchen lebhaft abstach. Seine üppigen schwarzen Haare waren lang und straff wie Pferdehaar. Über die Schönheit seiner Augen sind alle Beobachter einig; sein Freund Théophile Gautier schreibt: „Niemals gab es ähnliche Augen. Das Leben, das Licht, der Zauber, der von ihnen ausging, war unbegreiflich."[2] Das gutmütige, runde Gesicht, das von einem leicht spöttischen Lächeln belebt wurde, ruhte auf einem Doppelkinn: schon zu Beginn der dreißiger Jahre war Balzac so beleibt, daß ihn sein späterer Verleger Hetzel scherzhaft mit „Eure Korpulenz" anzureden pflegte.

[1] Œuvres complètes, XXII, p. 401, 402. — [2] André Le Breton: Balzac, l'homme et l'œuvre, p. 19.

Diesem Manne war die Zurückhaltung aristokratischer Naturen ein Ding der Unmöglichkeit: er lachte und sprach so laut, daß er kritische Hörer an seinen Helden Gaudissart, den berühmten Geschäftsreisenden, oder an den Mönch Jean des Entommeures im „Pantagruel" erinnerte, dessen Heldentaten er in seinen „Contes drolatiques" auf seine Weise erneuerte. Diese Heiterkeit und Lebenslust waren nur der Ausbruch oder die Erleichterung einer überströmenden Natur, die sich immer und überall selbst genoß, ob sie nun, sei es schaffend oder genießend, den Überfluß ihrer Seele in einer Art von Trunkenheit verschwendete oder, in lautem Selbstgespräch, vor einem Dritten alles enthüllte, was ihr Innerstes bewegte. Er machte, voll naivster Eitelkeit, vor niemand ein Geheimnis daraus, daß er, als Schriftsteller, als Denker oder Staatsmann berufen sei, eine führende Rolle in Europa zu spielen. Er wußte, daß man, um in der großen Welt der Eitelkeiten und maßlosen Begeisterung gehört zu werden, laut schreien muß, und er schrie so laut er konnte, aber ohne jede Gehässigkeit, wie ein gutmütiges, lärmendes Kind, das keine Eifersucht kennt, weil es trotz allem glaubt, daß jedermann mit ihm zufrieden sei. Selbst die bittersten Feindschaften, die er sich durch seine Bücher oder seine Kritiken zuzog, konnten diese überlaute Selbstzufriedenheit mit den eigenen Meisterwerken nicht zerstören, wenn sie ihn auch mit der Zeit etwas vorsichtiger und scheuer machten. Er war so voll von sich wie ein Tautropfen voll der Sonne, um ein Bild zu gebrauchen, das auf eine höhere Natur angewendet wurde; aber die offene Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit des Mannes war so groß, daß ihm seine Zuhörer alles verziehen, ja, daß er es sogar fertigbrachte, seine Bewucherer und Gläubiger zu bezaubern, wenn sie kamen, um Geld von ihm herauszupressen.

Eine Zeitlang hatte er den Ehrgeiz, als Weltmann zu gelten: er hielt zu Beginn der dreißiger Jahre Wagen und Pferde, und bei seinen Ausfahrten thronte hinter ihm ein kleiner Savoyarde, den er Anchises getauft hatte. Als großer Musikfreund verbrachte

er, sooft er konnte, seine freien Abende in der Großen Oper, in der „Loge der Tiger", wo er mit Rossini und dessen schöner Freundin Olympe Pélissier, mit dem genialen Eugen Delacroix und anderen Berühmtheiten des Tages als Gleichberechtigter zusammensaß. Der Stock, den er bei solchen Gelegenheiten zur Schau trug, gehörte zu den Dingen, über die selbst die Pariser Zeitungen berichteten: der goldene Knopf ‹à ébullition de turquoises›, der rundum mit Türkisen besetzt und von fein ziselierten Engelchen umgeben war, begeisterte sogar Balzacs Freundin Delphine de Girardin zu einer kleinen Erzählung „La Canne de Monsieur de Balzac". Wie er selbst über dieses theatralische Dandytum dachte, das so ganz und gar nicht englisch anmutet, verrät uns eine Briefstelle aus dem Jahre 1834: „Da bin ich nun wieder in meinem Winterquartier, in meinem Kabinett, angetan mit der Kartäuserkutte, die Sie kennen, und arbeite ins Blaue hinein. Was meine Vergnügungen angeht, so sind sie recht harmlos. Ich freue mich über die Möbel meines Zimmers, die erneuert worden sind, über einen Spazierstock, von dem ganz Paris spricht, und über ein herrliches Augenglas, das meine Chemiker bei dem Optiker des Observatoriums haben machen lassen; freue mich über die goldenen Knöpfe an meinem blauen Frack, Knöpfe, die wie von Feenhänden ziseliert sind; denn ein Mann, der im neunzehnten Jahrhundert einen Stock besitzt, der eines Ludwig XIV. würdig wäre, konnte doch keine gewöhnlichen Messingknöpfe mehr tragen! Diese kleinen, unschuldigen Marotten bringen mich in den Ruf eines Millionärs. Ich habe für die elegante Welt die Sekte der ‚Stockophilen' gegründet, und nun hält man mich für einen frivolen Menschen. Das macht mir Spaß."[1]

Aber dieses gutmütige Snobtum war nur die auffallende Kehrseite eines Wesens, das sich, im Bewußtsein seiner Stärke, jede Kraftverschwendung gestatten konnte, und der fleißige Arbeiter wurde es bald müde, den ausschweifenden Dandy zu spielen: er

[1] Briefe an die Fremde, I, S. 179. Lettres à l'Étrangère, I, p. 194.

war, wie er richtig fühlte, zu anderem berufen, und wenn er sich auch in der Folge für einen vollendeten Weltmann hielt, der schon durch seinen Adel verpflichtet sei, sich im allgemeinen als großer Herr zu geben, so vernachlässigte er doch sein Äußeres mit zunehmendem Alter mehr und mehr, obwohl er es auch späterhin noch für nötig hielt, bei gewissen Gelegenheiten in gewähltester Kleidung, en grand costume, aufzutreten.

Schon seine Schulden, deren Wirkung seine rastlos arbeitende Phantasie noch vergrößerte, zwangen ihn zu unaufhörlicher Arbeit, die nur durch einige Reisen kürzere oder längere Unterbrechungen erlitt. Sein eigentliches Leben verfloß vor seinem kleinen Schreibtische: das Prälatenkäppchen auf dem üppigen Haare und in eine weiße Dominikanerkutte gehüllt, die im Sommer aus Kaschmirstoff und im Winter aus feiner Wolle bestand und von einer goldenen Kette um den Leib zusammengehalten wurde, saß er Tag für Tag und Nacht um Nacht, schwitzend und stöhnend, vor seinen Manuskripten und Druckbogen. Er stand in Zeiten großer Produktion um Mitternacht auf und arbeitete, wenn es not tat, achtzehn Stunden ohne Unterlaß, mit der Riesenkraft eines Renaissancemenschen, der sich jede Ausschweifung gestatten darf. Um seinen Magen nicht zu belasten, nahm er während der Arbeit nur wenig Nahrung, eine Tasse Kaffee, den er aus drei ausgesuchten Mischungen zusammenstellte, ein Ei oder ein paar Früchte zu sich. Gegen Abend aß er dann ein paar leichte Gerichte, die mit einem Glas leichten Weines aus der Touraine seine Hauptmahlzeit bildeten, und ging hierauf sofort zu Bette, damit er nach Mitternacht wieder bei der Arbeit sitzen konnte. Dabei war Balzac in keiner Weise ein Kostverächter: er aß, wenn sich Gelegenheit bot, mit dem Behagen der Helden Rabelais': sein Verleger Werdet erzählt, daß er bei einer Mahlzeit hundert Austern, zwölf Lammskoteletten, eine Ente, zwei Rebhühner, eine Seezunge aus der Normandie nebst einem Dutzend Birnen mit Zubehör fast allein aufgegessen und auch, wie billig, die Luxusweine und Schnäpse nicht gespart habe. Der Urgrund

dieser strotzenden Natur ist eine ungeheure Triebkraft, die unbedenklich und lüstern nach allem greift, was gleißt und glänzt und lockt: der strotzende Genußmensch gönnte sich, wenn er Geld in der Hand hatte, jeden Luxus, mochten es nun die erlesensten Früchte, die er mit der Nase eines Feinschmeckers aufzutreiben wußte, oder seltene Möbel, Bilder und Bronzen sein. Er war ein leidenschaftlicher Sammler; er kannte alle Trödlerläden wie ein Händler, und seine Vorliebe für prunkende Einrichtungen war im Grunde schuld, daß er, trotz rasch steigender Einnahmen, niemals von seinen schwebenden Schulden loskam, mit denen seine üppige Phantasie wie mit einer Last spielte, die er, stöhnend und fauchend, als Atlas einer verhaßten und doch geliebten Welt auf seinen runden Athletenschultern einhertrug. Seine Sinnlichkeit war berüchtigt; aber derselbe Mann, der in den „Contes drolatiques" die fabelhafte Zügellosigkeit heidnischen Genusses mit dem Gelächter Jordaensscher Satire vergoldete, war auch der zartesten, treuesten Liebe fähig, und wenn es sein Werk galt, vermochte er auf alles Verzicht zu leisten: dann predigte er, als bewährter Künstler, den jungen Leuten die Keuschheit der auserlesenen Schöpfernaturen, als welche im Weibe ihren ewigen, unerbittlichen Feind zu fürchten haben.

Die Arbeit, die der gutmütige Riese im Laufe von sechzehn Jahren leistete, ist ganz ungeheuer: schon ein flüchtiger Blick auf das gewaltige Gebäude der „Menschlichen Komödie" zeigt es. Im Jahre 1830, beim Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn, ließ er einundsiebzig Schriften, Romane, Broschüren, Artikel erscheinen. Aber diese Leistung wurde noch vergrößert durch Balzacs Arbeitsmethode: da er die Sprache nicht leicht meisterte, war er gezwungen, die Korrekturbogen immer wieder umzuarbeiten, und zuweilen verschlang dieses ewige Feilen und Andern, das Verleger und Setzer zur Verzweiflung brachte, die Hälfte seiner Honorare. Er konnte sich nie genugtun, und in der Tat schließt seine Art des Produzierens, die auf Zeit und Stimmung keine Rücksicht nahm, die künstlerische Vollendung

aus. Balzac gehört nicht zu den olympischen Geistern, die voll Vertrauen auf die eigene Seele der geweihten Stunde harren dürfen, da alle Quellen in ihnen aufspringen; er ist ein ungeschlachter Zyklop, den jede Herrgottsnacht an die Esse ruft, wo die Bälge sausen, die Flammen züngeln und Werke entstehen, die heute die leichte Hand eines freien Gottes verraten und morgen an einen halben Stümper gemahnen. Es war kein natürliches Leben, das der Unersättliche führte, und mehr und mehr bedurfte er im Lauf der Jahre der Reizmittel, um sich aufrecht zu halten. Als er mit fünfzig Jahren, trotz einer bärenhaften Gesundheit, unter der Last seiner übermenschlichen Arbeit zusammenbrach, konnten seine Freunde sagen: Er hat von fünfzigtausend Tassen Kaffee gelebt und ist an ihnen gestorben. Aber äußere und innere Umstände machten ein anderes Schaffen unmöglich.

Der Wille, der in diesem Manne lebte, war ebenso gewaltig, ja ungeheuerlich wie sein Gestaltungsvermögen. Auf seinem Kamin stand eine Statuette Napoleons mit der Inschrift: Was er mit dem Degen begann, werde ich mit der Feder vollenden.[1] In diesen Worten äußert sich nicht nur der selbstsichere Wille, ein gewaltiges Werk zu hinterlassen, sondern auch die stolze Einsicht, daß jede Zeit, und sei sie noch so erbärmlich, ihre eigenen Helden habe. Die Liste seiner Schriften füllt in dem schon erwähnten bibliographischen Werke des Vicomte Charles de Spoelberch de Lovenjoul vierzehn volle Seiten, und der Journalist war ebenso rührig wie der Romandichter: er schrieb zahllose Feuilletons und allerlei Broschüren[2]; er gründete Zeitungen und Zeitschriften,

[1] Das Wort wird in verschiedenen Fassungen überliefert. Léon Gozlan, der zu den vertrautesten Freunden Balzacs gehörte, erzählt: „On sait que sur le piédestal d'une statue en plâtre de Napoléon Ier, il avait écrit à la plume les mots assez téméraires: ‚Achever par la plume ce qu'il a commencé par l'épée.' On voyait cette statue dans son logement de la Rue des Batailles." (Balzac chez lui, p. 26.) Andere zitieren das Wort so: „Ce qu'il n'a pu achever par l'épée, je l'accomplirai par la plume." — [2] Œuvres complètes de Honoré de Balzac, t. XX—XXIII.

wie die „Revue parisienne", deren drei einzige Nummern er ganz allein mit seinen Beiträgen füllte; er nahm jede Gelegenheit wahr, um zu seinem Publikum zu sprechen. Zwanzig Jahre hindurch lieferte er jährlich etwa zweitausend Seiten, die er ohne Aufhören umgoß und änderte. Er hatte nicht nur ein lebhaftes Bewußtsein des Geleisteten, er wußte auch, welcher unerschütterliche Mut und welche zähe Ausdauer dazu gehörten, sein riesiges Werk zu Ende zu führen: „Mögen es die Unwissenden erfahren! Wenn der Künstler sich nicht ohne Bedenken in sein Werk stürzt wie Curtius in den Abgrund, wie der Soldat in die Schanzen, wenn er in diesem Krater nicht wie der Bergmann arbeitet, den ein Einsturz verschüttete; wenn er sich bei den Schwierigkeiten aufhält, anstatt eine nach der anderen zu überwinden, nach Art der Verliebten in den Feenmärchen, die, um ihre Prinzessinnen zu gewinnen, mit ewig sich wandelnden Zauberern kämpften, wird sein Werk ein Torso bleiben oder unbekannt in einem Winkel seines Ateliers zerfallen, wo der Künstler den Selbstmord seines Talentes erlebt." [1]

Und diese ungeheure Arbeit, die alle Eingeweihten mit Staunen, Besorgnis und Bewunderung erfüllte, war nicht imstande, dem Unermüdlichen die Ruhe zu verschaffen, wie sie ein jeder Schöpfer braucht, damit sein Werk reife und gedeihe: Wucherer, Gläubiger und Trommler der Nationalgarde waren zuzeiten hinter ihm her wie hinter einem Wilde, das seinen Verfolgern nicht entgehen kann. Die Zeitungen überschütteten ihn mit Sarkasmen, mit Hohn und Bitternissen; die belgischen Nachdrucker suchten ihn um seine Rechte, seine Einnahmen, sein Eigentum zu bringen; er war gezwungen, Prozesse zu führen, Eingaben an die Minister zu richten, das Publikum aufzuklären, und das alles vollbrachte er mit einer lauten, lärmenden Geschäftigkeit, die er selbst lachend „la furie balzacienne" zu nennen pflegte.

[1] Tante Lisbeth, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 10.

Aber alle diese Nöte und Erfolge eines allzu lauten Lebens vermochten ihn nicht von seinem Werke abzubringen: das Geheimnis dieser unbeirrten Kraft ruht in einer beispiellosen Einbildungskraft, die nicht etwa darin besteht, die Einzelheiten eines Gesichts festzuhalten, sondern Leben und Weben, Wesen und Wirken einer Gestalt in allen ihren Äußerungen zu verfolgen und zu beschreiben oder darzustellen: „Wenn ich will, ziehe ich mir einen Schleier vor die Augen. Sofort trete ich in mich selbst zurück, wo die Geschehnisse der Natur in einer reineren Form wiedergegeben werden, als jene ist, unter der sie zuerst meinem äußeren Sinn erschienen sind." — „Denken ist Sehen! Alle menschliche Wissenschaft beruht auf Deduktion, die ein langsames Sehen ist, vermittels dessen man von der Ursache zur Wirkung niedersteigt oder von der Wirkung zur Ursache emporsteigt; oder um es größer auszudrücken: alle Poesie, wie jedes Kunstwerk überhaupt, besteht auf raschem Erschauen der Dinge."[1] Diese Phantasie war so lebhaft, daß sie zu zahllosen Anekdoten Anlaß gab: der hungernde Dichter pflegte in seinem Dachstübchen Kreise auf den Tisch zu zeichnen, in die er die Namen der erlesensten Gerichte einschrieb, und wenn er mit seinem trockenen Brote fertig war, glaubte er wie ein sybaritischer Lebemann gespeist zu haben. Er sprach davon, seinem Freunde Jules Sandeau ein Pferd zu schenken, und als er mit der Schilderung des unvergleichlichen Rosses fertig war, fragte er den Freund nach dem Ergehen des Tieres, als ob es schon lange im Stalle stünde. Wenn er hungrig war, konnte er sich durch die laute Schilderung einer Mahlzeit, die natürlich die ausgesuchtesten Leckerbissen der Welt auf einem Tisch vereinigte, die Sättigung vortäuschen. Diese Phantasie lebte schon im Fertigen und Vollendeten, wenn andere nur die Anfänge sahen, und ihr Wesen war durch nichts außer Fassung zu bringen, weil es den Besitz mit allen Kräften der Seele erfaßte: als Balzac sein vielbesprochenes Landhaus „Les

[1] Louis Lambert, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 9.

Jardies" auf der Höhe des Seineufers in Ville d'Avray baute, vergaß er das Stiegenhaus, und er war imstande, sein Badezimmer mit der fabelhaftesten Wanne auszustatten und den einfachsten Stuhl zu vergessen, so daß er nicht in der Lage war, einem Freunde einen Sitz anzubieten. Es ist bezeichnend, daß der geniale Träumer, im Gefühl dunkler Kräfte, schon früher versuchte, über das Wesen dieser Phantasie Klarheit zu gewinnen. Sein Ebenbild Louis Lambert urteilt darüber:

„Die Fähigkeit der reinen Anschauung besteht darin, die Dinge der materiellen Welt, ebensogut wie die der geistigen, in ihren ursprünglichen und allmählich entstandenen Verzweigungen unmittelbar zu sehen. Die wertvollsten Geister sind die, die aus den Finsternissen der Abstraktion zum Licht der reinen Anschauung gelangt sind. Jesus besaß diese Fähigkeit. Er sah das Einzelne in seinen Wurzeln und Wirkungen, in der Vergangenheit, die es erzeugt hatte, in der Gegenwart, in der es sich manifestierte, und in der Zukunft, in der es sich noch entwickeln sollte; sein Schauen durchdrang das Denken der andern. Die Vollendung des inneren Gesichts erzeugt die Gabe der reinen Anschauung. Intuition ist eine der Fähigkeiten des inneren Menschen, von denen die besprochene Gabe ein Attribut ist. Sie wirkt durch eine nicht bis zum Bewußtsein vordringende Empfindung, der man dann gehorcht, ohne sie zu kennen: so verließ Napoleon instinktmäßig seinen Platz, ehe die Kugel ankam. — Wer die reine Anschauung besitzt, der ist notwendig der vollendetste Ausdruck des Menschen, der Ring, der die sichtbare Welt mit den höheren Welten verbindet; er handelt, sieht und fühlt durch den inneren Menschen. Der Abstraktive denkt. Der Instinktive handelt."

Das ist deutlich genug. Doch ist es am Ende gleichgültig, welche Stellung Balzac, als Künstler, zu diesen Problemen hatte, die in das Gebiet der Psychologie gehören. Der Nachwelt genügt die Tatsache, daß diese Phantasie im allerhöchsten Grade schöpferisch war und eine Welt umfaßte: es war die Einbildungskraft eines Sehers — ich wähle absichtlich unser tiefsinniges

deutsches Wort —, der alle Elemente eines hochgesteigerten Lebens mit allen Poren in sich sog und seinem schöpferischen Willen dienstbar machte. Er beobachtet nicht wie ein Philosoph, dem es darauf ankommt, das Erfahrene und Geschaute in allgemeinen Sätzen niederzulegen und in Begriffen festzuhalten; er nimmt alle Einzelheiten wie ein Schauender, wie ein Seher in sich auf, und alles Wahrgenommene gerät gleichsam in einen Schmelztiegel, in dem sich die gesättigte Masse langsam erwärmt, um endlich, zäh und zögernd, in eine mühsam zurechtgeknetete Form zu fließen. Diese Phantasie hungert und giert nach Tatsachen, und zwar nicht aus Armut, sondern weil sie reich genug ist, alles Erschaute zu verarbeiten und mit Leichtigkeit umzubilden. In seiner Novelle „Facino Cane" erzählt er selbst aus der Zeit, da er in seinem Dachkämmerchen um den Lorbeer des Dramatikers rang: „Eine einzige Leidenschaft entriß mich den Gewohnheiten eines Geistesarbeiters; aber war dies noch ein Studium? Ich beobachtete die Sitten der Vorstadt, ihre Bewohner und Charaktere. Ebenso schlecht bekleidet wie ein Arbeiter, gleichgültig gegen äußere Würde, machte ich sie nicht mißtrauisch gegen mich. Ich konnte mich unter sie mischen und zuhören, wie sie einen Handel abschlossen und sich stritten, wenn die Feierstunde schlug. Die Beobachtung war bei mir schon intuitiv geworden: sie drang bis zur Seele vor, ohne den Körper außer acht zu lassen, oder sie faßte alles Äußere so genau auf, daß sie sofort darüber hinausging. Sie gab mir die Fähigkeit, das Leben des Einzelnen zu leben, den sie ins Auge faßte, indem sie mir erlaubte, mich in ihn zu verwandeln, wie der Derwisch aus Tausendundeiner Nacht Leib und Seele der Personen annahm, über die er Worte ausgesprochen hatte." [1] Und nun erzählt Balzac, wie er abends hinter den Arbeitern mit ihren Frauen herging, wie er ihren Gesprächen lauschte, die sich um die Einzelheiten ihres kleinen Haushaltes, um den Bäcker, die Kartoffeln drehten und oft in Streitereien ausarteten:

[1] Facino Cane, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Bd. 7.

„Beim Zuhören konnte ich das Leben dieser Leute annehmen; ich fühlte ihre Lumpen auf meinem Rücken, ich ging in ihren zerrissenen Schuhen einher. Alle ihre Wünsche und Bedürfnisse flossen in meine Seele über, oder meine Seele in die ihre. Der Traum eines Wachenden. Ich regte mich mit ihnen gegen die Tyrannei der Werkmeister oder gegen die schlechten Kunden auf, die sich öfters mahnen ließen, ohne zu bezahlen. Meinen Gewohnheiten zu entsagen, ein anderer vermittels der Trunkenheit des Geistes zu werden und dieses Spiel nach Belieben zu spielen, das war meine Zerstreuung. Wem danke ich diese Gabe? Ist sie ein zweites Gesicht? Ist sie eine jener Fähigkeiten, die durch Mißbrauch zum Wahnsinn bringen? Ich habe niemals dieser Gewalt nachgeforscht; ich besitze sie und bediene mich ihrer, das ist alles."

Und nun lese man noch die Einleitung zu dem „Mädchen mit den Goldaugen" (,,La Fille aux yeux d'or"), um die synthetische Macht dieser Phantasie würdigen zu können: „Eines der Schauspiele, welche das höchste Maß von Schrecken bergen, ist sicherlich das allgemeine Aussehen der Pariser Bevölkerung, eines Volkes, das ausgezehrt, gelb, ledrig-gebeizt, — grauenvoll anzuschauen ist. Ist Paris denn nicht ein unermeßlich weites Feld, das unaufhörlich aufgewühlt wird von einem Sturme von Begehrlichkeiten, unter dem ein reifes Ährenmeer von Menschen, die der Tod hier öfter als anderswo wegmäht, durcheinanderwirbelt, und welche in ewig gleichem Gedränge stets neu erstehen, und deren verzogene, verzerrte Gesichter aus allen Poren den Geist, die Begierden und die Gifte ausdünsten, von denen ihre Gehirne geschwängert sind? Oh, nicht Gesichter sind es, wohl aber Masken! Masken der Schwäche, Masken der Kraft, Masken des Elends, Masken der Freude, Masken der Heuchelei; — und alle erschöpft und alle mit den unauslöschlichen Zeichen keuchender Gier gestempelt. Was wollen sie? Gold oder Vergnügen?

„Einige Betrachtungen über die Seele von Paris mögen die Ursachen ihres leichenhaften Antlitzes erklären, welches nur zwei

Lebensalter hat, entweder Jugend oder Verfall: fahle Jugend ohne Farben, — geschminkten Verfall, der jung erscheinen möchte. Die Fremden, die nicht gehalten sind nachzudenken, verspüren beim Anblick dieses ausgegrabenen Volkes zu allererst eine Regung des Widerwillens gegen seine Hauptstadt, als die ungeheure Werkstatt der Genüsse, der sie selber schon nach kurzer Zeit nicht mehr zu entfliehen vermögen: sie bleiben, um sich freiwillig zu verunstalten. Wenige Worte werden genügen, um physiologisch die fast höllische Färbung der Pariser Gesichter zu rechtfertigen, denn nicht nur im Scherze ist Paris eine Hölle genannt worden. Nehmt dieses Wort als Wahreres. Dort raucht, brennt, blitzt, siedet, flammt, verdampft, verlöscht alles und entzündet sich wieder, funkelt, prasselt und verzehrt sich alles. Niemals war das Leben in irgendeinem Lande feuriger und zehrender. Diese gesellschaftliche, ewig flutende Natur scheint sich nach jedem vollbrachten Werke zu sagen: „Auf! An ein anderes!" wie es sich die Natur selbst sagt. Ebenso wie die große Natur, befaßt sich diese gesellschaftliche mit Käfern, Eintagsblumen und allerlei sehr vergänglichem Tand und speit in gleicher Weise Feuer und Flammen aus ihrem ewigen Krater. Vielleicht muß man, ehe man die Ursachen zergliedert, die einem jeden der Stände dieses klugen und regsamen Volkes ein besonderes Antlitz verleihen, die allgemeine Ursache bezeichnen, welche die einzelnen desselben mehr oder weniger entfärbt, bleicht, bläulich tönt oder bräunt." Der Seher schildert nun die Umkreise der Hölle, die sich Paris nennt: er zeigt den Proletarier, der von seiner Hände Arbeit lebt, den Kleinbürger, der in seinen Geschäften aufgeht, die liberalen Berufe: Anwälte, Ärzte, Notare, Bankmänner, Spekulanten, die Künstler, die große Welt, die Frauen, und immer versteht er es meisterhaft, das Typische in ein paar Worten anzudeuten und genußreich zu machen.

Aber diese erstaunlich sachliche Phantasie, die sich an der Wirklichkeit berauscht, ohne sie jemals ganz unter den Füßen zu verlieren, ist nicht, wie bei dem größten Gestaltenschöpfer,

bei Shakespeare, die Einbildungskraft eines selbstherrlichen Künstlers, der gar kein Bedürfnis fühlt, sich mit der Welt als Denker oder als Moralist abzufinden. Die Weltanschauung Shakespeares ist, was man auch sagen möge, die seiner Gestalten, denen jeder Leser oder Zuschauer das entnehmen mag, was seinem eigenen Wesen zusagt: daher kommt es, daß ihn die einen für einen Protestanten, andere für einen Katholiken, und dritte für einen Skeptiker aus der heitern Schule Montaignes nehmen. Balzac aber lebt mit allem Sinnen und Sehnen in der Welt seiner Phantasie, und seine Ideen über Gott und die Welt sind für ihn allein schicksalsmäßige Wirklichkeiten, an denen er, um seiner eigenen Würde willen, seine Geschöpfe mißt: Wirklichkeit und Traum, Denken und Schauen, Sehnen und Hoffen fließen bei dem Gehetzten immer und überall ineinander. Von seinen Gestalten sprach er wie von wirklichen Lebewesen: als ihm sein Freund Jules Sandeau eines Tages erzählte, daß seine Schwester erkrankt sei, bekam er zur Antwort: „Das ist alles sehr schön, mein Lieber; aber kommen wir auf die Wirklichkeit zurück; sprechen wir von Eugenie Grandet." Diese Phantasie, die, trotz seiner Vorliebe für Mesmerismus und seiner rein materiellen Ansicht über Gedankenübertragung, so durchaus irdisch anmutet, zeigte ihm die allmächtige Wirklichkeit nur im Lichte seines Willens und seines Geistes: er glaubte an die übernatürlichen Kräfte der Seele, — denn wer eine Welt in sich trägt, darf ohne Gefahr den Wahn hegen, als könne die Seele Berge versetzen; er glaubte an Wahrsagerinnen und Hexenmeister, an Träume und Kartenschläger; er glaubte an seine eigene magnetische Kraft, an seinen Willen und alle großen Willensmenschen, denen das Schicksal eine Bürde auf die Schultern legte. Aber wenn die Elemente dieser irdisch gestimmten Phantasie auf reiner Anschauung beruhen, so reicht sie doch in eine Welt, wie sie vielfach jeder nüchternen Erfahrung widerspricht: sie wandelt den Dichter zum Träumer und den unersättlichen Sinnenmenschen zum Verschwender; sie zeigt ihm alles,

bis auf die Einkünfte, die er aus seinen Büchern zu ziehen gedenkt, durch ein Vergrößerungsglas und macht es ihm nur allzuoft unmöglich, mit der häßlichen Wirklichkeit eigenen und fremden Daseins zu rechnen. Ein anderer Mann wäre an seiner Stelle reich geworden; Balzac jedoch kam sein ganzes Leben lang nicht von seinen Schulden los, weil seine Bedürfnisse, unter dem Zwange dieser dämonischen Phantasie, von Jahr zu Jahr stiegen. Er war ein leidenschaftlicher Sammler: seine Gemäldesammlung schätzte er selbst auf 350 000 Franken; das kleine Landgut „Les Jardies" bei Paris verschlang Unsummen. Aber selbst der unvorsichtige Bauherr wußte seine Leidenschaft zu benutzen, um seiner prunkliebenden Phantasie neue Nahrung zu geben: als er das kleine Gütchen kaufte, rechnete er sofort heraus, daß er sich durch Ananaspflanzungen eine Jahresrente von 400 000 Franken sichern könne, wenn es ihm gelinge, die Sonnenwärme zweckentsprechend einzufangen und Luxusfrüchte zu erzielen. Er wußte seinen Bekannten den Ort, wo der Neger Toussaint seine Schätze an der Seine vergraben haben sollte, mit einer solchen Genauigkeit zu schildern, daß sie sich mit ihm, wie verschämte Diebe, nachts auf den Weg machten, um den Schatz mit einem Spaten zu heben. Eines Tages kam er auf die Idee, die Silberminen in Sardinien, die schon von den Römern aufgegeben wurden, auszunützen; aber da er, als glücklicher Entdecker, seinen Plan nicht für sich behalten hatte, mußte er es erleben, daß ein Italiener, dem er in Genua davon erzählt hatte, ihm zuvorkam und ein Vermögen gewann. Seine Freundin Frau Hanska suchte er für die Einfuhr russischen Holzes nach Frankreich zu interessieren, und der Jahresgewinn, den er herausrechnete, belief sich in seiner Einbildung auf 1 200 000 Franken. Diese ruhelose Phantasie war so unerschöpflich, daß er jeden Tag mit einem anderen Projekt daherkam, das ihn für eine Zeitlang über jedes Elend hinwegzutäuschen vermochte. Als sein „Vautrin" im Odéon durchgefallen war, tröstete er sich sofort mit dem Plan zur Errichtung einer Mustermolkerei, und er zweifelte nicht, daß sie ihm

mindestens eine Jahresrente von 6000 Franken abwerfen werde. Dann trug er sich wieder mit dem Plan, einen Verlag zu gründen, der ein Konversationslexikon zu Unterrichtszwecken auf den Markt werfen sollte, wobei mindestens zwei Millionen zu verdienen seien. Und endlich dachte er daran, die Subskribenten auf die Sammelausgabe seiner Schriften anzulocken, indem er ihnen eine Art Leibrente ⟨tontine⟩ versprach.[1] Keine Enttäuschung und kein Fehlschlag konnte die Gläubigkeit und die gute Laune des lärmenden Zyklopen dämpfen: von dem Augenblick an, da der Plan zu einem Werke in ihm lebendig wurde, sprach er davon wie von einem fertigen, das man um bares Geld verkaufen könne, und die Folge dieses Verhaltens war ein Rattenkönig von Prozessen mit seinen Verlegern, die, als Geschäftsleute, darauf sehen mußten, den gewährten Vorschuß möglichst rasch wieder hereinzubringen. Diese Phantasie eines ewigen Projektenmachers spielte in einem fort mit Millionen; aber sie war zu beweglich, um an einer Sache lange festzuhalten: wie ein Orientale träumte der Seher von Schätzen, zu denen er allein den Zugang kannte, und alles blieb, von seinem Werke, wie billig, abgesehen, ein selig-heiteres oder schmerzhaftes Spiel, das nur ein ungeheures schöpferisches Vermögen in ewiger Schwebe erhielt.

Zu diesem Spiele, das ihm auch in trüben Zeiten das Bewußtsein seiner Persönlichkeit lebendig erhielt, gehörte auch sein Glaube, daß er berufen sei, eine politische Rolle zu spielen, und seine ewig rege Hoffnung, eines Tages Beherrscher der Bühne zu werden und Millionen einzuheimsen. Über seine politischen Ideen, auf die ich später zurückkommen werde, kann man verschiedener Meinung sein; aber sein Wahn, daß er auch als Politiker eine große Zukunft habe, beweist nur, wie dieser Phantasiemensch darauf bedacht war, alle Möglichkeiten, als Herrenmensch emporzukommen, mit kühnem Griff an sich zu reißen. Er hielt sich nicht nur für den Napoleon der Feder, er hielt sich auch für

[1] Briefe an die Fremde, I, S. 367. Lettres à l'Étrangère I, p. 409.

einen Staatsmann, der nur erst sein umfangreiches Werk unter Dach bringen müsse, ehe er daran gehen konnte, seine politischen Ideale zu verwirklichen und die Zügel der Staatsgewalt zu ergreifen. Der Umstand, daß er überall, wo er als Wahlkandidat auftrat, mit Glanz durchfiel – er hatte sich 1831, 1832 und 1848 an verschiedenen Orten, wo man ihn nicht einmal persönlich kannte, um ein Mandat für die Kammer beworben –, konnte seine Hoffnungen in keiner Weise herabstimmen: 1836 war er bereits der Meinung, daß er nur als Minister in die Kammer einziehen dürfe, und um würdig auftreten zu können, nahm er sich im voraus zwei Royalisten, den Grafen von Grammont und den Marquis de Belloy, zu Sekretären. Heute glaubte er, daß Lamartine ein „bourg pourri" für ihn bereit habe, das er, als Mann der Intelligenz, sehr wohl vertreten könne, und morgen war er bereit, seiner Mutter, aus spät erwachender Zärtlichkeit, seine ganze Zukunft als Machthaber zum Opfer zu bringen. Und immer war der Halbgaskogner, den solche Sterne lockten, ehrlich, wenn er seine ungemessenen Hoffnungen sich selbst und anderen zum besten gab. Auch die Pforten der Akademie gedachte der unverbesserliche Fabulierer „mit Kanonenschüssen zu sprengen", um dann, als Akademiker, den ehrenvollsten Weg in das Ministerium zu finden. Als es jedoch zur Wahl kam, erhielt er eine einzige Stimme, die sein Freund Victor Hugo für ihn abgab. Sein ganzer Intellekt widerstrebte der Bühne; seine Phantasie war trotz aller Flüge in das Reich der Unwahrscheinlichkeit durchaus dinglich: sie konnte nur die Fülle der Züge, wie sie seiner Anschauung gegenwärtig waren, in langsamer, zuweilen schwerfälliger Schilderung darlegen; allein das alles hinderte Balzac nicht, auch an seine Zukunft als ruhmreichster Bühnendichter zu glauben, und dies ist um so merkwürdiger, als er eigentlich gar nicht viel von der dramatischen Kunst hielt und dem späteren Hohnwort: „Mais, c'est du théâtre!" lachend beigestimmt hätte. Auch diese Theaterpläne, von denen er wie ein Galeerensträfling nicht loskam, waren im

Grunde nur eine Gelegenheit, den Geldhunger dieser unersättlichen Phantasie zu stillen. Um es kurz zu sagen: dieser große und geniale Romandichter lebte selbst zeit seines Lebens in einem Roman, und immer wieder werden wir bei ihm an die Tatsache erinnert, daß nicht nur zwischen dem Charakter und dem Schicksal eines Menschen geheime Beziehungen bestehen, sondern daß auch Talent und Schicksal oft in seltsamer Weise einander entsprechen: der Dramatiker erlebt Dramen und der Romandichter Romane, vorausgesetzt, daß sie ganze Menschen und ganze Männer sind. In seinen ruhigen Stunden war sich Balzac über sein eigenes Wesen überdies selbst sehr klar: seine treffende Bemerkung, man müsse das Unglück, das eine Begabung mit sich bringe, ebensogut annehmen wie ihre Vorteile, zeigt, daß in diesem großen Kinde ein gelassener Mann steckte, der nur deshalb seinen harten Weg mit der Sicherheit des Traumwandlers gehen konnte, weil sein Talent oder sein Genie sein Schicksal war. Wilhelm Raabe hat das schöne Wort gesprochen: „Hab acht auf die Gassen! Schau nach den Sternen!" Aber Balzac bedurfte nicht einmal der Sterne: was ihm die Gassen boten, war eine unerschöpfliche Welt, mochte diese auch die ewigen Sterne aus den Augen verloren haben, und die schöpferische Fülle, die er, voll naivsten Selbstvertrauens, verschwendete, offenbart eine Naturkraft, vor der wir merken, daß Schaffende, wenn sie im Banne ihres Dämons stehen, beneidenswerte Glückskinder sind, mag auch ihr Leben eitel Müh und Arbeit sein.

4

Das Jahr 1832 bedeutet einen Wendepunkt in Balzacs Leben: seine Freundin, Frau von Berny, die nun fünfundfünfzig Jahre zählte, mochte eingesehen haben, daß ihr Verhältnis zu dem jüngeren Geliebten nicht weiterhin dessen künftiges Leben belasten dürfe, und so faßte sie denn den Entschluß, ihren Schützling und Geliebten freizugeben, zumal dieser nun eine Stellung in der Welt besaß. Balzac war damit einverstanden: aus dem

Liebesverhältnis zu der alt gewordenen Frau wurde bei ihm eine Freundschaft, die bis zu dem Tode der „Dilecta", im Jahre 1836, dauerte. Die opferwillige Freundin fuhr indessen fort, die Beraterin und Kritikerin des Romandichters zu bleiben; sie las nach wie vor seine Druckbogen, und später, als die schmerzliche Wunde, die ihr die Wandelung ihrer Beziehungen zu dem Geliebten geschlagen hatte, vernarbt war, wurde sie zur getreuen Vertrauten seiner zärtlichsten Geheimnisse: denn dieses große Kind, das auch der Liebe und den Frauen als unverbesserlicher Phantasiemensch gegenüberstand, machte ihr gegenüber kein Hehl aus seinen erotischen Erlebnissen, auf die Gefahr hin, die Zartfühlende, die ohnehin schwer unter ihrer neuen Stellung litt, immer wieder zu verletzen. Aber trotz seines in die Breite strebenden Lebens blieb die „Dilecta" seine Zuflucht und sein Schutzgeist. Die Liebe zu dieser Frau voll seltener Güte war und blieb das tiefste Ereignis seines Lebens: wenn er zuweilen in Andeutungen von ihr sprach, kamen ihm die Tränen in die Augen, und jeder Tag, den er mit ihr verbrachte, erschien ihm, wie er später an die „Fremde" schrieb, als ein Feiertag. Wir werden später sehen, in welcher Weise sich das eigentümliche Verhältnis zu der älteren Freundin in der Seele eines Liebenden spiegelt, dem eine andere Frau alles bedeutet.

Der Roman „La Peau de chagrin" und die „Scènes de la vie privée" hatten dem angehenden Romandichter rasch ein zahlreiches Frauenpublikum verschafft, das in ihm den Vorkämpfer und Beichtvater sah und verehrte, der, als Mann und Kenner, um alle Geheimnisse des vielduldenden Geschlechts zu wissen schien. Er erhielt zahlreiche Zuschriften von allerlei Frauen, von bekannten und unbekannten, und fast alle hatten eine Wunde zu beklagen oder eine Vergangenheit zu betrauern, deren Spiegelung in den Schriften des Romandichters Gelegenheit und Veranlassung zu einer Beichte oder zu einer kleinen seelischen Erregung gab. Unter den Freundinnen, denen Balzac in aufrichtiger und ungetrübt herzlicher Gesinnung zugetan blieb, steht, neben

seiner Schwester Frau Laura Surville, Frau Zulma Carraud an erster Stelle. Die Briefe an sie gehören zu den aufrichtigsten Äußerungen des gehetzten Mannes; ihr vertraute er alles, was ihn bewegte oder quälte, ohne Rückhalt und Phrasen an, und die kluge, etwas männlich geartete Frau, die in glücklichster Ehe mit einem begabten Ingenieur lebte, verstand es vortrefflich, den Umgetriebenen immer wieder aufzurichten, wenn er unter der wachsenden Last seiner Arbeit und seiner Schulden zusammenzubrechen drohte. Wenn er dieser Freundin, wie auch seiner Schwester gegenüber, als der offen Gebende erschien, so spielte er der Herzogin von Abrantes[1] gegenüber die Rolle eines Tröster und Beichtvaters. Die verschwenderische Witwe Junots, die in Versailles ihren glänzenden Erinnerungen nachhing, hatte sich nicht an das bescheidene Dasein gewöhnen können, das ihr, wie so vielen Geschöpfen des Kaisers, nach dem Sturze Napoleons blühte: sie machte Schulden über Schulden, um auf glänzendstem Fuße weiterleben zu können, und obwohl ihr die geschwätzigen Memoiren, die sie 1831 bis 1835 in endloser Folge (in achtzehn Bänden) über das Kaiserreich erscheinen ließ, bedeutende Einnahmen brachten, so konnten sie ihre Verhältnisse doch nicht dauernd bessern. Balzac, hinter dem die Gläubiger ebenfalls her waren, wußte diese üble Lage wohl zu würdigen und kam der erfahrenen Augenzeugin der Herrlichkeit der Napoleonischen Epoche mit der Herzlichkeit eines aufrichtigen Kameraden entgegen: er brachte sie mit Zeitschriften und Kollegen, mit Verlegern und Buchhändlern in Geschäftsverbindung. Allein die Verschwendungssucht der napoleonischen Herzogin machte jede dauernde Hilfe unmöglich: sie starb am 7. Juli 1838 im äußersten Elend in einer erbärmlichen Dachkammer. Auch zu dem „Kameraden George Sand" unterhielt Balzac freundliche Beziehungen, die nur für kurze Zeit eine Trübung erlitten, als er für einen der ersten Geliebten der fruchtbaren Literatur-

[1] Laurette Junot (1784–1838).

faunin, für Jules Sandeau, Partei nahm und sogar mit ihm zusammenwohnte. Später, als er die Unwürdigkeit dieses kleinen Literaten erkannt hatte, bekam das Verhältnis zu der überfruchtbaren Schriftstellerin, deren Mängel er übrigens klar durchschaute, wieder die alte Herzlichkeit, obwohl sie zunächst, ihrem ganzen Wesen nach, die Bedeutung ihres Freundes kaum erkennen konnte: wo sie von ihm spricht, wie in ihrer „Histoire de ma vie"[1], ist sie ein Echo seiner Worte, ohne daß wir den Versuch gewahrten, über die Wendungen allgemeiner Anerkennung und aufrichtiger Schätzung hinauszukommen.

Unter den Frauen, die sich nach dem Erscheinen der „Physiologie du Mariage" an den aufreizenden Autor gewandt hatten, um ihn eines Besseren zu belehren, befand sich auch die gefeiertste Schönheit der Adelsvorstadt Saint-Germain, die Herzogin von Castries: im September 1831 schrieb sie ihm einen anonymen Brief, in welchem sie seine Ansichten über die Frauen tadelte. Balzac antwortete in einem längeren Schreiben, worin er behauptete, sein Werk bedeute für jede Frau, welche die Ungewitter des Lebens hinter sich habe, eine Freisprechung, insofern es die Schuld aller schönen Sünderinnen auf den Mann werfe und, mit einem Wort, die Lösung eines großen Problems darstelle.[2] Der Brief enthielt ferner die Bitte, die persönliche Bekanntschaft der Empfängerin machen zu dürfen, die aber den Schriftsteller lange auf Erhörung warten ließ und ihm erst am 28. Februar 1832, an welchem Tage noch ein anderer Schicksalsbrief in seine Hände gelangte, die Erfüllung seines heißen Wunsches gewährte.

Balzac verliebte sich sofort leidenschaftlich in die Herzogin, die gerade dem Jammer einer unglücklichen Leidenschaft für den Sohn des Staatskanzlers Metternich entronnen war und durch einen Sturz vom Pferde, auf der Jagd, ihre Gesundheit eingebüßt hatte. Sie war, wenn man den Zeitgenossen glauben darf, keine eigentliche Schönheit, aber ihre Haare hatten den Glanz

[1] IV, p. 127, 135. — [2] Correspondance, p. 98.

des Venezianerrots auf den Bildern Tizians, und ihre schlanke Gestalt atmete eine Anmut, die in der Pariser Gesellschaft, wo sie den Ton angab, sprichwörtlich geworden war. In ihrem Salon, wo sie als Leidende in rotem Gewand auf einem Ruhelager thronte, verkehrte die ganze Adelsgesellschaft, die durch die Julirevolution ihren politischen Einfluß verloren und nun Gelegenheit hatte, den Wandel der Zeiten lästernd und schmollend zu bedenken. Balzac, dem sich mit einemmal der Glanz der aristokratischen Welt auftat, mochte sich unendlich geschmeichelt fühlen, als ihm die vielumworbene, verwöhnte Frau gestattete, ihr den Hof zu machen, und es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß sich in diese plötzliche Leidenschaft etwas von jenem Gefühl mischte, das Stendhal „amour-vanité" genannt hat: Balzac befand sich in Übereinstimmung mit der altgallischen Überlieferung, als er schrieb: „Ohne die Eitelkeit ist die Liebe, wie ein tiefer Moralist des verflossenen Jahrhunderts meinte, ein Rekonvaleszent. Sicherlich birgt, für den Mann wie für die Frau, die Überlegenheit des geliebten Gegenstandes einen Schatz an Freuden. Bedeutet das nicht viel, oder vielmehr alles, wenn man weiß, daß unsere Eigenliebe niemals durch sie gekränkt wird; daß sie edel genug ist, um niemals einen verächtlichen Blick als Verletzung zu empfinden; reich genug, um sich mit dem gleichen Glanz wie die Eintagskönige der Börse zu umgeben; geistreich genug, um niemals durch einen feinen Scherz gedemütigt zu werden; schön genug, um die Nebenbuhlerin ihres ganzen Geschlechts zu sein? Diese Beobachtungen sind beim Manne das Werk eines Augenblicks. Aber wenn die Frau, die sie veranlaßt, zugleich für die Zukunft seiner voreiligen Leidenschaft alle wechselnden Entzückungen der Anmut, die Unbefangenheit einer jungfräulichen Seele, den tausendfachen Faltenwurf des Kleides einer Kokette und die Gefahren der Liebe verheißt, muß das nicht das Herz des kältesten Mannes aufwühlen!" [1]

[1] Die Herzogin von Langeais, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 6.

Der Herzogin hingegen mochte es schmeicheln, den vielgenannten Romandichter im Gefolge ihrer seufzenden Verehrer zu sehen, und so nahm sie denn, als verwöhnte Gelangweilte, die Zeit des großen Arbeiters rücksichtslos in Anspruch. Balzac erkannte, aller Liebesblindheit zum Trotze, sofort, daß er es mit einer andern Frau zu tun hatte, als mit der seelenguten „Dilecta", die in allem, was sie unternahm, nur an Wohl und Wehe des geliebten Freundes dachte. Das Porträt, das der Frauenzeichner von der schillernden Salondame in der „Herzogin von Langeais" entwirft, ist keineswegs mit den verschönernden Farben der Liebe gemalt: er schildert sie als unwissend, eigensinnig, glanzliebend, kurz, als ein wahrhaft vielfältiges Geschöpf mit den Lastern der Hofdame und dem Adel des jungfräulichen Weibes, dem es, unter dem Schutze eines großen Namens, ein leichtes war, sich über die Gesellschaft und ihre Forderungen zu stellen. Dieses Wesen vermochte wenigstens den Beobachter nicht zu blenden; es gab ihm vielmehr Gelegenheit, über Liebe und Leidenschaft allerlei Dinge zu merken und zu sagen, über die man allerdings verschiedener Meinung sein kann: „Liebe und Leidenschaft sind zwei verschiedene Seelenzustände, welche Dichter und Weltleute, Philosophen und Dummköpfe fortwährend miteinander verwechseln. Die Liebe bedingt eine Wechselseitigkeit der Gefühle, eine Gewißheit des Genusses, die nichts beeinträchtigen kann, und einen allzu beständigen Austausch von Freuden, eine allzu vollständige Verwachsung der Herzen, als daß Eifersucht nicht ausgeschlossen sein müßte. Der Besitz ist hier nur ein Mittel und nicht ein Ziel; eine Untreue schafft Leiden, aber trennt sie nicht; die Seele ist nicht bald mehr, bald weniger glühend oder betrübt, sondern sie ist fortdauernd glücklich; das durch einen göttlichen Odem von einem Ende der Zeit bis zum anderen gedehnte Verlangen färbt sie uns mit gleicher Farbe: das Leben ist dann blau wie ein reiner Himmel. Die Leidenschaft ist die Ahnung der Liebe und ihrer Unendlichkeit, nach der alle leidenden Seelen sich sehnen. Die Leidenschaft ist eine Hoffnung, die vielleicht betrogen werden könnte. Leidenschaft bedeutet zu-

gleich Leiden und Übergang; die Leidenschaft hört auf, sobald die Hoffnung gestorben ist. Männer und Frauen können, ohne sich dadurch zu entehren, von unseren Leidenschaften ergriffen werden; denn es ist so natürlich, dem Glück entgegenzustreben; aber es gibt nur eine einzige Liebe im Leben." [1]

Der Mann, der so zwischen Leidenschaft und Liebe unterschied, mußte als Liebender die Erfahrung machen, daß die Erkenntnis der Fehler und Schwächen einer vergötterten Frau selten mächtig genug ist, um eine Neigung abzutöten. Im Herbst 1832 ließ ihn die müßige Weltdame nach Aix in Savoyen kommen, wo sie die Bäder gebrauchte, und Balzac, der gerade bei Freunden in der Touraine weilte, trat die Reise mitten durch Frankreich mit dem Bewußtsein an, daß ihn die Frau, die ihn kurzerhand zu sich rief, im Grunde gar nicht ernst nehme. Schon vor seiner Abreise befand er sich in einem Zustand größter Erregung: ein Brief an seine Lieblingsschwester Laura gewährt einen Einblick in die aufgewühlte Seele des Geliebten, in der nun, mit einem Male, eine langverhaltene Zärtlichkeit gegen seine Angehörigen aufquoll: er gedenkt seiner Mutter plötzlich in zärtlichster Weise, mit Tränen in den Augen, und hofft, daß die glorreiche Zukunft, deren er sicher sei, vieles gutmachen werde, dessen er sich schuldig fühlte." [2] Auf der viertägigen Fahrt nach Aix zog sich Balzac, beim Besteigen des Postwagens, eine kleine Wunde am Bein zu, deren er mit den Worten gedenkt, Frankreich habe durch diesen Unfall beinahe einen großen Mann verloren. Im übrigen fand er in der Bäderstadt, wo er, infolge seines Unfalls, ruhig im Gasthof weilen mußte, die gleiche Arbeit wie in Paris vor, und der Verkehr mit der Herzogin machte ihm rasch klar, daß er, trotz wärmster Hingabe, niemals auf Gegenliebe zu hoffen habe. Die müßige Frau hätte Balzac gerne nach Italien, nach Venedig mitgenommen, wo sie mit ihrem Schwager, dem Herzog von Fitz-James, den Winter zu verbringen gedachte; aber im Herbst

[1] Die Herzogin von Langeais, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 6. — [2] Correspondence, p. 129.

kam es in Genf, wohin Balzac die Herzogin begleitet hatte, zum Bruche, und der ernüchterte Dichter kehrte sofort nach Paris zurück, wo er in der „Dilecta" die alte treue Trösterin fand. Als die Herzogin im Frühjahr 1833 nach Paris heimkehrte, kam es aber doch wieder zu einer Annäherung zwischen den beiden: Balzac konnte den Künsten der gewandten Weltdame nicht widerstehen und blieb ihr in freundlicher Gesinnung zugetan. Er las ihr sogar seinen Roman „La Duchesse de Langeais" vor, zu dem sie Modell gesessen hatte, und es wäre interessant, zu wissen, was die Zuhörerin dachte, als sie den Schlußsatz vernahm: „Ergib dich von nun an dem Genusse; aber was die Liebe angeht, so soll man wissen, wem man sie schenken darf. Nur die letzte Liebe einer Frau vermag die erste Liebe eines Mannes zu stillen." Vielleicht enthielt dieser Satz eine Huldigung für die „Dilecta", in der er nach wie vor die teuerste Freundin verehren durfte. Im übrigen ließ er es sich, trotz dieser übeln Erfahrung, nicht nehmen, das Leben zeitweise in vollen Zügen zu genießen: die höchste platonische Verehrung für eine Frau vertrug sich in dieser reichen, überströmenden Natur sehr gut mit einer romanischen Sinnlichkeit, die im Zugreifen keine Bedenklichkeiten kannte. Die kurze Widmung „A Maria", die dem meisterhaften Roman „Eugénie Grandet" voransteht, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß er zu gleicher Zeit Beziehungen zu einer bescheidenen Bürgersfrau unterhielt, aus deren Mund die Bitte gekommen war: „Hab mich ein Jahr lang lieb, und ich werde dich dafür mein Leben lang lieben." Wir kennen den Namen dieser Unbekannten nicht, von der Balzac ein Kind, ein Mädchen, gehabt haben soll, so wenig wir wissen, wer sich unter dem Namen Louise versteckte, mit welcher Unbekannten er 1836, also zu einer Zeit, da Frau Hanska schon in sein Leben getreten war, einen Briefwechsel unterhielt.

Der 28. Februar 1832 gehört zu den Schicksalstagen im Leben Balzacs: am gleichen Tage, an dem er von der Herzogin von Castries die Erlaubnis empfing, sie besuchen zu dürfen, ging

ihm, durch die Vermittlung seines Verlegers Cosselin, ein Brief von einer Unbekannten zu, die ihrer Bewunderung für den Schriftsteller lebhaften Ausdruck gab, aber die Ansichten über die Frauen in seinem Roman „La Peau de chagrin" ebenfalls verurteilte und ihm riet, zu den reinen Idealen zurückzukehren, wie er sie in den „Scènes de la vie privée"[1] hochgehalten und verkündet hatte. Der Brief, der mit „l'Étrangère", die Fremde, unterzeichnet war, machte einen solchen Eindruck auf Balzac, daß er beschloß, sein neuestes Werk, „L'Expiation", der Schreiberin zu widmen und sie auf geheimnisvolle Art zugleich wissen zu lassen, daß ihr Brief in seine Hände gelangt sei: auf der Rückseite des Titelblattes sollte, unter den Worten „Diis ignotis" eine Reproduktion des Phantasiespiegels, mit dem ihr Brief verschlossen gewesen war, und das Datum, der 28. Februar 1832, stehen. Allein Frau von Berny, in der sich ein verkapptes Gefühl der Eifersucht regen mochte, riet ihm dringend von dieser Auszeichnung ab, und Balzac gehorchte, wenn auch vielleicht widerstrebend, der bewährten Beraterin. Im übrigen mochte er sich wohl auch sagen, daß die Veröffentlichung der ersten zehn „Contes drolatiques", deren Drucklegung im März 1832 stattfand, kaum geeignet sein werde, die Verehrung der „Fremden" zu steigern, und so hielt er es denn auch, trotzdem sich seine Eitelkeit in hohem Grade geschmeichelt fühlte, für angemessen, den Brief den er nur einigen Freunden zeigte, nicht zu beantworten. Der eifrigste Balzacforscher, Ch. de Lovenjoul[2], ist der Meinung, Balzac habe im Laufe des gleichen Sommers weitere Briefe von der fremden Unbekannten erhalten; da er jedoch keinen Beweis für seine Ansicht beibringt, bleiben wir auf Vermutungen angewiesen. Aber am 7. November 1832 traf ein neuer Brief von der „Fremden" ein, in dem die Schreiberin den Wunsch

[1] Unter diesem Titel hatte Balzac damals folgende Novellen und Erzählungen vereinigt: La Vendetta, Les Dangers de l'Inconduite, Le Bal de Sceaux ou le Pair de France, Gloire et Malheur, La Femme vertueuse, La Paix du Menage. — [2] Un roman d'amour, p. 3.

aussprach, Balzac kennen zu lernen und seine Freundin zu werden, als welche sie sich das Recht herausnehmen möchte, ihm die nackte Wahrheit über seine Schriften zu sagen: „Ihr Genie scheint mir erhaben; aber es soll göttlich werden. Die Wahrheit allein soll Sie dahin führen. Ich sehe Sie mit der Seele und ahne Sie voraus. Das ist mein einziges Talent. Es kann alles; es ist rein und gewaltig; seine Quelle ist göttlich, seine Wahrheit heilig ... Für Sie bin ich die „Fremde" und werde es mein Leben lang bleiben. Sie werden mich nie kennen lernen." [1] Dieser kurzatmige und doch wichtigtuende Stil steht in seltsamem Widerspruch zu der Versicherung der Schreiberin, daß sie einfach und aufrichtig, ängstlich und schüchtern sei, wie denn überhaupt der Ton des ganzen Briefes zwischen gemachter Einfachheit und einer Geschwollenheit wechselt, die sich zu der Äußerung versteigt: „Ich bin ganz Seele und habe nur eine Tugend: Liebe! Und meine Liebe ist Ewigkeit." Zum Schluß wurde der Empfänger gebeten, den Empfang des Briefes in der einzigen französischen Zeitung, die nach Rußland gelangte, zu bestätigen: „Ein Wort von Ihnen in der „Quotidienne" gibt mir die Versicherung, daß Sie meinen Brief empfangen haben, und daß ich Ihnen ohne Furcht schreiben kann. Unterschreiben Sie: A l'É — h. B."

Balzac kam dem Wunsche der Unbekannten nach: die Nummer der „Quotidienne" vom 9. Dezember 1832 enthielt folgende Anzeige: „M. de B. hat die für ihn bestimmte Sendung erhalten. Erst jetzt kann er durch diese Zeitung davon benachrichtigen. Er bedauert, daß er nicht weiß, wohin er seine Antwort senden soll. A l'É — H. de B."

Vielleicht hatte auch der Umstand, daß im Laufe des Sommers eine Prachtausgabe der „Imitatio Christi" aus der Hand der Unbekannten an seine Adresse gelangt war, dazu beigetragen, den Mystiker, der eben an seinem „Louis Lambert" schrieb, zu einer Antwort zu bewegen: denn offenbar sah er in der Sendung des

[1] Un roman d'amour, p. 36.

berühmten Büchleins den Gruß einer verwandten Seele, von der er annahm, daß sie durch die gleiche Welt des Denkens und Fühlens mit ihm in geheimnisvoller Verbindung stehe. Im Januar 1833 erhielt er endlich eine Antwort, welche die Fortsetzung des kaum begonnenen Briefwechsels sicherte, und im Spätsommer des gleichen Jahres noch sollte Balzac erfahren, wer seine Unbekannte war.

Frau Eveline (Eva) Hanska entstammte dem polnischen Adelsgeschlechte der Grafen Rzewuski. Sie wurde am 25. Dezember (6. Januar 1804) oder, wie andere wollen, zwei Jahre später am gleichen Datum auf Schloß Pohrebyszcze geboren und wuchs mit drei Schwestern und drei Brüdern auf, von denen sich der Graf Heinrich Rzewuski einen bedeutenden Ruf als polnischer Schriftsteller erwarb.[1] Die ungünstigen Vermögensverhältnisse der gräflichen Familie zwangen sie, ihre Töchter möglichst rasch an den Mann zu bringen, und so wurde denn die Komtesse Eva Rzewuski 1818 oder 1822 (auch darüber herrscht Ungewißheit) mit einem Herrn Wenzeslaus de Hanski[2] verheiratet, der 1778 geboren, also sechsundzwanzig oder achtundzwanzig Jahre älter war als seine junge Frau. Herr von Hanski hatte seine Erziehung in dem Kulturzentrum Wien genossen und verbrachte den größten Teil des Jahres auf seinem abgelegenen, weitläufigen Schloßgut Wierzchownia in der Ukraine, im Gouvernement Kiew. Von den fünf Kindern, die dem Ehepaar Hanski geboren wurden, blieb nur ein Töchterchen, Anna, am Leben, das von einem Fräulein Borel aus Neuchâtel in der Schweiz erzogen wurde. Frau Eva Hanska war eine ganz vortreffliche Mutter; aber es steht außer Zweifel, daß sie in ihrer Ehe mit einem alten, unwirschen, launischen Gatten nicht das Glück gefunden hatte, das jede Frau erträumt. Eine streng religiöse Erziehung hatte außerdem eine gewisse Gefühlsüberschwenglichkeit in ihrer Seele entwickelt, und

[1] Seine Enkelin wurde unter dem Namen einer Gräfin von Romrod die morganatische Gemahlin des Großherzogs Ludwig von Hessen. — [2] So unterschreibt er sich in den Briefen an Balzac.

die Einsamkeit in dem großen weltabgelegenen Schlosse Wierzchownia gestattete ihrer müßigen Phantasie, die schönsten Luftschlösser zu bauen. Die Bücher Balzacs, die sofort nach ihrem Erscheinen in Rußland und Österreich eifrige Leser fanden, erschlossen ihr eine neue Welt verwandter Frauenschicksale, und so reifte denn eines Tages der Entschluß in ihr, sich mit dem vielgenannten Romandichter, der die Frauen so gut zu kennen schien, brieflich in Verbindung zu setzen. Die Erzieherin ihres Töchterchens diente ihr als Mittlerin: die Schweizerin schrieb den Brief, der auf Balzacs Schicksal den größten Einfluß haben sollte, und sie war es auch, durch deren Hände die weiteren Briefe liefen, denen die persönliche Bekanntschaft nicht allzulange darauf folgen sollte.[1]

Es ist bedauerlich, daß Balzac die Briefe der „Fremden" im Jahre 1847, aus Gründen, auf die ich zu sprechen komme, den Flammen übergab. Wir kennen daher die Wirkung dieser Ergüsse nur aus den Briefen des Romandichters, der auch als Empfänger dieser geheimnisvollen Episteln seiner Natur treu blieb. Da er, als Phantasiemensch und Plebejer, während seiner ganzen Jugend nur davon geträumt hatte, die Liebe einer vornehmen Dame zu erringen, sah er in der Unbekannten sofort die unbekannte Prinzessin, die ihm, dem Kämpfer und Verkannten, von einem gütigen Schicksal bestimmt war, und so ist denn auch sein erster Brief sofort ein meisterhafter Versuch, auf Herz und Phantasie der fremden Frau zu wirken. Jeder Briefwechsel ist ein dramatisches Zwiegespräch: der geborene Briefschreiber wird Ton und Tempo seiner Mitteilungen nach der Gestalt wechseln, die ihm vor der Seele schwebt; er wird, je nach Zeit und Umständen, vieles verschweigen und vieles in Schönheit hüllen, weil er aus einer Rolle heraus schreibt, die allerdings mit der Zeit sehr rasch reine Natur werden kann. Man vergesse es nicht:

[1] Die beiden einzigen Briefe von der Hand der Frau Hanska an Balzac aus dieser Zeit hat Spoelberch de Lovenjoul in seinem Buche „Un roman d'amour" veröffentlicht (p. 33 und 47).

Balzac ist ein Eroberer, und von dem Augenblick an, da er die ersehnte Freundin, „la grande dame", gefunden wähnt, die seiner Sehnsucht zu entsprechen scheint, gibt er, wie alle Sterblichen, liebend sein Bestes. Der Psychologe aber wird gut tun, nie zu vergessen, daß der Schreiber in bestem Lichte dastehen möchte und daher, naturgemäß, vieles verschweigt, was ihm bei der Leserin seiner Briefe schaden könnte: er zeigt, wie billig, nur das, was sein Bild verklären kann, und nichts verrät, daß er nicht gewohnt ist, sich etwas zu versagen, wenn sich die Gelegenheit bietet. Aber der Reiz des Schauspiels, das ihm eine fremde, wahlverwandte Natur bietet, wird durch eine solche Zurückhaltung nicht gemindert, sondern nur gesteigert; denn, um es mit einem Wort zu sagen: zwei Sehnsüchte begegnen sich auf gleichem Wege und sprechen sofort eine deutliche Sprache. Der große Frauenkenner wirft gleich den sichersten Hamen aus: er gesteht der Freundin, die ja für ihn einstweilen nur eine Hoffnung sein kann, die Möglichkeit sicherster Beglückung zu; er weiß, daß derjenige, der darauf ausgeht, ein Weib zu trösten, Lust erntet, und handelt danach. Er zeichnet sich und die künftige Freundin aus, indem er sie zu dem Geschlechte der Verkannten zählt, dem auch er angehört, und aus dieser Wahlverwandtschaft erlauchter Seelen sofort Rechte ableitet, wie sie ein gemeinsames heimliches Schicksalsband verleihen mag: „Es hat mir gefallen, Sie unter die Überlebenden eines zerstreuten Volkes zu zählen, das fast immer unglücklich war und auf der Erde spärlich vertreten ist; das vielleicht aus dem Himmel verbannt wurde, und dessen einzelne Glieder eine Sprache sprechen oder Gefühle hegen, die denen der andern Menschen unähnlich sind: voller zarter seelischer Köstlichkeiten, voller Scham des Gefühls und reinster Herzenszärtlichkeiten, sanfter und süßer als bei den trefflichsten Wesen. Selbst ihr Überschwang hat etwas Heiliges, und ihre Glut etwas Gelassenes. Diese armen Verbannten haben alle in ihrem Wesen, in ihrer Stimme, in ihrem Reden, ihrem Denken ein unbestimmtes Etwas, das sie von den andern unterscheidet und sie mit Gleich-

gesinnten, der Entfernung der Orte und der Sprachen zum Trotz, verbindet. Ein Wort, eine Wendung, ein Gefühl, das ein Blick enthüllt, sind ein Bundeszeichen, dem sie gehorchen, und als Landsleute einer unbekannten Erde, deren Reiz in ihrer Erinnerung lebt, erkennen und lieben sie sich im Namen dieses Vaterlandes, nach dem sie sich sehnen. Dichtung, Musik und Religion sind ihre drei Gottheiten, ihre Herzensliebe, und jede dieser Leidenschaften erweckt in ihrem Herzen Gefühle von gleicher Gewalt. Ich habe Sie mit allen diesen Gedanken geschmückt und habe Ihnen aus der Ferne meine brüderliche Hand entgegengestreckt, ohne Eitelkeit und Koketterie, sondern mit einem bewußten, beinah verwandtschaftlichen Vertrauen, und hätten Sie meinen Blick gesehen, so hätten Sie daraus zugleich die Dankbarkeit des Geliebten und fromme Herzensgesinnung gelesen: reine Zärtlichkeit, die den Sohn an die Mutter, den Bruder an die Schwester bindet, volle Achtung des jungen Mannes für die Frau, und die beseligende Hoffnung auf eine lange, warme Freundschaft." (Januar 1833.)

Dieser merkwürdige Erguß zeigt, auf alle Fälle, daß Balzac wußte, wie man auf die Phantasie einer überschwenglichen Frau wirken muß, wenn man etwas erreichen will. Es ist aber ebenso bezeichnend, daß er in diesem ersten Briefe auch seiner mütterlichen Freundin, der „Dilecta", gedenkt: dies gestattete ihm später, von der Frau, welcher er so unendlich viel verdankte, zu jeder Zeit in einem Ton zu sprechen, der wohl geeignet war, seine Dankbarkeit und Liebesfähigkeit in hellstes Licht zu stellen. Der Phantasiemensch gibt sich offen wie er ist: er kann es nicht über sich bringen, seine Weltanschauung zu verschweigen; er stellt sich als Kämpfer, als Arbeiter, als Ringer und Retter hin: die Kultur, die Künste, die Wissenschaften, der Fortschritt sind bedroht, und Balzac ist dazu da, die böse, jedem Genius feindliche Welt wieder einzurenken. Er weiß, daß zarte Frauen voller Mitleid sind, weil ihr Wesen beglücken will, und handelt darnach. Als Sprecher einer unterlegenen Partei, welche die edelsten religiösen und poli-

tischen Ideen vertritt, unterdrückt der Schreiber das Geständnis nicht, daß er sich als Gegenstand des Hasses fühle und von sich sagen dürfe: Plus on espère de ma voix, plus on la redoute. Und dann folgt wieder die Versicherung, daß nur die Freude in einem jungen, unbefleckten Herzen lebe: kurz, dieser ganze Brief, in dem es auch nicht an einzelnen falschen Tönen und Geschmacklosigkeiten fehlt — ‹„N'avez-vous pas répandu quelque parfum sur mes heures?"› —, ist ein Meisterwerk naiver Liebeskasuistik, die in Andeutungen alles zu sagen wagt, was die Erfüllung eines kaum verhüllten Wunsches fördern kann.

Und der zweite Brief Balzacs steht ihm, an psychologischer Bedeutung, nicht nach: der Künstler und Dichter spricht, was naheliegt, von seinen Arbeiten; aber er hat auch den Verdacht zu entkräften, daß eine andere Frau ihm näher stehe. Dieser Verdacht kam daher, daß Balzac die zahlreichen Briefe, die ihm von Unbekannten zukamen, hie und da von seiner Freundin Frau Zulma Carraud beantworten ließ, und ein solcher Brief, der uns nicht erhalten ist, scheint das Mißtrauen der „Fremden" erregt zu haben. Balzac wußte es indessen rasch zu entkräften und dabei doch in jenem Halbdunkel zu bleiben, wie es eine weibliche Phantasie wohl reizen mag. Er vertraut der Unbekannten an, daß er achtzehn Stunden täglich bei der Arbeit sitze; er plaudert sogar ganz offen über seinen Stil, dem man unter Freunden und Feinden allerlei Übles nachsagte: „Von allen Seiten schreit man, mein Stil sei schlecht, und dies ist grausam, da ich es mir selbst schon gesagt habe und die Tage für meine neuen Arbeiten und die Nächte zur Verbesserung meiner alten verwende ... Da alle meine Leidenschaften und Überzeugungen Enttäuschungen waren und alle meine Träume in Nichts aufgehen, muß ich mir wohl oder übel Leidenschaften *schaffen*, und so habe ich mir die der Kunst erwählt. Ich lebe in meinen Studien. Ich will Fortschritte machen. Ich wäge meine Sätze und Worte wie ein Geiziger seine Goldstücke. Wie viel an Liebe geht dabei verloren! Wie viel Glück zerstiebt im Winde! Meine

arbeitsame Jugend, meine langwierigen Studien werden nicht den einzigen Lohn empfangen, den ich ersehne. Seit ich atme und weiß, daß die Liebe ein reiner Hauch von reinen Lippen ist, habe ich die Neigung einer jungen schönen Frau ersehnt, und alles ist mir entgangen! In einigen Jahren ist meine Jugend nur noch eine Erinnerung. Nach dem neuen Gesetz, das uns mit dreißig Jahren zu Männern erklärt, bin ich wahlfähig, und gewiß wird die Erinnerung an meine Jugend mir in einigen Jahren kaum eine Freude bereiten. Wie soll ich dann als Vierzigjähriger das erhoffen, was dem Zwanziger fehlte? Wird die Frau, die heute vor dem Jüngling Angst hat, dann milder sein? Aber Sie verstehen kaum diese Klagen: denn Sie sind jung, einsam und leben auf dem Lande, weit weg von unserer Pariser Welt, welche die Leidenschaften so heftig erregt, und in der alles so groß und so klein ist. Und wieder muß ich diese Klagen im Grunde meines Herzens verschließen." (Ende Januar 1833.)

Er deutet ferner, um sich für die Zukunft sicherzustellen, in klaren Worten an, daß man ihn verleumde, wenn man behaupte, er habe der schönsten Kurtisane in Paris den Hof gemacht. Auch das Geständnis seiner Liebe läßt nicht auf sich warten: „Wenn Sie wüßten, mit welcher Kraft eine einsame Seele, nach der niemand verlangt, einer wahren Neigung entgegenstrebt! Ich liebe Sie, meine Unbekannte, und diese merkwürdige Tatsache ist nur die natürliche Folge eines allzeit öden, unglücklichen Lebens, das ich nur durch Denken ausgefüllt, und dessen Unglücksfälle ich nur durch erträumte Freuden gelindert habe. Nur mir konnte dieses Abenteuer begegnen. Ich bin wie ein Gefangener, der in seinem Kerkerloch eine süße Frauenstimme aus der Ferne hört. Er legt seine ganze Seele in die zarten und mächtigen Töne dieser Stimme, und nach langen Stunden voller Träumereien, voller Hoffnungen, nach langem Schweifen seiner Phantasie würde ihm die junge schöne Frau den Tod bringen, so vollkommen wäre dieses Glück. Sie denken: Torheiten; aber es ist Wirklichkeit, ja tief unter der Wirklichkeit, weil das Herz, die Phantasie,

die Romantik der Leidenschaften, von denen meine Werke eine Ahnung geben, dem Herzen, der Phantasie und der Romantik des Mannes weit nachstehen. Und ich kann dies sagen, ohne mir etwas darauf einzubilden, weil alle meine guten Eigenschaften zu meinem Unglück ausschlagen. Schließlich gibt sich niemand mit mehr Eifer der Poesie dieses Gefühls hin, das zugleich Märchen und Wirklichkeit ist. Es ist eine Art Religion, die zwischen Himmel und Erde schwebt. Ich wende oft und gern am Tag den Blick gegen unbekannte Himmel in einem fremden Lande, um neue Kräfte bei dem Gedanken zu schöpfen, daß es dort eine sichere Belohnung für mich gibt, wenn ich treulich arbeite." (24. Februar 1833.)

„Ich habe Ihnen etwas von meinem Leben erzählt; aber ich habe Ihnen nicht alles gesagt; aber Sie werden genug davon verstanden haben, um einzusehen, daß ich weder Zeit hatte, Böses zu tun, noch die Muße, dem Glücke nachzujagen. Ich bin mit ungewöhnlicher Feinfühligkeit begabt und habe viel in der Einsamkeit gelebt. Das beständige Unglück meines Lebens hat seine Ursache in dem, was man so unpassend Talent nennt. Ich bin im Besitze einer großen Beobachtungsgabe, weil ich gegen meinen Willen alle Arten von Berufen durchlaufen habe. Wenn ich dann in die höheren Kreise der Gesellschaft kam, litt ich mit ganzer Seele: denn nur verkannte Seelen und die Armen verstehen zu beobachten, weil alles sie verletzt und die Beobachtung eine Frucht des Leidens ist. Das Gedächtnis behält nur das Leid mit Treue. In dieser Hinsicht erinnert es an große Freude; denn eine große Lust ist dem Schmerze nah verwandt. So hab ich denn die Gesellschaft in allen ihren Schichten, in der Höhe und in der Tiefe, Gesetze, Religion, die Geschichte und die Gegenwart, alles zusammen analysiert und beobachtet. Meine einzige Leidenschaft, die mir zum mindesten bei dem Spielraum, den ich ihr gewährte, stets Enttäuschungen bereitete, ließ mich die Frauen beobachten, studieren, kennen und vergöttern, ohne andere Belohnung als das Verständnis, das mir einige große, edle Herzen

aus der Ferne entgegenbrachten. Ich habe meine Sehnsucht, meine Träume geschildert. Aber je weiter ich komme, desto heftiger empöre ich mich gegen das Schicksal. Mit vierunddreißig Jahren, nach einer unausgesetzten Tagesarbeit von vierzehn oder fünfzehn Stunden, hab ich schon einige graue Haare, und es ist traurig, zum Graubart zu werden, ohne von einer jungen hübschen Frau geliebt worden zu sein! Meine durchaus männliche Phantasie, die sich niemals prostituiert hat und nie eine Schwächung erlitt, ist für mich eine Feindin; sie steht stets in Harmonie mit einem jungen reinen Herzen, das vor Unbefriedigung bersten möchte, so daß das geringste Gefühl, das in meiner Einsamkeit aufflammt, verwüstend wirkt. Ich liebe Sie schon allzusehr, ohne Sie gesehen zu haben. In Ihren Briefen stehen Sätze, die mir Herzklopfen verursachten. Und wenn Sie wüßten, mit welcher Glut ich dem Langersehnten entgegenstürme! Welcher Hingebung ich fähig bin! Welch ein Glück es für mich wäre, mein Glück für einen einzigen Tag hinzugeben! Um einer einzigen Stunde willen ein Jahr in tiefster Einsamkeit zu verbringen! Alles, was ein Weib an zartester Romantik träumen mag, findet in meinem Herzen nicht sowohl ein Echo, als eine seltsame Gedankengemeinschaft. Verzeihen Sie mir den Stolz des Elends und die Treuherzigkeit des Leids." (Ende März 1833.)

Einem Idealbilde, an das die glühende Phantasie eines Entbehrenden ihre Schätze verschwendet, darf man alles sagen, und Balzac macht von dieser Erlaubnis, die zarte Nachsicht oder stilles Gewähren vorausfetzt, kindlich offenen Gebrauch: er glaubt und gesteht, daß er für die Liebe geboren sei, und dazwischen erzählt er mit Begeisterung von seiner literarischen Tätigkeit: der „Médecin de Campagne" ist fertig; das Fragment darin, welches von Napoleon handelt[1], weckt einen Schrei der Bewunderung in ganz Frankreich. Der „teure, beredte Stern", der „teure Engel" muß alles erfahren: seine Qualen, seine Fehden,

[1] Napoléon raconté dans une grange. Der Erzähler ist ein einfacher Soldat der „großen Armee".

seine Prozesse mit den Zeitungen, denen es gefällt, ohne seine Erlaubnis Bruchstücke aus seinen Meisterwerken abzudrucken, und dazwischen warnt er die Vergötterte, nicht an die Verleumdungen zu glauben, die über ihn im Schwange sind. Kurz, der Schreiber ist rein wie ein Kind, dem es gegeben ist, an die Ewigkeit der Liebe zu glauben und in einer geliebten Frau alle Frauen der Welt zu besitzen: „Mein Gott, was Sie wollen, will ich auch. Wir haben die gleichen Wünsche, die gleichen Sorgen, die gleichen Befürchtungen, den gleichen Stolz. Ich auch kann mir die Liebe nicht anders als ewig denken, das Wort im Sinne von lebenslänglich genommen. Ich verstehe nicht, daß man auseinandergehe, und für mich ist eine Frau der Inbegriff aller Frauen. Morgen zerbreche ich meine Feder, wenn Sie es verlangen; morgen wird keine Frau meine Stimme mehr hören. Ich möchte nur für die „Dilecta" um Gnade bitten: sie ist mir eine Mutter; sie ist bald achtundfünfzig Jahre alt, und Sie, mit Ihrer Jugend, können nicht eifersüchtig auf sie sein. Oh, nehmen und empfangen Sie alle meine Gefühle und bewahren Sie sie wie einen Schatz! Verfügen Sie über meine Träume! Machen Sie sich zur Wirklichkeit! Ich glaube nicht, daß Gott ein strenger Richter der Frau sein kann, die im entzückenden Gefolge schöner Stunden, des Glückes und des seligen Lebens kommt, das sie einem treuen Wesen bereitete. Ich sage Ihnen alles, was ich denke. Aber ich fürchte fast, Sie zu sehen, weil ich vielleicht nichts von Ihren Erwartungen erfüllen könnte, und trotzdem möchte ich Sie sehen. Ja, teure, unbekannte Seele meines Lebens, die meinen Kummer scheucht und meinen Mut in Schmerzensstunden aufrichtet, diese Hoffnung lockt mich schmeichelnd und macht mir Mut. Bei meiner fabelhaften Arbeit denk ich nur an Sie. Wenn ich etwas erreichen will, wenn ich strebe und Nächte hindurch über meinen Schriften sitze, so geschieht dies, ich schwöre es Ihnen, weil ich in Ihrem Gefühl lebe. Ich suche es im voraus zu erraten ... Gewiß, meine Liebe ist zu heftig. Ich verabscheue Kleinlichkeiten, und ich glaube an die Schönheit, ohne zu schwanken. Ich

habe in Ihr Exemplar meines „Louis Lambert" einen lateinischen Ausspruch des heiligen Paulus geschrieben: una fides, — ein Glaube, eine Liebe ... Ich werde Ihnen alle Wochen wenigstens einmal schreiben. Sie, deren Briefe mir so wohltun, seien Sie barmherzig; überschütten Sie mein Herz, das danach dürstet, mit dem Balsam Ihrer Worte. Und merken Sie es sich, meine Teuerste, daß meine Gedanken täglich zu Ihnen wandern; daß Sie mir Mut machen; daß ein hartes Wort traurig macht und Wunden schlägt. Seien Sie gut und großmütig. Sie werden niemals — ich möchte in diesem Augenblick auf den Knien vor Ihnen liegen, damit Sie meine Seele in meinem Blicke lasen — ein Herz finden, das zärtlich treuer, größer und exklusiver wäre." (19. August 1833.)

Diese Liebe zu einer Frau, die der Dichter nie gesehen hatte, wurde in kürzester Zeit zu einer Phantasieleidenschaft, der die glühendsten Worte zu Gebote stehen, wenn es gilt, das Herz der „Fremden" zu rühren, die übrigens lange nichts von einer persönlichen Begegnung wissen wollte. Doch einem genialen Manne, der, als Kenner und Prophet, erklärt, eine Seele finde nur dann Eingang ins Paradies, wenn sie sich an der Himmelstüre in Begleitung einer andern zeige, kann ein angebetetes Weib die Erfüllung einer Herzensbitte nicht lange verweigern, zumal wenn dieser Mann selbstsicheren Mutes gesteht, daß er zwar den festen Willen habe, das geistige Europa zu regieren, aber gegen zarte Gefühle wehrlos sei! Wer solche Pläne im Herzen trägt und doch bereit ist, sein ganzes Leben an die Geliebte, an den „teuren Stern", an die „Schatzkammer der Freude" wegzuwerfen, ist auf die Dauer unwiderstehlich, und so machte denn Frau Hanska, die im Sommer 1833 mit ihrer Familie eine Reise ins Ausland angetreten hatte, Balzac endlich den Vorschlag, sie im Herbst in Neuenburg in der Schweiz zu besuchen und bei dieser Gelegenheit auch die Bekanntschaft ihres Gatten zu machen. Eine Reise in die Schweiz war für Balzac keine allzu leichte Sache, da niemand um sein Fortsein oder den Zweck seiner Abwesenheit

wissen durfte; aber er wußte Rat: er schützte eine Geschäftsreise zur Ergründung der besten Papierfabrikation nach Besançon vor, wo sein Schüler und Verehrer, der Romanschriftsteller Charles de Bernard[1] lebte und die nötigen Postpferde für den Meister besorgte. Über das Zusammentreffen der Frau Hanska mit Balzac, das auf einer erhöhten Landzunge bei Neuenburg stattfand, liefen später allerlei Gerüchte um: böse Zungen behaupteten, die vornehme Weltdame sei erschrocken, als ein kleiner, dicker, schlecht angezogener Mann auf sie zukam und sich als Monsieur de Balzac vorstellte, während andere wissen wollten, daß die beiden, im Überschwang ihres Empfindens, sofort wie Verliebte aufeinander losgestürzt seien. Ein Brief Balzacs an seine Schwester Laura gibt uns den gewünschten Aufschluß über die Lage der beiden: Balzac erzählt darin, daß er in der Schweiz alles gefunden habe, was die tausendfache Eitelkeit des Tieres, dessen allereitelste Spielart der Dichter sei, schmeicheln könne; er sei sehr glücklich, wenn auch der verwünschte Gatte keinen Augenblick vom Platz gewichen sei: „Das Wesentliche ist, daß wir siebenundzwanzig Jahre alt, daß wir wunderbar schön sind und die prächtigsten schwarzen Haare der Welt, die zarteste, köstlich feine Haut der Brünetten, eine kleine Hand zum Verlieben, ein siebzehnjähriges Herz haben. Kurzum, sie ist naiv wie eine wahrhaftige Frau de Lignolles[2] und unvorsichtig bis zu einem solchen Grade, daß sie mir beinahe vor aller Augen um den Hals gefallen wäre. Ich sag Dir nichts von dem kolossalen Reichtum. Was ist das alles vor einem Meisterstück der Schönheit, das ich nur mit der Prinzessin Bellejoyeuse[3] vergleichen kann, ja, das

[1] Charles Bernard du Grail de la Villette (1804–1850), dessen flüssig geschriebene Romane („Gerfaut", „Le Nœud gordien", „Les Ailes d'Icare", „Un Gentilhomme campagnard", „Un Homme sérieux" und andere) den Mann von Welt verraten, der aber an der Oberfläche des Daseins haften bleibt. – [2] Zärtlich-naive Heldin aus dem „Faublas". – [3] So nennt Balzac die schöne Fürstin Belgiojoso (Christina Trivulzio, 1808 bis 1871), die 1831, nach der verunglückten Unternehmung der italienischen Patrioten gegen die österreichische Herrschaft in Mailand,

sie übertrifft. Sie hat schmachtende Augen, die zuweilen in wonnigem Glanz aufleuchten. Sie hat mich liebestrunken gemacht... Im Schatten einer großen Eiche haben wir den ersten flüchtigen Liebeskuß getauscht. Dann hab ich geschworen, daß ich warten wolle, und sie, daß sie mir ihr Herz und ihre Hand reservieren wolle."[1]

Aus dem gleichen Briefe erfahren wir aber auch, daß Balzac von der unbekannten Maria ein Töchterchen hatte, über dessen Schicksal, wie ich gleich bemerken möchte, nichts weiter bekannt ist. Die Begegnung mit der „Fremden" schwächte übrigens Balzacs Gefühl nicht ab, sondern machte es nur klarer und ruhiger: „Und nun, meine Gattin, meine Angebetete, merk Dirs wohl, daß, ob ich Dir nun gehetzt, heiter oder bekümmert schreibe, in meinem Herzen eine unendliche Liebe lebt, daß Du mein Herz und mein Leben erfüllst, und daß, wenn ich auch dieser Liebe nicht immer richtigen Ausdruck gebe, sie doch nichts wandeln kann. Immer schöner, neuer, holder wird sie blühen, weil es eine wahre Liebe ist und eine wahre Liebe nur wachsen kann."[2]

Nun darf er auch von seinen Geschäften sprechen, — denn dieser Briefwechsel mit der „Fremden" ist für Balzac zugleich eine glückliche Gelegenheit zum Beichten, das ja, wie Dichter und Psychologen meinen, den inneren Menschen erleichtere. Wir erfahren zum Beispiel, daß er für die „Études de Mœurs au XIXe. Siècle" von der Verlegerin Ch. Bachet 27000 Franken bekommen soll[3], und lesen, wie er es anstellen muß, um die Eifersucht der Freundin zu beruhigen, die nicht nur in der „Dilecta", sondern auch in der Herzogin de Castries Nebenbuhlerinnen

---

nach Paris gekommen war, wo in ihrem Salon die hervorragendsten Männer Frankreichs verkehrten. Sie gründete 1843 die „Gazzetta italiana" und nahm auch in der Folge durch Wort und Tat regsten Anteil an den italienischen Freiheitsbestrebungen.

[1] Briefe an die Fremde, I, S. 59. Lettres à l'Étrangère, I, p. 46. (In einer Note der ungenannten Herausgeber.) — [2] Ebenda. — [3] Ebenda I, S. 69; I, p. 55.

wittert.[1] Aber trotz seiner Leidenschaft gehorcht Balzac dem Rufe der Geliebten, als sie ihn in Genf haben möchte, nicht sofort; er bleibt bei seiner Arbeit: denn seine Schuldner sind da, und auch ein Dichter braucht Bargeld, wenn er reisen will. Der Vielerfahrene ist zwar nicht in Verlegenheit, wenn er etwas durchsetzen will: er zahlt seinen Arzt, seinen Krämer, seinen Holzhändler und seinen Hausherrn mit Wechseln, auf die er bares Geld herauserhält, und wenn er auf diese Weise 500 Franken in die Hand bekommt, glaubt er, nun könne er Paris in die Tasche stecken. (31. Oktober 1833.)

Der Weltmann und Franzose Balzac scheint es übrigens trefflich verstanden zu haben, dem alten Gatten seiner Freundin die freundschaftlichsten Gefühle einzuflößen, und so konnte er denn, ohne Argwohn zu erregen, dem Ehepaar Hanski gegen Ende des Jahres 1833 einen Besuch in Genf abstatten, wo die Familie den Winter verbrachte. Der neue Hausfreund blieb sechs Wochen, bis zum 8. Februar 1834, in der Nähe der Geliebten, und als er schied, konnte er als glücklich Liebender die Hoffnung mitnehmen, daß die Frau, die ihm alles gewährt hatte, eines Tages auch vor der Welt die Seine sein werde.

Das Wiedersehen in Genf hatte die Gefühle des Schwärmers nur gesteigert, während Frau Hanska, ihrer ruhigeren Natur getreu, den überschwenglichen Geliebten von nun an mit den Augen eines Weibes sah, das die Welt kennt: sie hegte, trotz allen seinen Versicherungen, Mißtrauen gegen seine ganze Lebensführung, und bei aller Verehrung für die Begabung des Romandichters mochte sich die Weltdame schon jetzt fragen, wohin dies Verhältnis mit einem umstrittenen Schriftsteller führen sollte, in dessen Briefen ebensoviel von Schulden wie von der heftigsten, glühendsten, schwärmerischen Leidenschaft die Rede war. Balzac selbst mochte deutlich fühlen, daß sein Gefühl stärker sei als das der vergötterten Frau, und die ewigen Beteuerungen

[1] Briefe an die Fremde, I, S. 69. Lettres à l'Étrangère, I, p. 56.

seiner Liebe fließen vielleicht aus der Ahnung, daß er diese Neigung voller Eifersucht und Zweifel immer wieder erwerben müsse, zumal Frau Hanska in ihrer Tochter die eigentliche Quelle ihres Glückes erblickte: so läßt er denn in einzelnen Briefen alle Minen springen und spricht sogar von seiner Mönchskeuschheit, die ihn drei Jahre lang von jedem Weibe ferngehalten habe. Einige seiner Briefe sind reine Liebeshymnen: „Ich liebe Dich, mein Engel auf Erden, wie man im Mittelalter liebte, mit der vollkommensten Treue, und meine Liebe wird immer größer, ohne Flecken werden. Ich bin stolz auf meine Liebe. Sie ist der Urquell eines neuen Lebens. Daher der neugeborene Mut, den ich angesichts meiner neuerlichen Widerwärtigkeiten empfinde. Ich möchte größer, etwas Glorreiches sein, damit die Krone für Dein Haupt die blätterreichste, blühendste von allen würde, die große Männer adeligen Sinns errungen haben." (Genf, Januar 1834.)

In Paris fand Balzac seine Vergangenheit in Gestalt der „Dilecta" wieder, und der Anblick der alten Frau, deren Gesundheit für immer erschüttert war, erfüllte ihn mit trübsten Ahnungen. Aber diese Stimmungen dauerten nicht an: Arbeit und Gläubiger drängten und hetzten den rastlosen Arbeiter, den zuweilen ein Gefühl tiefster Einsamkeit quälte und peinigte, weiter und weiter. Am 1. Juli 1834 schrieb er der Freundin nach Triest, wo sie sich mit ihrer Familie, auf der Heimreise von Italien, befand: „Trotz meines ein wenig allzu mönchischen Lebens gehen mir die Haare massenhaft aus; zusehends werden sie grauer. Die gänzliche Unbeweglichkeit meines Körpers macht mich über die Maßen dick. Oft sitz ich fünfundzwanzig Stunden. Nein, Sie werden mich nicht wiedererkennen. Die Augenblicke trübsinniger Verzweiflung sind häufiger. Ich habe Kummer jeder Art."

In Wien, wo das Ehepaar Hanski vom Sommer 1834 ab einen längeren Aufenthalt nahm, ließ sich Frau Eva von Daffinger[1]

[1] Moritz Michael Daffinger (1790–1849), bekannt als Porträtist Metternichs, des Herzogs von Reichstadt und der Teilnehmer am Wiener Kongreß. Er war mit Grillparzer befreundet.

in Miniatur malen. Das sorgfältig ausgeführte Bildchen zeigt die dreißigjährige Frau in schwarzem Samtgewand, das die sehr schönen entblößten Schultern hervorhebt und die kräftigen Arme mit den rundlichen Händen frei läßt. Die Taille ist kurz; aber die Beleibtheit, die später die gedrungene Gestalt der alternden Frau schwerfällig machen sollte, ist erst in den Anfängen. Die Züge sind schon leicht verfettet, Augen und Haare schwarz, der Mund klein und kindlich, die Lippen kräftig und scharf geschnitten. Was an dem wenig anmutigen Gesicht mit den slawischen Backenknochen am meisten auffällt, ist die prachtvoll geformte Stirne ‹le front d'analyste›, von der Balzac sein ganzes Leben lang mit der Begeisterung eines Verliebten schwärmte. Man erhält bei der Betrachtung des Bildchens den Eindruck einer klugen Frau mit starkem Willen, wie denn auch die Zeitgenossen darüber einig waren, daß Frau Hanska zu den bedeutendsten Frauen ihrer Kreise gehörte; aber es fehlt jeder Liebreiz, und der Mangel an fraulicher Güte, der aus den kräftigen Zügen spricht, hätte einem Beobachter oder einem Anhänger der phrenologischen Anschauungen Galls und Lavaters auffallen müssen, wenn er in der Polin nicht immer und überall die große Dame gesehen hätte. Doch die Liebe ist bekanntlich blind, und vollendete Phantasiemenschen haben das fragwürdige Recht, in jedem Weibe, das ihre eigene Seele mit ewig wechselnden Reizen schmückt, Helena zu sehen und anzubeten.

In Balzacs Briefen aus den Sommermonaten 1834 klingt übrigens der Ton lyrischer Verliebtheit manchmal etwas gedämpft, um dann wieder gelegentlich um so mächtiger aufzuflammen; aber im allgemeinen wird der zärtlich-heiße Überschwang nach und nach seltener, wozu auch die wachsenden Schwierigkeiten beitragen mochten, die dem Dichter seine Gläubiger bereiteten. Um sie zu befriedigen, vollbrachte der Unermüdliche wahre Wunder an schöpferischer Arbeitskraft: im Herbst 1834 wurde „La Recherche de l'absolu" vollendet und der „Père Goriot" begonnen, welchen Roman Balzac selbst für ein

Meisterwerk erklärte. Auch sonst findet das Selbstbewußtsein des Schriftstellers bisweilen kräftigen Ausdruck: „Bis jetzt hat eine einzige Frau, Madame de B . . ., wohl gewußt, wer ich bin, weil sie mein Lächeln, das ganz anders ausdrucksvoll ist, niemals erlöschen sah. Im Laufe von zwölf Jahren bin ich niemals ungeduldig und niemals zornig gewesen. Der Himmel meines Herzens war immerwährend blau. Ganz anders verhält sich meines Erachtens die Ohnmacht. Die Kraft muß ungeteilt sein, und nachdem ich nach einem siebenjährigen Kampfe mit dem Unglück dies besiegt habe, und weil ich, um der Königsherrschaft in der Literatur willen, jede Nacht mit einem geschärfteren Willen als am Vorabend aufstehe, glaub ich mich für stark halten zu dürfen. Daher sind Unbeständigkeit und Untreue Unverständlichkeiten für mich. Nichts macht mich müde, weder die Erwartung noch das Glück. Meine Freundschaft ist wie Granit; alles stumpft sich eher ab als das Gefühl, das mich beseelt. Frau von B.... ist sechzig Jahre alt; der Kummer hat sie verändert und welk gemacht. Meine Neigung zu ihr hat sich verdoppelt. Ich sag es ohne Stolz, weil ich kein Verdienst darin finde. So ist eben meine Natur, der Gott die Fähigkeit verliehen hat, das Übel zu vergessen und die Wohltat unaufhörlich als gegenwärtig zu empfinden. Ein Wesen, das ich liebe, macht mich stets erzittern. Die edeln Gefühle sind so fruchtbar; warum soll man sich um schlechte umtun? Gott hat mich geschaffen, damit ich den Duft der Blumen und nicht den Gestank des Kotes fühle. Warum soll ich mich also in Kleinigkeiten verlieren? Alles Große zieht mich hinan. Ich ersticke in den Ebenen, ich lebe auf den Höhen. Und dann hab ich so viel unternommen! Wir haben das Zeitalter des Geistes erreicht. Die sichtbaren Könige und die rohe Gewalt schwinden dahin. Es gibt geistige Welten, und darin mögen Pizarros, Cortes' und Kolumbusse erstehen. Wir werden Geistesfürsten in dem allesumfassenden Königreich des Gedankens bekommen. Mit einem solchen Ehrgeiz sind feige Handlungsweisen und Kleinlichkeiten unmöglich. Nichts frißt

mehr Zeit als Dummheiten; daher müßte es etwas sehr Großes sein, um mich außerhalb des Kreises, in dem ich die Unendlichkeit finde, zu beschäftigen. Ihm gegenüber gibt es nur eines: die Unendlichkeit der Unendlichkeit gegenüber: — eine unendliche Liebe." (26. Oktober 1834.)

Langsam nehmen die Umrisse des Lebenswerkes, dessen einzelne Teile mit rätselhafter Schnelligkeit erstehen, und das er zunächst „Soziale Studien" nennen will, in Balzacs Geist Gestalt an. Dazwischen beklagt er sich über die Freundin, die in Wien in angeregtester Gesellschaft lebt und allmählich zu einer säumigen Schreiberin wird: der Ton der Briefe aus dem Frühjahr und Sommer 1835 ist beinahe der einer jungen Freundschaft, der die Stunden vollen Liebesglückes noch nah genug glänzen, um zärtliche Anspielungen und Vertraulichkeiten zu gestatten. Als Balzac Frau Hanska im Mai gleichen Jahres in Wien wiedersah, mußte er sich gefallen lassen, daß ihn die Augen der verwöhnten Aristokratin mit kühlsten kritischen Blicken prüften und sein Äußeres nicht sehr einladend fanden. Aber das Zusammensein frischt das Gefühl Balzacs auf und verleiht den künftigen Briefen wieder etwas von der früheren Glut: Frau Hanska ist wieder die Vielgeliebte, und das alte Glück findet wieder die alten Liebesworte. Allein die paar Zeilen, die er am 4. Juni, vor seiner Abreise von Wien, zum Abschied an die Freundin richtete, zeigen doch, daß die Leidenschaft, in die sich anfangs ein gut Teil Sinnlichkeit mischen mochte, jenem ruhigen Gefühl gewichen war, auf das man ruhig ein Leben zu zweien in einer Ehe bauen kann: „Ein Tier lieben heißt sich zur Eintönigkeit des Glücks verdammen; daher dauert dies nur einen Tag. Eine beständige Liebe spricht für zwei Wesen und ist der klarste Beweis für eine verborgene Überlegenheit; aber sie ist nur für die reinsten Freuden des Mannes, die Freuden des Herzens bestimmt, die alles in sich schließen und ihn durch die Ekstase bis zur Erkenntnis Gottes bringen."

Die Heimkehr des Romandichters war kein Triumph: seine Mutter war so schwer erkrankt, daß die Familie für ihr Leben oder ihren Verstand zitterte; Balzacs Gläubiger hatten aus der Abwesenheit ihres Opfers die übelsten Schlüsse gezogen, und seine Verleger fürchteten, der Dichter werde nicht imstande sein, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Es klingt wie ein Stöhnen, wenn der Vielgeplagte am 1. Juli schreibt: „Ces 30 sont d'étranges commotions." Er arbeitet nun manchmal vierundzwanzig Stunden ohne Pause: „Arbeit, in einem fort Arbeit. Verzehrende Nächte folgen verzehrenden Nächten, Tage des Nachdenkens auf Tage des Nachdenkens, die Ausführung den Plänen, die Pläne der Ausführung. Wenig Geld im Vergleich zu dem, was ich brauchte, unendlich viel im Verhältnis zum Allgemeinen." (11. August 1835.)

Und doch waren Balzacs Honorare inzwischen so gestiegen, daß er für die „Lilie im Tal" 8000 Franken verlangen konnte; aber seine Schulden waren ebenfalls im gleichen Verhältnis gewachsen: sie beliefen sich gegen Ende des Jahres 1833 auf etwa 132000 Franken, zu denen im Laufe der nächsten vier Jahre weitere 30000 Franken kamen, und Balzacs Lebensweise war, trotz aller seiner gegenteiligen Versicherungen, nicht dazu angetan, die drückende Zinsenlast aus dieser Summe zu mindern. Der Gehetzte tröstete sich, wie so viele Dichter und Denker, mit allgemeinen Gedanken: „Die Schlachtfelder der Geister sind schwerer zu bestellen als das Feld, wo man stirbt, und die Äcker, die man besät. Frankreich schlürft Männergehirne, wie es früher Adelsköpfe abschlug." (23. August 1835.)

In jedem Briefe erzählt er von seiner Arbeit und den Kapitalien, die notwendig wären, um seine Gläubiger zu befriedigen; das Geld füllt die Briefe, wie es seine Werke erfüllt, und das Schauspiel, das diese atemlose Hetzjagd bietet, wäre eintönig, wenn der Mann, der in diesem Gehetze lebt, nicht ein unvergleichlicher Ringer wäre, vor dem man nur Bewunderung hegen kann: Balzac ist, wie die Menschen seiner Romane, eine Kraft,

die sich ihrer Tiefe, ihrer Fülle, ihres Zwanges nur im Gewirr und Gewühl des Lebens bewußt wird. Seine Arbeitsstimmung ist keine Stimmung beschaulich-heiterer Einsamkeit, sondern ein fieberhafter Zustand, der Tage und Wochen anhält, ohne den Besessenen am Schmieden der mannigfachsten Pläne zu hindern: was der Romandichter nicht erreicht, soll der Politiker erreichen oder der Dramatiker erraffen. Der zügellose Arbeiter verzichtet nun ganz auf die Gesellschaft, er geht ganz im Schaffen auf: am 22. November 1835 konnte er an die Freundin schreiben, daß er sechsundzwanzig Tage nicht aus dem Hause gekommen sei und Paris, das er erobern wolle, nur von seinem Zimmer aus unter sich habe liegen sehen. Dazu kam das langsame Hinsiechen seiner Freundin Frau von Berny und die Seltenheit der Briefe aus Wierzchownia: die Liebe der Frau Hanska ist nicht von der rührenden Güte der sterbenden „Dilecta"; die bequeme Weltdame kennt nicht die Hingabe vollkommener Frauennaturen. Wir wissen zwar nicht, welchen Eindruck diese Klagen eines Ruhelosen auf die Aristokratin machten; aber wir dürfen annehmen, daß sie in ihrem abgelegenen Schlosse keine Ahnung von dem Leben ihres Freundes hatte und auch nicht haben konnte: denn im Grunde vermögen auch Menschen mit sehr reger Phantasie nur die Verhältnisse richtig zu beurteilen, die sie aus eigener Anschauung kennen. Gelegentliche Bemerkungen Balzacs lassen darauf schließen, daß sie dieses Leben, das in der Tat wie ein unmöglicher Roman anmutet, wirklich nicht verstand, und dem Freunde blieb nichts anderes übrig als die Hoffnung auf eine klärende Reise nach Wierzchownia und die Beteuerung seiner wärmsten Gefühle. Im Dezember 1835 verlor er bei einem Brande die ersten 160 Seiten der dritten zehn „Contes drolatiques": der Verlust belief sich auf 9000 Franken und stellte seine Reise in Frage. Im übrigen ist es selbst dem aufmerksamsten Leser der Briefe an die „Fremde" nicht leicht, Einblicke in die wirklichen Geldverhältnisse Balzacs zu gewinnen; denn die qualvollen Schulden, von denen er spricht, wechseln mit jeder

Woche. Allmählich begannen auch Augenblicke tiefster Entmutigung über ihn hereinzubrechen, wo er seine Last nur mit Widerstreben wieder auf sich nahm und den Gedanken an die Hölle Paris nur dadurch los wurde, daß er ein mannhaftes Gefühl der Bescheidung als ein Geheimnis zwischen sich und seinem Gotte betrachtete. Zuweilen mochte er sich aber dennoch selbst fragen, ob seine Gesundheit oder sein Verstand dieses Leben maßlosen Schaffens und ewigen Streitens mit gierigen Gläubigern auf die Dauer auszuhalten imstande seien: in dem einen Jahre 1835 waren „Un drame au bord de la mer", „Melmoth reconcilié", „La Fille aux yeux d'or"⟨Histoire des Treize⟩, „Le Contrat de mariage", „Séraphita" entstanden, abgesehen von den Neuauflagen und zahlreichen Abhandlungen und Zeitungsartikeln, die der Unermüdliche aus dem Ärmel schüttelte. So durfte er schreiben: „Mein Leben wird allzusehr dampfmaschinenmäßig. Gestern Arbeit, heute Arbeit, immer Arbeit, wenig Erfolge. Nun hat auch 1836 begonnen, und bald werde ich siebenunddreißig Jahre alt sein. Ich habe noch sechs Monate vor mir — während welchen ich eine auf 150000 Franken oder 5000 Dukaten angelaufene Schuld zu bezahlen habe. Dann werde ich mit dem fertig sein, was ich Freunden schulde. Bleibt meine Mutter. Aber ich werde neun Jahre vor einem Tischrand, vor einem Tintenfaß verbracht haben. Ich habe nur drei Zerstreuungen genossen, gestatten Sie mir zu sagen, drei glückliche Zeiten: meine drei Reisen, drei Erholungen, die ich mir nicht ohne Gefahr errafft, gestohlen, entwendet habe, und die dem Feinde gestatteten, Boden zu gewinnen. Dreimalige Rast zum Aufatmen! Und Sie klagen den armen Soldaten an, der sein Leben der Selbstverleugnung, sein Kämpferleben wieder begonnen hat, den armen Schriftsteller, der seit drei Jahren seine Feder nicht in die Tinte tauchte, ohne Ihre Visitenkarte anzusehen, die unter seinem Tintenfasse steht!" (18. Januar 1836.)

Hier und da verrät eine Briefstelle, daß der Freundin immer wieder Klatschereien über den berühmten Mann zu Ohren kamen,

und dann muß er bitten, nur das zu glauben, was er ihr selbst sage. Aber die Briefe aus Wierzchownia werden selten und seltener; manchmal vergeht ein Monat, ohne daß der arme „Muschik" eine Zeile empfängt. Der Zustand, in dem er lebt, schwankt in heftigster Weise zwischen Hoffnung und Verzweiflung: auch die Kritik, die ja nicht vom Wohlwollen zu leben pflegt, fängt an zu merken, daß der Überfruchtbare, der sich bei jeder Gelegenheit ganz offen seiner unvergleichlichen Begabung rühmt, allzu unbequem werde, und behandelt ihn wie den erklärten Feind des guten Geschmacks und einer besseren Kunst. Nach außen hin führt der Vielgenannte ein glänzendes, beneidetes Leben; aber sein Silberzeug ist in der Regel im Leihhause, und wenn er ein Essen gibt, muß er es auslösen, weil die schlauen Gäste es sofort merken würden, falls ein geliehenes Service auf der Tafel des Speisezimmers stünde, zumal dieses sonst in allen Einzelheiten den üppigen Geschmack eines reichen, verwöhnten Gastgebers und Kenners verrät.[1] In solchen Augenblicken sehnt er sich nach großen Natureindrücken, nach einer Reise durch ganz Europa, auf der er aber sich nicht in einem stillen Winkel aufzuhalten wünscht, sondern die Weite gewaltiger Landschaften im Fluge in sich aufnehmen möchte.[2] Doch bei alledem verläßt ihn der Traum seines Lebens, Macht und Einfluß, Geld und Genuß, keinen Augenblick: „Ich will die Macht in Frankreich, und ich werde sie bekommen. Wenn ein Mann von einer gewissen Bedeutung nicht in wirklichem und sinnlichem Liebesglück untergeht, muß er sich dem Ehrgeiz ergeben oder sich mit der tiefsten Verborgenheit bescheiden. Der Mittelweg ist gemein und gewöhnlich. Meine Jugend ist dem Schwinden nahe, ohne daß mir das einzige Geschick, das mir beschieden war, Befriedigung gebracht hätte; denn Frau von B... war nicht jung, und glauben Sie mir, Jugend und Schönheit sind etwas. Der Traum jener Zeit war immer unvollkommen." (27. März 1836.)

[1] Briefe an die Fremde, I, S. 275. Lettres à l'Étrangère, I, p. 314. — [2] Ebenda, I, S. 276; I, p. 315.

Die herrschende Grundstimmung des Dichters bleibt, allen Erfahrungen zum Trotz, eine ungeheure Hoffnungsseligkeit, und diese ist nur begreiflich, wenn man erkennt, daß der gefesselte Phantasiemensch niemals ganz in der Wirklichkeit, sondern immer halb und halb im Reiche seiner ausschweifenden Träume und Pläne lebte: je schwieriger sich seine Verhältnisse gestalteten, desto maßloser wurde seine Phantasie, und manchmal glaubt man in der Tat einen Größenwahnsinnigen zu hören, dem Traum und Wirklichkeit nicht mehr getrennte Welten sind. Dabei rückt sein großes Werk langsam weiter: selbst wenn er gelegentlich ins Gefängnis wandern mußte, weil er sich weigerte, Dienst als Nationalgardist zu tun, schrieb er in dem Saal, den er mit Leuten aus den niedersten Volksschichten teilen mußte, an einem Tischchen an seinen Werken fort, und dabei hatte er das Gefühl, daß dieses Ringen ebenso mühsam sei wie ein Krieg. Aber zuweilen überschlich den Kämpfer doch der Gedanke, daß dies alles kein gutes Ende nehmen werde: „Die menschliche Natur hat ihre Grenzen, die stärkste wie die schwächste, und ich bin bald beim Äußersten angelangt. J'ai tout dépassé." Dann tröstete er sich wieder, indem er sein Schicksal als Philosoph überblickte und sich selber Trost zusprach: „Ich bin der ewige Jude des Gedankens, immer aufrecht, immer auf ruheloser Wanderung, ohne Herzensbefriedigung; ich habe nichts als das, was mir eine Erinnerung, die zugleich reich und arm ist, bietet, und was ich der Zukunft entreiße. Ich erbettle diese Zukunft; ich halte ihr die Hand hin. Aber sie gibt mir keinen Heller, sondern nur ein Lächeln, das mich auf morgen vertröstet." (30. April 1836.)

Die unversieglichste Quelle seiner Kraft ist immer das Gefühl, daß er um ein Glück kämpfe, wie es nur dem Starken, dem Siegreichen, dem Treuen erreichbar sei: „In meinem Leben gibt es keinen Egoismus; ich muß meine Gedanken, meine Mühen, alle meine Gefühle auf ein Wesen beziehen, das nicht ich bin, sonst bin ich kraftlos." (30. September 1836.)

Eine verwöhnte Frau in guten oder glänzenden Verhältnissen konnte übrigens, wie man gerne zugeben mag, keinen Einblick in Grund und Ursache des ewigen Schuldenjammers haben, dessen Äußerungen so wenig wechseln, und im stillen war die behäbige Weltdame wohl der Meinung, die üblen Verhältnisse ihres Anbeters, über den die lästigsten Gerüchte nicht verstummen wollen, seien die Frucht und Folge unentschuldbaren Künstlerleichtsinns. Doch vor einem solchen Verdacht reckt sich Balzac auf: „Wenn Sie einen Mann nicht bewundern, der unter einer solchen Schuldenlast mit der einen Hand schreibt, mit der andern ficht, der nie eine Feigheit begeht, der sich weder vor seinen Gläubigern, noch vor den Journalisten duckt, der bei niemand, weder bei seinen Freunden noch bei seinen Gläubigern, betteln geht, der in dem mißtrauischen und geizigsten aller Länder, in dem man nur den Reichen etwas leiht, niemals wich und wankte; dem die Verleumdung auf den Fersen war, und den sie noch verfolgt; von dem man sagte, er säße im Schuldgefängnis[1], während er in Wien in Ihrer Nähe war, — dann verstehen Sie nichts von dieser Welt." (19. Juli 1837.)

Zuweilen überkam ihn aber doch die Furcht, seine ewigen Klagen könnten die Freundin, deren Besitz ohnehin in weite Ferne gerückt schien, abschrecken: „Ermüdet es Sie nicht, wenn Sie hören, wie ich mein Lied in allen Tonarten variiere? Langweilt Sie diese ewige Ichsucht ⟨égoïsterie⟩ eines Menschen nicht, der sich ewig im gleichen Kreise dreht? Sagen Sie mirs; denn nach Ihrem Briefe zu urteilen, scheinen Sie mir nicht abgeneigt, mich sitzen zu lassen, wie einen schlimmen Bettler, der nur sein Vaterunser kann und immer das gleiche hermurmelt." (3. Juni 1837.)

Am 27. Juli 1836 erlag Frau von Berny ihrem Herzleiden. Balzac konnte keinen Abschied von ihr nehmen, da sie ausdrücklich verlangt hatte, sie wünsche ihn erst wiederzusehen, wenn sie

[1] Sainte-Pélagie.

gesund und frisch sei: der Vielgeplagte merkte nicht, daß ihm die Scheidende, in ihrer unendlichen Güte, einen Schmerz ersparen wollte. Im Rückblick auf dieses arme Leben voll zartester, aufopferndster Sorge konnte er schreiben: „Ich wäre höchst ungerecht, wenn ich verhehlte, daß von 1823 bis 1833 ein Engel mich in diesem schrecklichen Kampf aufrechterhielt. Frau von B... war, obwohl verheiratet, wie ein Herrgott für mich. Sie war mir Mutter, Freundin, Familie, Freund und Berater; sie hat den Schriftsteller gemacht, den jungen Mann getröstet, meinen Geschmack gebildet; sie hat mit mir wie eine Schwester geweint und gelacht; Tag für Tag kam sie wie ein wohltätiger Schlaf, um meine Schmerzen einzuwiegen. Sie hat mehr getan: obgleich sie von einem Gatten abhing, hat sie es fertiggebracht, mir bis zu 45000 Franken zu leihen, wovon ich die letzten 6000 im Jahre 1836, mit fünf Prozent Zinsen, wohlverstanden, zurückbezahlt habe. Aber sie hat mir von meiner Schuld niemals anders als in langen Pausen gesprochen; ohne sie wäre ich sicher gestorben. Sie erriet oftmals, daß ich seit ein paar Tagen schon nichts mehr gegessen hatte. Mit engelhafter Güte sorgte sie für alles. Sie ermunterte jenen Stolz, der einen Menschen von jeder Gemeinheit abhält und den mir meine Gegner heute als blöde Selbstzufriedenheit vorwerfen; jenen Stolz, den Boulanger vielleicht ein wenig allzusehr in meinem Porträt übertrieben hat.[1]

[1] Der Maler Boulanger hatte Balzac 1836 in seiner berühmten Kutte, mit verschränkten Armen in einem Lehnstuhl sitzend, gemalt und das selbstbewußte Wesen des Schriftstellers stark betont. Wir besitzen eine Besprechung des Bildes von Théophile Gautier, die am 18. März 1837 in der „Presse" erschien. Ich führe sie im Original hier an, weil keine Übersetzung den Reiz dieser glänzenden Prosa wiederzugeben vermag: „C'était une physiognomie très difficile à rendre que celle-là, à cause de sa variété, de sa mobilité et de son aspect étrange... Boulanger a parfaitement saisi cette expression complexe qui semble se refuser au pinceau qui ne peut exprimer qu'un sentiment à la fois... Balzac n'est pas précisément beau. Ses traits sont irréguliers, il est gros et court. Dans son portrait, M. de Balzac, enveloppé des larges plis de son froc, a les deux bras croisés dans une attitude calme et forte,

Deshalb spielt diese Erinnerung eine große Rolle in meinem Leben; sie ist unauslöschlich, denn sie ist allgegenwärtig." (19. Juli 1857.)

Im Herbst 1836 machte der Verleger Werdet, auf den Balzac alle Hoffnungen gesetzt hatte, Bankerott. Zum Glück fand sich jedoch ein Spekulant, der es, in sicherer Hoffnung auf Gewinn, unternahm, im Verein mit ein paar andern Geldleuten die Verhältnisse des fruchtbaren Romanschriftstellers zu regeln: dieser

---

le col découvert, le regard direct et ferme; le jour, pris d'en haut, illumine de luisants satinés les parties supérieures de son front et jette une vive clarté sur les bosses de la verve et de l'humeurs qui sont très dévéloppées chez M. de Balzac; les cheveux noirs, aussi éclairés et luisants, s'insèrent dans les tempes comme des effluves rayonnants, et donnent une vie singulière à tout le haut de la tête; l'oeil, baigné d'une pénombre dorée avec une prunelle fauve sur un cristallin humide et bleu comme celui d'un enfant, lance un regard d'une acutesse surprenante; le nez, taillé en méplats brusques et tourmentés, respire fortement et passionnement par une large narine rouge; la bouche, grasse et voluptueuse, surtout dans la lèvre inferieure, sourit d'un sourire rabelaisien à l'ombre d'une moustache d'une couleur beaucoup plus claire que les cheveux; le menton, volontairement relevé, est lié au col par un pli de chair ample et puissant, qui ressemble au fanon d'un jeune tareau. Le col lui-même est d'une force athlétique et peu commune; les joues, d'une plénitude rebondie, sont frappées du vermillon d'une santé violente, et toutes les chairs resplendissent du lustre le plus joyeux et le plus rassurant.

Il y a dans cette tête du moine et du soudard, un mélange de réflexion et de bonne humeur, de résolution et d'entrain, infiniment rare; le penseur et le viveur s'y fondent avec une harmonie bizarre. Mettez une cuirasse sur cette large poitrine, vous aurez juste un de ces gros lansquenets allemands à grandes bottes si jovialement peints par Teiburg. Avec le froc, c'est Jean des Entommeures; cependant, n'oubliez pas que l'oeil jette, à travers tout cet embonpoint et cette bonhomie, un jaune regard de lion qui corrige cette familiarité flamande. Un pareil homme peut suffire à tous les excès de table, de plaisir et de travail. On n'est plus étonné de l'immense quantité de volumes publiés par lui en si peu de temps. Ce prodigieux labeur n'a laissé aucune trace de fatigue sur ces fortes joues pommelées de rose et sur ce large front blanc. Cet énorme travail, qui eût écrasé

erhielt 50000 Franken zur Bezahlung seiner dringendsten Schulden in bar und außerdem eine Monatsrate von 1500 Franken zugesichert, wogegen er alle seine Rechte an die Gesellschafter abtrat, die ihm für die Zukunft Monatsraten von drei oder viertausend Franken versprachen, wenn er eine gewisse Anzahl Bände liefere, von denen er im Laufe der kommenden fünfzehn Jahre die Hälfte des Gewinnes an jedem einzelnen Bande für sich beziehen

---

sous son faix six auteurs ordinaires, est à peine le tiers du monument qu'il veut élever.

Jean Goujon eût pris cette face pour en faire le mascaron du rire."[1]

Balzac wußte, wie ich nebenbei bemerken möchte, die stilistische Meisterschaft seines Freundes Gautier, der solche Artikel ohne jede Korrektur hinzuschreiben pflegte, aufs höchste zu schätzen. Er schenkte das besprochene Bild seiner Freundin, nachdem er für seine Mutter ein Skizze hatte anfertigen lassen, die verloren gegangen ist. Das Original befand sich vor dem Weltkrieg im Schlosse zu Wierzchownia. Eine andere Porträtskizze von der Hand Boulangers besaß Alexander Dumas der Jüngere. Die Zeitgenossen behaupteten, kein einziges der Bilder von Devéria oder Boulanger oder das Medaillon von David d'Angers gebe die Züge Balzacs treulich wieder. Auch der junge Meissonier hatte den Versuch gemacht, Balzac zu malen; aber er begnügte sich, die Züge des Schriftstellers auf einem Bilde „Homme choisissant une épée" zu verewigen, das sich in der Sammlung van Praet zu Brüssel befindet. Das kleine Pastell im Museum zu Tours, das dem Maler Court zugeschrieben wird, stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Zeichner J.-A. Gérard-Séguin. Balzac hatte es 1841 einer Freundin, der Gräfin Emilie Guidoboni-Visconti (einer geborenen Engländerin) geschenkt, die zu Versailles wohnte und aus deren Nachlaß es 1883 in den Besitz des erwähnten Museums überging. Auch der Maler Eugen Giraud hat Balzac auf dem Totenbett gezeichnet; aber seine Witwe fand das Pastell zu häßlich und veranlaßte den Künstler, nach vorhandenen Bildern ein anderes Pastell zu schaffen, das die Züge des Verstorbenen idealisiert wiedergab und den Wünschen der Bestellerin besser entsprach. Die viel umstrittene Statue von Rodin gibt ein Phantasiebild des Dichters. Die zahlreichen Bildnisse Balzacs, die neuerdings in den Ausstellungen auftauchen, zeugen für den noch immer wachsenden Ruhm des großen Schriftstellers. — —

[1] Charles de Lovenjoul: „Autour de Honoré de Balzac", p. 277 ff.

sollte. Der Gehetzte konnte aufatmen; im Frühjahr 1837 machte er eine Reise durch Italien, die ihn über Mailand, Genua, Venedig nach Florenz führte. Im Mai war er wieder in Paris, wo ihn die alten Geldsorgen wieder erwarteten: aus den Briefen an Frau Hanska geht nämlich in keiner Weise hervor, ob der obige Vertrag, von dem sich Balzac alles versprach, zur Ausführung gelangte oder nicht; vielleicht verdankte er es dem schamlosen Treiben der belgischen Nachdrucker, die sich an den Werken Balzacs bereicherten, daß eine dauernde Besserung seiner Verhältnisse überhaupt unmöglich wurde. Aber die Phantasie, die tröstliche Göttin, nahte sich immer wieder als ersehnte Retterin: seine Geldsorgen brachten ihm wenigstens den Glauben bei, er sei der größte Finanzmann der Zeit, dem es ein leichtes sein werde, eine Schuldenlast von 162000 Franken durch irgendein gelungenes Geschäft mit einem Schlage zu tilgen. Was er gelegentlich über den Luxus sagt, in dem er, wie seine Feinde scherzten, lebe, ist bezeichnend für den ausgesprochenen Weltmenschen: er braucht ihn als Aushängschild, weil die jämmerliche Gesellschaft nur einem Millionär Geld leihe und die Schriftsteller, die in einer Dachkammer hausen, ruhig verhungern lasse.

Im übrigen hatte er nun auch zuweilen klare Augenblicke, wo er die Gefühle der fernen Freundin richtig beurteilte: er nennt sie eine vorsichtige Freundschaft, ohne daß diese Erkenntnis imstande gewesen wäre, seine Neigung für die Unerreichbare, die unaufhörlich wie das Sinnbild märchenhaften Glückes über dem „Abgrund seines Elends" schwebte, zu dämpfen oder zum Erlöschen zu bringen. Frau Hanska muß sich um diese Zeit viel mit der Lage Balzacs beschäftigt haben; dieser schreibt: „Sie haben mich gefragt, wie ich, der ich alles weiß, alles kenne, alles beobachte und durchschaue, getäuscht und betrogen werden könne. Ach, würden Sie mich liebhaben, wenn ich auf nichts hereinfiele, wenn ich so vorsichtig, so ganz Beobachter wäre, daß mir kein Unglück zustieße? Aber ich will von der Gefühlsfrage absehen und Ihnen das Geheimnis dieses scheinbaren Widerspruchs verraten. Wenn

ein Mann ein Whistspieler ersten Ranges geworden ist und nach dem Aufwurf der fünften Karte weiß, wo alle übrigen stecken, glauben Sie, daß er nicht seine Meisterschaft beiseite läßt, um zu erfahren, wie sich das Spiel durch die Gesetze des Zufalls entwickelt? Mit einem Wort, meine teure, fromme Katholikin: Gott wußte zum voraus, daß Eva fallen würde, und er ließ ihr ihren Willen. Aber abgesehen von dieser Erklärung der Sache gibt es eine andere, die Ihnen besser zusagen wird. Wenn ich Tag und Nacht meine Fähigkeiten in Spannung halte, um Pläne zu machen, zu schreiben, beim Schildern den richtigen Ausdruck zu finden oder mich einer Sache zu erinnern, — wenn ich mit langsamem, mühsamem, oftmals verwundetem Flügel die geistigen Schlachtfelder literarischen Schaffens durchfliege, wie kann ich da auf dem Boden der Wirklichkeiten bleiben? Als Napoleon bei Eßling stand, konnte er nicht in Spanien sein. Um im Leben, in der Freundschaft, in Geschäften und Verbindungen jeder Art keine Enttäuschungen zu erleiden, muß man sich nur damit abgeben, meine teure, in der Einsamkeit lebende Gräfin: da heißt es ganz einfach Geldmann, Weltmann, Geschäftsmann sein. Gewiß, ich sehe sehr wohl, daß man mich betrügt und betrügen wird, daß dieser oder jener mich verrät oder verraten wird und sich trollt, nachdem er mir ein Flöckchen Wolle entrupft hat. Aber im Augenblick, wo ich dies fühle, voraussehe oder weiß, muß ich mich an anderem Orte herumbalgen. Ich sehe es, wenn ich just durch die Notwendigkeit des Schaffens oder des Augenblicks oder einer Arbeit fortgerissen werde, die verloren wäre, falls ich nicht damit zu Ende käme. Ich vollende den Bau einer Hütte oft beim Schein der Flammen, die eines meiner Häuser verzehren. Ich habe keine Freunde und keine Diener; alles flieht mich, ich weiß nicht warum, oder vielmehr, ich weiß es zu gut, weil man einen Mann nicht liebt und fördert, der Tag und Nacht arbeitet und sich nicht für andere wegwirft; der in seiner Ecke bleibt, den man besuchen muß, wenn man ihn sehen will, und dessen Macht, wenn man von solcher reden darf, erst in zwanzig

Jahren vorhanden ist, weil bei diesem Manne die Persönlichkeit verhaßt ist, wenn ihr nicht die Gewalt zur Seite steht. Das ist wohl genügend, um Sie zu überzeugen, daß man eine Auster (erinnern Sie sich noch?[1]) oder ein Engel sein muß, um sich an diese großen menschlichen Felsklötze anzuheften. Die Austern und die Engel sind beide selten unter den Menschen. Deshalb würde ich Sie wie eine erstaunliche Seltenheit liebhaben, wenn ich für Sie nicht die brüderlichste, weitgehendste, tiefste Zuneigung empfände. Glauben Sie mir, ich sehe die Dinge und die Menschen wie sie sind, und niemals drückte einen Mann eine grausamere Last als die meinige. Wundern Sie sich nicht, daß ich mich an Wesen und Dinge anschließe, die fähig sind, mir Mut zum Weiterleben und Vorwärtsstreben einzuflößen! Werfen Sie mir niemals die Wegstärkung vor, die mir es möglich machte, einen weiteren Haltepunkt zu erreichen." (20.–22. Januar 1838.)

Im Frühjahr 1838 machte Balzac die schon erwähnte Reise nach Sardinien, um die dortigen altrömischen Silberminen in seinen Besitz zu bringen; aber an Ort und Stelle mußte er erfahren, daß ihm der schlaue Italiener, dem er im verflossenen Jahre in Genua seine Pläne mitgeteilt hatte, zuvorgekommen war und die Minen in Betrieb genommen hatte. Er war froh, als er der Insel, die ihm wie eine öde Südseeinsel vorkam, den Rücken kehren und die Heimkehr antreten konnte. In Mailand, wo er ein paar Tage bei Freunden weilte, erfaßte den Reisenden das Heimweh nach dem grauen Himmel Frankreichs, nach seiner „teuren Hölle" mit aller Macht. In Paris verkaufte er, um seine Verhältnisse aufzubessern, im Oktober 1838 eine Sammlung von Aussprüchen Napoleons, die er im Laufe der Zeit zusammengetragen hatte, an einen Mützenhändler, der nach der Ehrenlegion geizte; ja, er schrieb auch noch eine Vorrede voller Anzüglichkeiten zu dem Buche,

[1] Anspielung auf eine Bemerkung Balzacs, die dieser in sein Album eingetragen hatte: „Die großen Menschen gleichen Felsen; nur Austern können sich daran festsetzen." Worunter Frau Hanska schrieb: „Also bin ich eine Auster."

das ohne Angabe des Verlegers erschien und ihm ebenfalls allerlei Ungelegenheiten bereitete: denn, um zu seinem Honorar von 4000 Franken zu gelangen, mußte er, nach seinem eigenen Ausdruck, mehr Intrigen anzetteln, als nötig waren, um „Figaros Hochzeit" durchzudrücken.[1] Im November 1838 konnte er endlich von seinem Landhaus „Les Jardies" zu Ville d'Avray aus melden, daß seine wachsenden Honorare ihm gestatteten, fünftausend Dukaten (50 000 Franken) Schulden zu begleichen. Allein das Gefühl der inneren Einsamkeit wurde nun stärker und stärker: er bemerkt gelegentlich, Frau von Berny habe ihm wohl alles geben können, was seine Seele verlangte, aber auch nicht mehr, und so spricht er, als Dichter, von einem verfehlten Leben, weil es ihm nicht die stets ersehnte, vollkommene Liebe zu einer seltenen Frau gebracht habe. Wir finden in diesem Briefe das bezeichnende Geständnis, daß er sich aus jungen Mädchen nichts mache[2]: der Schöpfer der „Frau von dreißig Jahren" verlangt, wie billig, ein fertiges Weib, als vollendetes Geschöpf des Lebens, damit sein Ideal Stillung finde. Der Psychologe aber mag in diesem bezeichnenden Verlangen den Ergänzungstrieb einer Natur erblicken, die ihr Höchstes als Geschenk des Schicksals empfangen möchte, aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß nur die freiwilligen Gaben der Götter reines Glück gewähren. Balzac jedoch mußte sich gefallen lassen, daß ihm die Freundin, die durch solche Auslassungen an ein altes Versprechen erinnert wurde, kurz und kühl schrieb, alte Freundschaften seien ängstlich, ja, daß sie von dem natürlichen Leichtsinn seines Charakters sprach. Allein so schmerzlich es dem Hoffnungsseligen sein mußte, solche Dinge zu lesen, seinen Glauben an das große Glück der Zukunft vermochten sie nicht zu erschüttern: er hält an seiner „großen Dame" fest; er ist ihr Geschöpf; er schreibt ihr nur: „Légèreté de caractère! Wirklich, Sie benehmen sich wie ein guter Spießer,

[1] Maximes et Pensées de Napoléon, receuillies par J. L. Gaudy jeune. Paris 1838. — [2] Briefe an die Fremde, II, S. 14. Lettres à l'Étrangère, I, p. 501.

der Napoleon bei der Besichtigung eines Schlachtfeldes nach rechts und links und kreuz und quer laufen sieht und sagt: Dieser Mann kann nicht an seinem Platz bleiben; er hat keinen (einzigen) ruhigen Gedanken ⟨idée fixe!⟩." (16. Oktober 1838.)

In den Jahren 1839–1842 werden Balzacs Briefe spärlicher; aber zuweilen erwacht der alte Lyriker in dem Unermüdlichen: „Sie wünschen mir die Seelenruhe, deren Sie sich erfreuen; ach, meine Leidenschaften, oder, um genauer zu sein, meine Leidenschaft ist allzu lebhaft, allzu erregt, als daß sie meine Seele zum Schweigen brächte. Sie können sich nicht vorstellen, in welcher Unrast ich lebe: mir veraltet nichts; alles, was mir Eindruck machte, ist von gestern. Bäume, Wasser, Berge, Gegenden, Wort, Schmuck, Blicke, Furcht, Lust, Gefahren, Gefühle, bis auf ein Sandkorn, der leichteste Vorfall, die Farbe eines Mauerstücks: all das glänzt in meiner Seele, alles wird frischer, wird umfassender mit jedem Tag. Ich vergesse alles, was nicht mit diesem Herzen in Verbindung steht; oder, alles, was mit meiner Phantasie zusammenhängt, bedarf zum mindesten einer Auffrischung und lebhaften Gedenkens. Doch was meine Liebesangelegenheiten ⟨amours⟩ betrifft (verzeihen Sie mir diesen entzückenden französischen Ausdruck), so sind sie mein Leben, und nur dann, wenn ich mich ihnen hingebe, scheine ich mir zu leben. Nur diese Stunden beseligender Hingabe zähle ich: sie sind meine Sonne und meine Lust. Aber Sie können sich das nicht vorstellen: es ist die Poesie des Herzens, gesteigert durch eine unbegreifliche Macht der Ahnung. Ich werde nie auf das, was man Talent usw. nennt, noch auf meinen Willen stolz sein, der als der Bruder des Napoleonischen Willens gilt. Aber ich bin dankbar und stolz auf mein Herz, wie auf die Beständigkeit meiner Neigung. Da liegt mein Reichtum." (2. Juni 1839.)

Bei aller Arbeit fand Balzac um diese Zeit noch Muße, sich für einen gewissen Notar Peytel zu interessieren, der seine Frau und seinen Bedienten umgebracht hatte und am 26. August 1839 zum Tode verurteilt worden war; er glaubte an dessen Un-

schuld[1], und sein lebhaftes, aber fruchtloses Eintreten für den Mörder kostete ihn fünfhundert Dukaten bar und die gleiche Summe an Zeitverlust. Dabei behauptete er, er habe zuweilen nicht genug Geld besessen, um einen Brief an die Freundin zu frankieren, die zwar nach wie vor kühl bis ans Herz hinan blieb, aber doch nicht dulden mochte, daß Balzac einer anderen, wie der schon erwähnten Frau Visconti, freundschaftliche Gefühle entgegenbrachte. Im Jahre 1841 legten Balzacs Gläubiger auch auf sein Landhaus „Les Jardies" Beschlag. Es gelang zwar dem Besitzer, 50000 Franken in einem Monat aufzutreiben und den Verkauf hinauszuschieben; das Häuschen kam am 15. Juli aber doch unter den Hammer und brachte nur 17500 Franken ein[2]: im September 1841 konnte er der schweigsamen Freundin melden, daß das Anwesen, für das er, wie er behauptet, mehr als 100000 Franken ausgegeben habe, von einem Freunde eingesteigert worden und die gänzliche Tilgung seiner Schulden im Zuge sei; außerdem stünde die Veröffentlichung seiner gesammelten Schriften mit Illustrationen zu einem billigen Preise durch eine Gesellschaft von Verlegern bevor.

Am 10. November 1841 starb Herr Hanski, und in dem Briefe, den Balzac, auf die Todesanzeige hin, an seine Freundin schrieb, konnte er sich darauf berufen, daß er immer nur daran gedacht habe, ihr sein Leben zu widmen, und daß er der gleiche sei, als welchen sie ihn in Neuchâtel kennen gelernt habe. Aber der Ton der Antwort aus Wierzchownia war nichts weniger als zärtlich: jetzt, wo Balzac die Freigewordene an ihr Versprechen mahnen konnte, ihm eines Tages gehören zu wollen, hielt sie es zunächst für geboten, ihm offen zu erklären, daß er selbst nicht gebunden sei. Allein Balzac, dessen Briefe die Bitterkeit seines Herzens nur andeuten, war nicht zu ernüchtern: er blieb dem Ideal treu, das er in der Freundin sah und sehen wollte, und selbst der Umstand, daß die Witwe ihm erst 1843, im zweiten

[1] Briefe an die Fremde, II, S. 33. Lettres à l'Étrangère, I, p. 521. —
[2] Briefe an die Fremde, II, S. 71. Lettres à l'Étrangère, I, p. 562, 564.

Jahre ihrer Witwenschaft, gestattete, sie in Petersburg zu besuchen, konnte ihn nicht abkühlen. Einstweilen begnügte er sich damit, alle seine Wünsche den ihrigen unterzuordnen und nur von seiner Liebe zu sprechen. Die Auffassung der Ehe, wie sie aus diesen unerschöpflichen Beteuerungen eines Liebenden hervorgeht, ist von höchstem Adel; allein diese richteten sich an eine Weltdame, die gewohnt war, in einer vornehmen Umgebung, als Schloßherrin, zu leben und ihr tiefstes Glück als Mutter zu genießen. Im Grunde gehörte die Abgekühlte zu jenen klugen Naturen, die sich wohl die Verehrung eines genialen Mannes gefallen lassen, aber zwischen dem Menschen und dem Künstler recht wohl einen Unterschied zu machen wissen, wobei der letztere dem ersten nicht zugute kommt. Die ewigen Klagen über die unleidlichen Verhältnisse, mit denen sich Balzac herumschlug, hatten ihr allmählich klarsten Einblick in das Leben gegeben, wie es ihr, nach ihrer Meinung, als Gattin des Schriftstellers bevorstehen mußte, und ihre Familie konnte die Ehe mit einem besitzlosen Manne von zweifelhaftem Adel nur als eine Mesalliance betrachten, zumal auch die Gerüchte über die Lebensführung Balzacs nicht geeignet waren, diese Heirat in verlockendem Lichte zu zeigen. Die Rücksicht auf ihre zärtlich geliebte Tochter, auf den Zaren, auf ihre eigene Lage ergaben Gründe genug, um die Verbindung, die Balzac nach wie vor mit allen Kräften seiner Seele ersehnte, auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben, und der Mann, dessen Liebe stark genug war, um jedes Hindernis als unwesentlich zu betrachten, war doch schon allzusehr mit den Verhältnissen einer aristokratischen Gesellschaft vertraut, um nicht jedes Zaudern und Zögern zu entschuldigen.

Auch das Jahr 1842 ist bedeutsam in Balzacs Leben: der Plan, seine sämtlichen Schriften unter dem Titel „Comédie humaine" zusammenzufassen, wurde nun Gestalt und Wirklichkeit, und die Vorrede, die er, auf Veranlassung seines neuen Verlegers Hetzel, dem ersten Band des Gesamtwerkes voraussetzte, zeigt, welche Rolle er sich, als Denker und Dichter, selbst zuzusprechen wagte.

Balzacs Briefe aus dieser Zeit enthüllen das ewige Auf und Ab einer Seele, die nur in ihrem Traum die volle Wirklichkeit des Glücks genießt: „Es gibt Tage, wo ich zum Sterben traurig bin, wo ich mir sage, daß es kein Glück für mich gibt, daß ich Ihnen Unglück bringe, daß mir noch nichts in meinem Leben gelungen ist. Dann gibt es Tage, wo ohne Grund ich weiß nicht welcher Himmelswind über meine Seele weht und ich mir einbilde, daß mir ein Glück bevorstehe; daß mir ein Brief das Ende Ihrer Sorgen melde; daß in einem bestimmten Monat und zu einer bestimmten Stunde das ganz glückliche, so lang erträumte, so beherzt erwartete Leben beginnen werde, um weder in diesem noch in jenem Dasein ein Ende zu nehmen, und daß ich, einmal in meinem Leben, alle Schätze der Zuneigung, der Heiterkeit, der Liebe, der Zärtlichkeit, die ich fühle, in ein Herz verströmen kann! Diese wechselnden Stimmungen sind mein Leben, und ich frage mich, ob sie nicht die Wirkung einer geheimen unsichtbaren Verbindung sind; ob an den Tagen, wo ich zweifle und leide, nicht auch Sie voller Zweifel und Leiden sind; und ob an den Tagen meines Glücks Sie nicht auch, alles vorausnehmend, voller Glück und Hoffnung seien." (14. November 1842.)

Es ist der gleiche Ton, wie er in den ersten Briefen an die Freundin herrscht, und auch die Klagen über die Notwendigkeit, Geld und immer wieder Geld zu verdienen, sind die gleichen: immer wieder spricht er von seinem Hunger nach Liebe, als von dem ewigen, unauslöschlichen, nie gestillten Traume seines Lebens; immer wieder erzählt er der Freundin, was er darunter verstehe: die Fülle der Kraft, die in der Anbetung der geliebten Frau aufgehe, „— cette divine admiration de l'un de l'autre, le culte de toutes les beautés, ce plaisir infini des moindres choses, cette satisfaction que donne un heureux choix et qui se reflète dans la jalousie d'autrui". (20. Januar 1843.) Ruhm, Geld, Geschäfte und Liebe: das ist das ewige, unerschöpfliche Thema dieser langatmigen, zuweilen bezaubernden und glühenden Ergüsse.

Balzac selbst mußte zuweilen darüber lächeln, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, seiner Phantasie vor dem Papier Zügel anzulegen: heute ist er überzeugt, daß ihn die „Comédie humaine" bald zum Millionär machen werde, und am Tag darauf weiß er nicht, wie er fünfhundert Franken auftreiben soll, um den dringendsten Bedürfnissen eines ewig unsicheren Lebens zu begegnen.

Im Jahre 1843 gestattete endlich Frau Hanska ihrem Freunde und Verehrer, sie in Petersburg zu besuchen. Seit dem letzten Zusammentreffen der beiden waren acht Jahre verflossen. Balzac machte die beschwerliche Reise zur See, von Dünkirchen aus. In Petersburg, wo er am 17. Juli eintraf, warteten seiner glückliche Stunden; aber sie brachten ihn seinem Ziele in keiner Weise näher, und in Paris fand er nach seiner Heimkehr das gleiche Leben, die gleiche Arbeit, die gleichen Schulden und die gleichen Stimmungen wieder, die er nun mit stark erschütterter Gesundheit zu tragen hatte. Herz, Leber und Gehirn waren angegriffen, und er mußte Opium nehmen, um seine Arbeitskraft aufrechtzuerhalten. Auch das Verhältnis zu der Freundin erlitt wieder allerlei Schwankungen: von Dresden aus, wo sie in einem Kreise von Weltmenschen weilte, verbat sie sich sogar jeden Brief, um sich nicht dem Gespött ihrer Umgebung auszusetzen; dann gestattete sie ihm aber doch wieder, sie zu besuchen und sie mit ihrer Tochter und deren Verlobten, dem Grafen Georg Mniszech, nach Paris zu begleiten, wo Balzac den glücklichen Führer spielen und der Geliebten die Schätze seiner Sammlungen zeigen durfte: den Schrank, der einst der Gemahlin Heinrichs IV., Marie von Medici, gehört hatte, einige Bronzen von Benvenuto Cellini, sowie ein paar Bilder von Giorgione, Palma, Watteau und Greuze. Er begleitete die Reisenden vor ihrer Heimkehr sogar nach Antwerpen, nach Amsterdam und Haarlem.

Von nun an gehörte Balzac ganz der Frau, die sich nicht scheute, ihn aus der dringendsten Arbeit abzurufen, wenn sie seiner zu bedürfen glaubte, obwohl sie seine schwierigen Ver-

hältnisse am allerbesten kannte: im September des gleichen Jahres besuchte er sie in Baden-Baden; im Oktober begleitete er sie, als „vetturino per amore", wie seine Freundin, Frau Emile de Girardin, ihn scherzhaft nannte, mit Tochter und Bräutigam auf einer Reise nach Italien. Man wird angesichts dieser Reisen an Goethes böses Wort erinnert: „Wer sich mit den Weibern schleppt, der wird von ihnen abgesponnen wie ein Wocken." Nach der Heimkehr von Neapel überkam ihn zuweilen ein Gefühl tiefster Entmutigung: er war dahin gekommen, das Leben nur noch in Gegenwart der geliebten Frau zu genießen, und seine Sammlungen, seine Lacke, seine Porzellanvasen, seine Bilder, ja selbst das Geld wurden ihm gleichgültig.[1] Im Frühjahr 1846 war er wieder in Rom, wo er einen glücklichen Monat mit der Freundin verlebte. Die heitere Stimmung, deren er sich in der ewigen Stadt erfreute, hielt auch nach seiner Heimkehr an, und die Leichtigkeit, mit der er das Meisterwerk „La Cousine Bette" hinschrieb, gab ihm für einige Zeit die Spannkraft der Jugend wieder. Im Sommer des gleichen Jahres wohnte er der Vermählung des Fräulein Hanska mit dem Grafen Georg Mniszech bei, und bei dieser Gelegenheit verlobte er sich dann endlich selbst in aller Form mit der geliebten Frau. Diese hatte es jedoch mit ihrer Wiedervermählung in keiner Weise eilig: als überzärtliche Mutter begleitete sie das junge Paar auf seiner Hochzeitsreise, und der Kummer, den Balzac darüber empfand, trug nicht wenig zur Verschlechterung seiner Gesundheit bei. Dazu kamen ihm in Paris allerlei Gerüchte zu Ohren, die auf die Gesinnung seiner Braut ein merkwürdiges Licht warfen. Am 18. Oktober 1846 schreibt er an die Geliebte: „Frau von Girardin erzählte mir, sie habe von jemand, der Sie genau kennt, gehört, daß Ihnen meine Ergebenheit äußerst schmeichelhaft sei, daß Sie mich aus Eitelkeit und Stolz überall hinkommen ließen, wo Sie seien; daß Sie glücklich wären, einen Mann von Genie als patito

[1] Correspondance, p. 472.

zu haben, daß aber Ihre gesellschaftliche Stellung zu hoch sei, um mir das Trachten nach etwas anderm zu erlauben. Und dann begann sie zu lachen, es war ein ironisches Lachen, und bemerkte, ich verlöre meine Zeit, indem ich großen Damen nachliefe und doch nichts bei ihnen erreichte. Na, ist das nicht echt pariserisch?"

Aber die bösen Zungen hatten in diesem Falle die Wahrheit gesprochen, und es ist merkwürdig, daß der Frauenkenner Balzac nicht einsah, wie gering das Gefühl war, das Frau Hanska für ihn hegte.

Schon vor seiner Verlobung hatte Balzac eifrig Ausschau nach einem Heim gehalten, wo er nach seiner Vermählung wohnen wollte: im Oktober 1846 kaufte er ein kleines Haus in der Rue Fortunée, der jetzigen Rue Balzac, das der Bankier Beaujon reizend eingerichtet hatte. Wir wissen nicht, ob und mit welchem Betrag Frau Hanska an diesem Kauf beteiligt war. Balzac war glücklich, seine Sammlungen, die er auf 350000 Franken, und seine Möbel, deren Wert er auf 80000 Franken schätzte, in einer würdigen Behausung unterbringen zu können. Im Frühjahr 1847 verbrachte Frau Hanska einen Monat in Paris, und Balzac begleitete sie auf ihrer Heimreise nach Rußland bis ins Elsaß. In Paris aber erwartete den Zurückkehrenden eine höchst unliebsame Überraschung: ein Dieb hatte das Kästchen erbrochen, in dem er die Briefe seiner Freundin aufbewahrte, und ein paar entwendet, für deren Rückgabe er 30000 Franken verlangte, widrigenfalls er sie dem Zaren in die Hände spielen werde. Es gelang zwar Balzac, sich wieder in den Besitz der gestohlenen Briefe zu setzen; aber die Angst, die er ausgestanden hatte, brachten ihn dazu, alles, was er von der Hand der geliebten Freundin besaß, dem Feuer zu überantworten. Im Herbst des gleichen Jahres besuchte er seine Braut zum ersten Male in Wierzchownia, und das patriarchalisch reiche Leben, das sich in dem prächtigen, weitläufigen Edelsitze vor ihm auftat, erregte sein lebhaftestes Entzücken. Er bewohnte eine

ganze Flucht von Zimmern, und wenn er am Kamin saß oder durch die hohen Fenster des großen Schlosses in den Park blickte, konnte er glauben, alle Träume, die in langen Jahren des Hoffens und Harrens seine Qual und sein Entzücken gewesen waren, seien nun doch, wenn auch spät genug, in Erfüllung gegangen. Die russische Gesellschaft überbot sich in Schmeicheleien und Huldigungen vor dem berühmten Schriftsteller, der übrigens auch hier seine Geschäfte und Gläubiger nicht vergaß und angesichts der ungeheuren Wälder, in denen die Tochter seiner Freundin ein unerschöpfliches Erbteil zu besitzen schien, den Plan faßte, durch den Import russischen Eichenholzes in Frankreich seine Finanzen endlich in glänzenden Zustand zu bringen. Frau Hanska zögerte indessen die Vermählung immer weiter hinaus, und das rauhe Klima Rußlands trug auch nicht dazu bei, die bedenklich werdende Herzkrankheit Balzacs zu mildern. Als er, kurz vor dem Ausbruch der Februarrevolution, wieder in Paris eintraf, waren seine Verhältnisse wieder derartig geworden, daß die schlimmste Zeit seines Lebens zurückgekehrt schien. Der Kauf und die Einrichtung des Hauses hatte die Summe von 400000 Franken verschlungen. Balzac legte sich allerlei Entbehrungen auf und nährte sich, um Ersparnisse zu machen, nur von Rindfleisch. Aber solche Anwandlungen berührten nicht das Wesen dieser mächtigen Natur: der Romanschriftsteller Champfleury, der Balzac um diese Zeit kennen lernte, staunte über die Heiterkeit und Lebenskraft, die von dem Dichter ausströmte; nach wie vor war der halbe Romantiker der Meinung, daß es der Künstler seiner Stellung schuldig sei, ein glänzendes Leben zu führen. Er träumte um diese Zeit davon, eine Gesellschaft aller dramatischen Autoren zu gründen, welche die französische Bühne durch gemeinsam verfaßte Stücke beherrschen sollten; er plante, den Apoll von Belvedere zu erwerben und ihn dann zum Nutzen einer Gesellschaft an die meistbietende Nation zu versteigern, und mehr denn je hoffte er durch ein erfolgreiches Theaterstück die Million zu ergattern, die notwendig war, um allen seinen Sorgen

ein für alle Male ein herrliches Ende zu bereiten. Seine Komödie „Mercadet", deren Titel ursprünglich „Le Faiseur" lautete, wurde zwar im August 1848 von der Comédie française angenommen, kam aber erst nach dem Tode ihres Verfassers, am 23. August 1851, zur erfolgreichen Aufführung. Im Herbst 1848 kehrte Balzac wieder nach Rußland zurück, obwohl seine Mutter, deren Obhut er die Bewachung seines Hauses und seiner Kunstschätze überließ, heftigen Einspruch gegen diese Reise erhob. Die Briefe, die der Leidende in Wierzchownia von seiner Familie empfing und am Frühstückstische vorlas, waren auch nicht geeignet, die immer wieder erwachenden Bedenken der Frau Hanska gegen die Vermählung mit dem Freunde zu zerstreuen: es kam brieflich zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen Balzac und seiner Mutter, und die verwöhnte Weltdame mochte sich manchmal fragen, ob es überhaupt möglich sein werde, mit einer solchen Schwiegermutter zu leben. Auch sein Gesuch an den Zaren um Erlaubnis zu seiner Verehelichung mit Frau Hanska wurde abgeschlagen, und diese konnte sich angesichts der unsichersten Verhältnisse zu keinem entscheidenden Entschluß aufraffen: der schwerkranke Mann, der von einer Glückshoffnung gelebt hatte, war in Verzweiflung. Wir sind über das, was um diese Zeit zwischen dem Paare vorging, schlecht unterrichtet: da Balzac fürchten mußte, daß man seine Klagen schlecht deute, spricht er in den Briefen an seine Angehörigen, an Mutter und Schwester, kaum in Andeutungen von seiner Zukunft. Der deutsche Hausarzt der Familie Hanska betrachtete die Herzkrankheit Balzacs als nicht bedenklich; sein Sohn jedoch war anderer Meinung, und Frau Hanska selbst scheint sich so wenig um die Behandlung des Kranken bekümmert zu haben, daß sie später gezwungen war, von ihrer Tochter Auskunft darüber zu erbitten, für den Fall, daß der Arzt Balzacs in Paris Einzelheiten darüber zu wissen wünschte. Vielleicht ahnte sie, daß sie ihre Hand einem Sterbenden reichte; vielleicht war es Mitleid mit dem Vielgeprüften, das sie veranlaßte, dessen Lebenstraum nun doch durch eine späte

Erfüllung zu krönen. Doch wie man auch über dieses Zaudern und Zögern denken möge, eines ist sicher: das ganze Wesen dieser Frau hat etwas Rätselhaftes an sich; die bequeme, verwöhnte Polin hat sich ganz in der Hand und vergißt keinen Augenblick, was sie sich und ihrer Stellung schuldet. Ihre Liebe, wenn man überhaupt von einer solchen reden darf, raubt ihr keinen Augenblick die innere Freiheit, und der Stolz der Aristokratin ist stärker als jedes Gefühl weiblicher Hingabe. Wie man auch ihr Verhalten würdigen möge, es bleibt uns, alles in allem genommen, das Gefühl, daß wir es mit einer durchaus unsympathischen Frau zu tun haben. Auch Balzacs schmachtende Treue ist in mancher Hinsicht ein Rätsel; denn es ist anzunehmen, daß ihm, während seines langen Aufenthaltes in Wierzchownia, hier und da doch die Erkenntnis aufdämmern mußte, er habe sein Leben einem fragwürdigen Wahn geopfert. Aber die Briefe aus der „Wüste" verraten in keiner Weise etwas von dem Vorhandensein einer solchen Stimmung: „Das Geschenk ihrer Liebe entschädigt mich für all meinen Kummer, meine Mühen und meine Arbeit. Ich habe den Preis für diesen Schatz im Übermaß zum voraus bezahlt, nach dem Wort Napoleons: ‚Man muß alles hienieden bezahlen, nichts wird einem geschenkt.' Ich bin sogar der Meinung, daß ich sehr wenig bezahlt habe. Fünfundzwanzig Jahre Arbeit und Kampf sind nichts im Vergleich zu einer so glänzenden, herrlichen, vollkommenen Liebe. Seit vierzehn Monaten bin ich hier, in einer Wüste — denn es ist eine Wüste —, und es kommt mir vor, als seien sie wie ein Traum verflogen, ohne einen Augenblick der Ermüdung, ohne ein Wort des Streites."[1]

Die gewaltige Phantasie des Dichters bewährt sich an der folgerichtigen Gestaltung dieses Liebesromans, den man sein bezeichnendstes Werk nennen kann, in geradezu tragischer Weise. Am 14. März 1850 konnte Balzac endlich die Langersehnte und

[1] Correspondance, p. 638.

Langumworbene zum Altar führen: die Hochzeit fand in der Kirche der heiligen Barbara zu Berditscheff statt. Zwei Tage darauf schrieb der Neuvermählte seiner alten Freundin Zulma Carraud: „Vor drei Tagen habe ich mich mit der Frau vermählt, die meine einzige Liebe war, die ich lieber denn je habe, und die ich bis zu meinem Tode lieben werde. Ich glaube, diese Verbindung ist die Belohnung, die Gott nach so viel Unglück, so vielen Jahren der Arbeit, so vielen erduldeten und überwundenen Schwierigkeiten für mich bereithielt. Ich habe keine glückliche Jugend, noch einen glücklichen Lenz gehabt; ich werde mich des herrlichsten Sommers und des mildesten Herbstes erfreuen . . . Ich bin beinah wahnsinnig vor Glück."[1]

Die Briefe, die Frau Eva de Balzac auf ihrer Hochzeitsreise an ihre Tochter schrieb, haben einen anderen Ton: die Neuvermählte spricht von ihrem Gatten, von dem sie vielleicht wußte, daß er als verlorener Mann nach Paris heimkehrte, in kühlstem Ton, und als einziger Lichtblick ihres ermüdenden Daseins erscheint ihr ein Perlenhalsband, das ihr der „arme teure Freund" in Dresden gekauft hatte. Wir hören kein Wort des Bedauerns über die Krankheit Balzacs, und kein Wort der Liebe verrät, daß die Genossin des großen Schriftstellers wußte, mit wem sie nach Frankreich zog. Der Besorgte hatte von unterwegs die genauesten Aufträge gegeben, wie sein Haus in der Rue Fortunée zum festlichen Empfang geschmückt und hergerichtet werden sollte. Als das Paar endlich an einem der letzten Maitage spätabends in Paris eintraf, harrte seiner eine böse Überraschung von übler Vorbedeutung: sie fanden die Wohnung festlich erleuchtet und, wie sie durch ein Fenster bemerken konnten, in reichstem Blumenschmuck, den die Wächterin dieses reichen Hauses, Balzacs Mutter, besorgt hatte; aber keine Menschenseele öffnete auf wiederholtes Läuten, und der Hausherr mußte die Türe durch einen Schlosser öffnen lassen. In dem leeren Hause befand sich nie-

[1] Correspondance, p. 653.

mand als Balzacs Diener François, der vor lauter Aufregung über die bevorstehende Heimkehr seines Herrn plötzlich wahnsinnig geworden war, und die erste Sorge des heimkehrenden Kranken bestand darin, den Unglücklichen in einer Irrenanstalt unterzubringen.

Wir wissen wenig über die paar Monate, die Balzac noch zu leben hatte. Er stand auf der Höhe seines Ruhms und hatte, wenn auch vielleicht nicht das Glück, so doch die Frau errungen, um die er sechzehn Jahre geworben hatte. Aber das türkische Sprichwort: „Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod", sollte sich auch hier bewahrheiten; es war dem siegreichen Ringer nicht beschieden, das langersehnte Leben, das sich endlich glänzend vor ihm aufzutun schien, in Ruhe zu genießen. Allein das höhnische Geschick, dem er so wenig zu verdanken hatte, bewahrte ihn auch davor, die Zerbrechlichkeit seines neuen Glückes zu erfahren.

Trotzdem er nicht mehr lesen und schreiben konnte, gab er die Hoffnung auf rasche Genesung nicht auf, zumal ihm der Gedanke an die „Comédie humaine" eine Qual war: der Ringer meinte, das Schicksal, das ihm trotz allem seinen höchsten Wunsch gewährt hatte, könne ihm den andern, die Vollendung seines Lebenswerkes, nicht versagen. Der letzte Besuch, den der Todkranke empfing, war der Victor Hugos. Der Dichter war von der normannischen Küste eigens nach Paris geeilt, um nach dem Freunde zu sehen: er fand außer der Mutter, einer Dienerin und einer Wärterin niemand bei dem Sterbenden, der seinen Besucher nicht mehr erkannte. Frau Eva de Balzac hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen und den schwer mit dem Tode Ringenden allein gelassen. Balzac verschied noch am gleichen Tage, am Sonntag, 18. August 1850, eine halbe Stunde vor Mitternacht. Es regnete in Strömen, als er, zwei Tage darauf, im Père Lachaise beigesetzt wurde, wo eine gebrochene Säule über seinem Grabe als einzige Inschrift den Namen Honoré de Balzac trägt.

Seine Witwe, geborne Gräfin Evelina Rzewuski, scheint sich den Tod ihres Gatten, trotz aller zur Schau getragenen Trauer,

nicht allzusehr zu Herzen genommen zu haben, und ein neuerdings bekannt gewordenes Dokument zeigt mit erschrecklicher Deutlichkeit, wie wenig Herz diese Frau besaß: der Romanschriftsteller Champfleury, der als Realist galt und in Balzac einen Freund und Meister verehrte, war bei dessen Tode nicht in Paris gewesen. Nach seiner Rückkehr machte er der Witwe, die er noch gar nicht persönlich kannte, einen Besuch: er fand, nach seinen eigenen Worten, eine kleine dicke Frau mit schönen Augen und einem reizenden Gesicht. Die beiden kamen rasch in ein vertrauliches Gespräch, und als der Besucher das Haus verließ, hatte er, um im zart verschleiernden Stil der galanten Zeit zu reden, von der Witwe nichts mehr zu wünschen. Die Frau, die Balzac so wenig Gefühl entgegengebracht hatte, versuchte alles, um den neuen Geliebten, der sich dieses Abenteuers bis in seine tiefste Seele schämte[1], festzuhalten; sie hätte sogar, wie Champfleury ausdrücklich bemerkte, Prügel erduldet, wenn ihr der so rasch gefundene Nachfolger des großen Mannes treu geblieben wäre.[2] Später stand ihr der gänzlich unbedeutende Maler Gigoux, dessen Persönlichkeit nichts weniger als aristokratisch war, sehr nahe.

Im übrigen erfordert es die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß Frau Hanska sich wenigstens des Nachlasses ihres Gatten energisch annahm: sie sorgte für die Befriedigung der Gläubiger, die nach und nach sämtlich zu ihrem Gelde kamen, und gab auch, mit Hilfe einiger Freunde, dessen unvollendete Schriften, darunter das bedeutsame Fragment „Les Paysans", heraus. Als in der Folge ihre Tochter, die Gräfin Mniszech, mit ihrem Gatten zu ihr zog, begann in dem Heim, das Balzac mit der Begeisterung des Sammlers und Geliebten geschmückt und eingerichtet hatte, eine echt polnische Wirtschaft. Das Haus wurde vergrößert, ein Landsitz in Villeneuve-Saint-Georges wurde erworben, und die Verschwendungssucht der Familie stieg mit der Zeit der-

[1] Choses vues, p. 289. — [2] Mercure de France, Jahrgang 1808, S. 565. Aprilheft: Champfleury et Mme. Hanska.

maßen, daß das große Vermögen des Hauses Hanski vollständig in die Brüche ging. Am Todestage der Witwe Balzacs, im April 1882, wurde ihre Tochter und deren Gatte auf die Straße gesetzt; ein Haufe Gläubiger stürmte das Haus und hauste wie eine Bande plündernder Soldaten: die kostbarsten Briefe und Manuskripte wurden zum Fenster hinausgeworfen, zum höchsten Gaudium der benachbarten Krämer, welche die kostbaren Blätter auflasen, um ihre Waren darein zu wickeln — der große Balzac-Sammler Spoelberch de Lovenjoul fand Fetzen dieser kostbaren Papiere in der ganzen Nachbarschaft zerstreut. — Die Kunstwerke und Möbel kamen später in der großen Pariser Verkaufshalle, im Hotel Drouot, zur öffentlichen Versteigerung. Auch diese Szenen passen in die Welt der „Menschlichen Komödie": bis zuletzt wird das Geld den Menschen zum Schicksal, ob sie nun mit ritterlichen Idealen nach der Erfüllung ihrer Träume streben oder, als ausgesprochene Genußmenschen, im bedeutungslosen Tage aufgehen.[1]

Sunt lacrymae rerum! Das Leben dieses Ringers bietet ein Schauspiel von epischer Größe. Naturen voll solcher Schöpferkraft sind, trotz allen irdischen Jammers, dazu bestimmt, als Sieger zu enden: denn hier ist kein Bruch zwischen Wollen und Vollbringen zu merken, und Not und Elend, Glück und Unglück sind nur Boten und Helfer eines allmächtigen, vorbestimmten Schicksals. Der Wille ist titanenhaft, aber Intellekt und künstlerisches Gestaltungsvermögen stehen dem Wollen nicht nach, und so wirkt denn ein solches Schaffen einfach als Verschwenden einer Naturkraft, die zuweilen spielend, zuweilen mühsam ringend Werke und Wunder vollbringt und sich nicht mit der herrlichen

[1] Im Dezember 1910 brachten die Zeitungen die Nachricht, die Schätze des Balzac-Museums, das von Verehrern des Romandichters kurz vorher eröffnet worden war, seien von Gläubigern gepfändet worden, weil die dreitausend Franken betragende Miete nicht bezahlt werden konnte: selbst den Reliquien des Schriftstellers war es nicht beschieden, vor neuen Gläubigern Ruhe zu finden.

Unrast des Schöpfers begnügt, sondern auch noch Zeit und Muße findet, den Freunden und Geistesverwandten die kostbarsten Stunden als Briefschreiber zu widmen. Balzacs Briefe erklären in mancher Hinsicht den Dichter: denn sie sind ein treues Bild seines Wesens, das rein im Augenblick aufgeht, mag dieser nun, was allerdings selten genug vorkommt, voll göttlichen Zaubers sein, oder als Stachel wirken, um einen selbstbewußten schöpferischen Geist vorwärts zu treiben. Andere Schriftsteller schreiben Briefe, um ihre Ansichten über Kunst und Künstler, über Weltanschauung und technische Fragen darzulegen oder zu klären; Balzac jedoch lebt und webt in einer schweren Gegenwart: der Phantasiemensch ist zugleich ein Sinnenmensch, dem das Paradies der lockendsten Genüsse auf dieser dumpfen Erde blüht. Der Gedanke an Unsterblichkeit und Nachruhm beschäftigt diesen Dichter kaum: er denkt nur an seine Zeitgenossen, als an eifrige Leser und Spender der glückseligen Millionen, deren er bedarf, um das erträumte Künstlerdasein im großen Stile farbenfroher Romantiker führen zu können. Sonst findet man in diesen Briefen alles: die zarteste Liebesschwärmerei, die, wie billig, zuweilen allzugern die Sprache der Zeit spricht; männliches Selbstbewußtsein, Naivität, Trotz und vor allem die bezaubernde Kindlichkeit eines wahrhaft guten, genialen Menschen, der sich seiner Auserwähltheit in naivster Weise bewußt bleibt und sich denn auch, ohne die Lächerlichkeit zu fürchten, nur mit den Größten vergleicht. Wie bezeichnend ist in dieser Hinsicht sein Ausspruch, daß nur ein Beethoven imstande sei, ihm das Gefühl der Eifersucht einzuflößen! Mensch und Dichter sind bei Balzac eins: Werk und Leben ergänzen sich und wirken wie ein großes Schauspiel für Macht- und Willensmenschen, denen die Erde als ein Tummelplatz für Wünsche gegeben ist, wie sie im Irdisch-Dumpfen wurzeln. Und doch mutet dieses erfolgreiche Leben, insofern der Mensch, nicht der Dichter Balzac, in Frage kommt, wie eine Tragödie an: die stummen Götter verderben uns, indem sie unsere tiefsten Wünsche erfüllen, — hierin offenbart sich eine tiefere

Ironie, als es die ironische Weltstimmung der Romantiker war, insofern diese eben doch ein freies Individuum voraussetzte, das mit den Dingen und den Verhältnissen, mit dem Leben und mit dem Tode spielen durfte. Wir sehen ein ungeheures, ein lockendes Ziel vor uns, und wenn wir es, spät genug, erreicht haben, merken wir plötzlich, daß der Weg zu ihm nur der Weg zu unserem Werke war. Wir stehen im Dienste einer unbegriffenen Macht, die uns verbraucht und durch wechselnde Hoffnungen an unser Werk kettet, zumal dieses so aussieht, als ob es einzig und allein zur Stillung unseres Glückshungers dienen solle. Aber die Götter sehen weiter als der Strebende, der in seinem Traume wie in einem Kerker gefangen sitzt und sich für frei hält, weil er träumen darf. Auch bei Balzac bedingt ein Übermaß die Tragik eines atemlosen Daseins: ein Allzuviel an Phantasie und Begehren, mit beispielloser schöpferischer Kraft aufs innigste verbunden, treibt den Unersättlichen durch das Leben hin, und Treue und Unbeständigkeit sind in ihren Wirkungen eins: sie entspringen einer Weltanschauung, die schon deshalb keine Ruhe erlaubt, weil sie, als Dienerin eines unersättlichen Willens, kein Maß und keinen Zügel kennen darf. Man mag über das große Werk, das als Frucht dieses ruhelosen Ringens zum Genuß einlädt, denken wie man will; aber kein Kenner wird leugnen, daß der Schöpfer der „Menschlichen Komödie" zu den erstaunlichsten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts gehört. —

5

Wir sind, als Menschen des historischen Sinnes, gewöhnt, nach den Einflüssen zu fragen, denen ein bedeutender Mensch seine Entwicklung, seine Reife und seine Vollendung verdankt. Wir wissen, daß die Eindrücke, die wir zu einer Zeit erfahren, wo unser Geist noch die Fähigkeit besitzt, in anderen unterzugehen, auch dann noch nachwirken, wenn wir mit der künstlerischen Form, wie sie unserem Wesen gemäß ist, frei schalten können. Balzac gilt als der Schöpfer des realistischen Romans;

aber diese Form, in der viele die Kunstform des demokratischen Zeitalters erblicken, ist, wie alle Gattungen des Schrifttums, nicht auf einmal entstanden: sie ist, insofern die „Menschliche Komödie" in Frage kommt, die Frucht einer besonderen Begabung, der es beschieden war, die mannigfachsten Einflüsse in sich aufzunehmen und einem schöpferischen Temperament dienstbar zu machen, das sich mit Seele und Sinnen an der Wirklichkeit sättigte und selbst in der Epoche seiner Reife und Vollendung noch an trübe Anfänge gemahnt. Die Lehrzeit dieses titanischen Arbeiters dauert länger, als es sonst, bei olympischen Naturen, der Fall zu sein pflegt: ich erinnere an die Tatsache, daß Balzac dreiundvierzig Romane schrieb, ehe er daran dachte, als Buchdrucker ein leichteres Brot zu suchen. Wir wissen auch, wie er von diesen mehr als fragwürdigen Büchern dachte: er hielt sie für Erzeugnisse eines Industriellen, der Tag für Tag sein Brot verdienen muß und dem Publikum die Ware bietet, nach der es verlangt, in der sicheren Hoffnung, er werde eines Tages imstande sein, Besseres liefern zu können. Man mag es beklagen, daß Balzac in seiner Jugend gezwungen war, die Zeit, die junge Männer sonst zu ihrer Ausbildung verwenden, an solches Zeug zu verschwenden; allein man wird es nie vergessen dürfen, daß er beim Beginne seiner Laufbahn zu einem Lesepublikum sprach, das sich an den volkstümlichen Fabeleien geschickter Kunsthandwerker über die Maßen ergötzte und, auf alle Fälle, den naivsten Mut zu seinem schlechten Geschmack hatte.

Ich habe schon auf den geschwätzigsten Vielschreiber der französischen Literatur, auf den Buchdrucker Rétif de la Bretonne hingewiesen, in dem man einen Vorläufer des Realisten Balzac sehen mag; aber die beiden Schriftsteller, denen er als Anfänger mit Bewußtsein nachzueifern suchte, sind Pigault-Lebrun[1] und Ducray-Dumenil, in deren Romanen es von Mördern und Verrätern, von vertauschten Kindern und Erkennungsszenen

[1] 1753–1835. Er hat Hunderte von Bänden zusammengeschrieben.

wimmelt und die gehetzte Tugend sich zuletzt triumphierend zu Tische setzt. Zu diesem naheliegenden Einfluß kommt die Wirkung der englischen Schauerromane Lewis', dessen „Mönch" als Meisterwerk galt und seinem Verfasser sogar die Freundschaft Byrons und Walter Scotts eintrug, sowie der Anna Radcliffe[1], die in ganz Europa Schule machten: ich erinnere nur an die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik unserer Spieß und Cramer, sowie an Zschokkes „Abälino". Diese Wirkung war so stark, daß noch Victor Hugo in seinem Claude Frollo (in „Notre Dame de Paris") eine Kopie des Lewisschen Mönchs Ambrosio liefern konnte. An eine andere Romangestalt „Melmoth" eines anderen Engländers, des Reverend Maturin[2], erinnert Balzacs „Melmoth réconcilié". Balzac, dem das, was wir Bildung nennen, in bedauerlicher Weise fehlte, ist seiner Bewunderung für die Romane der Anna Radcliffe und Lewis' auch im späteren Alter treu geblieben.[3]

Der Einfluß dieser volkstümlichen Romane ist zuweilen sogar in den Titeln einzelner Werke Balzacs fühlbar: „Gobseck" führte zuerst den Titel „Die Gefahren schlechten Lebenswandels" („Les Dangers de l'Inconduite"); der dritte Teil des Meisterwerkes „Glanz und Elend der Kurtisanen" hieß „Wohin die Abwege führen" („Où mènent les mauvais chemins"), und der vierte Teil der „Frau von dreißig Jahren": „Le doigt de Dieu" („Der Finger Gottes"). „El Verdugo" (der Henker) ist eine Schauergeschichte, von der man ruhig sagen kann, sie wende sich an die Phantasie des Volkes. Die Verräter und Verbrecher des Volks-

[1] The Italian. — [2] In der Vorrede zu „La Peau de chagrin" nennt er diesen „l'auteur le plus original dont la Grande-Bretagne se puisse glorifier". (Œuvres complètes, XXII, p. 396.) Ja, er versteigt sich zu der Behauptung, der „Melmoth" sei ein ebenso gewichtiges Werk wie der Goethesche Faust. (Ebenda, S. 418.) Balzac druckte im Jahre 1828 eine Übersetzung des Maturinschen Romans „Der junge Irländer" in seiner Offizin. An einem Neudruck des „Melmoth" hinderte ihn nur sein geschäftlicher Zusammenbruch. — [3] Man vergleiche „Die Lilie im Tal" mit dem „Jungen Irländer" von Maturin.

romans haben sich bei Balzac nur vertieft: aus den Räubern ist, um ein Beispiel zu erwähnen, Vautrin, der entwichene Galeerensklave geworden, der mit der bürgerlichen Welt im Kriege lebt und sie von der Höhe seiner unerbittlichen Weltanschauung aus richtet und verurteilt; aber der Realismus in der Sprechweise des genialen Sträflings erinnert durchaus an den volkstümlichen Ton, wie ihn Pigault-Lebrun in seinen zahllosen Romanen anzuschlagen pflegte. Die mächtige Phantasie Balzacs versetzt die Gestalten, die ihm von seiner mühseligen Lehrzeit her vertraut waren, bloß in eine ausgesprochen bürgerliche Welt; die Eindrücke seiner Jugend wirken jedoch so stark in ihm nach, daß selbst der Aufbau der reifsten Werke, besonders aber die Gestaltung der Fabel, zuweilen noch an diese Schauer- oder Volksromane aus der Restaurationszeit erinnert.

Doch der Meister, dem Balzac entscheidende Belehrung verdankte, ist Walter Scott, der damals von Fürstinnen und Kammerzofen mit der gleichen Leidenschaft gelesen wurde: und zwar ist es der getreue Schilderer und Darsteller des schottischen Volkslebens, der bestimmend auf den Realisten Balzac wirkte: die „Chouans", mit ihrer Schilderung des Aufstandes in der Vendée, lassen die Nachahmung Walter Scotts deutlich erkennen. Bei dem Schotten lernte Balzac die gewandte Führung des Dialogs und der Erzählung; hier lernte er, was wichtiger erscheint, den Wert der Umgebung für den Menschen und, vor allem, die Kunst des Beschreibers oder Malers, dem ein Haus, ein Wohnraum, ein Kleidungsstück, ein Gerät die wichtigsten Dinge über dessen Eigentümer verraten. Ja, der Einfluß Walter Scotts auf den genialen Franzosen war eine Zeitlang so groß, daß dieser einen Augenblick daran dachte, eine Reihe von Romanen zu schreiben, in welchen er die Sitten des alten Frankreich vom Mittelalter an bis zur Gegenwart als gewissenhafter Historiker darzustellen gedachte.

Von andern Romandichtern, zu deren erklärten Bewunderern Balzac zeit seines Lebens gehörte, sind Cooper und Sterne zu

nennen. Balzac ist seiner Begeisterung für Cooper nie untreu geworden: noch im Jahre 1840 erklärte er in seiner „Revue parisienne", dieser sei der einzige Autor, der es verdiene, Walter Scott an die Seite gestellt zu werden. Im Jahre 1830 schrieb er: „Oh, als Mohikaner zu leben! Über Felsen zu klettern, im Meer zu schwimmen, die freie Luft und Sonne zu atmen! Ah, wie hab ich die Wilden erkannt! Ah, wie hab ich die Korsaren, die Abenteurer, die Rebellen wunderbar verstanden! Und da hab ich mir gesagt: Das Leben ist nichts als Mut, ein gutes Gewehr, die Kunst, sich auf dem Meer zu halten, und der Menschenhaß."[1] Auch Lawrence Sterne, für den er eine Art Schwärmerei hegte, mag manches zur Bildung des Beobachters beigetragen haben, wie mir aus einzelnen seiner zahlreichen kleinen Abhandlungen, ja selbst aus gewissen Stellen der „Physiologie der Ehe" hervorzugehen scheint.

Seiner Geburt nach gehörte Honoré de Balzac zu der kraftvollen Generation der Romantiker, denen die Aufgabe zufiel, die Herrschaft der klassischen Epigonen zu stürzen und unter der zahmen Herrschaft des Bürgerkönigs Ludwig Philipp die Freiheit der Kunst zu vertreten. Aber es ist bezeichnend für den geborenen Realisten, daß er die große Bewegung, die um 1830 ihre wichtigsten Siege erfocht, von Anfang an mit kritischen Augen verfolgte, so gut wie der kluge Stendhal, der, als geborener Husar des Geistes, selbst einige Vorpostengefechte mitgemacht, sich aber beizeiten in sein geliebtes Italien zurückgezogen hatte. Als Journalist machte sich Balzac in einem Artikel „Litanies romantiques"[2] über die unnatürliche Modesprache der Romantiker lustig, und seine Kritiken über den viel umstrittenen „Hernani" zeigen, daß er keineswegs gesonnen war, die aufreizenden Tollheiten der führenden Dichter und ihrer Nachtreter mitzumachen. Die Vorrede zu der phantastischen Erzählung „La Peau de chagrin"[3], die im Jahre darauf erschien, darf vielleicht als Ver-

[1] Correspondance, p. 73. — [2] Œuvres, XXI, p. 491. — [3] Ebenda, XXII, p. 396.

such gelten, sich selbst als Führer einer Schule hinzustellen: sie ist jedenfalls im Hinblick auf die berühmte Vorrede zu Victor Hugos „Cromwell" entstanden, in welcher der Dichter, unter steter Berücksichtigung seines eigenen Schaffens, die Grundsätze der romantischen Ästhetik verkündet hatte. Es verlohnt sich, schon aus völkerpsychologischen Gründen, etwas näher darauf einzugehen.

Nach Victor Hugo besteht der Unterschied der romantischen Kunst von der alten oder klassischen darin, daß sie nicht mehr die reine Schönheit erstrebe, sondern das Groteske als wesentliches Element der Dichtung einführe: wie die Natur gehe nun die Poesie darauf aus, den Schatten und das Licht, das Groteske und das Erhabene nebeneinander zu stellen, ohne sie ineinander übergehen zu lassen. Mit andern Worten, es handelt sich im Drama und in der Epik um eine gemachte Polarität, bei welcher die Gegensätze, wie sie in allem Organischen wirksam sind, in aufreizender Weise heraustreten: wer den Engel spielen will, wird zum Tiere, — qui veut faire l'ange, fait la bête; Dirnen, denen die Liebe eine neue Jungfräulichkeit verleiht, werden zu Heiligen; der Lakai Ruy Blas wird Minister, der Hofnarr Triboulet mit seinem Buckel lebt ein Doppelleben als verruchter Spaßmacher und zärtlichster Vater, — kurz, es handelt sich um eine ganz und gar zurechtgemachte Welt spitzfindiger Gegensätze, in deren Wesen sich nicht die organische Polarität alles Seins, sondern die Spiele einer barocken oder verdorbenen Phantasie offenbaren, der ein rechnender Verstand Gevatterdienste leistet. Eine solche Kunstanschauung mag allenfalls den ästhetischen Bedürfnissen eines verstandesmäßigen Komöden, aber nie und nimmer der Einsicht und Seelenfülle eines tragischen Dichters entsprechen, der es nicht mit den Gebilden einer alten Kultur, sondern mit den Urgründen des menschlichen Willens zu tun hat, als welche dem rechnenden Verstande oft genug dunkel erschienen sein müssen, wie der Weltgrund selbst, dem alle Geschöpfe entsteigen. Im Grunde wird in dieser Ästhetik, der es vor allem um recht schöne Worte zu tun ist, das Häßliche als wesentliches Element jedes Kunstwerkes verkündet, insofern

es tausend Typen erzeuge, während die Schönheit auf einen einzigen Typus zurückgehe.

Diesen Forderungen oder Anmaßungen stellt Balzac, der, wie seine Zeitgenossen, die Vorreden liebt, seine eigenen Grundsätze gegenüber: er verlangte, um den Hauptpunkt kurz zu erwähnen, vom Dichter, außer der Gabe der Beobachtung und der Form, eine Art zweites Gesicht, sowie die Fähigkeit, die Wahrheit in allen möglichen Lebenslagen zu erraten und aus Analogien zu erfinden.[1] Das will ganz einfach sagen: Balzac bringt, wie Hugo, wie jeder andere Dichter, die Forderungen seines Talents in eine Theorie, indem er seine eigenen Fähigkeiten, deren er sich stets klar bewußt ist, zum Maßstabe der neuen Literatur und ihrer Werke macht. Wir verraten uns selbst, wenn wir unsere Ansicht vom Schönen auf dem Markte verkünden und um Beifall oder Schüler werben, und jede Künstlerästhetik ist der offene Versuch, das eigene Werk, das heißt das mit Notwendigkeit Entstandene, durch Grundsätze zu rechtfertigen. Historisch genommen bedeutet diese Vorrede eine philosophisch gehaltene Absage an die dichtenden Zeitgenossen, ohne daß es dem Kritiker einfiele, auch deren persönliche Gaben und Talente zu leugnen: denn Balzac kannte keinen Neid, weil er sich allen Nebenbuhlern überlegen fühlte, und wenn er auf ein bedeutendes Werk stieß, suchte er es sofort durch eine höhere Leistung zu übertreffen. Aber er sprach allen Freunden gesunder Natürlichkeit und nationaler Überlieferung aus der Seele, als er den Unarten der Romantiker den Krieg erklärte und den Versuch machte, sie der Lächerlichkeit preiszugeben: „Der Verfasser dieses Buches sucht die literarische Reaktion zu fördern, die einige gute Köpfe, denen unser gegenwärtiger Vandalismus langweilig ist, vorbereiten. Von allen Seiten hört man Klagen gegen die blutigen Farben unseres modernen Schrifttums. Grausamkeiten, Folterungen, im Meer Ertränkte, Gehängte, Galgen, Verurteilte, kalte und

[1] Œuvres, XXII, p. 395.

warme Scheußlichkeiten, bis auf die Henker: alles ist spaßhaft geworden. Vor kurzem verlangte das Publikum nur noch junge Kranke, Genesende, und die süßen Schätze der Melancholie, die im Literaturspital aufgespeichert waren. Er (der Verfasser) hat den Traurigen, den Aussätzigen, den schmachtenden Elegien den Abschied gegeben. Er war der unklaren Barden und Sylphiden müde, wie er heute Spanien[1], den Orient[2], die Folterungen, die Piraten und das auf Walter Scottsche Art angerichtete historische Frankreich satt hat."

Und doch gehörte Balzac, so gut wie seine Freunde und Zeitgenossen Victor Hugo oder Théophile Gautier, zu den Romantikern: romantisch ist seine Vorliebe für das Grausige, für die unschuldigen Verbrecher und Galeerensträflinge, für den saftigen Stil, für das Lokalkolorit; romantisch ist seine Stellung zum Bürgertum oder, politisch gesprochen, zur Julimonarchie, deren Schilderung in seinem Werke in eine ungeheure Satire ausläuft; romantisch ist sein Glaube an das Gottesgnadentum des Künstlers, im Gegensatz zur Bourgeoisie, zum Philister und Krämer; romantisch ist seine Vorliebe für gewaltsame Antithesen und Symbole, für brutale Wirkungen, für die Kurtisanen, denen die Liebe eine neue Jungfräulichkeit verleiht, für Dandies, die, wie sein Heinrich von Marsay, in bedenklichster Weise an die Byronschen Helden erinnern[3], für unbedenkliche Gewaltmenschen und Ungeheuer, für die ewigen Rechte der Leidenschaft und des Herzens. Aber all diese Dinge erleiden bei ihm eine ganz gründliche Übersetzung: die Welt, die Balzac beherrscht, ist durch ein unersättliches Temperament gesehen, das die vollste, bunteste, mächtigste Wirklichkeit mit klammernden Organen an sich reißt und als trunkener Seher schildert. Die Umgebung, in die er seine Gestalten versetzt, gehört durchaus zum Wesen und Wirken seiner

[1] Anspielung auf Musset's „Contes d'Espagne". — [2] Hieb auf Victor Hugos „Orientales". — [3] Vgl. dessen Erziehungsgeschichte und Abstammung in der Erzählung „Das Mädchen mit den Goldaugen", Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 6.

Menschen: er beschreibt sie mit der Sachlichkeit eines altholländischen Malers, den die Dinge entzücken, weil sie eine Seele haben und andere Seelen verraten. Vergebens sucht man in seinen Romanen die idealen Landschaften der romanischen Dichter in diesen gründlichen oder weitschweifigen Schilderungen des modernen Lebens. Balzac, der übrigens, um es gleich zu sagen, wenig Naturgefühl besaß, kennt keine idealen Städte: die Provinznester, in denen einige seiner Romane spielen, sind mit den Augen eines scharfen Beobachters gesehen, und Paris ist bei ihm keine abstrakte „Ville lumière", wie sie der aufgeblasene Phrasenmacher Victor Hugo zu preisen liebte, sondern die herrliche, grauenvolle Weltstadt, die wir alle kennen. Mag er seinen einzelnen Gestalten einen übernatürlichen Willen geben, oder auch das Grauenhafte ins Gewaltige steigern, immer bleiben wir im heißen Bannkreise modernen Lebens, und dieses ist, den Klassizisten und Gelehrten zum Trotz, so reich an Tragödien wie nur irgendeine Vergangenheit, die wir, durch das Mittel der Dichtung, im Lichte täuschender Verklärung sehen. Der Realist, dem trotz seiner heißen Bemühung um den farbigen, plastischen Stil der Romantiker, die Bedeutung der Form im höchsten Sinne nicht aufgeht, darf es wagen, in dem Erwerbstreben eines Kaufmanns[1] einen Stoff zu sehen, der, seiner innersten Überzeugung nach, so bedeutsam ist wie die Iliade. Er verkündet seine Anschauung, daß in der ungeheuren Stadt um ihn her täglich Wunder der Entsagung und heldischen Mutes geschehen, die an die höchsten Heldentaten der Geschichte erinnern, mit dem Übermut des unhistorischen Menschen, dem der Tag und seine Forderungen alles sind. Ihm ist das Leid eines armen Provinzmädchens, das in seiner Liebe getäuscht wird, so viel wert wie der Schmerz des zürnenden Achilles, der am Rande des herrlichsten Meeres, im Angesichte der ewigen Götter, um den verlorenen Freund trauert. Das heißt, in einen ästhetischen Lehrsatz gebracht: das Schöne

[1] Cäsar Birotteau.

ist nicht an den Stoff oder an die Stellung eines Helden gebunden, sondern es ist ein Abglanz des allgemeinen, ewig wechselnden Lebens, und der Künstler, als der geborene Freie, mag es nehmen, wo er es findet. Der Dichter oder der Seher darf alles darstellen: Häßlichkeit und Schönheit sind nur Pole eines einzigen Seins, dessen historische Formen und Modifikationen jede Kühnheit und jedes Übermaß rechtfertigen; ja, die Häßlichkeit ist mehr als ein Gegensatz: sie ist ein Mittel, um jene höhere Wahrheit der Dichtung zu erreichen, als welche das Leben in allen seinen Höhen und Tiefen, in seinen Stürmen und seiner Ruhe gestalten soll.

Man könnte indessen auf eine solche Auffassung allerlei entgegnen; man könnte einwenden: Was in einer höheren Sphäre Tragödie ist, wird in einer niederen nur allzuoft Farce oder Jammer, der den Menschen nicht erhebt, sondern niederschlägt. Aber eine solche Ästhetik, die nichts von der Fallhöhe der Gestalten weiß, hätte Balzac, der durchaus im Gegenwärtigen lebte, niemals anerkannt; denn sie entspringt einer idealen Forderung, nach der es Aufgabe des Dichters sei, die Welt und ihre Menschen zu vereinfachen oder zu verklären, wie es Homer, Sophokles und Goethe, das heißt apollinische Naturen, getan haben, deren Seele kein Chaos, sondern ein Kosmos war und den Gedanken an eine schöne Ordnung aller Dinge lebendig erhält, weil sie in einer reinen Form zu uns spricht.

Balzac aber weiß nichts von einem solchen Idealismus; ja, er darf, insofern er das Maßlose als Kunstmittel verherrlicht, nichts davon wissen: seine gelungensten Gestalten, wie Gobseck, Hulot, Claës, Vautrin, Bridau, Esther, Frau Marneffe, Tante Lisbeth, sind Triebmenschen oder Monomanen. Die Welt ist Wille und Vorstellung; oder, um im Sinne Balzacs zu sprechen, wir leben in einer Welt der Triebe, denen der Geist als Richter gegenübersteht. Sein Idealismus, vorausgesetzt, daß man von einem solchen sprechen darf, ist, insofern der Gestalter Balzac in Frage kommt, rein artistischer Art: je heftiger und trüber die Triebe eines Menschen walten, desto dankbarer ist er, als

Stoff betrachtet, für den Künstler, und jene armen, gebundenen Scheinwesen, die ganz idée fixe sind und danach handeln, gestatten dem Dichter die freieste Entfaltung seiner höchsten Gaben und ungehemmten Virtuosität. Er weiß nur eines mit Sicherheit: die Menschen sind Kräfte! Wer wird vor den Wirkungen der Elektrizität oder einem vernichtenden Wassersturze mit idealen Forderungen kommen? Wer wird sich um die Bedenken allzu zahmer oder kranker Menschen bekümmern, denen ein Gott die Gabe versagt hat, zu sagen, was sie büßen oder leiden? Ich werde später von den Versuchen sprechen, die Balzac im Interesse einer bestimmten Weltanschauung anstellte, um diese unheilvoll waltenden Kräfte einzudämmen; aber dieser theoretische Idealismus eines pessimistischen Denkers hat eigentlich nichts mit der lebensfrohen Unbefangenheit des Künstlers zu tun, dem nur darum zu tun ist, die Menschen so darzustellen, wie sie seinem Seherauge erscheinen, wobei er sich glücklich schätzen darf, wenn er auf seinem Wege ein ganz besonderes Ungeheuer findet, weil ihm dieses Gelegenheit gibt, seine schöpferische Natur, der es auf die Wirkung ankommt, frei walten zu lassen. Balzac hat es nur mit den Menschen zu tun, so wie sie sind, oder vielmehr, wie sie eine bestimmte Umgebung geschaffen hat: er ist in dieser Hinsicht ein echter Franzose und Erbe der klassischen Überlieferung, die sich an den Menschen allein hält und seine Umgebung nur insofern ins Auge faßt, als sie Leib und Seele modelt. Dieser Psycholog schicksalsmäßiger Triebe ist ferner, nolens volens, ein Bourgeois, der zwar öfters den Versuch macht, auch auserlesene Seelen zu zergliedern, als Schilderer höherer Naturen jedoch nicht immer die volle reine Meisterschaft erreicht, weil ihm die feinen Augen Stendhals und ein gewisses Zartgefühl der Seele mangeln. Balzacs feinste Menschen leben in einer mittleren Höhe und erleben alle Schicksale, wie sie in einem solchen Seelenklima möglich sind: damit ist auch der Umfang seines ungeheuren Talents umschrieben.

Als Realist ist Balzac Fortsetzer einer Überlieferung, die sich auf Meisterwerke berufen konnte: in den Romanen des Abbé

Prévost, in den Schilderungen der „Neuen Heloise", in den kurzen Erzählungen Diderots, in der psychologischen Zergliederung der Leidenschaften, wie sie Laclos in seinen „Liaisons dangereuses" mit meisterlicher Hand übte, sind bereits einige der wertvollen Elemente zu suchen, die den Balzacschen Roman zu einem Ereignis in der Weltliteratur machten. Auch er ist, wie alle großen Schöpfer, ein Erbe; aber er ist es im großen, ohne die Feinheit und Abrundung der Ahnen im einzelnen zu erreichen. Der Guß, den er aus einer überaus reichen Mischung erzeugt, ist von anderer Art als die einzelnen Elemente, die er in den Tiegel wirft; denn in der Welt der Phantasie regieren, allen mechanistischen Tölpeln zum Trotz, andere Gesetze als in der mechanischen Natur. —

In solchen Enkeln, die zu gleicher Zeit Neuerer und Vollender sind, kann ein Kenner alle Züge der großen Ahnen finden. Mit welcher Liebe spricht Balzac nicht von Molière, oder gar von Rabelais! Der große Spötter, in dem die nordische Renaissance ihre Höhe und Tiefe erreicht, ist ihm mehr als ein Landsmann, auf den man nötigenfalls hinweisen kann, wenn es gilt, eigene Kühnheiten und Wagnisse zu rechtfertigen: er ist ein Vorbild, ein Ahne, ein Freund, ein Geistesverwandter, der Meister des Lachens, des Lebens und des Sterbens, in dessen Welt sogar der Stilist Balzac zum großen Künstler wird. Und er war sich dieses Umstandes so sehr bewußt, daß er jederzeit seine „Contes drolatiques" als seine Meisterwerke hinstellte, durch die er allein fortleben werde. In diesen saftstrotzenden Erzählungen steht er über den Romantikern, die vor der Vergangenheit nur allzuoft reine Kulissenmaler blieben, während Balzac, dem die moderne Gesellschaft wenig Stoff zu reinem Gelächter bot, in der Welt des großen Satyrn vom ersten Augenblicke seiner Meisterschaft an heimisch war. Freilich entgeht dem derben Sinnenmenschen auch hier wieder einiges, ohne das Rabelais nicht der vollkommene Vertreter der nordischen Renaissance geworden wäre: ich meine jenen Sinn für den eingeborenen Seelenadel des Menschen,

wie er in der idealen Schilderung der Abtei Thelem als naiver Glaube an die ursprüngliche Güte der Natur bezaubernden Ausdruck fand. Balzac aber bleibt, als Mensch und Dichter, auf der alles nährenden, mütterlichen Erde, wo auch das feinste Gelächter nach Wein duftet und die Sinnenlust ihre trunkenen Feste feiert, mögen ihre Bekenner nun im Mönchsgewand stecken oder als witzige Weltmenschen einer sinkenden Epoche ihre Späße machen. – Man kann diese unvergleichlichen „Contes drolatiques" mit einem dreischiffigen gotischen Dom vergleichen, auf dessen Hochaltar aber nicht der Gekreuzigte den Opfertod göttlichen Leidens verkündet, sondern eine Venus den Triumph irdischer Sinnenlust predigt, während die Himmelsrose über dem Portal in allen Prächten irdischer Farbenspiele funkelt und die grotesken Steinbilder an der Außenseite des Baus an die Phantasie eines Predigers des Lachens erinnern.

Die schönsten, reichsten Kunstwerke entstehen, wenn eine innere Notwendigkeit, die zugleich Schicksal ist, den Griffel oder die Feder des Schaffenden führt: nur der Künstler kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht. Als Balzac seine modernen Sittenschilderungen begann, dachte er wohl nicht daran, ein Bild der ganzen Gesellschaft zu entwerfen, in der er mit dem Bewußtsein des Genies lebte und sich nicht ohne schwere Mühe zu behaupten suchte; allein die Fülle seiner Gesichte erwies sich bald so stark, daß sie ihn zwang, die ganze Welt, wie sie ihn in verwirrender Fülle umgab, als unersättlicher Künstler zu packen. Die Meisterwerke, die er im Laufe von drei oder vier Jahren wie spielend in die erstaunte Welt geworfen hatte: Les Scènes de la vie privée, Le Curé de Tours, La Femme de trente ans, Le Médecin de Campagne, Eugénie Grandet, La Recherche de l'absolu, Le Père Goriot, gaben ihm ein Recht, sich als eine Kraft zu fühlen, die alles versprechen durfte. Schon gegen das Ende des Jahres 1833 dämmerte ihm der Umriß zu dem Werke auf, das er mit kühner Hand aufzuführen gedachte, und als der Plan deutlichere Gestalt annahm,

stürzte er wie trunken zu seiner Schwester und ahmte beim Eintritt das Gebaren des Tambourmajors nach, der vor einem Helden einhermarschiert: „Ich bin ganz einfach im Begriff, ein Genie zu werden!" schrie er den Erstaunten zu, denen er nun seinen Plan auseinandersetzte. „Nun mögen sie mich, während ich meine Steine behaue, immerhin als ‚Macher von Novellen' behandeln. Ich freue mich zum voraus auf das Erstaunen der Kurzsichtigen, wenn sie den großen Bau zu Gesicht bekommen werden."[1] Und im folgenden Jahre äußert er sich über seinen Plan seiner Freundin Frau Hanska gegenüber: „Die Sittenstudien ‹Études de Mœurs› werden alle sozialen Wirkungen darstellen, ohne daß weder eine Lebenslage, noch eine Physiognomie, noch ein weiblicher oder männlicher Charakterzug, weder eine Lebensweise noch ein Beruf, weder eine Gesellschaftsschicht noch eine französische Provinz, oder was immer die Kindheit, das Greisenalter, die Reifezeit, Politik, Justiz, Krieg berührt, vergessen bliebe. Wenn dies festgelegt, die Geschichte des menschlichen Herzens Zug um Zug geschrieben, die Geschichte der Gesellschaft in allen ihren Teilen dargelegt ist, hab ich die Grundlage. Keine eingebildeten Tatsachen; nur das, was sich überall begibt. Die zweite Schicht bilden die ‚Études philosophiques'; denn nach den Wirkungen kommen die Ursachen dran. In den Sittenstudien werde ich die Gefühle und ihr Spiel, das Leben und seinen Gang geschildert haben. In den ‚Philosophischen Studien' ‹Études philosophiques› verkünde ich das Warum der Gefühle, den Grund, auf dem das Leben ruht; welches die Anlage und die Bedingungen sind, außerhalb deren weder die Gesellschaft noch der einzelne bestehen kann; und wenn ich die Gesellschaft durchlaufen habe, um sie zu beschreiben, werde ich sie durchlaufen, um sie zu beurteilen. Daher sind in den ‚Études de Mœurs' die Individualitäten typisiert, und in den ‚Études philosophiques' die Typen individualisiert. So werde ich überall

[1] Correspondance, p. XXVIII.

Leben gespendet haben: dem Typus, indem ich ihn individualisierte, dem Individuum, indem ich ihm typische Bedeutung gab.

„Hierauf, nach den Wirkungen und den Ursachen, folgen die ‚Analytischen Studien' ‹Études analytiques›, zu denen die ‚Physiologie der Ehe' gehört: denn nach den Wirkungen und Ursachen bleiben die Prinzipien zu erforschen. Die Sitten sind das Drama, die Ursachen sind die Kulissen und die Maschinerie. Die Prinzipien sind Schöpfer; aber in dem Maße, wie das Werk spiralförmig in die Höhe des Gedankens wächst, wird es enger und dichter. Wenn ich vierundzwanzig Bände für die ‚Sittenstudien' benötige, so brauche ich nur noch fünfzehn für die ‚Philosophischen Studien', und neun für die ‚Études analytiques'. So schildere, beurteile, analysiere ich ohne Wiederholungen den Menschen, die Gesellschaft, die Menschheit, und zwar in einem Werke, das die Tausendundeine Nacht des Okzidents bilden wird.

„Wenn ich dann fertig bin, wenn ich meinen Tempel[1] geglättet, mein Giebelfeld ausgehauen, das Gerüst niedergelegt, den letzten Kammstrich getan habe, hab ich entweder recht oder unrecht. Doch nach dieser dichterischen Bewältigung und Erklärung eines ganzen Systems werde ich es wissenschaftlich darlegen in dem ‚Versuch über die menschlichen Kräfte'. Und um die Basis dieses Palastes werde ich, das lachende Kind, die ungeheure Arabeske der ‚Cents contes drolatiques' gezogen haben."[2]

Das ist vielleicht nicht allzu klar: aber es verrät wenigstens, daß der Dichter beim Ausbau seines Lebenswerkes niemals die großen Zusammenhänge der Dinge aus den Augen verlor. Die folgenden Jahre zeigen den Meister auf der Suche nach einem Titel: die einzelnen Zyklen seines mehr und mehr anwachsenden Werkes heißen bald (1834 bis 1837) „Études de mœurs au XIXe Siècle" (Sittenstudien aus dem 19. Jahrhundert), mit

[1] Im Original: Madeleine, als Anspielung auf die bekannte Pariser Kirche in griechischem Tempelstil. — [2] Briefe an die Fremde, I, S. 184 ff. Lettres à l'Étrangère, I, p. 205 ff.

drei Unterabteilungen: Scènes de la vie privée, Scènes de la vie de Province, Scènes de la vie parisienne (Szenen aus dem Privatleben, Szenen aus der Provinz, Szenen aus dem Pariser Leben), bald „Contes et romans philosophiques" (Philosophische Erzählungen und Romane [1835–1840]). Eine Zeitlang dachte Balzac daran, sein Werk „Études sociales" (Gesellschaftsstudien) zu nennen. Da brachte ihn sein Sekretär, der Marquis de Belloy, der 1841 eine Reise nach Italien gemacht und Dante gelesen hatte, auf den Gedanken, sein Werk „Comédie humaine" (Menschliche Komödie) zu nennen. Der Titel des ungeheuren Werkes war gefunden, und Balzac griff mit um so größerer Freude danach, als er schon früher, in „La Fille aux yeux d'or" (Das Mädchen mit den Goldaugen), Paris mit einer Hölle verglichen hatte, die eines Tages vielleicht ihren Dante finden werde. Und in der Tat, die „Menschliche Komödie" erinnert an das Gedicht des herben Florentiners, wenn sie auch im übrigen nichts Göttliches an sich hat; auch sie hat ihre Kreise, in denen sich Balzac ohne Führer umtun mußte: die Kreise des hohen Adels, der Politiker, der Geldmänner, der Beamten, der Künstler (Schauspieler, Dichter, Journalisten) und Dirnen, der Kleinbürger und Großkaufleute, und das Leben in diesen ewig schwankenden Ringen ist mit dem Blick eines Mitlebenden geschaut und gestaltet. Die Vorrede zu der „Menschlichen Komödie" drückt sich darüber mit wünschenswertester Deutlichkeit aus: „Mein Werk hat seine Geographie, wie es seine Genealogie und seine Familien, seine Orte und seine Dinge, seine Personen und seine Tatsachen hat. Wie es auch seine Heraldik, seine Adeligen und seine Bürger, seine Handwerker und seine Bauern, seine Politiker, – seine Dandies und sein Heer, kurz, seine Welt besitzt." „Der Zufall ist der größte Romandichter der Welt: um fruchtbar zu werden, bedarf es nur des Forscherblickes. Die französische Gesellschaft sollte der Historiker sein, ich nur ihr Sekretär. Wenn ich die Inventur der Laster und Tugenden aufnahm, wenn ich die Charaktere schilderte, wenn ich die wichtigsten

Ereignisse des sozialen Lebens auswählte, wenn ich durch die Vereinigung der Züge vieler gleichartiger Charaktere Typen schuf, so konnte es mir vielleicht gelingen, die von so vielen Historikern übersehene Geschichte zu schreiben: die der Sitten; mit viel Geduld und großem Mut konnte ich über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts jenes Buch zustande bringen, nach dem wir uns alle sehnen." Wir sehen daraus, daß sich Balzac über seine Aufgabe vollkommen klar war; in einem offenen Briefe vom Jahre 1846 kommt er übrigens nochmals auf seinen Plan zurück: „Ich habe die Geschichte der gesamten Gesellschaft zu schreiben unternommen. Ich habe meinen Plan oft in den Satz zusammengefaßt: Eine Generation ist ein Drama mit vier- oder fünftausend hervorragenden Personen. Mein Buch enthält dieses Drama."[1] Und das unvollendete Werk Balzacs zeigt, daß solche Sprüche nicht der Ruhmredigkeit eines Halbgaskogners entsprangen, sondern dem Selbstbewußtsein eines Genies, das man, trotz aller Bedenken gegen Einzelheiten und ganze Werke, zu den größten Romandichtern der Weltliteratur zählen muß. Über die Lücken dieser erdichteten Gesellschaft dürfte übrigens keine Meinungsverschiedenheit herrschen: es ist keinem Menschen, und sei er auch das größte Genie, gegeben, als Dichter eine ganze Gesellschaft so zu schildern, daß sie alle Formen und Bildungen des Lebens in sich begriffe. Der Vergleich mit Shakespeare, wie er von den Nachbetern Taines oft genug gezogen wurde, ist hier in keiner Weise am Platze: denn der Dramatiker, dem Vergangenheit und Gegenwart nur ideale Reiche sind, in denen seine Geschöpfe handeln und leiden, hat es allein mit der Entfaltung des Willens zu tun, wie er in höchsten Menschen seine Feste feiert und in Fratzen stammelt. Er kann nicht die ganze Breite des Lebens erfassen und darstellen, weil ihm die dramatische Form, deren Zwang seit Jahrtausenden feststeht, im Grunde wenig Willkür und Spielraum gestattet; er

[1] Lettre à Hippolyte Castille, de la „Semaine". Œuvres, XXII, p. 361.

muß, wenn er wirken will, in kurzen Zügen Wesentliches geben. Der Stil des Dramas erfordert, selbst in der naturalistischen Tragödie, eine gereinigte Wirklichkeit: er erreicht den Eindruck eindringlichster Wirklichkeit dadurch, daß er das kausale Gebundensein der Gestalten nie außer acht läßt und, ohne es zu wollen, die Welt vereinfacht. Der Romandichter ist freier: ihm ist auch, unter gewissen Voraussetzungen, die Willkür erlaubt, wenn sein Werk nur bedeutend wirkt. Allein sein ganzes Verfahren hat doch auch seine großen Nachteile: die uferlose Breite des Lebens zeigt ein ewiges Fluten; nichts dauert als der Wechsel, und die Fülle der Typen, wie sie eine verwickelte oder überreife Gesellschaft erzeugt, läßt sich nun einmal nicht in den Rahmen eines Werkes spannen. Der Dichter muß sich wohl oder übel mit einer Auswahl von Typen begnügen: der Umstand, daß Balzac die einzelnen Werke der „Menschlichen Komödie" erst nachträglich zu einer Einheit zusammenfaßte, bringt es mit sich, daß sich viele Gestalten nicht organisch vor uns entwickeln oder ausleben: wir sehen in den ersten Romanen des Zyklus einen Mann sterben, und erfahren in einem späteren Roman, wie, wann und wo er zur Welt kam. Balzac selbst gab lachend diesen Übelstand zu und meinte, man werde, um sich unter seinen zweitausend Menschen zurechtzufinden, eines Tages eine biographische Tabelle anlegen müssen.[1]

Aber die Worte Victor Hugos am offenen Grabe Balzacs sind, trotz solcher Ausstellungen, wahrer als Leichenreden im allgemeinen: „Alle seine Bücher bilden nur ein einziges Buch, ein lebendiges, glänzendes, tiefes Buch, in dem man unsere ganze Kultur der Gegenwart leben und weben sieht, wobei sich ein unbestimmbar Schreckenvolles und Entsetzliches der Wirklichkeit

[1] Diese Tabelle gibt es: Cerfberr et Christophe, Repertoire de la Comédie humaine de H. de Balzac. (Paris 1893, Calman-Lévy.) Das Werk enthält die kurze Biographie aller Romangestalten Balzacs: daß man sie in dieser Form bieten konnte, beweist die synthetische Macht seiner Phantasie in schlagendster Weise.

beimischt. Ein wunderbares Buch, das der Dichter „Komödie" betitelt, das er aber Geschichtswerk hätte nennen können: denn es ergeht sich in allen Formen und Stilarten, es geht über Tacitus hinaus bis zu Sueton, es berührt Beaumarchais und erreicht Rabelais. Als Buch reine Beobachtung und reine Phantasie. Ein Buch, das mit dem Wahren, dem Intimen, dem Bürgerlichen, dem Trivialen, Materiellen verschwenderisch umgeht und in gewissen Augenblicken, durch alle jäh und weit aufgerissenen Wirklichkeiten hindurch, plötzlich das düsterste, tragischste Ideal ahnen läßt." [1]

Das Erstaunlichste bleibt, daß Balzac inmitten dieses Gewühls lebensvollster oder ganz kurz umrissener Gestalten nur selten einen Irrtum beging: dies ist nur so zu erklären, daß er selbst mit seinen Gestalten lebte, daß er sie mit jedem neuen Werke in entsprechende Beziehung setzte, daß er sich zu jeder Zeit an ihr Äußeres, an ihre Sprechweise, an ihre Kleidung, an ihre Abstammung, ihre Verwandtschaft, ihr Vermögen, ihre Launen, ihren Charakter erinnerte. Wir begreifen angesichts einer solchen Gabe, daß er von sich zu sagen wagte, er mache dem Standesamt Konkurrenz. Doch ist es am Ende gleichgültig, was ein Autor von seinem Werke hält: dieses muß sein eigenes Leben in sich tragen, wenn es dauern will, und die Begeisterung selbst ist trotz aller Verzückungen niemals ein Kriterium des Geschaffenen, sondern höchstens für die Echtheit der Stimmung, der sich ein Gebilde mit der Notwendigkeit alles Lebendigen entrang.

6

Jede Weltanschauung schließt eine Wertung des Daseins in sich; ja schon jeder Blick in die verwirrende Fülle des Lebens bedeutet eine Ordnung, das heißt eine Schätzung des Geschauten, und verlockt zu neuem Urteil, das letzten Endes immer wieder auf eine Persönlichkeit zurückführt. Die Frage aber, welchen

[1] Actes et Paroles, p. 532.

Wert und welche Bedeutung eine bestimmte Weltanschauung für den Dichter habe, wird verschiedenste Beantwortung finden, je nach der Zeit, in welche er hineingeboren ist, oder nach den Leistungen, die sein Schaffen rechtfertigen sollen. Wir sehen den größten Dichter, Shakespeare, ohne jedes Bedürfnis, seine persönliche Anschauung über Welt und Leben in irgendeiner Form zu verkünden: wie der fragwürdige Gott der Schöpfung verschwindet er hinter seinem Werke, und dieses selbst gibt Anlaß zu den verschiedensten Deutungen und Auffassungen, ohne daß wir gezwungen wären, die eine oder die andere als unbestreitbar hinzunehmen: Pessimisten und Optimisten, Katholiken und Protestanten, Zweifler und Naturgläubige können den Dichter für sich in Anspruch nehmen und ihre Ansicht mit glänzenden Stellen aus seinen Dramen belegen. Wir wissen, welchen Einfluß Montaigne, der unbefangenste aller Denker und Ichmenschen, auf den Dramatiker ausgeübt hat; aber die ganze Montaignesche Lebensweisheit ist in den Dramen Shakespeares nur Besitz derjenigen Gestalten, die solcher Erkenntnis fähig sind, und der Dichter gibt seinen durchsichtigen und doch so dunkeln Menschen alles hinzu, was ihrem gesteigerten oder gedämpften Wesen gemäß ist.

Taine hat Balzac mit Shakespeare verglichen, indem er meint, die „Menschliche Komödie" stelle neben dem Werke Shakespeares die größte Sammlung von Dokumenten über das menschliche Wesen dar.[1] Der Vergleich hinkt indessen, wie alle Vergleiche, und kann nur in Hinsicht auf die unendliche Fülle der Tatsachen gelten, die das Werk des Romandichters in sich schließt. Zwar ist auch der Dichter Balzac, wie der größte Dramatiker, ein unvergleichlicher Gestalter, dessen gelungene Typen zu jenen Wesen

[1] Nouveaux Essais de critique, p. 1–94. Dieser glänzende Essay hat viel zu der Schätzung Balzacs beigetragen, obwohl er, wie alles, was Taine schrieb, höchst einseitig ist und dem Gegenstande, trotz aller Begeisterung, nicht gerecht wird. Deutsch in der Insel-Bücherei (Nr. 63).

gehören, die im Geistesleben eines Volkes ein unbestrittenes Dasein führen; aber ihr Schöpfer sorgt doch in seiner Weise dafür, daß wir jeden Augenblick an ihren Urheber erinnert werden: der Denker Balzac kann es sich nicht versagen, das ungeheure Schauspiel Leben, in das er selbst mit allen Fasern und Fühlern seiner Seele, mit seinem ganzen Wünschen und Begehren verstrickt ist, zu deuten. Er will nicht nur Erzähler oder Künstler, er möchte auch Philosoph sein, und als solcher nimmt er sich das Recht heraus, die geistigen Mächte, die unser fragwürdiges Schicksal bestimmen, in selbstherrlicher Weise zu erkennen und zu werten: wie alle Modernen ist Balzac ein theoretischer Mensch, und so darf es denn nicht wundernehmen, daß er sich auf sein Wissen und seine Einsichten ebensoviel einbildet wie auf sein Können.

Wir sind über die Weltanschauung Balzacs vollständig im klaren: sie kommt an zahllosen Stellen der „Menschlichen Komödie" rund und rein zum Ausdruck, und ihr Bekenner hat sie in dem berühmten Vorwort dazu in rein sachlicher Form darzustellen versucht. Der Gesellschaftsschilderer läßt uns keinen Zweifel darüber, daß er als Monarchist und Katholik betrachtet sein will; das heißt, historisch gesprochen: die Weltanschauung seiner Romane und Gelegenheitsschriften steht im Banne der romanisch-französischen Überlieferung, die auf eine große Vergangenheit, auf große Männer und große Werke zurückblicken darf. Allein als Sohn seiner Zeit oder als bewußter Soziologe macht er den Versuch, das Übernommene wissenschaftlich zu erhärten und als Lehrer, ja als Moralist zu werten: er zitiert Geoffroy Saint-Hilaire, dessen vielbesprochener Streit mit Cuvier Goethe zu einer seiner letzten bedeutsamen naturwissenschaftlichen Äußerungen veranlaßte[1]; er macht darauf aufmerk-

[1] In dem Artikel über die „Principes de Philosophie Zoologique discutés en Mars 1830 au sein de l'Academie royale des sciences par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire 1830—1832". (Goethes Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, 39. Bd., S. 218 ff.) Was Goethe über

sam, daß die Einheit alles Lebens, wie es die moderne Wissenschaft zu beweisen suche, schon von den Mystikern verkündet worden sei: „Wenn man die so außerordentlichen Werke der mystischen Schriftsteller durchliest, die sich mit den Wissenschaften in ihren Beziehungen zum Unendlichen befassen, wie etwa Swedenborg, Saint-Martin und andere, und ferner die Schriften der großen naturwissenschaftlichen Genies, wie die eines Leibniz, eines Buffon, eines Charles Bonnet[1], so findet man in den Monaden des Leibniz, in den organischen Molekülen Buffons, in der „Einschachtelung" der ähnlichen Teile bei Charles Bonnet, der kühn genug war, schon 1760 zu schreiben: ‚Das Tier vegetiert wie die Pflanze', — dort, sage ich, findet man die Keime des schönen Gesetzes der Entwicklung, auf dem die ‚Einheit in der Vielheit' beruht. Es gibt nur ein Tier. Der Schöpfer hat sich für alle organischen Wesen nur einer einzigen Grundform bedient. Das Tier ist ein Grundwesen, das seine äußere Gestalt oder, genauer, die Unterschiede seiner Gestalt in den Umgebungen annimmt, in denen es sich zu entwickeln berufen ist. Aus diesen Unterschieden ergeben sich die zoologischen Arten. Dieses System, das übrigens mit unsern Begriffen von der göttlichen Macht im Einklang steht, verkündet und vertreten zu haben, wird

die beiden Typen des Naturforschers, über den rein beschreibenden und über den nach Analogien arbeitenden, den Analytiker und Synthetiker vorbringt, hat für alle Zeiten Gültigkeit und kann auch für die Familien der Künstlernaturen gelten: denn beide, der Forscher und der Dichter, bedürfen eines reinen Auges, und nur, wo wir höchstes Schauen gewahren, dürfen wir auf eine wirkliche Bereicherung unseres Weltbildes hoffen.

[1] Naturforscher und Philosoph (geb. 13. März 1720 in Genf, gest. 20. Mai 1793 daselbst). Als Denker und Forscher ein Mann seines Jahrhunderts, insofern er den französischen Sensualismus mit dem Deismus der Zeit vortrefflich in Einklang zu setzen wußte. Seine Hauptwerke sind: „Essai de psychologie" (1755); „Essai analytique sur les facultés de l'âme" (1759); „Idées sur l'état futur des êtres vivants ou Palingénésie philosophique" (1769); „Œuvres d'histoire naturelle et de philosophie" (1779–1788, 27 vol.).

ewig ein Ehrentitel Geoffroy Saint-Hilaires bleiben, der in dieser Streitfrage der Wissenschaft über Cuvier siegte und dessen Triumph durch den letzten Aufsatz begrüßt wurde, den der große Goethe schrieb.

„Da ich von diesem System durchdrungen war, längst ehe es zu all den Streitigkeiten Anlaß gab, so erkannte ich, daß die Gesellschaft in dieser Hinsicht der Natur gleicht. Macht nicht auch die Gesellschaft aus dem Menschen, je nach den Umgebungen, in denen sie ihre Einwirkung entfaltet, ebenso viele verschiedene Menschen, wie es in der Zoologie Arten gibt? Die Unterschiede zwischen einem Soldaten, einem Arbeiter, einem Verwaltungsbeamten, einem Advokaten, einem Müßiggänger, einem Gelehrten, einem Staatsmann, einem Kaufmann, einem Seemann, einem Dichter, einem Bettler und einem Priester sind, wenn auch schwieriger zu definieren, so doch nicht minder beträchtlich als jene, die den Wolf, den Löwen, den Esel, die Krähe, den Hai, die Meerkuh, das Schaf und andere unterscheiden. Es hat also ewig soziale Gattungen gegeben und wird ihrer ewig geben, wie es zoologische Gattungen gibt." [1]

Aber hier macht der Theoretiker Balzac sofort einen Denkfehler, auf den ich nur hinweise, weil er eine Schwäche des Dichters verrät: die zoologischen Arten können niemals ineinander übergehen: aus einem Affen kann niemals ein Pferd werden; aber aus einem armen Unterleutnant der Artillerie ohne Vermögen und Verbindungen kann, wenn ihn Zeit und Umstände begünstigen, der größte Feldherr und der größte Organisator erstehen, den die neuere Weltgeschichte kennt. Balzac muß denn auch sofort einlenken: „Die Natur hat den Tierarten Grenzen gesetzt, in denen sich die Gesellschaft nicht halten sollte. Wenn Buffon den Löwen geschildert hatte, so war er mit der Löwin nach ein paar Sätzen fertig; in der Gesellschaft dagegen zeigt sich die Frau nicht immer als das Weibchen des Männchens.

[1] Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 1.

Es können in einem Hause zwei gründlich verschiedene Wesen zusammenleben. Die Frau eines Händlers verdient zuweilen die eines Fürsten zu sein; und oft ist die eines Fürsten nicht so viel wert wie die eines Künstlers. Die soziale Stellung ist Zufällen unterworfen, wie die Natur sie sich erlaubt, denn sie ergibt sich aus der Natur plus der Gesellschaft ..." Diese Erkenntnis hat es nur mit dem Menschen als Gesellschaftswesen zu tun, das als Produkt seiner Umwelt erscheint und der Beobachtung eines Dichters zugänglich ist. Doch Balzac will, wie gesagt, mehr sein als reiner Dichter; er will die Ursachen aufdecken, die allen sozialen Wirkungen zugrunde liegen; er will den verborgenen Sinn in dieser ungeheuren Häufung von Gestalten, Leidenschaften und Ereignissen erhaschen, und so erklärt er denn: „Das Gebot des Schriftstellers, das, was ihn zu einem solchen werden läßt, ja, ich scheue mich nicht zu sagen, was ihn dem Staatsmann gleich, wenn nicht gar überlegen macht, ist eine irgendwie über alle menschlichen Dinge gefällte Entscheidung, eine absolute Hingabe an Prinzipien; Machiavelli, Hobbes, Bossuet, Leibniz, Kant, Montesquieu sind die Wissenschaft, die die Staatsmänner anwenden. Ein Schriftsteller muß in der Moral und in der Politik feste Anschauungen haben, er muß sich als Erzieher der Menschen betrachten; denn um zu zweifeln bedürfen die Menschen keiner Lehren, sagt Bonald.[1] Ich habe mir diese großen Worte, die so gut das Gesetz des monarchischen Schriftstellers wie das des demokratischen sind, früh zur Richtschnur genommen.

[1] Louis Gabriel Ambroise, Vicomte de Bonald, Publizist (1753 bis 1840), dessen „Considérations sur la révolution française" viel beachtet wurden. Seine Ideen hat der Legitimist in seinem Hauptwerke: „Théorie du pouvoir politique et religieux" niedergelegt. Interessant ist seine Definition des Adels und der Aristokratie: L'aristocratie est la participation héréditaire au pouvoir législatif. — La noblesse est le service héréditaire du pouvoir exécutif. (Schwertadel und Rechts- oder Parlamentsadel, deren Wirksamkeit aufs innigste mit der Entwicklung des französischen Einheitsstaates zusammenhängt.)

Und wenn man mich also mir selber entgegenhalten will, so wird es sich finden, daß man irgendeine Ironie falsch gedeutet hat oder daß man die Worte einer meiner Gestalten unsinnigerweise wider mich wendet: ein Verfahren, das den Verleumdern geläufig ist. Was den verborgenen Sinn, die Seele dieses Werkes angeht, so mögen diese Prinzipien, die ihm als Grundlage dienen, hier folgen.

„Der Mensch ist weder gut noch böse; er wird mit Instinkten und Anlagen geboren; die Gesellschaft verdirbt ihn keineswegs, wie Rousseau es behauptet hat, sie vervollkommnet ihn, sie macht ihn besser; aber das Eigeninteresse entwickelt auch seine schlimmen Neigungen. Das Christentum, und besonders der Katholizismus, ist als ein vollständiges System der Unterdrückung aller entarteten Neigungen des Menschen, und als solches habe ich ihn im ‚Landarzt' dargestellt, die größte Kraft der sozialen Ordnung."[1]

Das ist deutlich genug: die Religion ist also nach Balzac nicht die als Geheimnis empfundene Verbindung mit dem Urgrund aller Dinge, sondern, kurz gesagt, eine soziale Einrichtung zur Zähmung der menschlichen Bestie: wir sind mit einer solchen Auffassung im Bereiche des romanischen Kulturkreises. Dies stimmt aber nun in keiner Weise zu der verkündeten Auffassung, daß der Mensch weder gut noch böse sei; sie stimmt auch nicht recht zu Balzacs Tätigkeit als Dichter, insofern er ja mit Vorliebe jene Menschen schildert, in denen irgendeine übermäßig gewordene Leidenschaft, wie der Geiz in Gobseck, oder die Wollust in dem Baron Hulot[2], oder ein anderer niederer Trieb den Menschen in sein Schicksal, in Not und Elend, in Tod oder Verderben reißt. Die Balzacsche Auffassung der Religion ist, wie gesagt, durchaus französisch: sie ist ein Erbteil der romanischen Geisteshaltung, und auch das selbstherrliche Individuum Napoleon, in dem, nebenbei bemerkt, ein ungeheuerer Soziologe steckte, hat sie, vielleicht gegen seine selbstherrlichen Instinkte, betätigt, als er das Konkordat schloß und damit, ohne es zu wollen,

[1] Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 1. — [2] Tante Lisbeth.

das religiöse Leben in Frankreich noch ärmer machte, als es schon ohnehin war. Von dieser Auffassung der Religion aus gewinnen nun die üppigen und zügellosen Schilderungen der „Contes drolatiques" eine ganz besondere Bedeutung: innerhalb der geheiligten Schranken, wie sie die Religion, das heißt, für einen Franzosen, der Katholizismus um sich zieht, darf das Individuum seinen ungebrochenen Instinkten folgen; der unsterbliche Heide, der in jedem Menschen schlummert, darf sich austoben; das gezähmte Tier, das nach Genuß lechzt, darf seinen Trieben folgen: Schönheit und Lust erblühen triumphierend auf dem urewigen Grunde der unsterblichen Natur und werden, wachsend und reifend, zu keiner Gefahr, weil die Macht, die der Entfaltung und dem Spiel der Instinkte, wenn auch widerstrebend, zusieht, immer vorhanden ist und zu jeder Zeit hemmend eingreifen kann, sei es mit dem Arm der geistlichen Gewalt, oder durch den Hinweis auf ein anderes Leben, das den Himmel, als Fortsetzung und Gegenpol der Erde, mit seinen seligen Heerscharen oder die Hölle mit dem Gewimmel der Verdammten füllt. Allein selbst der Mystizismus, dessen sich Balzac als einer Auszeichnung rühmt, nimmt bei ihm durchaus materialistische Gestalt an: der Gedanke ist nichts weiter als ein stoffliches Fluidum, das als Mittel zur Übertragung des Willens dient[1], und seine Wirkung ist zwiefacher Art: „Wenn man die Schilderung der Gesellschaft, die gewissermaßen nach dem lebenden Körper mit all seinen Vorzügen und Schwächen abgegossen wurde, aufmerksam durchliest, so ergibt sich diese Lehre, daß der Gedanke oder die Leidenschaft, die Denken und Empfinden in sich schließt, wenn sie das aufbauende Element der Gesellschaft darstellt, doch auch zugleich ihr zerstörendes Element ist. Darin gleicht das soziale Leben dem menschlichen Leben. Man kann den Völkern nur dadurch ein langes Leben geben, daß man ihre Lebensäußerung dämpft. Die Aufklärung oder, besser, die Erzie-

[1] Louis Lambert.

hung durch religiöse Körperschaften ist also für die Völker das große Daseinsprinzip, das einzige Mittel, in der ganzen Gesellschaft die Summe des Bösen zu verringern und die Summe des Guten zu mehren. Das Denken, der Urquell des Guten und Bösen, kann nur durch die Religion vorbereitet, gebändigt, gelenkt werden. Die einzige, mögliche Religion ist das Christentum. (Siehe in „Louis Lambert" den von Paris aus geschriebenen Brief, in dem der junge mystische Philosoph gelegentlich der Lehre Swedenborgs auseinandersetzt, wieso es seit der Entstehung der Welt stets nur eine Religion gegeben hat.) Das Christentum hat die modernen Völker erschaffen, es wird sie auch erhalten. Daher zweifellos die Notwendigkeit des monarchischen Prinzips. Der Katholizismus und das Königtum sind zwei Zwillingsprinzipien. Was die Grenzen angeht, in welche diese beiden Prinzipien durch Gesetze einzuschließen sind, damit sie sich nicht bis ins Uferlose entwickeln können, so wird ein jeder spüren, daß ein so gedrängtes Vorwort, wie es dieses sein muß, nicht zu einem politischen Traktat werden darf. Daher kann ich mich auch nicht auf die religiösen und politischen Streitfragen des Augenblicks einlassen. Ich schreibe im Lichte zweier ewiger Wahrheiten: der Religion und der Monarchie, zweier Notwendigkeiten, die die zeitgenössischen Ereignisse verkünden und zu denen jeder verständige Schriftsteller unser Land zurückzuführen versuchen muß. Ohne ein Gegner des Wahlrechts zu sein (es ist ein ausgezeichnetes Prinzip der Gesetzgebung), weise ich es als einziges soziales Hilfsmittel zurück, zumal wenn es so schlecht organisiert ist wie heute, da es imponierende Minoritäten, deren Ideen und Interessen eine monarchische Regierung erwägen dürfte, überhaupt nicht vertritt.[1] Das Wahlrecht gibt uns, wenn es auf alle

[1] Bis 1840 besaßen unter der Julimonarchie nur 200000 Bürger das Wahlrecht, bei einer Bevölkerungsziffer von 35 Millionen. Die parlamentarische Macht lag in den Händen der Großgrundbesitzer und wohlhabenden Bürger. Fast alle Intellektuellen waren vom Wahlrecht ausgeschlossen.

ausgedehnt wird, die Regierung durch die Massen, die einzige, die nie verantwortlich ist und deren Tyrannei keine Grenzen kennt, denn sie nennt sich ‚das Gesetz'. Deshalb erscheint mir auch die Familie, nicht das Einzelwesen, als das wahre Element der Gesellschaft."[1]

Auch das ist durchaus im Sinne romanischer Überlieferung gedacht: die Religion hat den freien Gedanken als auflösendes Prinzip zu fürchten, und da sie trachten muß, den Menschen als gezähmtes Tier zu erhalten, so wird sie zu einer notwendigen Forderung der Politik und Staatskunst. In dieser Hinsicht ist nun der theoretische Katholik Balzac reiner Utilitarier: die Gesellschaft steht höher als das Individuum, und das Problem der Probleme, wie sich der höchste Individualismus in der gefährdeten Stellung des Einzelnen im Verhältnis zum All und seinen dunklen Mächten bewahren könne, ohne als Schädling zu wirken, hat in diesem Kulturkreise, wo der Einzelne nur als ein politisches oder Gesellschaftstier lebt, keine Geltung. Und es ist durchaus bezeichnend, daß Balzac, insofern er mit Vorliebe ungezähmte Bestien mit langen Zähnen und langen Fingern schildert, sich von seinem Standpunkte aus gegen den Vorwurf der Unmoralität verteidigen muß. „Die Schriftsteller, die ein Ziel verfolgen, und wäre es die Rückkehr zu den Prinzipien, die sich eben deshalb schon in der Vergangenheit finden, weil sie ewig sind, müssen stets erst das Gelände säubern. Wer nun seinen Baustein in das Gebiet des Denkens trägt, wer einen Mißbrauch kennzeichnet, wer das Schlimme mit einem Mal versieht, damit es ausgemerzt werde, der gilt stets als unmoralisch. Der Vorwurf der Unmoralität, der keinem mutigen Schriftsteller je erspart blieb, ist übrigens der letzte, den man erheben kann, wenn man einem Dichter nichts mehr zu sagen hat. Wenn er in seinen Schilderungen wahr ist, wenn er vermöge täglicher und nächtlicher Arbeit dahin gelangt, daß er die schwerste Sprache der Welt zu

[1] Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 1.

schreiben versteht, so wirft man ihm das Wort „unmoralisch" ins Gesicht. Sokrates war unmoralisch, Jesus war unmoralisch; beide wurden im Namen der Gesellschaft, die sie umstürzten oder reformierten, verfolgt. Wenn man jemand umbringen will, so beschuldigt man ihn der Unmoral. Dieses den Parteien vertraute Verfahren ist eine Schmach für die, die es anwenden. Luther und Kalvin wußten genau, was sie taten, als sie sich der Verletzung materieller Interessen wie eines Schildes bedienten! Daher haben sie auch ihr Leben zu Ende leben können.

„Wenn ich die ganze Gesellschaft kopierte, wenn ich sie in der Unendlichkeit ihrer Gärungen zu fassen suchte, so war es unausbleiblich, daß die eine Dichtung mehr des Bösen als des Guten bot, daß jener andere Teil der Freske eine schuldbeladene Gruppe darstellte: und die Kritik schreit über Unmoral, ohne auf die Moralität eines dritten Teils aufmerksam zu machen, der bestimmt war, den vollständigen Gegensatz darzustellen."[1]

Das ist alles ganz vortrefflich gesagt; aber wir dürfen zweifeln, ob dieser dritte Teil, in dem Balzac die aufbauenden Mächte des Lebens schildern wollte, so vortrefflich ausgefallen wäre wie jene Bücher, in denen sich irgendeine alles verzehrende Leidenschaft austobt. Ich zweifle überhaupt, ob ein naiver Leser jemals den Eindruck empfangen habe, daß in der „Menschlichen Komödie" ein strenger, asketischer Moralist am Werke sei, möchte aber gleich bemerken, daß diese Feststellung keineswegs einen Tadel in sich schließen soll. Balzac ist eine Naturkraft! Daß er den Versuch machte, dieser beglückend wirkenden Naturkraft moralisierende Absichten unterzuschieben, geht auf mancherlei Einflüsse zurück: auf seine angebliche Zugehörigkeit zum Adel; auf die Frauen, die auf ihn eingewirkt haben; auf seinen politischen Ehrgeiz, auf sein Verhältnis zur Kritik, die es ihm, wie allen wahrhaft Großen, nicht leicht machte; auf den Drang, auch als Denker und Staatsmann oder Staatserhalter glänzen zu

[1] Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 1.

wollen. Als Liebhaber großer Schauspiele setzt Balzac übrigens sofort hinzu: „Für Könige und Staatsmänner gibt es, nach dem Worte Napoleons, eine große und eine kleine Moral ... Die Geschichte untersteht nicht, wie der Roman, dem Gesetz des Strebens nach der idealen Schönheit. Die Geschichte ist wie die Wirklichkeit, oder sollte so sein, während der Roman nach dem Ausspruch der Madame Necker, eines der vornehmsten Geister des letzten Jahrhunderts, ‚die bessere Welt sein soll'."

Nun, auch der größte Bewunderer Balzacs wird zugeben, daß die bessere Welt Balzacs keine ideale Welt ist, sondern eine Welt voll dumpfer Schwüle, wo ungezähmte Triebe walten und allerlei Monomanen ihr Wesen mit fatalistischer Naturnotwendigkeit entfalten. Und noch fragwürdiger ist, was Balzac über die Frauen vorbringt, die außerhalb des alten, angefaulten Kulturkreises leben, in dem seine Geschöpfe wurzeln und wachsen: „Die protestantische Frau hat kein Ideal. Sie kann keusch, rein und tugendhaft sein; aber ihre Liebe, die keine Überschwenglichkeit kennt, wird stets ruhig und geordnet bleiben wie eine erfüllte Pflicht. Es könnte scheinen, als habe die Jungfrau Maria den Sophisten, die sie aus dem Himmel verbannten, mitsamt ihren Schätzen des Erbarmens, das Herz kalt gemacht. Im Protestantismus bleibt der Frau nach dem Fehltritt keine Möglichkeit mehr, während in der katholischen Kirche die Hoffnung auf Vergebung sie erst erhaben macht. Deshalb gibt es für den protestantischen Schriftsteller nur eine einzige Frau, während der katholische Schriftsteller in jeder neuen Lage eine neue Frau entdeckt ..." Das ist, mit Verlaub gesagt, Geschwätz, und wir dürfen fragen, ob hier der alte Kulturhochmut der Romanen oder der jüngere Wahn der Franzosen, daß ihre Frauen die herrlichsten der Welt seien, in üblicher Weise laut wird.

Jeder Mensch wird in eine historisch gewordene Gesellschaft geboren, und keiner kann dem Zwang entrinnen, in ihr stumpf oder als Widersacher zu leben.

Balzac stand der Welt des Julikönigtums mit der Gesinnung des Satirikers gegenüber. Schon im Jahre 1830, als das Bürgertum sich eben anschickte, seine Herrschaft anzutreten, legte er in einem Brief an seine Freundin Zulma Carraud ein politisches Glaubensbekenntnis ab: er verlangt für Frankreich ein erbliches Königtum, ein Ober- und ein Unterhaus, eine straffe Regierung, die dem Volke alle Bildungsmöglichkeiten zugänglich mache, es aber unter strammer Fuchtel halte, und möglichst viel Freiheit für die Reichen und Förderung des Mittelstandes, als welcher die wahre Grundlage des Staates bilde. Bezeichnend ist der Satz: „Wenn auch die reichen Leute und die erblichen Vermögen des Oberhauses, wegen ihrer Sittenverderbnis, Mißbräuche hervorrufen, so sind sie von dem Bestand der gesamten Gesellschaft untrennbar; man muß sie mit den damit verbundenen Vorteilen hinnehmen."[1] In Wirklichkeit aber hat Balzac, was man nie vergessen möge, das napoleonische System im Auge, das von einem Einzelnen für einen Einzigen geschaffen wurde. Er verhehlt uns überdies in keiner Weise, was ihn veranlaßt, mit den Legitimisten zu gehen[2]: das Prinzip der Volkssouveränität ist unvereinbar mit der Dauer der Gesellschaft — denn wer wird den Menschen, der alles kann, dazu bringen, nichts zu wollen? Die Religion ist von allen Mitteln einer Regierung das geeignetste, um das Volk zur Ertragung seiner Leiden anzuhalten; aber eine Religion ohne Symbole, eine reine Vernunftreligion ist unmöglich. Das Prinzip der Legitimität ist nicht für die Könige, sondern zum Besten des Volkes erdacht worden: ein Staat kann nicht bestehen, wenn er dem Gebildeten und dem Ungebildeten, dem Armen und dem Reichen gleiche Rechte zugesteht. Von diesem Standpunkte aus entspricht der Royalismus einer rationalistischen Philosophie, die in Gott und

[1] Correspondance, p. 79. — [2] Der Begriff Legitimität ist in seiner modernen Prägung bekanntlich eine Erfindung Talleyrands, der damit dem Gegner der Ideologen, Napoleon, dem Ideologen quand même, mehr Übels zufügte als ein verlorener Krieg.

dem König die Gewähr einer dauernden Staatsform erblickt.[1] Es ist bezeichnend für den theoretischen Politiker Balzac, daß er sich schon 1833 über die Folgen des allgemeinen Wahlrechtes äußerte: auch hier sieht er, als Legitimist oder Konservativer, in den Arbeitern nur die Barbaren, die den Versuch machen, in eine aristokratische Kultur einzubrechen: „Das allgemeine Wahlrecht war ein ausgezeichnetes Prinzip innerhalb der Kirche, weil die Individuen daselbst alle unterrichtet, durch das religiöse Gefühl im Zaum gehalten, von den gleichen Gedanken durchdrungen waren und genau wußten, was sie wollten und welcher Weg vor ihnen lag ... Wenn, was Gott verhüten möge, das Bürgertum unter der Fahne der Opposition die obern Gesellschaftsschichten, gegen die seine Eitelkeit aufmuckt, niederschlüge, würde dieser Triumph sofort den Kampf der Bourgeoisie gegen das Volk nach sich ziehen, das später in jener eine Art Adel erblicken würde; dieser wäre allerdings erbärmlich, aber seine Vermögen und seine Privilegien wären um so verhaßter, als sie dem Volke näher lägen ... Für das Volk ist das Recht auf ein Leben ohne Arbeit allein ein Privilegium. Wer verzehrt, ohne zu produzieren, ist in seinen Augen ein Räuber. Der Triumph der Bourgeoisie über die monarchische Staatsform wird in den Augen des Volkes die Zahl der Privilegierten vermehren und den Triumph des Volkes über das Bürgertum unfehlbar nach sich ziehen. Wenn diese Verwirrung andauert, wird sie zu dem uneingeschränkten Wahlrecht der Massen greifen. Wer wählt, gibt ein Urteil ab. Die Gewalten, die man diskutiert, sind nicht vorhanden. Kann man sich eine Gesellschaft ohne Gewalt denken? Nein! Also: wer Macht sagt, sagt Gewalt. Die Gewalt muß sich auf Grundsätze stützen, die festgelegt sind ‹La force doit reposer sur des choses jugées›."[2] Mit andern Worten: Balzac

[1] Œuvres complètes, XXIII, p. 359. Sur la situation du parti royaliste. — [2] Le Médecin de Campagne, p. 182. Der Roman spielt, was man im Auge behalten möge, im Jahre 1829 unter der Restauration.

meint, der Liberalismus, den er in der profitwütigen Gesellschaft des Julikönigtums am Werke sah, führe zum Sozialismus oder Kommunismus, dessen Vertreter, Proudhon und sein Gefolge, er in der Nähe beobachten konnte. Der größte Kenner Balzacs, der unermüdliche Vicomte Spoelberch de Lovenjoul, hat unter den Papieren des Romandichters eine Reihe von politischen Aphorismen gefunden, von denen einige hier folgen mögen: „Der Fürst ist die dauernde Personifikation des nationalen Interesses." — „Wenn die Macht vom Volk kommt, ist sie schwankend; kommt sie von Gott, steht sie fest. Sie ist bestritten oder unbestreitbar, das ist das Gesetz der Geschichte." — „89 bringt 93 hervor."[1] — „Allgemeine Wahlrechte sind nur in einer Gesellschaft möglich, wo alle Menschen gleich gebildet sind." — „Die Gefühlsweise oder den Glauben ändern, heißt die Gesellschaft ändern. Gesellschaften, die auf richtige Grundsätze gegründet sind, erleben, den Revolutionen zum Trotz, eine Wiedergeburt. Eine einzige Revolution zerstört für immer diejenigen, deren Fundamente gegen die Naturordnung verstoßen."[2]

Doch nicht immer bestimmen die Grundsätze eines Menschen sein Talent, und der Literaturfreund oder Kritiker hat es in letztem Sinne nicht mit dem Politiker Balzac, sondern mit dem Schöpfer der „Menschlichen Komödie" zu tun: was dieser über Politik und Religion dachte, hat für uns nur insofern Wert, als es seine Schriften erklärt und deutlich macht. Und hier begegnen wir dem Einflusse eines Mannes, ohne den Balzac vielleicht niemals der Dichter eines Werkes geworden wäre, das ein zentraler Wille beherrscht. Der Einfluß Napoleons auf Balzac kann überhaupt nicht überschätzt werden: überall, wohin wir blicken, hinter seinen Gestalten und Äußerungen, seinen Hoffnungen und Wünschen, überall taucht der Schatten des großen Kaisers und Machtmenschen auf. Mit dem Verstand ist Balzac Royalist; aber seine Phantasie ist Napoleonisch: sie kommt nicht von dem

[1] Das heißt: Jede Revolution mündet in eine Schreckensherrschaft. — [2] Edmond Biré, Honoré de Balzac, p. 183.

Geniekaiser los, und wenn er als Staatsmann spricht, denkt er, auch wenn er es nicht wahr haben will, an den Staat Napoleons. Die ganze Gesellschaft, die er schildert, ist aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangen, und der Wille, der in dem großen Organisator waltete und Wunder vollbrachte, ist sein ewiger Ansporn, seine heimliche Qual und sein beständiges Entzücken.

Vielleicht wird es hier gut sein, an die Stellung zu erinnern, die Stendhal, der in der Umgebung des Kaisers gelebt hatte, dem größten Phänomen der neuern Menschheit gegenüber einnahm. Der feine Seelenkenner betrachtete den Kaiser, in dessen Gefolge er zum erstenmal die Alpen überschritt und, in der Folge, einen Teil Europas kennen lernte, mit den Augen des Mitlebenden, den die außerordentliche Persönlichkeit des Feldherrn und Fürsten zunächst gar nicht blendete, vielleicht, weil er ihr zu nahe stand. Er lebt und wirkt mitten in der Flut gewaltiger Ereignisse, die rasch und rascher aufeinanderfolgen und das Leben aller Franzosen, ob sie sich nun in dem Welteroberer selbst genießen oder nicht, zu einem unerhört glänzenden Schauspiel machen. Er ist, als Beobachter, an das Ungewöhnlichste gewöhnt, und der prometheische Sturz des Titanen läßt ihn eher kühl, obwohl er auch ihm, wie so vielen Genossen und Mitarbeitern des Gewaltigen, Armut und Entbehrung bringt. Erst in der Erinnerung geht ihm die überwältigende Größe des Erlebten auf; erst in der Entfernung gewahrt er die Maße des Kolosses, und nun wird ihm der Gefangene von St. Helena zu einem beispiellosen ästhetischen Phänomen, an dem seine Logikerphantasie voller Bewunderung umherdichtet. Der Schüler der sensualistischen Philosophie des alten Frankreichs merkt allmählich, daß der Kaiser mehr war als ein blendendes Meteor: er erkennt die Persönlichkeit und ahnt den Schicksalserben eines langsam gereiften Staatsgebildes, und Schönheit und Glanz der versunkenen Epoche gewinnen ihre tiefsten Reize durch die Vergleichung mit den zahmen, welt- und willensschwachen Söhnen und Enkeln

einer glorreichen Zeit. Aber wie sich auch sein Groll oder seine Begeisterung äußern möge: immer ist es der geniale Mensch und Feldherr Napoleon, dem ein scharfer Verstand auf seine Weise huldigt.

Balzac aber gehört einer anderen Generation an, die das flüchtige Schauspiel, dessen Held ein beispielloses Genie war, in der Jugend genießen durfte, wo der Mensch, auch gegen seinen Willen, bestimmende Eindrücke empfängt: er wurde, man vergesse es nicht, in dem Jahre geboren, da Napoleon von Ägypten heimkehrte, und war sechzehn Jahre alt, als der Kaiser fiel. Dieses Geschlecht erlebt die Schlachten von Jena, von Austerlitz, von Wagram, sowie den Brand Moskaus und den grauenhaften Rückzug der großen Armee nicht als Augenzeuge, sondern in der Heimat, aus der verklärenden Ferne, mit der erregten Phantasie. Diese haftet nicht an den Einzelheiten, sie liest die unerhörten Bulletins und gewahrt nur ein Ungeheures; sie sieht, wie die kühlsten Menschen hingerissen werden und die Einbildungskraft eines Volkes für immer in den Bann eines einzigen Menschen gerät. Balzac hat den Eindruck, den Napoleon auf die französische Volksseele machte, in dem schon erwähnten Kapitel „Napoléon raconté dans une grange"[1] mit einer künstlerischen Meisterschaft geschildert, die auf persönliche Erfahrungen schließen läßt. Und diese Jugend, die, das Auge voll glänzender Gesichte, mit erwachenden Trieben die Entscheidungsschlacht von Waterloo erlebte, geriet nach dem Sturze Napoleons in eine zahme Welt, wo die Männer und Fürsten einer unmöglich gewordenen Kultur als Überlebende der Aufklärung den Versuch machten, eine alte Gesellschaftsform zu erneuern und das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen. Stendhal hat in seinen Romanen „Le Rouge et le Noir" und „Lucien Leuwen" die Wirkung dieser Gesellschaft auf ehrgeizige und fein besaitete Naturen geschildert, denen die Möglichkeit, im Gefolge eines rücksichtslosen Machtmenschen

[1] Im „Médecin de Campagne".

ihre Triebe zu entfalten und sich auszuleben, so jäh abgeschnitten wurde, und Musset hat in seiner „Confession d'un enfant du siècle" bekannt, wie diese verbürgerte Welt ohne ihren Halbgott auf einen zarten Jüngling wirkte, den die Untreue eines Weibchens in weinerlichsten Weltschmerz und weichlichste Empfindsamkeit stürzt. Balzac jedoch gehört zu einer andern Menschenart: denn er ist selbst ein Eroberer, dessen unersättliche Phantasie im Wirklichen wurzelt und sich stark und mächtig genug fühlt, selber eine Welt nach dem Bilde des Geniekaisers zu schaffen. In vielen seiner Erzählungen und Romane ist der Imperator gegenwärtig, wenn auch der Künstler in Balzac sehr wohl weiß, daß er, um seine geringeren Gestalten nicht zu erdrücken, den Gewaltigen nur von ferne zeigen durfte, so wie ein Frommer den Finger Gottes in den Ereignissen aufweist, die um ihn her geschehen. Es gehörte zum Traum seines Lebens, den Welteroberer in einer Reihe von Schilderungen zu verewigen, ihn im Pulverdampf und im Thronsaal, im Staatsrat und vor dem Volke, als Gesetzgeber und Verwalter zu zeigen. Wir sehen ihn in dem Roman „La Femme de trente ans" mit seinem glänzenden Gefolge zu Pferde steigen; wir sehen ihn in dem Roman „Une Ténébreuse affaire" am Vorabend der Schlacht von Jena im Zelte sitzen und hören ihn in schlichten Worten von seiner Mission reden, und auch da, wo wir ihn nicht erblicken, wird er seinen früheren Gefährten noch zum Schicksal. Der Held Balzacs, in dem wir das verklärte Ebenbild des Dichters besitzen, Daniel d'Arthez, verrät uns am deutlichsten, was der Romandichter über den Kaiser dachte: „Wer wird jemals Napoleon erklären, schildern oder verstehen können? Einen Menschen, den man immer mit verschränkten Armen darstellt, und der doch alles getan hat: der die schönste bekannte Macht, die schneidendste, schärfste aller Gewalten war; ein einziges Genie, das überallhin die Kultur in Waffen brachte, ohne sie irgendwo zu befestigen; einen Mann, der alles konnte, weil er es wollte; ein wunderbares Phänomen der Willenskraft, der eine Krankheit durch eine Schlacht bezwang

und dennoch in seinem Bett an einer Krankheit sterben sollte, nachdem er inmitten der Kugeln und Granaten gelebt hatte; einen Menschen, der in seinem Kopfe ein Gesetzbuch und ein Schwert, Wort und Handlung trug; einen durchdringenden Geist, der alles erriet, mit Ausnahme seines Sturzes; einen seltsamen Politiker, der aus Sparsamkeit die Menschen mit vollen Händen verschwendete und drei Häupter schonte: Talleyrand, Pozzi di Borgo und Metternich, — drei Diplomaten, deren Tod das französische Kaiserreich hätte retten können und die ihm wichtiger schienen als Millionen von Soldaten; einen Menschen, dem vermöge eines seltenen Vorrechtes die Natur ein Herz in einem Körper von Bronze gelassen hatte; einen Menschen, der nachts mit den Frauen heiter und gut war und am Morgen mit Europa umging wie ein junges Mädchen, das sich damit unterhält, das Wasser seines Bades zu tätscheln. Heuchlerisch und großmütig, einfach und für das Flittergold schwärmend, ohne Geschmack und doch die Künste fördernd und, trotz dieser Gegensätze, groß in allem aus Instinkt oder als berechnender Organisator. Mit fünfundzwanzig Jahren Cäsar; mit dreißig Cromwell, und endlich, wie ein Gewürzkrämer vom Père Lachaise, ein guter Vater und Gatte. Kurz, er improvisierte Denkmäler, Reiche, Könige, Gesetzbücher, Verse, einen Roman, und das alles mit größerer Tragweite als Genauigkeit. War es nicht sein Wille, Europa in Frankreich zu verwandeln? Und nachdem er es fertiggebracht hatte, daß wir, als Last der Erde, beinahe die Gesetze der Gravitation verändert hätten, ließ er es uns ärmer zurück, als wir an dem Tage waren, da er seine Hand auf uns legte. Und er selbst, der ein Reich mit seinem Namen erobert hatte, verlor seinen Namen an der Grenze seines Reiches in einem Meer von Blut und Soldaten." ⟨Autre étude de femme.⟩

So urteilt ein gereifter Mann, der sich für bescheiden hielt, wenn er sich, was freilich selten geschah, nur zu den einfachen Marschällen der Literatur rechnete. Aber die Helden seiner Romane, die als Eroberer mit hungrigen Sinnen auf Paris

losgehen, leben alle, mehr oder minder, mit dem Willen, den Napoleon in den Erben der Revolution entzündet hatte, und die berühmte Formel „La carrière ouverte aux talents" ist ihnen nur ein Versprechen aller Genüsse und Reichtümer des Lebens, von Königskronen und Herzogshüten, Baronien und Dotationen, Gütern und Frauen. Dieses spätgeborene Geschlecht hat den Sinn für die kleinen Wirklichkeiten des Lebens verloren, weil die Welteroberungsgelüste eines märchenhaften Mannes die uralten gallischen Instinkte erweckt und in den Dienst eines unerhörten Willens gestellt hatten. Die jungen Männer, die ausziehen, um Paris zu erobern, finden nicht den weiten Spielraum, wie er den Gefährten Napoleons offen stand: sie kommen in eine ängstliche, geldgierige, feige, zahme Gesellschaft, wo zwar noch die gleiche Gier herrscht, aber in den Schranken einer andern Zeit nur Widerstand und Hemmungen findet: denn das Symbol der Macht, das Schwert, ist in einer Welt, wo das Geld herrscht, wieder zum Zierdegen geworden und dient nun dazu, die Arena, in der sich die bäßlichsten Kämpfe um die Macht abspielen, zu hüten und abzusperren. Auch Napoleon war, was man auch dagegen sagen möge, Fürst und Kaiser des Bürgertums gewesen; aber das Genie hat andere Gesetze zu befolgen wie der gekrönte Hüter einer Gesellschaftsordnung, die im Geld das Symbol, den Inbegriff, die Quintessenz aller Genüsse sieht und anbetet. Der Kampf in einer Arena, wo man sich um das nackte Futter rauft, hat einen anderen Charakter, als das Ringen auf den Schlachtfeldern, als deren Herr und Meister sich Napoleon rühmen mochte, die Segnungen der Revolution dem gealterten Europa aufzuzwingen. Im engen Kreise des bürgerlichen Lebens muß auch der blutigste Kampf noch den Anschein tragen, als übertrete niemals ein Willensmensch und Verbrecher die Schranken der Gesetzlichkeit, und das ungeheuerste Begehren, dem die Welt zu klein erscheint, muß heucheln und betteln, dulden und kriechen lernen. In einer solchen Gesellschaft wird nicht nur das Genie, sondern auch jeder Seelenadel zerbrochen, und die Menschen,

denen nicht, wie bei Balzac, die Gestaltung eines Werkes Halt und Würde gibt, zahlen mit ihren Leben für das, was sie mit allen Kräften der Seele erstreben: denn in dieser Welt des wachsenden Kapitalismus ist alles feil, vorausgesetzt, daß man den angemessenen Preis dafür zahle.

Wie leicht war es dagegen noch, in dem Paris des ancien régime ein Plätzchen an der Sonne zu finden! Auch der geniale Plebejer Rousseau kommt ohne Empfehlungen, mit einem fragwürdigen Notensystem in der Tasche, nach Paris. Er ist nicht nur bettelarm, sein mißtrauischer Charakter ist außerdem wenig geeignet, die Menschen für ihn einzunehmen; allein er lebt im Jahrhundert des Geistes, wo man zwar das Geld auch nicht verachtet, aber voll heitern Leichtsinns auch noch andere Götter daneben duldet: ein begabter Mensch konnte unter Umständen, auch wenn er nicht von Adel war, durch Frauen und Gönner zu Ansehen und Einfluß, zu Reichtum und Würden, zu einer Sinekure oder einer freien Lebensstellung gelangen. Man mag über solches Karrieremachen denken wie man will, und ich erwähne es nur, um daran zu erinnern, daß es damals neben dem Gelde noch andere Mächte gab, die ein Menschenschicksal bestimmen konnten; aber ein Mann von Geist und Talent war fast immer seiner Zukunft sicher: denn die Gesellschaft, in die er, vielleicht in Holzschuhen, kam, konnte den Geist, der mit ihr an den goldenen Tischen des Lebens saß, nicht entbehren, weil sie die Langeweile fürchten mußte, und man weiß, was diese im goldenen Herbste genußsüchtiger Zeiten bedeuten will. Auch hier ist eine Waffe noch Symbol: der junge Literat, der den Galanteriedegen umhing, zeigte damit an, daß er die aristokratische Gesellschaftsordnung als Muster, als Einrichtung anerkannte. Später mochte er sich, wie Chamfort, daran erinnern, daß diese leichtfertige Gesellschaft kein Herz hatte und selbst in der Liebe nichts anderes sah als die flüchtige Berührung zweier Häute; aber diese Gesellschaft verstand es doch, den Begabten zu erkennen und zu schützen, und sie tat es auch dann noch, wenn sich der

Gehätschelte als ihr Gegner entpuppte und sie, wie der Plebejer Rousseau von der Würde seines abstrakten Menschentums aus, in flammenden Worten verdammte. Keine Laune des Gefeierten konnte die hochgebildeten Glücklichen, die mit der Nachsicht überreifer Zeiten dahinlebten, dazu bringen, den Mann, den sie mit offenen Armen aufgenommen hatten, fallen zu lassen: Rousseau blieb ihr Abgott, auch nachdem er seinen Degen abgelegt hatte und sein Brot als Notenschreiber zu verdienen suchte. Diderot war Gast der Kaiserin Katharina von Rußland, und der arme Buchdrucker Rétif de le Bretonne konnte als Gast des freigebigsten Adels sein proletarisches Wesen unbekümmert zur Schau tragen. Allein diese Welt, in der das gebildete Europa den Olymp des altfranzösischen Geistes verehrte, war trotz allen Gelärms klein, und der Ringer, die da um ein glänzendes Dasein kämpften, waren nicht allzuviele: schon der Umstand, daß die Zahl der Stellungen beschränkt und nicht allen zugänglich war, wirkte beruhigend auf die jungen Gemüter, insofern er sie von ungemessen ausschweifenden Hoffnungen und Abenteuern abhielt.

Dies alles wurde anders durch die Revolution, und die jungen Männer, denen es vergönnt war, den Kaiser Napoleon in seinem grauen Mantel hoch zu Roß zu sehen, traten mit anderen Hoffnungen und Begierden in ein schwieriger gewordenes Leben ein. Balzac hat nur einmal, in seinem „Louis Lambert", den Versuch gemacht, die innere Entwicklung eines begabten Jünglings zu schildern, und es waren seine Jugenderinnerungen, denen er dabei eine leise Stimme lieh. Seine anderen jungen Menschen aber, die nach Paris kommen, um da ihr Glück zu machen, erstreben nicht Bildung, sondern sie wollen, wie ihr Schöpfer, die Macht und ihre Genüsse, Ruhm und Einfluß, Geld und Frauen. Sie haben keine Gelegenheit mehr, in ein Volksheer einzutreten, wo es dem Begabten, wenn er Glück hatte, gelingen mochte, mit fünfundzwanzig Jahren General zu werden, — Balzac war der Meinung, alle großen Männer, Alexander, Cäsar, Napo-

leon, hätten jung und mit jungen Leuten ihr Werk vollbracht —; sie vegetieren, wenn sie den Reichtum nicht mitbringen, in einem elenden Speisehause, wie der Streber Rastignac in der Pension Vauquer, und ihre trüben Erfahrungen verraten uns deutlich, mit welcher Gier der junge Balzac selbst auf die glänzende Welt blickte, wo ein Anzug mehr wert ist als das Genie, und ein flüchtiges Lächeln den Anstoß zu einem Drama geben kann.[1] Wem begegnet Rastignac in dieser Pension? Einem alten Spießbürger, dem Vater Goriot, der als Märtyrer der Vaterliebe an seiner Leidenschaft für seine Tochter zugrunde geht; ein paar gleichaltrigen Leidensgenossen, die, wie er selbst, von Ruhm und Reichtum, von Genuß und Erfolg träumen; einem überlegenen Kraftmenschen, der vielleicht unter dem Amoralisten Napoleon einen genialen Polizeiminister abgegeben hätte: dem Galeerensträfling Vautrin; und draußen, in der „großen Welt", einigen Frauen, die selbst an der Gesellschaft leiden, als deren Königinnen sie doch gelten. Und alle diese Menschen leben nicht in der glücklichen Dumpfheit satter Provinzler vor sich hin, sondern sie wissen, wie ihr Schöpfer selbst, warum die Welt um sie herum vor ihren gierigen Augen zur häßlichsten Hölle werden kann: ihre Erfahrung verdichtet sich mit Naturnotwendigkeit zu einer Weltanschauung, die an grober Deutlichkeit nicht das mindeste zu wünschen übrigläßt: „Dies Paris ist ein seltsamer Mistpfuhl. Diejenigen, die sich zu Wagen darin beschmutzen, sind geachtete Leute; aber die sich zu Fuß darin beschmutzen, sind Schurken. Haben Sie Unglück, bringen Sie irgendeine Kleinigkeit beiseite, so stellt man Sie vor dem Justizpalast zur Schau wie eine Monstrosität. Stehlen Sie eine Million, so preist man Sie in den Salons als Tugendbold."[2] Hier kann ein Name zwar die Türe der elegantesten Salons öffnen; aber die Welt in den vergoldeten Räumen ist nicht von der verschieden, in welcher man sich um den Durst nach fahlem Gold die Kehlen ausdörrt. Das

[1] Glanz und Elend der Kurtisanen. — [2] Vater Goriot, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 6.

„Pariser Recht" ist ein anderes Recht als dasjenige, das man in einer Dachkammer aus Büchern oder in den Hörsälen lernen kann; obwohl man nicht von ihm spricht, ist es eine hohe soziale Wissenschaft, „die, gut gelernt und wohl angewendet, alles zu erreichen vermag".[1] In dieser Welt verzeiht man ebensowenig einem Gefühl, das sich nackt zeigt, wie einem Manne, der keinen Heller besitzt, und eine schöne Frau predigt dem Neuling, den das Flittergold der großen Welt blendet: „Behandeln Sie die Welt, wie sie es verdient. Sie wollen sich durchsetzen, ich werde Ihnen helfen. Sie werden ergründen, wie tief verdorben die Frauen, wie elend und eitel die Männer sind. Je kälter Sie urteilen, desto weiter werden Sie es bringen. Schlagen Sie mitleidslos zu, man wird Sie fürchten! Betrachten Sie Männer wie Frauen nur als Postpferde, die Sie von Station zu Station gegen neue auswechseln und krepieren lassen ... Wenn Sie aber ein wahres Gefühl in sich tragen, so verbergen Sie es wie einen Schatz; lassen Sie es nie ahnen, sonst sind Sie verloren. Sie wären dann nicht mehr der Henker, sondern das Opfer. Wenn Sie jemals lieben, hüten Sie Ihr Geheimnis gut. Geben Sie es nicht preis, ehe Sie genau wissen, wem Sie Ihr Herz öffnen ... In Paris sind die Erfolge alles, sie sind der Schlüssel zur Macht. Wenn die Frauen finden, Sie seien geistvoll, so werden die Männer es glauben, wenn Sie sie nicht enttäuschen. Sie können dann alles erstreben, den Fuß überallhin setzen. Dann werden Sie die Welt kennen und wissen, daß sie eine Vereinigung von Dummköpfen und Betrügern ist."[2]

Wer solche Lehren empfängt, mag leicht zu der Einsicht kommen, daß in der Gesellschaft, wie sie ist, Reichtum über Gesetz und Moral stehe und das Vermögen die „ultima ratio mundi" sei. Und der Galeerensträfling Vautrin (der „Cromwell des Bagnos") ergänzt diese Weltanschauung in seiner Weise, indem er die Lage der Ankömmlinge, die in einen geschlossenen Kreis

[1] Vater Goriot, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 6. — [2] Ebenda.

hineinstreben, mit dem Zynismus des Mannes erklärt, der selbst Schiffbruch gelitten hat, ohne die Hoffnung auf Rache und die Herrlichkeiten der Welt aufzugeben: „Ich bin, was man einen Künstler nennt. Ich habe, wie Sie mich hier sehen, die Memoiren Benvenuto Cellinis gelesen — sogar auf italienisch! Von jenem Manne, einem stolzen Burschen, habe ich gelernt, es der Vorsehung nachzumachen, die uns ungerecht und blindlings tötet, und das Schöne zu lieben, wo es sich findet. Übrigens: ist es nicht ein prächtiges Spiel, allein gegen alle Welt zu stehen und seinen Vorteil zu wahren? Ich habe über den gegenwärtigen Zustand der sozialen Unordnung viel nachgedacht ... Was uns[1] selbst betrifft, so haben wir ehrgeizige Pläne; wir haben die Beauséants zu Verwandten und gehen auf Schusters Rappen; wir streben nach Reichtum und haben nicht einen Sou; wir essen Mama Vauquers Armenschüsseln und lieben die schönen Diners des Faubourg Saint-Germain; wir schlafen auf einer elenden Pritsche und träumen uns einen großen Palast. Ich tadle nicht Ihre Wünsche. Ehrgeiz, mein liebes Herz, ist eine seltene Gabe. Fragen Sie die Weiber, welchen Mann sie begehren! Den Ehrgeizigen! Die Ehrgeizigen haben kräftigere Lenden, eisenhaltigeres Blut, ein heißeres Herz als andere Männer. Und die Frau fühlt sich so glücklich und schön in den Stunden ihrer Kraft, daß sie allen Männern den vorzieht, dessen Kräfte gewaltig sind, sollte sie auch Gefahr laufen, von ihm zermalmt zu werden. Ich zähle Ihre Wünsche auf, um Ihnen eine Frage zu stellen. Die Frage ist nämlich: wir haben einen Wolfshunger, unsere Beißerchen sind scharf, womit füllen wir unseren Magen? Zunächst müssen wir uns durch die Rechtswissenschaft durchfressen; das ist nicht unterhaltend und schmeckt reizlos, — aber es muß sein! Schön. Wir werden Advokat, um Gerichtshofpräsident werden zu können, damit wir arme Teufel, die mehr wert sind als wir,

[1] Er meint Rastignac. Das „uns" ist vertraulich und stellt den Redner, in dem die Erinnerung an die Galeeren lebt, auf die gleiche Höhe.

mit einem T. F.[1] auf der Schulter ins Bagno schicken und den Reichen einen ruhigen Schlaf verschaffen können. Das ist nicht heiter und überdies eine langwierige Geschichte. Zunächst zwei Jahre in Paris büffeln und die Leckereien, nach denen wir lüstern sind, immer vor Augen haben, ohne sie anrühren zu dürfen. Es ist ermattend, immer Verlangen zu haben und es nie befriedigen zu dürfen. Wenn Sie bleich und eine Molluskennatur wären, so hätten Sie nichts zu fürchten: aber wir haben das fiebernde Blut des Löwen und einen Heißhunger, um täglich zwanzig Dummheiten zu begehen ... Auf schnellste Weise Reichtum zu erwerben ist eine Aufgabe, die zu lösen sich heute mindestens fünfzigtausend junge Leute in Ihrer Lage vorgenommen haben. Sie selbst sind nur ein Einser dieser großen Zahl. Nun stellen Sie sich vor, welche Anstrengungen Sie machen, wie Sie kämpfen und niedersäbeln müssen! Sie müssen einander auffressen, wie die Spinnen in einem Topf, denn selbstredend gibt es keine fünfzigtausend gute Positionen. Wissen Sie, wie man hier seinen Weg macht? Durch glänzendes Talent oder gewandte Verruchtheit. Man muß in diese Menschenmasse hineinsausen wie eine Kanonenkugel oder sich einschleichen wie eine Pest. Die Ehrenhaftigkeit hilft zu nichts. Man beugt sich vor der Macht des Genies; man haßt es, versucht es zu verleumden, zu stürzen, denn es nimmt, ohne zu teilen; aber dennoch beugt man sich, wenn es sich durchzusetzen weiß; mit einem Wort, man liegt vor ihm auf den Knien, wenn man es nicht im Dreck begraben kann. Die Verruchtheit ist also die Waffe der Mittelmäßigkeit, und Sie werden ihrer Spitze überall begegnen ... Ich wette, Sie können keine zwei Schritte in Paris machen, ohne auf höllische Kniffe und Schliche zu treffen. Ich setze meinen Kopf dafür ein, daß Sie bei der ersten Frau, die Ihnen gefällt, in ein Wespennest stechen, sofern sie nur jung, reich und hübsch ist. Alle umgehen sie das Gesetz, stehen mit ihren Männern auf Kriegsfuß und sind bereit zu allem. Ich würde nie damit fertig, wollte ich

[1] Travaux Forcés, die Zwangsarbeit der Galeeren.

Ihnen die Dinge erzählen, die sie anstellen, um ihrer Liebhaber, um des Putzes, um der Kinder, um der Wirtschaft oder um der Eitelkeit willen, — selten nur aus Tugendhaftigkeit, seien Sie überzeugt! Der Ehrenmann ist also aller Feind. Aber wer ist nach Ihrer Meinung eigentlich ein Ehrenmann? In Paris ist der ein Ehrenmann, der den Mund hält, ohne dafür einen Anteil zu nehmen. Ich spreche nicht von jenen armen Heloten, die für die andern die Kastanien aus dem Feuer holen, ohne jemals Dank zu ernten, und die ich die Brüderschaft der dummen Gotteslämmer nennen möchte. Gewiß, bei ihnen ist die Tugend in all ihrer blühenden Dummheit, aber auch das Elend. Was würden wohl die braven Leutchen für ein Gesicht machen, wenn sich Gott den schlechten Witz machen wollte, dem Jüngsten Gericht fernzubleiben! Wenn Sie also schnell Ihr Glück machen wollen, müssen Sie reich sein oder wenigstens es werden. Um reich zu werden muß man einen großen Schlag führen, sonst ist es ein elendes Karrenschieben! Wenn in den hundert Berufen, die Sie ergreifen könnten, zehn Männer es zu etwas bringen, so nennt die Öffentlichkeit sie Diebe. Ziehen Sie daraus Ihre Schlüsse! Da haben Sie das Leben, wie es ist. Es ist nicht anmutig und stinkt nach allem möglichen, wie eine Küche, in der man sich die Hände schmutzig machen muß, wenn man was Gutes zu essen haben will. Wenn Sie nur immer verstehen, sie gut reinzuwaschen; darin liegt die ganze Moral unserer Zeit. Wenn ich Ihnen so von der Welt spreche, so hat sie mir ein Recht dazu gegeben, ich kenne sie. Glauben Sie, daß ich sie verurteile? Keineswegs! Sie ist immer so gewesen. Die Moralprediger werden sie nicht ändern. Der Mensch ist unvollkommen. Er ist zuweilen mehr, zuweilen weniger Heuchler, und die Blödlinge nennen ihn sittlich oder unsittlich. Ich halte die Reichen nicht für schlimmer als den Pöbel: der Mensch ist überall derselbe, ob er nun oben, unten oder in der Mitte stehe. In jeder Million dieser höchsten Lebewesen finden sich zehn ganze Kerle, die sich über alles hinwegsetzen, selbst über das Gesetz ..."

Mit einer solchen Weltanschauung kann man, wenn die Zeiten günstig sind, zum Welteroberer werden oder auch, wie Bautrin selbst, auf die Galeeren kommen. Doch, so fragen wir weiter, wie verhält es sich mit den idealen Mächten, von denen es heißt, daß sie das Leben der Menschen bestimmen oder, zum mindesten, adeln und veredeln? Wie verhält es sich mit den Organen, deren Beruf darin bestehen soll, jene zu verkündigen, zu verbreiten, zu fördern oder gar zu schaffen? Wie verhält es sich zum Beispiel mit der Presse, die unter der Restauration und dem Julikönigtum im Begriff war, zu einer Weltmacht zu werden und gerade zu dieser Zeit den Mann, der den größten Einfluß auf ihre Entwicklung ausüben sollte, Heinrich Heine, in Paris sah? Wir sind nicht im unklaren über Balzacs Verhältnis zur Presse: sein Lucien de Rubempré ‹in „Illusions perdues"› zeigt uns, wie er, der Vielverlästerte, darüber denkt:

„Außerhalb der literarischen Welt gibt es keinen Menschen, der die schreckliche Odyssee kennt, auf der man zu dem gelangt, was man je nach den Talenten Beliebtheit, Mode, Ansehen, Renommee, Berühmtheit, Popularität nennen muß ... Die ersehnte Berühmtheit ist fast immer eine gekrönte Prostituierte ... Alle fallen sie in den Graben des Elends, in den Schmutz der Zeitung, in die Sümpfe der Bücherfabrikation. Wie ährenlesende Bettler nähren sie sich kümmerlich von biographischen Artikeln, von Klatschnotizen, von Pariser Neuigkeiten in den Zeitungen, oder von Büchern, die durchaus logische Lieferanten von Papier und Druckerschwärze bei ihnen bestellen, die einen Schmarren, der in vierzehn Tagen abgesetzt wird, lieber haben als ein Meisterwerk, das sich langsam verkauft."

„Arbeiten ist nicht das Geheimnis des Glücks in der Literatur, es handelt sich darum, die Arbeit der andern auszubeuten. Die Zeitungsbesitzer sind Unternehmer, wir sind Handlanger. Je mittelmäßiger ein Mensch ist, um so schneller gelangt er ans Ziel; er kann lebendige Kröten verschlucken, sich mit allem zufriedengeben, den niedrigen kleinen Gelüsten der literarischen Despoten schmeicheln ..."

„Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht: das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der hohen Anerkennung bedürfen und sie nur langsam finden."[1]

Es ist bezeichnend, daß die Erinnerung, die aus diesen Männern und Geschöpfen ihrer Zeit spricht, sich am liebsten bei Festen in den üppigsten Äußerungen ergeht und so der Gegenwart eine doppelte Bedeutung gibt: der Mann, der da meint, hunderttausend Franken Rente seien kein schlechter Kommentar des Katechismus, hat seine Zeit begriffen: „Meine Tugend mag nicht zu Fuß gehen. Für mich besteht das Laster in einer Dachstube, meinem abgeschabten Rock, meinem grauen Hut im Winter und Schulden beim Portier!" Und dieses Bekenntnis ist nur eine Stimme in dem Hexensabbat der Geister, denen Wein und Lust die giftigen Zungen lösen: „Die Menschen und die Begebenheiten sind nichts; in der Politik und der Philosophie gibt es nur Prinzipien und Ideen." — „Der Mensch, der Gewissensbisse hat, ist der wahre Bösewicht." — „Wenn der Despotismus in den Gesetzen ist, findet sich die Freiheit in den Sitten, und vice versa." — „Eure Allgemeinbildung fabriziert zweibeinige Kater aus Menschenfleisch." Daß bei einer solchen Orgie des Geistes, der die

[1] Verlorene Illusionen, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 4.

Orgie des Fleisches folgt, auch das Christentum als Heilmittel erwähnt wird, darf nicht befremden: ob nur das Verantwortlichkeitsgefühl des Romandichters aus solchen Einwendungen spricht, oder nur der Widerspruchsgeist angeregter Tischgäste seine Blasen wirft, – wir sind auf alle Fälle im Kreise einer kapitalistischen Gesellschaft, der eine andere, das ancien régime, noch nah genug steht, um als Idealbild vornehmen, übermütigen Lebensgenusses seine Bezauberung auf Bürger und Geistesmenschen auszuwirken.

7

Der selbstbewußte Moralist, der schaudernd in diese Höllenkreise blickte, hat uns die Heilmittel, die er gegen seelische Krankheiten bereithielt, deutlich gezeigt, ohne sich als Künstler um ihre Wirkung zu kümmern. Der Moralist und der Künstler brauchen jedoch in einem Menschen gar nicht einig zu sein, um bedeutende Werke hervorzubringen. Der Dichter kann sogar mit mehr oder minder klarem Selbstbewußtsein die Ansicht vertreten, er habe doch im Grunde nur da etwas zu suchen, wo ein üppiger Trieb, oder ein mächtiger Wille, oder ein hoher Geist am Werke sind und sich in Tun und Denken ausleben. Was soll der Künstler mit den schwachen Naturen tun, die bereitwillig oder widerstrebend vom Getriebe des Lebens erfaßt und zermalmt werden, ehe sie nur den Versuch gemacht haben, das Maß ihres Wesens und den Wuchs ihrer Seele zu offenbaren? Er wird erklären: Je triebkräftiger eine Leidenschaft ist, desto prächtiger kann das Schauspiel sein, das sie dem ästhetisch gestimmten Betrachter bietet! Das heißt, Leidenschaften und Laster sind für den Dichter, dem es um große Wirkungen zu tun ist, nur Gelegenheiten, seine eigene Kraft und das Maß seines eigensten Wesens zu offenbaren: er steht, wie Gott, über der Moral, als dem fragwürdigen Schutzmittel schwacher Seelen, in denen kein Trieb die andern zu verdrängen braucht, um zu bezaubernder Blüte und saftiger Reife zu gelangen. Ideen sind Kräfte, und Kräfte sind Triebe:

so schließt sich der Kreis des Lebens für den Einzelnen, der in seiner Gier und seinem Verlangen alle Genüsse und alle Qualen der Erfüllung vorausgenießt und jede Hemmung als Verletzung seines innersten Wesens empfindet. Aus einer solchen künstlerischen Anschauung der Dinge stammt die plastische Fülle der Balzacschen Gestalten: wenn ein Trieb allmächtig wird, saugt er alle anderen Triebe auf, und alle Kräfte des Organismus dienen nur dazu, den beglückenden Parasiten zu nähren und zu strotzender Entfaltung zu bringen. Daher kommt auch ihre Durchsichtigkeit: Balzac weiß, daß Menschen, die sich von einem einzigen Instinkt leiten lassen, leicht zu durchschauen sind; denn die Neigungen des Instinkts sind zu natürlich und augenfällig, um nicht aufzufallen und zu fesseln. Immer liebt er, als Künstler und Gestalter, die ganzen Menschen, bei denen Wille und Begehren ungebrochen walten: „denn alle Mittelwege sind verächtlich und gemein".

Es ist durchaus nicht seltsam, daß Balzac, wie fast alle Modernen, viel über seine Kunst nachzudenken pflegte. Er litt unter dem Gedanken, daß man ihn als Meister der Prosa nicht für voll nahm. Das ewige Umgießen seiner Romane[1] mochte zwar aus dem Drang entstammen, die drängende Fülle der Gesichte zu erschöpfen und das größte Maß des Lebens in die engste Form zu pressen; sie zeigt aber auch, daß er, als echter Franzose, die Macht und Pracht guter Prosa nach Gebühr zu schätzen wußte. Sein Stil ist häufig schwerfällig und gewunden, aber überall, wo der Schilderer sachlich sein darf, meisterhaft: schon Taine machte, voller Begeisterung, auf die berühmte Schilderung des Straußes in der „Lilie im Tal" aufmerksam, und ich lasse sie hier im Original folgen:

„Avez-vous senti dans les prairies, au mois de mai, ce parfum qui communique à tous les êtres l'ivresse de la fécondation, qui fait qu'en bateau vous trempez vos mains

[1] So erteilte er für die kleine Novelle „Pierrette" erst auf der siebenundzwanzigsten Revision der Druckbogen das Imprimatur.

dans l'onde, que vous livrez au vent votre chevelure, que vos pensées reverdissent comme les touffes forestières? Une petite herbe, la flouve odorante, est le principe de cette harmonie voilée. Aussi personne ne peut-il la garder impunément auprès de soi. Mettez dans un bouquet ses lames luisantes et rayées comme une robe à filets blancs et verts, d'inépuisables exhalaisons remueront au fond de votre cœur les roses en bouton que la pudeur y écrase... Au fond du col évasé de la porcelaine, supposez une forte marge uniquement composée de ces touffes blanches particulières au sédum des vignes en Touraine: vague image des formes souhaitées, roulées comme celles d'une esclave soumise. De cette assise sortent des spirales de liserons à cloches blanches, les brindilles de la bugrane rose, mêlées de quelques fougères, de quelques jeunes pousses de chêne aux feuilles magnifiquement colorées et lustrées; toutes s'avancent prosternées, humbles comme des saules pleureurs, timides et suppliantes comme des prières. Au-dessus, voyez les fibrilles déliées, fleuries, sans cesse agitées, de l'amourette purpurine, qui verse a flots ses anthères presque jaunes; les pyramides neigeuses du paturin des champs et des eaux; la verte chevelure des bromes stériles; les panaches effilés de ces agrostis nommés les épis du vent: violâtres espérances dont se couronnent les premiers rêves, et qui se détachent sur le fond gris de lin où la lumière rayonne autour de ces herbes en fleur. Mais déjà plus haut quelques roses du Bengale clair-semées parmi les folles dentelles du daucus, les plumes de la linaigrette, les marabouts de la reine-des-prés, les ombellules du cerfeuil sauvage, les blonds cheveux de la clématite en fruits, les mignons sautoirs de la croisette au blanc de lait, les corymbes des mille-feuilles, les tiges diffuses de la fumeterre aux fleurs roses et noires, les vrilles de la vigne, les brins tortueux des chèvrefeuilles; enfin tout ce que ces naïves créatures ont de plus échevelé, de plus déchiré; des flammes et de triples dards, des feuilles lancéolées, déchiquetées, des tiges

tourmentées comme de vagues désirs entortillés au fond de l'âme. Du sein de ce prolixe torrent d'amour qui déborde s'élance un magnifique double pavot rouge accompagné de ses glands prêts à s'ouvrir, déployant les flammèches de son incendie audessus des jasmins étoilés et dominant la pluie incessante du pollen, beau nuage qui papillote dans l'air en reflétant le jour dans ses mille parcelles luisantes. Quelle femme enivrée par la senteur d'aphrodise cachée dans la flouve ne comprendra ce luxe d'idees soumises, cette blanche tendresse troublée par des mouvements indomptés, et ce rouge désir de l'amour qui demande un bonheur refusé dans ces luttes cent fois recommencées de la passion contenue, infatigable, éternelle? Tout ce qu'on offre à Dieu n'était-il pas offert à l'amour dans ce poème de fleurs lumineuses qui bourdonnait incessamment ses mélodies au cœur en y caressant des voluptés cachées, des espérances inavouées, des illusions qui s'enflamment et s'éteignent comme les fils de la Vierge dans une nuit chaude?"

In deutſcher Überſetzung:

„. . . Habt ihr, im Monat Mai, auf den Wieſen jemals den Duft verſpürt, der allen Weſen den Rauſch der Fruchtbarkeit mitteilt und bewirkt, daß ihr im Boot die Hand in die Flut taucht, daß ihr euer Haar dem Winde preisgebt, und daß eure Träumereien wie Waldeswipfel neu ergrünen? Der Grundton dieſer verſchleierten Harmonie iſt ein niederes Gras, das Ruchgras.[1]

Niemand kann es unbehelligt um ſich haben. Tut dieſe glänzenden Hälmchen, die wie ein Gewand aus weiß und grünen Fäden gewoben ſcheinen, in einen Strauß, und unerſchöpfliche Hauche laſſen in eures Herzens Grund die Roſenknoſpen erſchauern, die zarte Scham nicht zur Entfaltung kommen läßt... Denkt euch um den geſchweiften Hals der Vaſe aus Porzellan ein breites Band, das nur aus den weißen Blütenbüſcheln beſteht,

[1] Authoxantum odoratum.

wie sie der Hauswurz in den Rebengärten der Touraine eigen sind: ein Ahnungsbild ersehnter Formen, die sich wie die Glieder einer willigen Sklavin ineinanderschmiegen. Diesem Unterbau entsteigen in Spiralen die Blütenglocken weißer Winden, die rosigen Reislein der Hauhechel, und dazwischen ein paar Farrenwedel und junge Eichensprößlinge mit dem Prachtglanz ihrer lichten Blätter, und alle neigen sich euch entgegen, demütig wie Trauerweiden und schüchtern wie flehende Gebete. Darüber seht ihr die losen, ewig ruhelosen blühenden Hälmchen des purpurnen Zittergrases, das seinen gelblichen Blütenstaub in Strömen niederrieseln läßt, die schlohweißen Pyramiden des Fels- und Wasserrispengrases, die schlanken Federbüsche des Ackergrases, das man Windstrich nennt: veilchenblaue Hoffnungen, die über keimenden Träumen schweben und sich vom grauen Grund des Flachses abheben, auf dem das Licht diese blühenden Gräser umspielt. Noch etwas höher schwanken einige bengalische Rosen vereinzelt in dem krausen Spitzenwerk des Möhrenkrautes, die Dolden des wilden Kerbels, das Blondhaar der Waldrebenfrucht, die zierlichen Kreuzchen des Kreuzblattes, die Doldentrauben der Schafgarbe, die weitverzweigten Stengel des Erdrauchs mit seinen rot und schwarzen Blüten, die Ringelranken der Rebe, das schlangenartig gewundene Gezweig des Geißblatts, kurz alles, was diese einfachen Gewächse nur Zerzaustes und Zerrissenes haben, Flammen und dreifach geschliffene Dolche, schwertförmige und gezackte Blätter und gewundene Stiele, dumpfen Wünschen gleich, die im Grund der Seele durcheinanderweben. Aus dem Schoße dieses überschäumend vollen Liebessturzbachs reckt sich die Pracht gefüllten Mohns mit berstendreifen Blütenkapseln empor und läßt die Flämmchen seiner Purpurbrunst hinzüngeln über die Sterne des Jasmins und den unaufhörlichen Erguß des Blütenstaubs, der einer schönen Wolke gleich in den Lüften weht und das Tageslicht in seinen Tausenden von schimmernden Atomen fängt. Welche Frau, die der aphrodisische Duft berauscht, begriffe nicht diese Üppigkeit demütiger Träumereien,

diese reine, durch ungezügelte Regungen verwirrte Zärtlichkeit, diese purpurne Liebessehnsucht, die nach einem Glücke bangt, das ihr in tausendfältigem Kampf der unterdrückten, unverdrossenen, ewigen Leidenschaft versagt blieb? Alles, was man Gott zum Opfer darbringt, ward es nicht der Liebe in diesem lichten Blumengedicht dargeboten, das seine Melodien unaufhörlich ins Herz hineinsummte und der geheimen Lust, uneingestandenem Hoffen und süßem Wähnen schmeichelte, das aufflammt und erlischt wie Marienfäden in einer schwülen Sommernacht?"

Der Sprach- und Völkerpsychologe mag bei dem Vergleich des Originals und der Übersetzung die lehrreichsten Vergleiche über die Mittel anstellen, die dem Deutschen und dem Französischen zu Gebote stehen, um die Außenwelt zu schildern.

Balzac wird nur dann schwülstig, oder auch unleidlich, wenn er das sentimentale Getue der Romantiker übertrumpfen will oder Gebiete betritt, deren tiefste Geheimnisse ihm verschlossen bleiben: ich meine die seelische Zergliederung feiner Naturen, in der Stendhal Meister war. Der größte Feinschmecker unter seinen Zeitgenossen, sein Gegner Sainte-Beuve, hat diesem Stil nachgerühmt, er sei voll asiatischer Üppigkeit und von der weichlichen Gelenkigkeit eines römischen Mimen aus der Zeit des Verfalls[1]: das will sagen, ein Stil, in dem sich, wie in einem unreinen Strome, alle Wässer und Düfte einer üppigen Verfallskultur mischen und durchdringen. Dieser Stil entartet öfters wohl auch zu einem übeln Jargon, besonders wenn Balzac den Versuch macht, sich als Metaphysiker aufzuspielen. Den Romantikern gelingt es zuweilen, die gezierte Unnatur kalter Rhetoren zu überwinden; Balzac jedoch bleibt ihr stets verfallen, wenn er über sein Talent hinaus will, das, allen metaphysischen Anwandlungen und Empfindeleien zum Trotz, durchaus auf das Derbe, Üppige, Sinnenfällige gerichtet ist: der glänzende Schilderer aller Laster und Üppigkeiten hat nun einmal, so gern er es auch Wort haben möchte, nichts von einem Dante oder Petrarca

[1] Causeries du Lundi, II, p. 351.

an sich, und sein nicht immer gelungener Versuch, das Unsagbare hoher Gefühle zu künden, verrät nur, daß er die Mängel seines Wesens sehr wohl kannte.

Man hat Balzac einen Realisten genannt, und die Naturalisten haben, aus durchsichtigen Gründen, ebenfalls nicht verfehlt, ihn zu ihrem Ahnherrn zu ernennen. Indessen ist eines sicher: dieser Mann, dessen beste Romane von Sachlichkeit und Geist strotzen, ist kein Naturalist wie Zola und seine Nachtreter, die sich nur deshalb auf ihn berufen mochten, weil seine Komödien und Tragödien in der Welt des Alltags spielen und vor den Auswüchsen des Lasters nicht haltmachen. Vielleicht spiegeln die Ansichten über die Kunst, die der alte Maler Frenhofer in dem „Chef-d'œuvre inconnu" vorträgt, das Glaubensbekenntnis Théophile Gautiers wider, dessen Fähigkeit, den formvollendetsten Artikel im Getriebe eines Setzersaals schreiben zu können, ewig Balzacs Neid erregte; aber sie enthalten, wie man auch über ihren Ursprung denken möge, ganz sicherlich Balzacs Ästhetik: „Es ist nicht die Aufgabe der Kunst, die Natur zu kopieren, sondern sie auszudrücken . . . Wir müssen den Geist, die Seele, die Physiognomie der Dinge und der Wesen erfassen. Wirklichkeit! Die ist nur das Drum und Dran des Lebens, nicht das Leben selber. Eine Hand, da ich nun einmal dieses Beispiel gewählt habe, hängt nicht nur am Körper, sie drückt einen Gedanken aus und setzt ihn fort; und den gilt es zu erfassen und wiederzugeben. Weder der Maler, noch der Dichter, noch der Bildhauer dürfen die Wirkung von der Ursache trennen, denn unbezwinglich steckt eines im andern. Da liegt der wahre Kampf . . . Die Schönheit ist etwas Strenges und Sprödes; es gilt ihre Stunden abzuwarten, sie zu belauern, sie zu bedrängen und sie fest zu packen, um sie zur Übergabe zu zwingen. Die Form ist ein Proteus, unfaßbarer und fruchtbarer an Verwandlungen als der Proteus der Sage; erst nach langen Kämpfen kann man sie zwingen, sich unter ihrer wahren Erscheinung zu zeigen." Und an anderer Stelle bemerkt Balzac: „Das Wahre

in der Natur wird niemals das Wahre in der Kunst sein. Aber wenn Kunst und Natur sich genau in einem Werke begegnen, so kann die Natur, deren Zufälle unzählig sind, unter die Gesetze der Kunst fallen." Damit sind die göttlichen Rechte der Phantasie gewahrt; allein diese konnte bei Balzac, ihrem innersten Wesen zum Trotz, doch niemals zur Alleinherrschaft gelangen, weil er als moderner Mensch in die Wirklichkeit verliebt war und die unendliche Fülle der Gesichte wie ein kunstreicher Zyklop trug. Mit einer Ästhetik, wie sie der Maler Frenhofer vertritt, mag man nun als Künstler Vortreffliches leisten, wenn man sich an die allgemeinen Züge der Natur hält und sie idealisiert wiedergibt; man kann aber auch ein Realist bleiben, der das verwirrend vielgestaltige Leben mit den Augen eines Sehers in sich saugt und alle Einzelheiten des Erschauten an seine Gestalten verschwendet. Ein Zeitgenosse Balzacs, Philarète Chasles, hat den Romandichter einen Voyant, einen Seher[1] genannt; aber dieser Seher, dem seine Werke und Gesichte zuweilen selbst Entsetzen einflößten, ist, was man nicht vergessen möge, zugleich ein geborener Beobachter, und als solcher nimmt er jede Tatsache als Symbol, das nicht vereinzelt wirkt, sondern nur eine Masche in einem ungeheuren, verwickelten Gewebe bedeutet. Ein Dichter wie Goethe, der, wie er selbst gesteht, das Leben früh durchschauen lernte, ja, sein Wesen in sich trug, vermochte es in der Folge so aus sich herauszustellen, daß alle Züge echt erschienen und das Staunen der Betrachter bildeten; ein Mensch wie

[1] Philarète Chasles, der mit Sainte-Beuve befreundet und, wie dieser, in gewissen adeligen Salons der Julimonarchie ein gern gesehener Gast war, urteilt über Balzac, dem er persönlich nahestand: „Il n'observait pas. Le siècle et les mœurs ne déteignaient pas sur lui. C'est Balzac qui a déteint prodigieusement sur son siècle. C'était un voyant, non un observateur." (Mémoires, I, p. 305.) Man mag die Ansicht, Balzac sei kein Beobachter gewesen, unrichtig finden; aber davon abgesehen war dem klugen Kritiker, dem die germanischen Kulturen kein unbekanntes Gebiet waren, das Wesen des Romandichters klar.

Balzac jedoch durfte nicht aufhören, seine Seherphantasie an einer trüben Gegenwart zu nähren, weil er mit aller Macht auf seine Zeit wirken wollte. Die Gabe der Beobachtung ist bei ihm ebenso bewundernswert und erstaunlich wie seine wahrhaft epische Phantasie. Er selbst glaubte, er verdanke seine große Fähigkeit, die Wirklichkeit zu sehen, dem Umstand, daß er, gegen seinen Willen, in allerlei Berufe geschleudert worden sei[1]; allein dies genügt nicht, um die ungeheure Sachlichkeit des Romandichters zu erklären, zumal dieser doch die längste Zeit seiner Reife als reiner Galeerensträfling der Arbeit in seinem Zimmerchen verfaß. In Wirklichkeit ist er überall, wo er auch sein möge, der Sklave eines mächtigen Talents, das ihn zwingt, Menschen und Verhältnisse stets mit den Augen eines Gestalters zu betrachten, dem das Geschaute eines Tages wertvoll werden kann. So kennt er fast ganz Frankreich aus eigener Anschauung, und wenn er eine Provinzstadt, Alençon, Saumur, Douay, schildern will, studiert er sie mit den Augen eines Malers, eines Historikers, eines Soziologen, dessen Augen geübt sind, Vergangenes und Gegenwärtiges in lebendigste Beziehungen zu seinen Gestalten zu setzen und auseinanderzulegen. Diese Phantasie verwandelt alles, was sie gewahr wird, in durchaus schöpferischer Weise: Balzac treibt nicht, wie Zola oder die Brüder Goncourt, Zettelpsychologie: er ist niemals auf der ärgerlichen Jagd nach einem bezeichnenden Zuge; er erfaßt seine Menschen mit dem seherhaften Auge des Dichters, dem allerdings, auf seinen Wanderungen durch die Höllenkreise der Großstadt, kein verklärter Geist als tröstender Führer zur Seite geht. Er weiß, warum das brausende, kochende, schäumende Leben des Hexenkessels, in dem er selber leben muß, nicht in Schönheit blüht; warum die höllische Hetzjagd nach dem Gelde aus allen Berufsmenschen halbe Automaten macht; warum der Kapitalist auf den Lebenden, die Notare

[1] „J'ai été pourvu d'une grande puissance d'observation, parce que j'ai été jeté à travers toutes sortes de professions, involontairement." (Lettres à l'Étrangère, I, p. 15; Briefe an die Fremde, I, S. 20.)

auf den Toten und die Richter auf dem Gewissen lasten; warum die ewige Beschäftigung mit der Gemeinheit der Menschen die Seelen abstumpft und mit der Melancholie der Beichtiger überschattet; warum in der Tiefe das Elend, in der Mitte die Gier und auf der Höhe die Langeweile jedes reine Gefühl und jede Schönheit des Leibes verzehren.

Balzacs Durst nach Wirklichkeit war im übrigen so groß, daß er sogar die Namen seiner Figuren nicht frei erfand, sondern ganz Paris ablief, bis er auf einem Ladenschilde oder über einer Tür einen Namen entdeckte, der ihm zu einer Gestalt zu passen schien. Er glaubte, als halber Mystiker, an die untrügliche Wahrheit des lateinischen Sprichwortes: Nomen omen. Wer zum Beispiel Crevel (Verreckchen) heißt, ist seiner Meinung nach dazu verdammt, gewöhnliche Spießergefühle zu hegen und auch als lüsterner Lebemann seinen Stolz darein zu setzen, vom Abfall fremder Tische und Gelage zu leben.[1] Selbst seine Häuser haben Seelen, die auf ihre Bewohner einwirken: der zarte Nobile, der in einem alten, halbverfallenen Palaste zu Venedig, unter den Trümmern einer märchenhaften Vergangenheit, haust, muß eine andere Gemütsfärbung bekommen als der Fläme, der in einem dunklen Hause seinen Träumen und Hirngespinsten nachhängt. Balzac ist in seiner Auffassung des Einflusses der Umgebung einer der Lehrer Taines: das Milieu, die Umgebung im weitesten Sinne, wirkt bildend und umbildend auf den Menschen, und selbst die Auffassung der Rasse, als eines durchaus elastischen Gebildes, rührt von dieser Betrachtung natürlicher und geschichtlicher Wirkungen her. Der Seher ist unersättlich, wenn es gilt, die Gesichtszüge seiner Modelle, ihren Gang, ihr Mienenspiel, ihre Worte und ihr ganzes Wesen zu belauschen. Ein Schuh oder der Schnitt eines Beinkleides verrät ihm mehr über deren Träger, als das offenste Wort und der freieste Blick, die ja Lügen sein können: er ist hierin modern bis in die Fingerspitzen. Auch sonst ist der Wissensdurst dieses neugierigsten aller Roman-

[1] Tante Lisbeth, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Bd. 10.

dichter ungeheuer: die „Menschliche Komödie" ist ein Repertorium aller Wissenschaften und fast überreich an mehr oder minder treffenden Bemerkungen über Ethik, Geschichte, Philosophie, Geographie, Genealogie, Rechtspflege und Jus, Medizin, Handel, Architektur und Agrikultur. Aber alle diese Gebiete, zu deren Bewältigung das Studium eines Lebens erforderlich wäre, werden, von einigen Ausnahmen abgesehen, nur gestreift; sie haben, wie billig, für den Dichter nur insofern Wert, als sie auf das Schicksal seiner Gestalten in der „Menschlichen Komödie" einwirken. Diese geistreiche Oberflächlichkeit verträgt sich im übrigen sehr gut mit einem selbstgefälligen Pedantismus, der hauptsächlich am Technischen und Berufsmäßigen haftet und, im Rausch der Arbeit, keine Weitschweifigkeiten scheut. Der Schilderer Balzac läßt seine Gestalten nicht als Dichter vor uns erstehen, der das Wesentliche in ein paar Züge zusammenfaßt; er beschreibt sie, ehe er sie handelnd einführt, nur allzuhäufig mit der Liebe eines Holländers, und seine Beschreibungen bilden nur allzuoft die Verzweiflung der Leser, die, noch ehe die Erzählung beginnt, eine Flut von Bemerkungen und Einzelheiten über sich ergehen lassen müssen. Er kennt nicht die Kunst maßvoller Meister, durch einen bezeichnenden Zug, wie durch einen Blitz, die ganze Welt einer Seele zu erhellen; er erspart uns nichts, und wenn wir dann am Ende einer langen Beschreibung angelangt sind, merken wir, daß ein einziger Blick in ein Album zeitgenössischer Kostüme tausendmal mehr sagt als die langwierigste Schilderung. Auch über die Frage, ob die wissenschaftliche Genauigkeit und Treue eines Romans, als eines Sittenbildes, die Hauptsache sei, kann man verschiedener Meinung sein, zumal wenn man die Pest der modernen Romandichtung, das Beschreiben, nach Gebühr zu würdigen weiß. Und nicht immer besteht in der „Menschlichen Komödie" zwischen dem Milieu und Gestalten jene Übereinstimmung, die ich, vom Standpunkt des Künstlers aus, organisch nennen möchte: wer ein Instrument als Virtuose spielt, wird nur allzuleicht geneigt sein, uns mit Kunst-

stückchen zu erfreuen, wie sie in einem streng gefügten Kunstwerk nicht am Platze sind, und Balzac ist dieser Verführung nicht ausgewichen. Ehe Lucien de Rubempré zum Strick greift, um seinem befleckten Leben ein Ende zu machen, erblickt er zum ersten Male den Platz ‹préau› der Conciergerie, und der Eindruck, den er empfängt, ist so stark, daß er ihn wie Balzac selbst empfindet: die Klarheit der Schilderung, die der glückliche Dichter entwirft, verstößt gegen die Wahrheit der seelischen Stimmung, in der sich der Selbstmörder befindet. Doch solche Entgleisungen sind Ausnahmefälle. Balzac weiß, wie Goethe, daß alles Lebendige eine Atmosphäre um sich her verbreitet; er weiß ferner, daß wir nicht nur unsere Umgebung schaffen, sondern auch deren Geschöpfe sind. Niemand versteht es wie er, mit etwas grobschlächtiger Meisterschaft die schwere, schwüle, schwangere Atmosphäre einer ganzen Zeit fühlbar zu machen: ich erinnere an den Polizeiroman „Eine dunkle Begebenheit", der nicht einmal zu seinen Meisterwerken gerechnet wird, aber das Treiben gewisser Kreise zur Zeit des Kaiserreichs mit feinstem Spürsinn aufdeckt und zugleich ahnen läßt, welch tiefe Einblicke der Seher und Rechtskundige in das Wesen der französischen Gesellschaft nach der Revolution getan hatte. Und im Innern der Häuser, wo sich seine dumpfen Dramen abspielen, weiß er nicht weniger Bescheid: ein Möbelstück verrät ihm einen Seelenzustand! Man denke nur an die Schilderung, die Balzac von der Einrichtung der Familie Marneffe (in „Tante Lisbeth") oder von dem Cormonschen Hause in der „Alten Jungfer" entwirft! Das alles ist meisterlich gesehen: das Zimmer der Frau Marneffe sagt uns mehr über die Art des Weibchens, das da wohnt, als eine lange Zergliederung ihrer lüsternen Dirnenseele. In der Wahl solcher Einzelheiten bekundet der große Seher einen Takt, den kein einziger der Naturalisten auch nur in annäherndem Grade besaß, mochten sie sich auch, als selbstbewußte Plebejer, noch so viel auf ihre Beobachtungsgabe und Zettelkastenweisheit zugute tun.

Nur das Erlebte hat Wert! Nur Erlebtes verleiht der Darstellung jenen höchsten Reiz, der aus der Fülle der Erinnerung quillt und als Ureigenstes einer Seele anmutet! Ich habe schon auf einige Werke hingewiesen, in denen Balzac seinen persönlichen Erlebnissen ein Denkmal gesetzt hat: die ersten Seiten im „Oberst Chabert" erinnern an die Zeit, da er als fünfter Schreiber bei dem Sachwalter Guillonet-Merville in die Geheimnisse des Gerichtsverfahrens Einblick gewann und das Leben der kleinen Beamten und kleinen Leute, im Verkehr mit seinen Kameraden, gründlich kennen lernte. „Louis Lambert" verklärt die Erinnerungen an seine Schulzeit in dem alten Oratorianerkloster zu Vendôme. Der Held in „La Peau de chagrin" erinnert an den Balzac, der sich mit Selbstmordgedanken trug, nachdem er als Schriftsteller und Geschäftsmann Schiffbruch erlitten hatte. Daniel d'Arthez, der „große sittenstrenge Schriftsteller", der in der Novelle „Les Secrets de la Princesse de Cadignan" den Lockungen einer Koketten unterliegt, ist das Ebenbild Balzacs, dem es, wie seinem genialen Romanhelden, unmöglich war, den Verführungen schöner Edelfrauen zu widerstehen. In „Albert Savarus" verliebt sich der Held in die unbekannte Briefschreiberin, noch ehe er sie gesehen hat. In „Modeste Mignon" überläßt einer der Helden seinem Sekretär die Beantwortung des Briefes einer Unbekannten, und daraus entstehen alle Verwickelungen des Romans. Wahrheit und Dichtung gehen auch in vielen Romanen Balzacs in unmerklicher Weise ineinander über. Ohne seine bitteren Erfahrungen als Geschäftsmann wäre auch der glänzende Beobachter nicht imstande gewesen, seinen „Cäsar Birotteau" oder „Les Petits bourgeois" zu schreiben, wie sich denn sein Kampf mit seinen Gläubigern in zahlreichen seiner besten Romane: in „Le Père Goriot", „Une Fille d'Eve", „Gobseck", „Mercadet" widerspiegelt. Nur ein Sammler konnte die Schilderung der Gemäldegalerie im „Cousin Pons" oder die feinsinnigen ästhetischen Bemerkungen im „Chef-d'œuvre inconnu" hinwerfen.

Auch die Schicksale seiner Freunde und Bekannten lieferten dem Überfruchtbaren Anregungen und Stoffe: in „Béatrix" schildert er, im Hinblick auf das Verhältnis Franz Liszts zu der schriftstellernden Gräfin d'Agoult (Daniel Stern), die Schwere der Ketten, unter deren Last zwei Menschen stöhnen, die miteinander fertig geworden sind. Die „Cousine Bette" verdankt ihre Entstehung einem berühmten Prozesse, dessen Verhandlungen er 1845 mit dem höchsten Interesse anwohnte, und die Gestalt der „Alten Jungfer" erinnert außerdem, nach Balzacs eigenstem Geständnis, an seine Mutter und an eine Tante der Frau Hanska.[1] Zu seinem Vautrin saß ihm der bekannte Polizeibeamte Vidocq Modell, dessen „Mémoires d'un forçat ou Vidocq dévoilé" 1828 erschienen waren und später auch dem Dichter der „Misérables" mannigfache Anregungen und Tatsachen boten. Dem Werke „Les voleurs, physiologie de leurs mœurs et de leur langage" (1837), das allerdings erst nach dem „Père Goriot" erschien, verdankt er seine Kenntnis der Gaunersprache, und das Porträt Vidocqs von Devéria, das dem Buch voransteht, verriet allen Zeitgenossen, daß Balzac den berühmten Polizeibeamten im Auge hatte, als er seinen Vautrin schuf. Auch dem „Vater Goriot" liegt eine wahre Begebenheit zugrunde, von der Balzac vielleicht in der Schreibstube des Sachwalters Guillonet-Merville Kenntnis erlangt hatte. Die Pariser erkannten in zahlreichen Gestalten der „Menschlichen Komödie" Anspielungen auf berühmte Männer der Zeit, und es darf nicht Wunder nehmen, daß der große Phantasiemensch mit vollen Händen aus seinen eigenen Erfahrungen und dem Leben und Treiben der Zeitgenossen schöpfte: denn die Phantasie ist ein Organ, das, wie alle anderen, der Nahrung bedarf, wenn es nicht blutleer und schwächlich werden soll. Aber sobald der Dichter am Werke ist, löst er die Elemente, wie sie ihm das Leben liefert, in einer höheren Einheit auf: er ist kein Kopist, wie so viele Naturalisten, — dem Seher genügt ein Lächeln, um ein Drama zu erraten und es, voll ewig

[1] Briefe an die Fremde, I, S. 336; Lettres à l'Étrangère, I, p. 339.

reger Schöpferlust, sofort aufzubauen. In dem Vorwort zu „Facino Cane" erzählt er uns selbst, in welcher Weise er die Einzelheiten der Beobachtung verwertete. Die Aufgabe eines Sittenschilderers mit dem Gewissen eines Historikers besteht, seiner Meinung nach, darin, alle Einzelheiten in einer lebendigen Synthese zu verschmelzen und sich dabei mehr an den Geist der Ereignisse als an den Buchstaben zu halten: es ist, um es mit einem Wort zu sagen, das bekannte, nicht ungefährliche Verfahren des griechischen Malers, der aus den vielen Einzelzügen der Schönheit, wie er sie bei vielen Frauen zerstreut fand, sein Idealbild schuf, indem er hier eine Schulter und dort eine Hand nahm und das Zerstreute zu einem organischen Gebilde zusammenschmolz. Wer einer solchen Phantasie verfallen ist, unterliegt einem dämonischen Zwange, der ihn keinen Augenblick in Ruhe läßt und überall, auf der Straße und in der Arbeitsklause, im Verkehr mit Menschen und im Zwiegespräch mit der eigenen Seele, quält und beseligt.

Aber eine solche Auffassung der Wirklichkeit, als des unerschöpflichsten Rohmaterials, läßt der Phantasie dennoch ihre vollen Rechte und gestattet ihr, sich ihrer königlichen Freiheit stets bewußt zu bleiben. Die Wahrheit Balzacs ist eher eine im Guten und, vor allem, im Schlimmen gesteigerte Wirklichkeit, die immer und überall der Logik der Tatsachen entspricht, und sein Genie besteht gerade in der erstaunlichen Fähigkeit, aus der vereinzelten Tatsache, dem fait divers, ein rundes Gebilde aufquellen zu lassen und so das schicksalsmäßige Gefüge des Lebens in der Form der künstlerischen Notwendigkeit zu offenbaren. Sein Drang, alle erdenklichen Probleme der bürgerlichen Gesellschaft aufzugreifen und, wenn möglich, zu erschöpfen, hat etwas wahrhaft Faustisches. Er strebt nicht nur danach, seine Gestalten in voller Lebensfülle vor uns hinzustellen, er will auch den Untergrund aufdecken, dem sie entsteigen: die Vergangenheit ist immerdar in der Gegenwart beschlossen, und vielleicht ist die Gabe, einen Menschen als Frucht einer ganz bestimmten, unend-

lich verwickelten Vergangenheit hinzustellen und die Wurzeln seines durchaus bedingten Daseins darzulegen, die schönste Lebensspenderin des ungeheuren Werkes, das man nicht nach den einzelnen Stücken beurteilen, sondern als Ganzes betrachten muß, um seinem Urheber gerecht zu werden.

Balzac gehört nicht zu den großen Schöpfern, die sich begnügen, ihren Gestalten Leben zu geben; er ist, was er immer betont, zugleich Denker, und jedes seiner Geschöpfe bedeutet ihm ein Problem, dessen Tiefen und dessen Lösung er zu kennen glaubt. Von jedem einzelnen Menschen gehen Fäden aus, die beim Zerreißen tausend andere Herzen zittern lassen, und der Sozialphilosoph zeigt uns deutlich, wie das ganze Gewebe in Bewegung oder in Unordnung gerät, wenn ein Tritt die tausend Fäden regt oder die Hand des Schicksals ein Fädchen zerreißt: denn es gibt — so sagt der Denker — keine soziale Tatsache, die nicht im Gefolge anderer Tatsachen auftritt, und wenn, um ein Beispiel zu wählen, der Lüstling Hulot seiner Dirne hunderttausend Franken zuwenden will, müssen im Innern Algiers soundso viele Menschen sterben, denen ein Spekulant, zur Erpressung dieses Sündengeldes, Hungernahrung liefert.

Und noch eines zeichnet den Schöpfer der „Menschlichen Komödie" aus: er weiß, daß er für die Wirkung der Phantasiegeschöpfe, die er erstehen läßt, verantwortlich ist, und der Eifer, mit dem er sich gegen den Vorwurf der Immoralität verteidigt, beweist aufs klarste, daß er mit der ihn umgebenden Welt auch als Moralist fertig zu werden suchte und in Stunden innerer Fülle wähnen mochte, das Heilmittel für einen kranken Organismus, den er, als Dichter, häßlich und abscheulich fand, in seinen derben Händen zu halten.

Als Finder und Erfinder von Stoffen hat Balzac nicht seinesgleichen, und als Symboliker versteht er die Kunst, die Sinnfälligkeit seiner Symbole schlagend zu gestalten, meisterhaft: man denke an das „Chagrinleder" oder an die Legende „Christus in Flandern", in der man überhaupt das sinnbildliche Krönungs-

stück seines riesigen Gebäudes sehen mag. Freilich ist das ungeheure Werk, das immer wieder zum Staunen nötigt, nicht einheitlich geraten: neben den reichsten Meisterwerken gesunden Realismus stehen Improvisationen und Geschmacklosigkeiten, die einen künstlerisch empfindenden Leser zur Verzweiflung bringen können. Wenn Balzac guter Laune oder geistreich sein will, erinnert er manchmal nur allzusehr an seinen berühmten Geschäftsreisenden Gaudissart, und das Merkwürdige ist, daß einzelne seiner schwächsten Erzählungen gleichzeitig mit seinen Meisterwerken entstehen. Er hat, wie so viele Kraftnaturen, sein Talent nicht fest in der Hand, und seine heißesten Bemühungen, das dumpf gefühlte Fehlende in die Druckbogen hineinzukorrigieren, sind nicht selten vergeblich, weil er das Neue wieder in jenem Zustand fieberhafter Überreizung hervorstößt, der jede künstlerische Besonnenheit unmöglich macht: sein Schaffen ist und bleibt Rausch, Traum und Ekstase. Die Willkürlichkeit der Anordnung seiner Romane in der „Menschlichen Komödie" macht es vollends schwierig, die eigentliche Entwicklung des Romandichters zu verfolgen. Die ausgeglichensten Werke Balzacs sind zwischen 1832 und 1840 entstanden: in den besten Werken aus dieser Zeit herrscht im allgemeinen Gleichgewicht zwischen Phantasie und Beobachtung. Nach 1840 tritt ein Moment ein, wie er nur ganz wenigen Künstlern erspart bleibt: das Erworbene oder Angeborene wird zur Manier, wie sie sich bei ganz großen Schöpfernaturen in der Hypertrophie ihrer künstlerischen Haupteigenschaft äußert. Das heißt, auf Balzac angewendet, die Phantasie gewinnt allmählich das Übergewicht, und die Gestalten des Sehers gewinnen an Eindringlichkeit, was sie an schlichter Wahrscheinlichkeit verlieren. Dies gilt vor allem für die beiden Hauptwerke seiner späteren Zeit, für die „Cousine Bette" und „Le Cousin Pons", in denen seine Weltanschauung schon jene düstere Färbung zeigt, die oft den Alterswerken reicher Naturen anhaftet. Dazu kommt, daß er, nachdem der Ruhm gekommen war, seine meisten Werke in Zeitungen veröffentlichte und durch

das Drängen seiner Gläubiger oder ungeduldiger Redakteure zur hastigsten Schnellschreiberei gedrängt wurde. Die reifsten seiner Romane, wie „Le Médecin de Campagne" und „Eugénie Grandet", sind zu einer Zeit entstanden, da die frische Liebe zu Frau Hanska sein ganzes Wesen zum Blühen gebracht hatte. Was in seinen späteren Werken als Übermaß auffällt, entstammt vielfach der trüben Deutung, die seine Phantasie der wachsenden, wenig rosigen Erfahrung zuteil werden ließ. Die Karikatur lebt davon, daß sie einige wesentliche Züge der Dinge oder der Menschen übertreibt, und der Künstler Balzac legt in mancher Hinsicht den Gedanken an die großen Karikaturisten seiner Zeit nahe. Ich bin kein Freund von Vergleichen, die ein Werk der bildenden Kunst zu einem Buche in Beziehung bringen; aber Balzac erinnert zuweilen an seinen großen Zeitgenossen Daumier, dem es gegeben war, das groteske Element des Alltagslebens mit dem Spürsinn und den Mitteln eines Genies aufzuspüren und darzustellen: zwischen den Kunstwerken einer bestimmten Zeit besteht stets eine geheime Familienähnlichkeit, wie die Früchte eines bestimmten Klimas an ihrem Duft und ihrer Farbe leicht erkennbar sind. Man hat das Heraustreiben eines Zuges an einem Kunstwerke auch Idealismus genannt, und wenn diese Ästhetik recht hat, gehört Balzac zu den großen Idealisten, und wäre es auch nur als Schilderer unzähliger Monomanen, deren nicht wenige mit einer Klarheit des Bewußtseins leben, die ganz französisch anmutet. So läßt sich sein klassischer Wucherer Gobseck vernehmen: „Ich habe den Blick Gottes, ich lese in den Herzen. Nichts ist mir verborgen. Man verweigert dem nichts, der die Schnüre seines Beutels binden und lösen kann. Ich bin reich genug, um das Gewissen derer zu kaufen, welche die Minister mit ihren Beamten und deren Geliebten in Bewegung erhalten: ist das nicht die Macht? Ich kann die schönsten Frauen und ihre zärtlichsten Liebkosungen haben: ist das nicht die Lust? Macht und Lust, sind sie nicht der Inbegriff unserer gesamten Gesellschaftsordnung? Wir sind in Paris unserer zehn, sämtlich

heimliche unbekannte Könige, die Euer Schicksal in der Hand haben. Ist das Leben nicht eine Maschine, die das Geld in Bewegung setzt? Merken Sie sichs: die aufgewandten Mittel sind stets in Übereinstimmung mit den Leistungen; niemals kann man die Seele von den Sinnen, den Geist von der Materie trennen. Das Gold ist der Geist der gegenwärtigen Gesellschaft."[1] Das Geld ist einem solchen Schwärmer mehr als die Möglichkeit des Lebens, es ist der vollkommene Inbegriff aller Genüsse, und der Geizige oder der Geldmann kommen zuletzt dahin, es um seiner selbst willen zu begehren, so wie der ausgehöhlte Don Juan zuletzt in einem Weibe nicht mehr ein einziges Wesen, sondern nur noch die Liebe liebt: das heißt, aus dem reflektierenden Wucherer wird ein Monomane, dem das Gold nur noch als Mittel erscheint, seinen Lebenstraum als Ichsüchtiger zu Ende zu träumen.

All diese Gestalten sind, um es mit einem Wort zu sagen, lebendig gewordene Ideen oder Leidenschaften, und die gierige Beharrlichkeit, mit der sie ihr Wesen entfalten und sich ausleben, hat etwas durchaus Dämonisches an sich, ob sie nun, wie der Baron Hulot, im Weibe aufgehen oder, wie der Fläme Claës (in „La Recherche de l'Absolu"), ihrem Forschungstriebe Weib und Kind, Geld und Gut, ja das eigene Leben zum Opfer bringen. „Solche Leute setzen sich etwas in den Kopf und lassen nicht mehr davon. Sie haben Durst nach einer bestimmten Quelle, die oft recht trübe ist; um davon zu trinken, würden sie ihre Frauen und Kinder verkaufen; sie würden selbst ihre Seele dem Teufel verschreiben. Für die einen ist dieser Quell das Spiel, die Kirche, eine Bilder- oder Insektensammlung, die Musik. Für die andern ist sie ein Weib, das ihnen besondere Genüsse zu reichen weiß. Diesen könnte man alle Frauen der Welt bieten, sie würden sie verachten; sie wollen nur jene, die ihre Leidenschaft befriedigt."[2] Derartige Leidenschaften sind eine Natur-

[1] Gobseck. — [2] Vater Goriot, Insel-Ausgabe der „Menschlichen Komödie", Band 6.

gewalt, die alles niedermäht, was sich ihr entgegenstellt, und über Leichen geht, wenn der innere Trieb den Menschen vorwärts jagt.

Der Künstler, dem solche Gestalten gelingen, mag das Glück des Schöpfers in vollen Zügen genießen; aber der Eindruck, den wir von dieser Welt schwüler Triebe empfangen, ist nur selten befreiend und daher, naturgemäß, trübe. Trotzdem Balzac seine Meisterwerke als Schilderer des bürgerlichen Lebens und einer kapitalistischen Gesellschaft hinwirft, ist er im Grunde seines Herzens ein heftiger Gegner der Bourgeoisie: er ist es als Legitimist, dem Ludwig XIV. als die höchste Verkörperung des monarchischen Prinzips und Katharina von Medici als geniale Politikerin gilt, und als Dichter, der, wie sein genialer Zeitgenosse Berlioz, in jedem Spießer den geborenen Feind des Künstlers, das heißt des auserlesenen Menschen sieht und grollend verabscheut.

Und hier darf ich an das Wesen und die Werke des Mannes erinnern, in dem die Naturalisten ihren eigentlichen Herrn und Meister und ein ganzes Geschlecht „guter Europäer" den Schöpfer des künstlerischen Romans verehrten: ich meine Gustave Flaubert, dessen erstes Meisterwerk, die vielberufene „Frau Bovary", sechs Jahre nach dem Tode Balzacs, im Jahre 1856, erschien und die öffentlichen Gewalten gegen die Unerbittlichkeit der Sittenschilderung in Harnisch brachte. Wer sich an die Herkunft und die Lebensverhältnisse dieses großen Künstlers erinnert, mag wohl fragen: Wie kam dieser junge Mann, der schön wie ein Jüngling der alten Germanen ins Leben trat, dazu, einen Roman zu schreiben, dessen Heldin einer Romanheldin der George Sand aufs Haar glich? Was bewog ihn, sich als Sittenschilderer des Bürgertums in der Provinz aufzutun und sein ganzes Künstlertum in die Gestaltung eines Stoffes zu setzen, der ihm, seinem Wesen nach, in tiefster Seele zuwider sein mußte? (Denn sein Geständnis, daß es ihm seltsam in die Nase stinke, moderne Bourgeois zu schildern, läßt keinen Zweifel an einer Seelen-

stimmung, der ein romantisches Ideal voll erlesener ästhetischer Genüsse Ziel und Richtung gibt.) Wie kam der Romantiker, den eine glückliche Wendung (wie der Ausdruck „ombre nuptiale" des Schönredners Chateaubriand) in eine Raserei lauten Entzückens versetzen konnte, dazu, sein Können und sein beispielloses Kunstgewissen in den Dienst einer Kunstübung zu stellen, der es zur Lebensaufgabe wurde, an der Sprache wie an einem Geschmeide herumzufeilen und in dieser Goldschmiedekunst des Wortes die reinste Befriedigung des Lebens zu finden? Nun, hier handelt es sich um mehr als um einen Einzelfall: die Zersetzung der Welt, in der Balzac schuf, ist weiter vorangeschritten; der Katzenjammer des Begehrens hat die feineren Naturen ergriffen, und das Verhalten eines Mannes wie Flaubert der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber, die den freien Schöpfer nur dulden kann, wenn er sich in den Dienst ihrer Belange stellt, gewinnt sinnbildliche Bedeutung. Wir sind nun mit dem jüngeren Geschlecht weit von dem schöpferischen Rauschzustande Balzacs entfernt; an dessen Stelle ist eine ungeheure kühle Besonnenheit getreten, die alle Einzelheiten der Dichtung mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten zusammenträgt und zuletzt, um dieser fanatischen Wahrheitsliebe willen, der künstlerischen Eintönigkeit verfällt: siehe den Roman „Bouvard et Pécuchet", an dem sich Flaubert erschöpfte. Doch immer spricht aus dieser Kunstübung, die ihr Leben unbedenklich einem selbstgeschaffenen Ideal opfert und aus einem lebenstrotzenden Weltmanne einen Säulenheiligen der Literatur machte, der Haß gegen das Bürgertum und seine Weltanschauung. Und kaum ist dem Aristokraten der erste große Wurf gelungen, so flieht er denn auch in das Altertum, um in der Erweckung einer versunkenen Welt seinen Durst nach trunkenen Gesichten und Bildern des grausamsten, üppigsten Lebens zu stillen. Und damit wir auch wissen, wieso dieser edelste Einsiedler der Kunst dazu kam, an dem modernen Dasein die große Enttäuschung zu erleben, schildert er in seiner „Erziehung zur Empfindsamkeit" (,,L'éducation sentimentale") den Werde-

gang dieser ernüchterten Romantiker, denen zuletzt die Erinnerung an den Besuch eines schlechten Hauses teurer ist als die ganze graue Gegenwart. Von einer solchen Weltanschauung bis zu der seines Schülers Emile Zola ist nur ein Schritt, mag auch der Geist vornehmster Gesinnung und kindlicher Menschlichkeit in Flaubert in nichts an die Gesinnung der Naturalisten gemahnen, an der einst der alte Fontane berechtigten Anstoß nahm. Balzacs Helden schwimmen mit allen Sinnen in der Welt, die sie erobern wollten; die Helden Flauberts aber stehen ihr als Zweifler oder Ernüchterte aus innerer Not gegenüber, und der Kulturpsychologe wird an die Tatsache erinnert, daß fast alle großen Dichter und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts Empörer oder Leidende waren, die in Rousseau ihren Ahnherrn ehren oder verwünschen durften. Wer nach einer Verklärung des modernen Bürgertums sucht, muß nach England gehen, wo Dickens die Reize und den Zauber bürgerlichen Familienlebens mit einem Erfolge schilderte, der nicht nur die angelsächsische Welt, sondern das ganze bürgerliche Europa in Entzücken versetzte. Freilich, wer „Soll und Haben" dieser Kunst der Erzählung abwägt, wird zur Einsicht kommen, daß der Engländer, aus Gründen, die mit der englischen Moral und dem Cant zusammenhängen, in künstlerischer Hinsicht nicht an die großen Franzosen oder an ihre Schüler, die Russen, heranreicht.[1] Doch, um auf Balzac zurückzukommen: wir kennen die Vorliebe der französischen Romantiker für künstliche, unorganische Gegensätze: sie macht sich auch, bei Balzac und bei Flaubert, in der Auffassung des Künstlers und seines Publikums geltend; man stößt damit auf die Tyrannei einer Weltauffassung, die von der Kunst, als priesterlicher Betätigung auserwählter Menschen, ausging und dazu verdammt war, die erträumte Schönheit nur in der eigenen Seele zu finden. Auch Balzac ist diese Auffassung zeit seines Lebens nicht

[1] Eine geistreiche Nebeneinanderstellung, die mehr ist als ein Vergleich, bietet Stefan Zweig in seinem Buche „Drei Meister" (Balzac, Dickens, Dostojewski), Insel-Verlag 1921.

los geworden, und im Grunde beherrscht sie heute noch die schwächlich gewordenen Enkel der Romantiker, ob sie sich nun Ästheten heißen oder mit einem anderen Schlagwort Götzendienst treiben. In einer Gesellschaft, deren Gott das Geld ist, hat der Künstler nur insofern Platz, als er selbst im Besitze dieses ersehnten Mammons ist, und Balzac war sich seines Künstlertums in allzu hohem Grade bewußt, als daß er, als schöpferischer Phantasiemensch, nicht an der Gesellschaft seiner Zeit gelitten hätte.

Dazu kam, daß es ihm seine Zeitgenossen nicht leicht machten, mochten sie nun seine Leser oder Kritiker sein: von den Männern, die als Dichter oder Kritiker das große Wort führten, von Hugo und Sainte-Beuve wurde er so wenig für voll genommen wie sein späterer Freund Stendhal, dem man, wie ihm, den Vorwurf entgegenschleudern konnte, daß er keinen guten Stil schreibe. Er wurde zwar, von Anfang an, viel gelesen, und die Eigenheiten seiner Lebensführung gaben den Maulaffen immer wieder Gelegenheit, sich über den naiv-großsprecherischen Romandichter aufzuhalten; aber sein eigentlicher Ehrgeiz, als erklärter Sittenschilderer, ja, als Historiker seiner Zeit zu gelten, wurde wenig verstanden, und seine Briefe an Frau Hanska lassen erraten, daß und wie er unter dieser Schätzung litt. Und wenn man nun hinzurechnet, daß ihn die Natur seines Talentes zwang, sich vielfach mit den niedrigsten Verhältnissen des Lebens zu befassen, so darf es nicht wundernehmen, daß sein Werk nicht nur die bürgerliche Gesellschaft in ihren Grundformen darstellt, sondern vielfach zur Satire oder zur Schilderung der Häßlichkeit und Gemeinheit wird. Die triebhaften Menschen, wie sie in dem Höllenkessel Paris durcheinandertoben, sind alle kranke Tiere, insofern die stachelnde Gier das Gleichgewicht der Seele stört und aus jedem Begehrenden eine blinde Naturkraft macht: dies ist die wahre Weltanschauung des *Künstlers* Balzac, der seine philosophischen Überzeugungen nur dann zu Markte trägt, wenn er als Denker gelten oder seinen Willen zur Macht rechtfertigen will, was allerdings häufig genug der Fall ist. Der Durst des

Romantikers nach Schönheit verrät sich selbst da, wo er als Gestalter des Gemeinen und Häßlichen seine tiefste Freude genießt; er zeigt die Wunden seiner Umgebung mit einem Behagen, das schreien möchte: Seht diese Welt, das ist eine Welt! Selbst seine reinsten Gestalten lassen ahnen, daß sie jämmerliche Verhältnisse durchlaufen haben, und wenn es zum höchsten Schicksal eines Dichters gehört, das reinste Glück oder reine Menschen in vorbildlicher Vollendung zu gestalten, so zählt Balzac nicht zu den Schöpfern, denen es gegeben ist, alle Lebensmöglichkeiten rein zu erfassen und darzustellen. Aber der Moralist, der in Vorworten und Abhandlungen den Ton der großen Prediger vernehmen läßt, mag noch so hohe Ansichten über das Wesen der Tugend äußern: als Künstler hat er seine größte, ausschweifendste Freude an der Schöpfung jener Menschen, deren Wille, es zu etwas in dieser Welt der Schufte und der Narren zu bringen, durch kein Gewissen gehemmt wird. Nur Menschen, die auch den Mut haben, mit der bürgerlichen Welt in Konflikt zu leben, tragen die Möglichkeit wirklicher Kraftentfaltung in sich: in dieser Auffassung der Energie begegnet Balzac sich mit dem Italiomanen Stendhal, und auch diese Kunstanschauung — denn auf eine solche läuft diese Vorliebe hinaus — ist durch und durch romantisch. Allein sie ist auch ein unvergleichliches Mittel, um künstlerische Wirkungen zu erzielen: denn schön ist alles, was ein Wesen zu voller Entfaltung bringt, mag es auch dabei zugrunde gehen oder wie ein Unwetter über die Schicksale der andern hinweggehen! Wie man sich aber zu einer solchen Weltanschauung stelle, hängt von der Gemütsstimmung des einzelnen ab: sie ist letzten Endes doch ästhetischer Natur, und nicht allen ist es gegeben, oder erlaubt, in dieser Welt der Erscheinungen nur einen Versuch zu sehen, die Schönheit in tausend und Millionen Gestalten zu offenbaren.

Balzac zeigt, als Künstler und Gestalter, nur die Wunden, aber nicht das Heilmittel: denn die beiden Mächte Thron und Altar, die er anzurufen pflegt, wenn der Moralist in ihm er-

wacht und mit Grauen in die Abgründe der Welt blickt, spielen niemals eine Rolle bei der Entfaltung seiner Charaktere, und im Grunde ist jenes bekannte Wort aus hohem Munde: Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben! auch hier nur die Forderung eines Spießers, der um seine Renten bangt. Ja, man könnte Balzacs Weltanschauung eine Handelsweltanschauung nennen: die Konkurrenz treibt diese Menschen vorwärts, in die Höhe oder in die Tiefe, und kein point d'honneur oder eine christlich gefärbte Philosophie bringt sie davon ab, ihren Ichwahn auszuleben. Nur freien Naturen ist es vergönnt, in allem Übel bloß ein zeitlich Bedingtes zu sehen und das Urbild ihres Menschen in die reine Höhe der Dichtung zu retten, wo alle Geschöpfe der Phantasie Platz haben, vorausgesetzt, daß sie nicht als wesenlose, leere Schatten, sondern voll vom Blute des Lebens daherkommen.

Und noch eines fällt beim Lesen der „Menschlichen Komödie" auf: der Künstler, der seine höchste Meisterschaft bei der Darstellung ausgesprochener Monomanen entfaltet, nimmt jede Leidenschaft als gleichwertig. Der Geiz oder die Wollust bieten keine geringere Gelegenheit, ein Schicksal zu schildern, als die Liebe: diese ist bei Balzac nicht, wie in den meisten modernen Romanen, die Meisterin oder Beglückerin der Seelen, sondern nur einer der vielen Triebe, die den Menschen vorwärts jagen. Wenn auch seiner Weltanschauung der Schillersche Vers „Durch Hunger und durch Liebe erhält sich das Getriebe" zugrunde liegt, so weiß er doch, daß in einer Gesellschaft, wo nur der Arbeiter oder der Besitzer von Werten etwas gilt, der Liebende oder gar der Liebeskünstler nicht der Romanheld par excellence bleiben kann. Der eigentliche Don Juan ist ohnehin stets die Frucht aristokratischer Kulturen: nur Leute, die nichts zu tun haben, können in der Liebe den alleinigen Lebenszweck, nur Müßiggänger können in dem Weibe eine Gelegenheit sehen, ihr Ich zu genießen und damit der flüchtigen Stunde Inhalt zu geben.

Balzac war zeit seines Lebens ein großer Frauenverehrer, und einzelne Werke der „Menschlichen Komödie" verströmen zuweilen

einen Duft des Ewig-Weiblichen, der vielen männlichen Naturen nicht behagen mag. Er ist der Schöpfer und Verherrlicher der Frau von dreißig Jahren, das heißt eines Typus, wie er nur in einer alten Kultur erblühen kann, wo man die Mädchen in klösterlicher Abgeschlossenheit erzieht und erst der Frau gestattet, die Liebe als Leidenschaft, als Wagnis, als Vollenderin eigenen Wesens kennen zu lernen. Balzac versteht es zwar, das Erwachen der ersten Neigung in jungen Mädchenherzen vortrefflich zu schildern: ich erinnere an Eugenie Grandet und Ursula Mirouet; aber seine Vorliebe als Mensch und Dichter gilt, wie wir aus seinen Briefen an Frau Hanska wissen, der voll erblühten Frau, aus deren Seele das Schicksal ein Instrument gemacht hat, das nur der Meisterhand des Liebenden harrt, um alle Töne des Lebens von sich zu geben. Der Sinnenmensch Balzac wäre unfähig gewesen, eine der Frauengestalten Shakespeares oder Goethes zu schaffen: er kennt das stumme Elend des schönen Geschlechts zu genau, um nicht Dinge zu wagen und zu sagen, die einen Kenner aller physiologischen Heimlichkeiten des Weibes verraten. Seine Weltdamen sind mit der Hand eines Meisters umrissen, der weiß, daß aller Reiz und alle Verführung der Frau, in welcher er ein naturgebundenes Wesen sehen muß, ihre Entfaltung nur in den Schranken einer Gesellschaft erleben, wo die Liebe zwar herrscht, aber nicht regiert. In der Tatsache, daß die Frauen sich in diesen Gestalten selbst erkannten, liegt indessen noch kein Beweis für ihre Richtigkeit: denn die Frau ist und bleibt, in jedem Sinne, ein Geschöpf des Mannes; aber die Auffassung der Liebe ist bei Balzac eines ernsten Philosophen würdig, mag er auch, um sein Wissen um das Geheimste anzudeuten, zuweilen lüstern mit den Augen zwinkern und in seiner Auffassung der Kurtisane Halbromantiker bleiben, so daß wir bei Betrachtung der Gestalt der Esther in „Splendeurs et Misères des Courtisanes" an den Hugoschen Vers erinnert werden: „L'amour lui a refait une virginité." Allein die Gestalt der Valerie Marneffe erhärtet auch seine Beobachtung, daß die

Dirne durch ihr Gewerbe zum Unbewußtsein ihres Tuns komme. Im Grunde neigt der Physiolog Balzac zur Ansicht, daß die Tugend der Frauen eine Sache des Temperaments sei. Man mag diese Ansicht gallisch nennen; aber sie hindert den Soziologen nicht, in dem Weibe, als dem Geschöpf der Liebe, die Erhalterin oder Verderberin der Gesellschaft zu sehen, deren Mütter in ihren Söhnen weiterleben und das Schicksal unserer christlichen Kultur bestimmen.

Balzac ist der größte Romanschriftsteller, den Frankreich hervorgebracht hat; ja, man kann ihn, in gewisser Hinsicht, den Schöpfer des modernen Romans nennen, dessen Einfluß selbst auf die Geschichtschreibung und die Entwicklung des modernen Theaters nachweisbar ist. Daß nicht er, sondern George Sand auf unsere Jungdeutschen wirkte, ist nicht sehr ehrenvoll für die Macher, die so lange von der Emanzipation des Fleisches lebten und dann in irgendeinem Hoftheater oder einer Zeitung unterkrochen. Tolstoi ist ohne Stendhal und Balzac nicht denkbar, und so kann man, auf dem Umweg über Rußland, auch von einer indirekten Beeinflussung der neueren deutschen Romandichter durch Balzac sprechen.

Und nun sei es mir gestattet, noch einmal auf das Idealbild der Balzacschen Phantasie, auf den Welteroberer Napoleon, zurückzukommen. Wer auf seine Zeitgenossen wirken will, darf nicht den Wahn hegen, es genüge, ihnen als Erkenner das edelste Leben und seine Wege zu zeigen: er muß, auch wenn er sich als Dichter fühlt — und auch der Phantasiemensch Napoleon war, als spätgeborener Bruder Dantes und Michelangelos, ein Stück Dichter —, auf die Interessen des begehrlichen Tieres Mensch, auf seine Leidenschaften und Triebe Rücksicht nehmen. Wer in dem Dichter nur den Vertreter der Schönheit auf Erden erblickt, mag von ihm erwarten, daß er, in seiner Dachstube oder in ländlicher Stille, auf die geheimen Regungen seines Herzens oder der Natur lausche und all die Laute, die noch keinen Deuter gefunden haben, in seine Verse fange, um dem reinsten

Leben der Zeit Ausdruck und Dauer zu verleihen. Aber Balzac war zu anderm berufen, und nun gewahren wir ein seltenes Schauspiel: sein Werk spiegelt die Gesellschaft wider — car la littérature est l'expression de la société —; aber indem er die Triebe und Leidenschaften, denen diese Gesellschaft ihre Form, ja, ihr Dasein verdankt, übertreibt, wird er zum Propheten, in dessen Werken sich die Zukunft spiegelt: seine Typen sind „prophetische Typen"[1], und die Gesellschaft, die sie hervorbringt, besteht, in ihrer Weiterentwicklung, den Einfluß dieser dichterischen Gestalten, — sie ahmt sie nach, und der Dichter wird so, ohne es zu wollen, zum Bildner eines ganzen Geschlechts. Die Zeitgenossen Balzacs mochten mit einigem Rechte von Übertreibung sprechen, wenn sie die prachtvollen oder scheußlichen Raubtiere, wie sie der Anbeter aller Kraft vorführte, mit den Menschen ihrer Umgebung verglichen; aber schon die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs legt den Gedanken nahe, daß es dem Seher gelungen war, die Wirkungen der Geldgier in zeitlosen Typen zu zeigen: wir sehen, wie eine Kunstform schöpferischen Einfluß gewinnt, und selbst der Historiker muß zugeben, daß Balzac als Epiker seiner Rasse schafft, wenn er die Urbilder Napoleons III., Gambettas und anderer Streber in ein gärendes Leben stellt. Nur der Wille kann auf den Willen wirken, und wenn Willensmenschen, die nach allen Genüssen hungern, nach Vorbildern suchen, so halten sie sich sicherlich nur an nahverwandte Naturen: daher rührt die Begeisterung der Jugend und erfahrener Weltmenschen für Balzac, während reine Künstlernaturen, wie Flaubert, von seiner Darstellung abgestoßen wurden, weil er es nicht verstand, seine Gesichte in klassisch reiner Form hinzustellen. Balzacs Menschen aber sind alle reine Ichmenschen, und in einer Welt, wo das Ich nur sich hat, um sich durchzusetzen, wirkt nur die rücksichtsloseste Schilderung des Egoismus mit verführerischer Macht.

[1] Der Ausdruck stammt von Ferdinand Brunetière.

Die „Menschliche Komödie" ist in mancher Hinsicht ein ganz einziges Monument in der gesamten Weltliteratur: die schöpferische Fähigkeit, die wir durch sie beobachten und verfolgen können, ist so groß, daß man, im Hinblick auf das Ganze, alle Schwächen der einzelnen Werke vergißt. Um Balzacs Bedeutung zu ermessen, darf man nur die Romane der Naturalisten zum Vergleich heranziehen: auch diese leisten in der Schilderung des Lasters und des Waltens niedriger Instinkte in einer polemischen Welt ihr Bestes; allein kein einziger besitzt den philosophischen Tiefblick ihres Ahnherrn, der niemals an Einzelheiten haften bleibt, sondern das ungeheure schicksalsmäßige Verwobensein aller Dinge und Menschen keinen Augenblick vergißt und als Organisator im Sinne Napoleons sein Werk aufbaut. Die „Menschliche Komödie" ist eine Zeit und eine Welt, ein Kosmos und ein Chaos, die durch den Weltkrieg und die deutsche Revolution auch für uns erhöhte Bedeutung gewonnen haben, und auch der Verwöhnteste, dem ihre Mängel stets gewärtig sind, wird immer wieder zu staunender Bewunderung gezwungen, wenn er sieht, wie ein Menschenschöpfer aus den Zügen der Zeit das Ewige heraushebt und seine Natur offenbart. Die Form ist viel, weil sie abschließt und uns mit der Vergangenheit auf die edelste Weise verknüpft; doch die schöpferische Kraft ist mehr, weil sie nicht nur die Form mit göttlichem Gehalt erfüllen, sondern auch Formen schaffen kann, wie das Leben selbst, das im Wirken und Zerbrechen seiner Gebilde das gleiche Wesen offenbart.

Balzacs Vorrede
zur Menschlichen Komödie

*

Wenn ich einem Werk, das vor nun bald dreizehn Jahren begonnen wurde, den Titel der „Menschlichen Komödie" gebe, so wird es nötig sein, daß ich seine Idee angebe, von seiner Entstehung berichte und in Kürze seinen Plan auseinandersetze; und zwar muß ich versuchen, von diesen Dingen zu sprechen, als sei ich an ihnen ganz unbeteiligt. Das ist nicht so schwierig, wie der Leser vielleicht glaubt. Ein Werk, auf das wenig Arbeit verwandt wurde, leistet oft der Eitelkeit Vorschub, andauernde Arbeit aber macht unendlich bescheiden. Diese Beobachtung erklärt die Durchprüfung, der Corneille, Molière und andere große Autoren ihre Werke unterzogen: wenn es unmöglich ist, ihnen in ihren schönen Eingebungen gleichzukommen, so kann man sich wenigstens in dieser Empfindung mit ihnen berühren.

Die erste Idee der „Menschlichen Komödie" tauchte mir wie ein Traum auf, wie einer jener ungeheuren Pläne, denen man liebevoll nachhängt und die man entfliegen läßt, wie eine Schimäre, die lächelt, die ihr Frauengesicht zeigt, und die alsbald ihre Flügel entfaltet, um in einen phantastischen Himmel zurückzukehren. Aber die Schimäre wandelt sich wie viele Schimären zur Wirklichkeit; sie übt eine Herrschaft und eine Tyrannei aus, der man gehorchen muß. Die vorliegende Idee entsprang einem Vergleich zwischen dem Menschlichen und dem Tierischen.

Es wäre ein Irrtum, wollte man glauben, der große Streit, der sich vor einiger Zeit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire entspann, habe auf einer neuen wissenschaftlichen Entdeckung beruht. Der Gedanke der „Einheit in der Vielheit" hatte unter anderen Namen schon die größten Geister der beiden vorhergehenden Jahrhunderte beschäftigt. Wenn man die so außerordentlichen Werke der mystischen Schriftsteller durchliest, die sich mit den Wissenschaften in ihren Beziehungen zum Unendlichen befassen, wie etwa Swedenborg, Saint-Martin und andere, und ferner die Schriften der großen naturwissenschaftlichen Genies, wie die eines Leibniz, eines Buffon, eines Charles Bonnet usw., so findet man in den Monaden des Leibniz, in

den organischen Molekülen Buffons, in der vegetativen Kraft Needhams, in der „Einschachtelung" der ähnlichen Teile bei Charles Bonnet, der kühn genug war, schon 1760 zu schreiben: „Das Tier vegetiert wie die Pflanze": dort, sage ich, findet man die Keime des schönen Gesetzes vom Selbst an und für sich, auf dem die „Einheit in der Vielheit" beruht. Es gibt nur ein Tier. Der Schöpfer hat sich für alle organischen Wesen nur eines einzigen Musters bedient. Das Tier ist ein Grundwesen, das seine äußere Gestalt oder, genauer, die Unterschiede seiner Gestalt in den Umgebungen annimmt, in denen es sich zu entwickeln berufen wird. Aus diesen Unterschieden ergeben sich die zoologischen Arten. Dieses System, das übrigens mit unseren Begriffen von der göttlichen Macht im Einklang steht, verkündet und vertreten zu haben, wird ewig ein Ehrentitel Geoffroy Saint-Hilaires bleiben, der in dieser Streitfrage der Wissenschaft über Cuvier siegte und dessen Triumph durch den letzten Aufsatz begrüßt wurde, den der große Goethe schrieb.

Da ich von diesem System durchdrungen war, längst ehe es zu all den Streitigkeiten Anlaß gab, so erkannte ich, daß die Gesellschaft in dieser Hinsicht der Natur glich. Macht nicht auch die Gesellschaft aus dem Menschen je nach den Umgebungen, in denen sein Handeln sich entfaltet, ebenso viele verschiedene Menschen, wie es in der Zoologie Variationen gibt? Die Unterschiede zwischen einem Soldaten, einem Arbeiter, einem Verwaltungsbeamten, einem Advokaten, einem Müßiggänger, einem Gelehrten, einem Staatsmann, einem Kaufmann, einem Seemann, einem Dichter, einem Bettler und einem Priester sind, wenn auch schwieriger zu definieren, so doch nicht minder beträchtlich als jene, die den Wolf, den Löwen, den Esel, die Krähe, den Hai, die Meerkuh, das Schaf und andere unterscheiden. Es hat also ewig soziale Gattungen gegeben und wird ihrer ewig geben, wie es zoologische Gattungen gibt. Wenn Buffon ein prachtvolles Werk schrieb, als er versuchte, das Gesamtbild der Zoologie in einem Buche darzustellen, war da nicht auch ein gleiches

Werk über die Gesellschaft zu schaffen? Aber die Natur hat den tierischen Variationen Grenzen gesetzt, in denen sich die Gesellschaft nicht halten sollte. Wenn Buffon den Löwen geschildert hatte, so war er mit der Löwin nach ein paar Sätzen fertig; in der Gesellschaft dagegen zeigt sich die Frau nicht immer als das Weibchen des Männchens. Es können in einer Ehegemeinschaft zwei gründlich verschiedene Wesen zusammenleben. Die Frau eines Händlers verdient bisweilen die eines Fürsten zu sein; und oft ist die eines Fürsten nicht so viel wert wie die eines Künstlers. Die soziale Stellung ist Zufällen unterworfen, wie die Natur sie sich nicht erlaubt, denn sie ergibt sich aus der Natur plus der Gesellschaft. Die Schilderung der sozialen Arten umfaßte also zum mindesten das Doppelte der tierischen Arten, wenn man nämlich auch nur auf die beiden Geschlechter Rücksicht nahm. Schließlich spielen sich zwischen den Tieren wenig Dramen ab; nie gerät Verwirrung unter sie; sie stellen sich gegenseitig nach, das ist alles. Auch die Menschen stellen sich freilich gegenseitig nach, aber ihre mehr oder minder große Intelligenz macht den Kampf ganz bedeutend komplizierter. Wenn einige Gelehrte immer noch nicht zugeben, daß das Tierische in einem ungeheuren Lebensstrom hinüberspielt ins Menschliche, so steht es fest, daß der Krämer manchmal Pair von Frankreich wird, während der Adlige zuweilen in die letzte soziale Reihe zurücksinkt. Dann fand Buffon das Leben bei den Tieren äußerst einfach. Das Tier hat nur wenig Mobiliar, es kennt keine Künste und Wissenschaften; der Mensch dagegen strebt auf Grund eines noch zu erforschenden Gesetzes danach, seinen Sitten, seinem Denken und seinem Leben in all dem Ausdruck zu verschaffen, was er seinen Bedürfnissen anpaßt. Wenn auch Leuwenhoek, Swammerdam, Spalanzani, Réaumur, Charles Bonnet, Müller, Haller und andere geduldige Zoographen nachgewiesen haben, wie interessant die Sitten der Tiere sind, so bleiben doch die Gewohnheiten eines jeden einzelnen Tieres, wenigstens in unseren Augen, stets sich selber gleich, während die Gewohnheiten, die Kleidung,

die Worte, die Wohnsitze eines Fürsten, eines Bankiers, eines Bürgers, eines Priesters und eines Bettlers völlig verschieden sind und sich je nach der Zivilisation wandeln müssen.

Daher mußte das Werk, das zu schaffen war, eine dreifache Gestalt haben: je nach den Männern, den Frauen und den Dingen, d. h. den Menschen und der äußeren Form, die sie ihrem Denken geben; kurz, nach dem Menschen und dem Leben.

Wer hat nicht bemerkt, wenn er den trockenen und abstoßenden Wortschatz der sogenannten historischen Berichte las, daß die Geschichtsschreiber zu allen Zeiten, in Ägypten wie in Persien, in Griechenland wie in Rom, vergessen haben, uns die Geschichte der Sitten zu geben? Das Fragment des Petron über das Privatleben der Römer reizt unsere Neugier mehr, als daß es sie befriedigt. Als der Abbé Barthélemy bemerkt hatte, welche ungeheure Lücke hier auf dem Felde der Geschichte klaffte, widmete er sein ganzes Leben dem Wiederaufbau der griechischen Sitten in seinem „Anacharsis".

Aber wie sollte man das Drama mit drei- bis viertausend handelnden Personen, wie eine Gesellschaft es darstellt, interessant machen? Wie sollte man zugleich dem Dichter, dem Philosophen und der Masse gefallen, die die Poesie und die Philosophie unter packenden Bildern verlangt? Waren mir die Bedeutung und die Poesie einer solchen Geschichte des menschlichen Herzens klar, so sah ich kein Mittel, sie auszuführen; denn bis auf unsere Zeit hatten die berühmtesten Erzähler ihr ganzes Talent darauf verwandt, eine oder zwei typische Gestalten zu schaffen, eine Seite des Lebens darzustellen. Mit diesem Gedanken las ich die Werke Walter Scotts. Walter Scott, dieser moderne „Finder" (Troubadour), verlieh einer Dichtungsgattung, die man zu Unrecht zweitrangig nennt, etwas Riesenhaftes. Ist es nicht in Wahrheit schwieriger, mit der Wirklichkeit durch Schöpfungen zu wetteifern, wie es Daphnis und Chloe, Roland, Amadis, Panurg, Don Quixote, Manon Lescaut, Clarisse, Lovelace, Robinson Crusoe, Gil Blas, Ossian, Julie d'Etanges, Mein Onkel Tobias,

Werther, René, Corinna, Adolphe, Paul und Virginie, Jeane Dean, Claverhouse, Ivanhoe, Manfred und Mignon sind, als Tatsachen aufzureihen, die bei fast allen Nationen die gleichen bleiben, nach dem Geist verschollener Gesetze zu forschen, Theorien aufzustellen, die die Völker in die Irre führen, oder wie gewisse Metaphysiker zu erklären, was ist? Zunächst leben all jene handelnden Personen, deren Dasein dauernder, verbürgter wird als das der Generationen, in deren Mitte man sie geboren werden läßt, nur unter der Bedingung, daß sie ein großes Gemälde der Gegenwart sind. Sie sind dem innersten Wesen ihres Jahrhunderts abgelauscht, und also regt sich unter ihrer Hülle das ganze menschliche Herz; es versteckt sich in ihnen oft eine ganze Philosophie. Walter Scott erhob also den Roman zu dem philosophischen Wert der Geschichte; jene Literaturgattung, die von Jahrhundert zu Jahrhundert unsterbliche Diamanten einfügt in die Krone der Dichtung jener Länder, in denen die schönen Künste gepflegt werden. Er führte den Geist der alten Zeiten ein; er vereinigte in ihr das Drama, den Dialog, das Porträt, die Landschaft und die Schilderung; er wies dem Wunderbaren und dem Wahren seine Stellung an, jenen Elementen der Epik, und bei ihm berührte sich die Poesie mit der Vertraulichkeit der niedrigsten Sprache. Aber da er weniger ein System ersonnen, als vielmehr im Feuer der Arbeit oder durch die Logik der Arbeit seine Manier gefunden hatte, so war ihm nie der Gedanke gekommen, seine Dichtungen miteinander zu verknüpfen, so daß durch die Nebeneinanderordnung eine vollständige Geschichte entstand, deren jedes Kapitel ein Roman war und jeder Roman eine Zeitgeschichte. Als ich diesen Mangel der Bindung erkannte, der übrigens die Größe des Schotten nicht schmälert, sah ich zugleich das System, das der Ausführung meines Werkes günstig war, und die Möglichkeit, es auszuführen. Wenn ich auch sozusagen geblendet war durch die überraschende Fruchtbarkeit Walter Scotts, der sich stets gleich und stets originell bleibt, so verzweifelte ich doch nicht, denn ich fand die Wurzel dieses Talentes

in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Menschennatur. Der Zufall ist der größte Romandichter der Welt: um fruchtbar zu werden, braucht man nur zu studieren. Die französische Gesellschaft sollte der Historiker sein, ich nur ihr Sekretär. Wenn ich die Inventur der Laster und Tugenden aufnahm, wenn ich die hauptsächlichsten Daten der Leidenschaften sammelte, wenn ich die Charaktere schilderte, wenn ich die wichtigsten Ereignisse des sozialen Lebens auswählte, wenn ich durch die Vereinigung der Züge vieler gleichartiger Charaktere Typen schuf, so konnte es mir vielleicht gelingen, die von so vielen Historikern übersehene Geschichte zu schreiben: die der Sitten. Mit viel Geduld und großem Mut konnte ich über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts jenes Buch zustande bringen, nach dem wir alle uns sehnen, das uns Rom, Athen, Tyrus, Memphis, Persien und Indien unglücklicherweise über ihre Zivilisationen nicht hinterlassen haben, und das nach dem Beispiel des Abbé Barthélemy der mutige und geduldige Monteil für das Mittelalter zu schreiben unternahm, jedoch in wenig anlockender Form.

Aber diese Arbeit war noch nichts. Der Schriftsteller, der sich an eine solche genaue Wiedergabe hielt, konnte ein mehr oder minder treuer, mehr oder minder glücklicher, geduldiger oder mutiger Schilderer der menschlichen Typen, ein Erzähler der Dramen des Alltagslebens, ein Archäolog des sozialen Apparates, ein Namengeber für die Berufe und ein Registrator des Guten und Bösen werden; um mir aber das Lob zu verdienen, nach dem jeder Künstler streben soll, mußte ich da nicht die Ursachen oder die Ursache für all diese sozialen Wirkungen studieren? Mußte ich nicht den verborgenen Sinn in dieser ungeheuren Häufung von Gestalten, Leidenschaften und Ereignissen erhaschen? Und wenn ich diese Ursache, diese treibende Kraft in der Gesellschaft, gesucht (ich sage nicht: gefunden) hatte, mußte ich da nicht über die natürlichen Prinzipien nachgrübeln und erforschen, worin sich die Gesellschaften von der ewigen Regel, vom Wahren und Schönen entfernen oder sich ihnen nähern?

Trotz der Ausdehnung der Prämissen, die für sich allein schon ein Werk sein konnten, verlangte das Ganze, um ein Ganzes zu werden, einen Schluß. So geschildert, mußte die Gesellschaft den Sinn ihrer Bewegung in sich selber tragen.

Das Gesetz des Schriftstellers, das, was ihn zu einem solchen werden läßt, ja, ich scheue mich nicht zu sagen, was ihn dem Staatsmann gleich, wenn nicht gar überlegen macht, das ist eine irgendwie über alle menschlichen Dinge gefällte Entscheidung, eine absolute Hingabe an Prinzipien. Machiavelli, Hobbes, Bossuet, Leibniz, Kant, Montesquieu sind die Wissenschaft, die die Staatsmänner anwenden. „Ein Schriftsteller muß in der Moral und in der Politik feste Anschauungen haben, er muß sich als einen Erzieher der Menschen betrachten; denn um zu zweifeln, bedürfen die Menschen keiner Lehrer", sagt Bonald. Ich habe mir diese großen Worte, die so gut das Gesetz des monarchischen Schriftstellers sind wie das des demokratischen, früh zur Richtschnur genommen. Und wenn man mich also mir selber entgegenhalten will, so wird es sich finden, daß man irgendeine Ironie falsch gedeutet hat, oder daß man die Worte einer meiner Gestalten unsinnigerweise wider mich wendet: ein Verfahren, das den Verleumdern geläufig ist. Was den verborgenen Sinn, die Seele dieses Werkes angeht, so mögen diese Prinzipien, die ihm als Grundlage dienen, hier folgen.

Der Mensch ist weder gut noch böse; er wird mit Instinkten und Anlagen geboren; die Gesellschaft verdirbt ihn keineswegs, wie Rousseau es behauptet hat, sie vervollkommnet ihn, sie macht ihn besser; aber das Interesse entwickelt auch seine schlimmen Neigungen. Das Christentum, und besonders der Katholizismus, ist als ein vollständiges System der Unterdrückung aller entarteten Neigungen des Menschen, und als solches habe ich ihn im „Landarzt" dargestellt, die größte Kraft der sozialen Ordnung.

Wenn man die Schilderung der Gesellschaft, die gewissermaßen nach dem lebenden Körper mit all seinen Vorzügen und Schwächen abgegossen wurde, aufmerksam durchliest, so ergibt

sich diese Lehre, daß der Gedanke oder die Leidenschaft, die Denken und Empfinden umschließt, wenn sie das bauende Element der Gesellschaft darstellt, doch auch zugleich ihr zerstörendes Element ist. Darin gleicht das soziale Leben dem menschlichen Leben. Man kann den Völkern nur dadurch ein langes Leben geben, daß man ihre Lebenstätigkeit dämpft. Die Aufklärung oder, besser, die Erziehung durch religiöse Körperschaften ist also für die Völker das große Daseinsprinzip, das einzige Mittel, in der ganzen Gesellschaft die Summe des Bösen zu verringern und die Summe des Guten zu mehren. Das Denken, der Ursprung des Guten und Bösen, kann nur durch die Religion vorbereitet, gebändigt, gelenkt werden. Die einzige, mögliche Religion ist das Christentum. (Siehe im „Louis Lambert" den von Paris aus geschriebenen Brief, in dem der junge mystische Philosoph bei Gelegenheit von Swedenborgs Lehre auseinandersetzt, wieso es seit der Entstehung der Welt stets nur eine Religion gegeben hat.) Das Christentum hat die modernen Völker erschaffen, es wird sie auch erhalten. Daher zweifellos die Notwendigkeit des monarchischen Prinzips. Der Katholizismus und das Königtum sind Zwillingsprinzipien. Was die Grenzen angeht, in denen diese beiden Prinzipien durch Gesetze einzuschließen sind, damit sie sich nicht bis ins Absolute entwickeln können, so wird ein jeder spüren, daß ein so gedrängtes Vorwort, wie dieses es sein muß, nicht zu einem politischen Traktat werden darf. Daher kann ich mich auch nicht auf die religiösen und politischen Streitfragen des Augenblicks einlassen. Ich schreibe beim Licht zweier ewiger Wahrheiten: der Religion und der Monarchie, zweier Notwendigkeiten, die die zeitgenössischen Ereignisse verkünden und zu denen jeder verständige Schriftsteller unser Land zurückzuführen versuchen muß. Ohne ein Gegner der Wahl zu sein (sie ist ein ausgezeichnetes Prinzip der Gesetzgebung), weise ich die Wahl als einziges soziales Hilfsmittel zurück, zumal wenn sie so schlecht organisiert ist wie heute, da sie imponierende Minoritäten, an deren Gedanken und Interessen eine monarchische Regierung denken würde, überhaupt nicht

vertritt. Die Wahl gibt uns, wenn sie auf alles ausgedehnt wird, die Regierung durch die Massen, die einzige, die nie verantwortlich ist und deren Tyrannei keine Grenzen kennt, denn sie nennt sich „das Gesetz". Deshalb erscheint mir auch die Familie, nicht das Einzelwesen, als wahres Element der Gesellschaft. In dieser Hinsicht trete ich auf die Gefahr hin, als rückschrittlerischer Geist zu gelten, auf die Seite Bossuets und Bonalds, statt mich den modernen Neuerern anzuschließen. Da die Wahl zum einzigen Werkzeug der Gesellschaft geworden ist, so dürfte man, wenn ich selbst meine Zuflucht zu ihr nähme, daraus nicht auf den geringsten Widerspruch zwischen meinen Worten und meinen Handlungen schließen. Ein Ingenieur warnt davor, daß die und die Brücke einzustürzen droht, daß es gefährlich ist, sie zu benutzen, und er geht doch selbst hinüber, wenn sie die einzige Straße ist, auf der man in die Stadt kommt. Napoleon hatte die Wahl dem Geist unseres Landes trefflich angepaßt. Daher waren denn auch die geringsten Abgeordneten seiner Gesetzgebenden Körperschaft noch die berühmtesten Redner der Kammern unter der Restauration. Keine Kammer war so viel wert wie die Gesetzgebende Körperschaft, wenn man sie Mann für Mann verglich. Das Wahlsystem des Kaiserreichs ist also unstreitig das bessere.

Manche werden diese Erklärung hoffärtig und ruhmredig finden. Man wird mit dem Romandichter Zank suchen, weil er Geschichtsschreiber sein will; man wird ihn zur Rede stellen über seine Politik. Ich komme hier einer Verpflichtung nach, das ist meine ganze Antwort. Das Werk, das ich unternommen habe, wird so lang wie eine Weltgeschichte, und ich war seinen noch verborgenen Sinn, seine Prinzipien und seine Moral schuldig.

Ich muß notwendigerweise jene Vorreden streichen, die geschrieben wurden, um wesentlich vergänglichen Kritiken zu entgegnen, und ich will aus ihnen nur eine Anmerkung erhalten.

Die Schriftsteller, die ein Ziel haben, und wäre es die Rückkehr zu den Prinzipien, die sich eben deshalb schon in der Vergangenheit finden, weil sie ewig sind, müssen stets erst das

Gelände säubern. Wer nun seinen Stein für das Gebiet des Denkens herbeiträgt, wer einen Mißbrauch kennzeichnet, wer das Schlimme mit einem Merkmal versieht, damit es ausgemerzt werde, der gilt stets als unmoralisch. Der Vorwurf der Unmoralität, der keinem mutigen Schriftsteller je erspart blieb, ist übrigens der letzte, der noch übrigbleibt, wenn man einem Dichter nichts mehr zu sagen hat. Wenn er in seinen Schilderungen wahr ist, wenn er vermöge täglicher und nächtlicher Arbeit dahin gelangt, daß er die schwerste Sprache der Welt zu schreiben versteht, so wirft man ihm das Wort „unmoralisch" ins Gesicht. Sokrates war unmoralisch, Jesus war unmoralisch; beide wurden im Namen der Gesellschaft, die sie umstürzten oder reformierten, verfolgt. Wenn man jemanden töten will, so beschuldigt man ihn der Unmoral. Dieses den Parteien vertraute Verfahren ist eine Schmach für die, die es anwenden. Luther und Calvin wußten genau, was sie taten, als sie sich der Verletzung materieller Interessen wie eines Schildes bedienten! Daher haben sie auch ihr Leben zu Ende leben können.

Wenn ich die ganze Gesellschaft kopierte, wenn ich sie in der Unendlichkeit ihrer Gärungen zu fassen suchte, so war es unausbleiblich, daß die eine Dichtung mehr des Bösen als des Guten bot, daß jener andere Teil des Freskos eine schuldbeladene Gruppe darstellte: und die Kritik schreit über Unmoral, ohne auf die Moralität eines dritten Teils aufmerksam zu machen, der bestimmt war, den vollständigen Gegensatz darzustellen. Da die Kritik von dem Gesamtplan nichts wußte, so verzieh ich ihr um so leichter, als man die Kritik so wenig wie das Auge, die Zunge und die Urteilskraft hindern kann, sich zu betätigen. Außerdem ist der Zeitpunkt der Unparteilichkeit für mich noch nicht gekommen. Im übrigen darf ein Autor, der sich nicht darein fügen kann, daß er das Feuer der Kritik wird zu ertragen haben, so wenig schreiben, wie ein Reisender sich auf den Weg machen darf, wenn er auf einen ewig heiteren Himmel zählt. In dieser Hinsicht muß ich nur noch darauf hinweisen, daß die gewissen-

haftesten Moralisten sehr daran zweifeln, ob die Gesellschaft so viele gute Handlungen aufweisen kann wie schlechte; in dem Gemälde aber, das ich entwerfe, finden sich mehr tugendhafte Persönlichkeiten als tadelnswerte. Schmähliche Handlungen, Fehltritte und Verbrechen finden von den leichtesten bis zu den schwersten stets ihre menschliche oder göttliche Strafe, die sie vor aller Welt oder im geheimen ereilt. Ich habe mehr getan als der Historiker, ich bin freier. Cromwell blieb hier auf Erden ohne andere Züchtigung als die, die ihm der Denker auferlegte. Und selbst die ist noch von Schule zu Schule strittig gewesen. Selbst Bossuet hat diesen großen Königsmörder geschont. Der Usurpator Wilhelm von Oranien, Hugo Capet, noch ein Usurpator, sterben hochbetagt, ohne mehr Argwohn oder Besorgnisse durchzumachen als Heinrich IV. und Karl I. Das Leben Katharinas II. und das Ludwigs XIV. würden, einander gegenübergestellt, gegen jede Moral sprechen, wenn man sie nämlich vom Standpunkt jener Moral aus beurteilt, die die Bürger regiert; denn für die Könige und die Staatsmänner gibt es, wie Napoleon gesagt hat, eine große und eine kleine Moral. Die „Szenen aus dem politischen Leben"[1] sind auf diesem schönen Gedanken aufgebaut. Die Geschichte untersteht nicht wie der Roman dem Gesetz des Strebens nach der idealen Schönheit. Die Geschichte ist oder sollte sein wie die Wirklichkeit, während der Roman nach dem Ausspruch der Madame Necker, eines der vornehmsten Geister des letzten Jahrhunderts, „die bessere Welt" sein soll. Aber der Roman wäre ein Nichts, wenn es in dieser erhabenen Lüge nicht die Wahrheit im einzelnen gäbe. Walter Scott war, da er sich den Begriffen eines wesentlich heuchlerischen Landes anpassen mußte, soweit das Menschliche in Betracht kommt, unwahr in der Schilderung der Frau; denn seine Vorbilder waren Schismatiker. Die protestantische Frau hat kein Ideal. Sie kann keusch, rein und tugendhaft sein, aber ihre Liebe, die

[1] Szenen aus dem politischen Leben: „Eine Episode unter der Schreckensherrschaft" und „Eine dunkle Begebenheit".

keine Überschwenglichkeit kennt, wird stets ruhig und geordnet bleiben wie eine erfüllte Pflicht. Es könnte scheinen, als habe die Jungfrau Maria den Sophisten, die sie aus dem Himmel verbannten, sie mitsamt ihren Schätzen des Erbarmens, das Herz kalt gemacht. Im Protestantismus bleibt der Frau nach dem Fehltritt keinerlei Möglichkeit mehr, während in der katholischen Kirche die Hoffnung auf Vergebung sie erst erhaben macht. Deshalb gibt es für den protestantischen Schriftsteller nur eine einzige Frau, während der katholische Schriftsteller in jeder neuen Lage eine neue Frau entdeckt. Wäre Walter Scott Katholik gewesen, hätte er es sich zur Aufgabe gemacht, in aller Wahrheit die verschiedenen Gesellschaften zu schildern, die sich in Schottland gefolgt sind, so hätte vielleicht der Maler Effies und Alices (der beiden Charaktere, die geschildert zu haben er sich in seinen alten Tagen zum Vorwurf machte) die Leidenschaften mit ihren Fehltritten und ihren Strafen und mit den Tugenden, die die Reue ihnen zuweist, anerkannt. Die Leidenschaft umfaßt alles Menschliche. Ohne sie wären die Religion, die Geschichte, der Roman und die Kunst nutzlos.

Manche Leute sind, als sie sahen, wieviel Tatsachen ich anhäufte und genau so schilderte, wie sie sind, nämlich mit der Leidenschaft als Triebfeder, auf den Gedanken gekommen, und zwar sehr zu Unrecht, ich gehörte zu der sensualistischen oder materialistischen Schule, die beide nur zwei Seiten einer und derselben Anschauung bedeuten: des Pantheismus. Aber vielleicht konnte man, mußte man sich täuschen. Ich teile, soweit es sich um Gesellschaften handelt, den Glauben an einen unendlichen Fortschritt nicht; ich glaube an den Fortschritt des Menschen über sich selbst hinaus. Jene, die bei mir die Absicht bemerken wollen, den Menschen als ein fertiges Geschöpf zu betrachten, sind also in einer merkwürdigen Täuschung befangen. Seraphita, die in Handlung umgesetzte Lehre des christlichen Buddha, scheint mir eine genügende Antwort auf diese übrigens ziemlich oberflächliche, anderswo erhobene Beschuldigung.

In gewissen Fragmenten dieses langen Werkes habe ich versucht, die erstaunlichen Tatsachen, ich kann wohl sagen: die Wunder der Elektrizität zu popularisieren, die sich beim Menschen in eine unberechenbare Kraft umsetzen; aber worin stören die Phänomene des Gehirns und der Nerven, die das Dasein einer neuen moralischen Welt beweisen, die gewissen und notwendigen Beziehungen zwischen den Welten und Gott? Wieso würden dadurch die katholischen Dogmen erschüttert? Wenn das Denken eines Tages durch unbestreitbare Tatsachen unter die Fluida eingereiht wird, die sich nur durch ihre Wirkungen offenbaren und deren Wesen sich unseren Sinnen entzieht, wenn sie auch durch noch so viele mechanische Hilfsmittel unterstützt werden, so wird es damit gehen wie mit der Kugelgestalt der Erde, die Kolumbus entdeckte, oder mit ihrer Drehung, die Galilei nachwies. Der tierische Magnetismus, mit dessen Wundern ich mich seit 1820 vertraut gemacht habe, die schönen Forschungen Galls, des Nachfolgers Lavaters, und all derer, die seit fünfzig Jahren das Denken erforschten, wie die Optiker das Licht erforscht haben (und beide Dinge sind ja fast das gleiche), beweisen sowohl für die Mystiker, jene Schüler des Apostels Johannes, wie für alle großen Denker, die die übersinnliche Welt aufgebaut haben, jene Sphäre, in der sich die Beziehungen zwischen dem Menschen und Gott offenbaren.

Wenn man den Sinn dieser Dichtung recht erfaßt, so wird man erkennen, daß ich den ständigen, täglichen, geheimen oder offen zutage liegenden Tatsachen, den Handlungen des individuellen Lebens, ihren Ursachen und ihren Prinzipien die gleiche Bedeutung beilege, die bisher die Historiker den Ereignissen des öffentlichen Lebens der Nationen beigelegt haben. Die unbekannte Schlacht, die in einem Tal der Landschaft l'Indre Frau von Mortsauf der Leidenschaft liefert, ist vielleicht nicht minder groß als die berühmteste der bekannten Schlachten (Die Lilie im Tal). In der einen steht der Ruhm eines Eroberers auf dem Spiel; in der anderen handelt es sich um den Himmel. Das

Unglück der Birotteaus, des Priesters und des Parfumeurs, ist für mich das der Menschheit. Die Fosseuse (im „Landarzt") und Frau Graslin (im „Dorfpfarrer") sind mir fast die ganze Frau. Wir leiden so jeden Tag. Ich habe hundertmal tun müssen, was Richardson nur einmal getan hat. Lovelace hat tausend Gestalten, denn die soziale Verderbtheit nimmt die Farben all der Umgebungen an, in denen sie sich entwickelt. Clarisse dagegen, jenes schöne Bildnis der leidenschaftlichen Tugend, zeigt Linien von verzweifelter Reinheit. Um viele Jungfrauen zu schaffen, muß man ein Raffael sein. Die Literatur ist vielleicht in dieser Hinsicht der Malerei unterlegen.

Es war keine kleine Aufgabe, die zwei- oder dreitausend markanten Gestalten einer Zeit zu schildern; denn diese Summe von Typen enthält schließlich jede Generation, und auch die „Menschliche Komödie" wird sie umfassen. Diese Anzahl von Gestalten, von Charakteren, die Fülle von Existenzen verlangte Rahmen und, man verzeihe mir den Ausdruck, Galerien. Daher die so natürlichen, schon bekannten Einteilungen meines Werkes in Szenen aus dem Privatleben, aus dem Provinzleben, aus dem Pariser Leben, aus dem Leben der Politik, aus dem Soldatenleben und dem Landleben. In diese sechs Bücher sind all die Sittenstudien verteilt, die die allgemeine Geschichte der Gesellschaft bilden, die Sammlung aller „facta und gesta", wie unsere Vorfahren gesagt hätten. Diese sechs Bücher entsprechen übrigens allgemeinen Ideen. Ein jedes hat seinen Sinn und seine Bedeutung, und es gestaltet eine Epoche des menschlichen Lebens. Ich will hier wiederholen, wenn auch in aller Kürze, was Felix Davin, ein junges Talent, das den schönen Künsten durch einen vorzeitigen Tod entrissen wurde, schrieb, nachdem er sich über meinen Plan erkundigt hatte. Die Szenen aus dem Privatleben geben die Kindheit und die Jugend mit ihren Fehltritten, wie die Szenen aus dem Provinzleben das Alter der Leidenschaften, der Berechnungen, der Interessen und des Ehrgeizes geben. Die Szenen aus dem Pariser Leben endlich zeigen das Gemälde der

Neigungen, der Laster und all der Zügellosigkeiten, wie sie die den Hauptstädten eigenen Sitten entwickeln, denn dort begegnen sich der Gipfel des Guten und der Gipfel des Bösen. Jeder dieser drei Teile hat seine Lokalfarbe: Paris und die Provinz, dieser soziale Gegensatz hat ihre ungeheuren Hilfsquellen erschlossen. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Hauptereignisse des Lebens formulieren sich nach Typen. Es gibt Situationen, die in allen Existenzen wiederkehren, typische Entwicklungsphasen; und darin genau zu sein, gehört zu meinen am emsigsten erstrebten Zielen. Ich habe auch versucht, von den verschiedenen Gegenden unseres schönen Landes einen Begriff zu geben. Mein Werk hat seine Geographie, wie es seine Genealogie und seine Familien hat, seine Orte und seine Dinge, seine Personen und seine Tatsachen; wie es auch seine Heraldik besitzt, seine Adligen und seine Bürger, seine Handwerker und seine Bauern, seine Politiker und seine Dandys und sein Heer, kurz, seine Welt.

Nachdem ich in diesen drei Büchern das soziale Leben geschildert hatte, blieb mir noch übrig, die Ausnahmeexistenzen zu zeigen, die die Interessen mehrerer oder aller zusammenfassen, und die gewissermaßen außerhalb des allgemeinen Gesetzes stehen: daher die Szenen aus dem Leben der Politik. Und als dieses ungeheure Gemälde der Gesellschaft vollendet und beendigt war, mußte ich sie da nicht in ihrem gewalttätigsten Stande zeigen, wie sie aus sich heraustritt, sei es, um sich zu verteidigen, sei es, um zu erobern? Daher die Szenen aus dem Soldatenleben, der noch am wenigsten vollendete Teil meines Werkes, für den jedoch in dieser Ausgabe Platz gelassen wird, damit ich ihn einordnen kann, wenn er beendet ist. Schließlich sind gewissermaßen die Szenen aus dem Landleben der Abend dieses langen Tagewerks, wenn ich das soziale Drama so nennen darf. In diesem Buch finden sich die reinsten Charaktere und die Nutzanwendung der großen Prinzipien der Ordnung, der Politik und der Moral.

Das ist das Fundament voller Gestalten, voller Komödien und Tragödien, auf dem sich die Philosophischen Studien auf-

bauen, der zweite Teil des Werkes, in dem das soziale Werkzeug aller Wirkungen nachgewiesen wird, in dem, Empfindung für Empfindung, die Verheerungen des Denkens geschildert sind, und dessen erster Band, „Das Chagrinleder", die Sittenstudien gewissermaßen mit den Philosophischen Studien verbindet, und zwar durch das Bindeglied einer fast orientalischen Phantasie, die das Leben selber im Kampf mit der Begierde zeigt, einem Kampf, der das Prinzip jeder Leidenschaft ist.

Uber ihnen sollen die Analytischen Studien stehen, von denen ich nichts sagen will, da erst eine einzige veröffentlicht worden ist: Die Physiologie der Ehe.

In der nächsten Zeit werde ich zwei weitere Werke dieser Art liefern. Zunächst die „Pathologie des sozialen Lebens", dann die „Physiologie der Lehrkörper" und die „Monographie über die Tugend".

Vielleicht wird man mir beim Anblick dessen, was noch zu tun bleibt, sagen, was meine Verleger schon gesagt haben: „Gott gebe Ihnen ein so langes Leben!" Ich wünsche mir nur, daß ich nicht weiter so von den Menschen und den Dingen gefoltert werde, wie ich gefoltert worden bin, seit ich diese furchtbare Arbeit unternommen habe. Ich habe eins für mich gehabt und danke Gott dafür: die größten Talente unserer Zeit, die schönsten Charaktere und aufrichtige Freunde, die im Privatleben so groß sind wie jene im öffentlichen Leben, haben mir die Hand gedrückt und zu mir gesprochen: „Mut!" Und weshalb sollte ich es nicht eingestehen, daß diese Freundschaften und die hie und da von Unbekannten erhaltenen Ermutigungen mir in meiner Laufbahn geholfen haben, und zwar sowohl gegen mich selbst wie gegen ungerechte Angriffe, gegen die Verleumdung, die mich so oft verfolgte, gegen die Entmutigung und gegen jene allzu lebhafte Hoffnung, deren Worte für die einer übertriebenen Eitelkeit gelten? Ich hatte beschlossen, Angriffen und Schmähungen stoische Unerschütterlichkeit entgegenzusetzen; aber in zwei Fällen machten feige Verleumdungen die Verteidigung notwendig.

Wenn jene, die da verlangen, daß man Beleidigungen verzeiht, bedauern müssen, daß ich mein Geschick in der literarischen Fechtkunst zeigte, so sind doch auch manche Christen der Meinung, daß wir in einer Zeit leben, in der man beweisen sollte, daß das Schweigen auch der Großmut entspringen kann.

Bei dieser Gelegenheit muß ich darauf aufmerksam machen, daß ich mich nur zu solchen Werken bekenne, die meinen Namen tragen. Außer der „Menschlichen Komödie" sind von mir nur die „Tolldreisten Geschichten", zwei Theaterstücke und vereinzelte Artikel vorhanden, die übrigens meine Unterschrift tragen. Ich mache hier Gebrauch von einem unbestreitbaren Recht. Aber die Ableugnung wird mir, selbst wenn sie Werke treffen sollte, an denen ich mitgearbeitet habe, weniger durch die Eitelkeit als die Wahrheit auferlegt. Wenn man mir weiterhin Bücher zuschreiben sollte, die ich, literarisch gesprochen, nicht als die meinen anerkenne, aber deren Eigentumsrechte mir anvertraut wurden, so würde ich hinfort nicht mehr widersprechen, und zwar aus demselben Grunde, aus dem ich den Verleumdern das Feld einräume.

Die Unermeßlichkeit eines Planes, der zugleich die Geschichte und die Kritik der Gesellschaft, die Analyse ihrer Übel und die Erörterung ihrer Prinzipien umfaßt, berechtigt mich, so scheint es mir, meinem Werk den Titel zu geben, unter dem es heute erscheint: „Die Menschliche Komödie". Ist es ehrgeizig, ist es nur gerecht? Darüber wird, wenn das Werk beendet ist, das Publikum entscheiden. Paris, Juli 1842.

Das Haus zur „Ballspielenden Katze"

*

Mitten in der Straße Saint-Denis, unweit der Ecke der Straße Petit-Lion, stand unlängst noch eins von jenen köstlichen Häusern, die den Historikern eine Handhabe bieten, mit Leichtigkeit das alte Paris wieder erstehen zu lassen. Die drohend überhängende Wand der alten Baracke schien kunterbunt ehemals mit Hieroglyphen bemalt worden zu sein. Denn welche sonstige Bedeutung hätte der Spaziergänger den X und V beimessen können, die die transversal und diagonal sich über die Fassade hinziehenden Hölzer mit kleinen parallelen Rissen in den Putzmörtel hineinzeichneten? Deutlich war zu erkennen, wie sich beim Vorüberfahren selbst der leichtesten Kutsche jeder Balken in seinen Zapfenlöchern bewegte. Das ehrwürdige Gebäude wurde von einem dreieckigen Dach überragt, dessengleichen in Paris bald nicht mehr zu erblicken sein wird. Dieser von den Unbilden des Pariser Wetters verbogene Deckel stellte sich dreifach abgestuft über der Straße auf, teils um der Türschwelle Regenwasser zu gewähren, teils die Wand eines Speichers und seine brüstungslose Luke zu schützen. Das letzte Stockwerk bestand, zweifellos um das gebrechliche Haus nicht zu belasten, aus Planken, die wie Schieferplatten die eine über die andere genagelt waren.

An einem regnerischen Märzmorgen stand ein sorgsam in seinen Mantel gehüllter junger Mann unter dem Schutzdach eines dem alten Wohnhaus gegenübergelegenen Krämerladens und betrachtete es mit der leidenschaftlichen Aufmerksamkeit eines Altertumsforschers. Tatsächlich gab dies Überbleibsel vom Bürgertum des sechzehnten Jahrhunderts dem Beobachter mehr als ein Problem zu lösen. In jedem Stockwerk eine Eigentümlichkeit: im ersten hatten vier lange, schmale, eins dicht am anderen befindliche Fenster an ihrem unteren Teil Holzvierecke, die jenes Halblicht erzeugten, dank dessen ein geschickter Kaufmann den Stoffen die von seinen Kunden gewünschte Farbe verleiht. Der junge Mann schien diesen wesentlichen Teil des Hauses vollkommen zu verachten, sein Blick hatte sich ihm noch nicht zuge-

wandt. Auch die Fenster des zweiten Stockwerkes, deren in die Höhe gezogene Jalousien durch große Scheiben böhmischen Glases kleine rote Musselinvorhänge sehen ließen, fesselten ihn nicht weiter. Seine Aufmerksamkeit richtete sich vornehmlich auf das dritte Stockwerk, auf niedrige Fensterkreuze, deren plump bearbeitetes Holz verdient hätte, um die ersten Bemühungen der französischen Tischlerei zu kennzeichnen, in einem Museum für Kunst und Gewerbe aufgestellt zu werden. Diese Fensterkreuze faßten Scheiben von einem so tiefen Grün, daß der junge Mann, wäre sein Auge nicht ein so ausgezeichnetes gewesen, die blaukarierten Leinenvorhänge nicht erblickt haben würde, welche die Geheimnisse des Wohnraumes dem zudringlichen Auge verbargen. Manchmal ließ unser Beobachter, von seiner ergebnislosen Betrachtung ermüdet oder auch von dem Schweigen, in das sich das Haus wie das ganze Viertel hüllte, seinen Blick zu den unteren Teilen herabgleiten. Ein unwillkürliches Lächeln umspielte dann seine Lippen, wenn er den Laden von neuem prüfte, wo sich allerdings Dinge befanden, die komisch genug waren. Ein gewaltiges Stück Holz, das wagrecht auf vier, von dem Gewicht des steinalten Hauses, schien's, gekrümmten Pfeilern ruhte, war immer wieder mit ebenso vielen Schichten verschiedener Anstriche aufgefrischt worden, wie die Wange einer alten Herzogin Rot aufgetragen bekommen hat. In der Mitte des Balkens aber befand sich, in zierlicher Skulptur, ein altes Bild, das eine ballspielende Katze darstellte. Dieses Bild verursachte die Heiterkeit des jungen Mannes. Aber es hätte auch wirklich selbst der geistreichste moderne Maler nichts Drolligeres erfinden können. Das Tier hielt in der einen seiner Pfoten vor sich hin einen Ballschläger, der so groß war wie es selbst, stand auf den Hinterbeinen und visierte einen ungeheuren Ball, den ihm ein Edelmann in gestickter Kleidung zurückschickte. Zeichnung, Farben, Zutaten, alles war in einer Weise behandelt, daß man glauben konnte, der Künstler habe sich über Kaufmann und Vorübergehende lustig machen wollen. Die Zeit hatte diese naive Malerei

entstellt und sie dadurch mit gewissen Undeutlichkeiten, die Spaziergängern, welche es genau nahmen, zu schaffen machen mußte, noch grotesker gestaltet. So war der gesprenkelte Schwanz der Katze in einer Weise zerbrochen, daß man ihn für einen Zuschauer nehmen konnte; so dick, hoch und füllig waren die Katzenschwänze unserer Vorfahren. Zur Rechten des Gemäldes lasen die Vorübergehenden auf einem azurblauen Feld, welches das modrige Holz unvollständig verdeckte: Guillaume, und zur Linken: Nachfolger des Herrn Chevrel. Sonne und Regen hatten den größten Teil der sparsam auf die Buchstaben dieser Inschrift, in welcher nach den Gesetzen unserer altfränkischen Rechtschreibung die U die V ersetzten und umgekehrt, aufgetragene Vergoldung weggenagt. Um den Hochmut derer zu dämpfen, die meinen, die Welt werde von Tag zu Tag geistreicher und die neuzeitige Scharlatanerie übersteige alles, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Warenhausschilder, deren Etymologie mehr als einem Pariser Geschäftsmann bizarr erscheint, die toten Abbilder der lebenden sind, mit Hilfe deren unsere Spaßvögel von Vorfahren mit viel Glück die Kunden in ihre Häuser lockten. So waren die „spinnende Sau", der „grüne Affe" usw. Tiere in Käfigen, deren Bestimmung die Vorübergehenden in Staunen versetzte, und deren Abrichtung einen Beweis für die Geduld des kleinen Geschäftsmannes im fünfzehnten Jahrhundert gab. Ähnliche Wunderlichkeiten brachten ihre glücklichen Besitzer sehr schnell zu Wohlstand, so die des „Schutzengels", der „Ehrlichkeit", der „Gottesgnade" und der „Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers", die man noch in der Straße Saint-Denis sehen kann. Doch verweilte der Unbekannte sicherlich nicht hier, um diese Katze zu bewundern, die sich ins Gedächtnis einzuprägen eine kurze Aufmerksamkeit genügt haben würde. Auch dieser junge Mann hatte seine Eigentümlichkeiten. Der im Geschmack der Antike gehaltene Faltenwurf seines Mantels ließ ein elegantes Schuhwerk sehen, das inmitten des Pariser Schmutzes um so auffälliger war, als

er weißseidene Strümpfe trug, deren Spritzer seine Ungeduld bewiesen. Ohne Zweifel kam er von einer Hochzeit oder einem Ball, denn er trug zu dieser frühen Morgenstunde weiße Handschuhe, und die Locken seines in Unordnung geratenen, auf die Schultern herabhängenden schwarzen Haares verrieten die Caracallafrisur, die ebenso die Schule Davids wie die Eingenommenheit der ersten Jahre dieses Jahrhunderts für die griechischen und römischen Formen in Mode gebracht hatten. Trotz dem Lärm, den einige verspätete Gemüsehändler machten, die im vollen Trab sich beeilten, zur großen Halle zu gelangen, lag diese sonst so belebte Straße noch in einer Stille, deren Zauber nur der kennt, der zu einer Zeit, wo sein für einen Augenblick gestilltes Getöse wiedererwacht und sich von fern anhört wie die gewaltige Stimme des Meeres, das ausgestorbene Paris durchirrt hat. Dieser seltsame junge Mann hätte den Kaufleuten der „Ballspielenden Katze" ebenso wunderlich erscheinen müssen wie die „Ballspielende Katze" ihm. Eine glänzend weiße Halsbinde machte sein unruhiges Gesicht noch bleicher, als es in Wirklichkeit war. Das abwechselnd düstere und auflodernde Feuer, das seine schwarzen Augen warfen, stand in Einklang mit den phantastischen Linien seines Gesichtes, dem üppig gebogenen Mund, der sich beim Lächeln zusammenzog. Seine von heftigem Verdruß gefurchte Stirn hatte etwas Drohendes. Verrät die Stirn uns nicht einen Menschen am ersten? Wenn die des Unbekannten Leidenschaft ausdrückte, konnten die Falten, die sich auf ihr bildeten, gewissermaßen erschrecken durch das Ungestüm, mit dem sie sich betonten; doch wenn sie ihre so leicht gestörte Ruhe wiedergewann, hauchte sie eine strahlende Anmut, die den Ausdruck dieses Gesichtes zu einem anziehenden machte, auf dem Freude, Schmerz, Liebe, Zorn, Verachtung auf eine so ansteckende Weise hervorsprangen, daß es selbst auf den frostigsten Menschen hätte Eindruck machen müssen. Unser Unbekannter war in dem Augenblicke, wo die Luke des Speichers sich öffnete, so verdrießlich, daß er nicht drei fröhliche, rundliche, weiß und rote,

doch ebenso alltägliche Gesichter auftauchen sah, wie die auf gewissen Monumenten aufgemeißelten Gesichter des Handelsstandes es sind. Diese drei von der Luke eingerahmten Gesichter erinnerten an die pausbäckigen Engelsköpfe, wie sie den Gottvater umgebenden Wolken eingefügt sind. Die Kommis atmeten die Dünstung der Straße mit einer Gier, die anzeigte, wie heiß und mißduftend die Luft ihres Speichers war. Nachdem er auf die seltsame Schildwache gezeigt hatte, verschwand der Kommis, der der lustigste zu sein schien, um gleich darauf, in der Hand ein Instrument, dessen starres Metall eben erst durch ein biegsames Leder ersetzt worden war, wieder zu erscheinen; dann betrachteten alle mit arglistiger Miene den Gaffer und bespritzten ihn mit einem feinen, weißlichen Schaum, dessen Duft verriet, daß die drei Kinne soeben rasiert worden waren. Auf den Fußspitzen stehend und, um dort den Zorn ihres Opfers zu genießen, in den Hintergrund ihres Speichers geflüchtet, hörten die Kommis auf zu lachen, als sie die geringschätzige Unbekümmertheit wahrnahmen, mit welcher der junge Mann seinen Mantel schüttelte, und die vollkommene Verachtung, die sich auf seinem Gesicht ausprägte, als er die Augen zu der leeren Luke erhob. In diesem Augenblicke zog eine zarte, weiße Hand den unteren Teil eines der ungestalteten Fenster des dritten Stockwerkes vermittelst jener Schnuren gegen das Gesims empor, deren Wirbel bisweilen unversehens den schweren Glasverschlag, den er halten soll, fallen läßt. Jetzt sah sich der unten für sein langes Warten belohnt. Frisch wie einer der weißen Blumenkelche, wie sie am Saum eines Gewässers blühen, zeigte sich, von einer zerknitterten Musselinrüsche gekrönt, die ihrem Kopf einen Hauch von bewunderungswürdiger Unschuld verlieh, das Gesicht eines jungen Mädchens. Obgleich in einen braunen Stoff gehüllt, traten dank leichter, durch Bewegungen im Schlafe verursachter Verschiebungen Hals und Schultern hervor. Keinerlei Ausdruck von Gezwungenheit störte die Naivität dieses Gesichtes, die Ruhe dieser vormals in erhabenen Schöpfungen von Raffael unsterblich

gemachten Augen: ja, genau war es die Anmut, die Ruhe dieser sprichwörtlich gewordenen Jungfrauen. Entzückend war der Gegensatz, den die jugendlichen Wangen dieses Gesichtes, auf dem der Schlaf eine Überfülle von Leben erzeugt hatte, zu dem Verfall des massiven Fensters mit seinen plumpen Umrissen und seiner schwarzen Brüstung bildeten. Jenen Tagesblumen vergleichbar, die am Morgen ihr von der Nachtkälte zusammengerolltes Gewand noch nicht entfaltet haben, ließ das junge, kaum erwachte Mädchen seine blauen Augen über die Nachbardächer schweifen und betrachtete den Himmel, um sie dann aus einer Art von Gewohnheit auf die düstere Region der Straße zu richten, wo sie sogleich denen ihres Anbeters begegneten. Offenbar war es ihrem Wunsch zu gefallen peinlich, halb entkleidet erblickt zu werden, denn sie zog sich lebhaft zurück, der abgenutzte Wirbel drehte sich; mit jener Geschwindigkeit, die in unseren Tagen die naive Erfindung unsrer Väter in Mißkredit gebracht hat, fiel das Fenster herab, und die Erscheinung verschwand. Für unseren jungen Mann schien der strahlendste der Morgensterne plötzlich von einer Wolke verschlungen zu sein.

Unter diesen kleinen Vorgängen hatten sich die schweren inneren, die Fenster des Ladens der „Ballspielenden Katze" schützenden Läden wie durch einen Zauber aufgetan. Die alte Pforte mit ihrem Türklopfer wurde von einem dem Ladenschild vermutlich gleichalterigen Diener, der an ihm mit zittriger Hand das viereckige Tuchstück befestigte, auf dem mit gelber Seide gestickt der Name Guillaume, Nachfolger Chevrels stand, nach der inneren Hauswand hin zurückgeschlagen. Es wäre für mehr als einen Vorübergehenden schwierig gewesen, zu ahnen, mit was Herr Guillaume handelte. An den dicken Eisenstangen hin, die seinen Laden von außen verwahrten, nahm man, ebenso zahlreich wie den Ozean durchstreifende Heringe, allenfalls in braune Leinwand eingeschlagene Pakete wahr. Ungeachtet der augenfälligen Einfachheit dieser gotischen Fassade war Herr Guillaume von allen Pariser Tuchhändlern derjenige, dessen

Lagerräume stets am besten versehen, dessen Verbindungen die ausgedehntesten waren und dessen geschäftliche Rechtschaffenheit nicht den geringsten Zweifel duldete. Wenn einige seiner Kollegen mit der Regierung Kaufverträge abschlossen, ohne über die verlangte Tuchmenge zu verfügen, war er, so beträchtlich auch das Lieferungsangebot, stets bereit, sie ihnen zu liefern. Der schlaue Geschäftsmann wußte auf tausenderlei Art den entschiedensten Vorteil auf seine Seite zu bringen, ohne sich, wie sie, zu verpflichten, zu Gönnern zu laufen, dort sich zu bücken oder reiche Geschenke zu machen. Konnten ihm seine Kollegen nicht anders als mit sehr günstigen, ein wenig langlaufenden Wechseln zahlen, so benachrichtigte er als ein willfähriger Mann seinen Notar und wußte dank diesem geschickten Beihelfer, von dem es unter den Händlern der Straße Saint-Denis, um einen besonders drückenden Kostenabzug zu kennzeichnen, sprichwörtlich hieß: „Gott bewahre uns vor dem Notar Herrn Guillaumes!", noch doppelten Profit zu ziehen.

Wie mit einem Zauberschlag war der alte Händler gerade in dem Augenblick, als der alte Diener sich zurückzog, am Platze und stand auf der Schwelle seines Ladens. Prüfend überschaute Herr Guillaume die Straße Saint-Denis, die Nachbarläden, sah wie ein Mann, der in Havre das Schiff verläßt und nach langer Reise Frankreich wiedersieht, nach dem Wetter aus. Nachdem er sich die Gewißheit verschafft, daß sich während seines Schlummers nichts verändert hatte, bemerkte er den postenstehenden Passanten, der seinerseits auf eine Weise, wie wohl Humboldt in Amerika den ersten elektrischen Aal untersucht haben mochte, den Patriarchen des Tuchhandels betrachtete. Herr Guillaume trug schwarzsamtene Beinkleider, buntgewebte Strümpfe und viereckige Schuhe mit silbernen Schnallen. Sein leicht gekrümmter Körper stak in einem eckig steifschößigen, grünlichen Tuchrock, der einen eckigen Kragen und große, weiße, vom Gebrauch aber schon rötlich gewordene Metallknöpfe hatte. Seine grauen Haare waren dem gelben Schädel so sorgsam

glatt angekämmt, daß er einem furchigen Feld glich. Die wie mit einem Zwickbohrer eingestochenen kleinen grünen Augen blitzten unter zwei infolge des Mangels von Brauen schwach geröteten Bogen. Die Sorgen hatten über seine Stirn Querfalten gezogen, die so zahlreich waren wie die seines Rockes. Das bleiche Gesicht verriet die Geduld, die geschäftliche Umsicht und den Grad gerissener Geldgier, den die Geschäfte erfordern. In dieser Epoche fielen seltener als heute die alten Familien auf, in denen sich wie kostbare Überlieferungen die Sitten, die ihren Beruf kennzeichnenden Trachten bewahrten und die inmitten der neuen Gesittung wie jene von Cuvier in den Steinbrüchen aufgefundenen antediluvianischen Überbleibsel zurückblieben. Das Haupt der Familie Guillaume war einer dieser bemerkenswerten Hüter altfränkischer Bräuche: man konnte ihn dabei überraschen, daß er den „Vorstand der Kaufmannschaft" vermißte, und niemals sprach er von einer Entscheidung des Handelsgerichtes, ohne sie den „Spruch der Konsuln" zu nennen. Ohne Zweifel seiner Gewohnheit nach als der erste im Hause aufgestanden, erwartete er stehenden Fußes die Ankunft seiner drei Kommis, um sie, falls sie sich verspäteten, auszuschelten. Diese jungen Jünger Merkurs kannten nichts Schrecklicheres als die stumme Tatkräftigkeit, mit der ihr Herr Montagmorgens ihre Gesichter und Bewegungen nach den Beweisen und Spuren ihrer Streiche ausforschte. Doch in diesem Augenblick schenkte der alte Tuchhändler seinen Gehilfen keine weitere Aufmerksamkeit: er war beschäftigt, hinter den Beweggrund des lebhaften Interesses zu kommen, mit welcher der junge Mann in Mantel und Seidenstrümpfen abwechselnd seinen Blick über das Schild und die Tiefe seines Warenlagers gehen ließ. Das heller gewordene Tageslicht gestattete den Blick auf das vergitterte, mit alten grünen Seidenvorhängen umgebene Bureau, wo sich die gewaltigen Bücher befanden, des Hauses stumme Orakel. Der allzu neugierige Fremdling schien es mit einer wahren Gier auf diesen kleinen Raum abgesehen zu haben und den Grundriß

eines seitlichen Speiseraumes nehmen zu wollen, der sein Licht durch ein bei der Tür angebrachtes Fenster empfing und von dem aus die zur Mahlzeit vereinigte Familie mühelos das Geringste wahrnahm, was sich etwa beim Ladeneingang ereignete. Eine so große Vorliebe für sein Haus erschien einem Geschäftsmann, der sich auskannte, verdächtig. Selbstverständlich dachte Herr Guillaume also, daß diese Unheil verkündende Gestalt ihm an die Kasse der „Ballspielenden Katze" wollte. Nachdem er verstohlen das stumme Duell zwischen seinem Herrn und dem Unbekannten genossen hatte, faßte sich der älteste Kommis ein Herz und stellte sich auf die Steinplatte neben Herrn Guillaume, wo er sah, wie der junge Mensch heimlich nach den Fenstern des dritten Stockes hinaufblickte. Er tat zwei Schritte auf die Straße hinaus, hob den Kopf und glaubte Fräulein Augustine Guillaume wahrzunehmen, wie sie sich eilig zurückzog. Unzufrieden mit dem Scharfsinn seines ersten Kommis, sandte der Tuchhändler einen Seitenblick zu ihm hin; plötzlich aber beruhigten sich die beiderseitigen Befürchtungen in der Seele des Händlers und des verliebten Kommis. Der Unbekannte rief einen Fiaker an, der nach einem benachbarten Platz unterwegs war, und stieg unter der Maske einer täuschenden Gleichgültigkeit ein. Dieser Aufbruch war ein Balsam für das Herz der anderen Kommis, die die dauernde Anwesenheit des Opfers ihres Scherzes sehr beunruhigte.

„Na, meine Herren, was halten Sie hier mit untergeschlagenen Armen Maulaffen feil?" wandte sich Herr Guillaume an seine drei Schutzbefohlenen. „Wahrhaftig, damals, als ich noch bei Herrn Chevrel war, hätte ich schon mehr als zwei Stücke Tuch gemustert."

„Er hat also beizeiten Tag gemacht?" sagte der zweite Kommis, auf den sich der Tadel bezog.

Der alte Händler konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Obgleich zwei von diesen drei jungen Leuten, die ihre Väter, reiche Fabrikbesitzer von Louviers und Sedan, seiner Fürsorge

anvertraut, an dem Tage, wo sie sich selbständig machten, nicht weniger als hunderttausend Franken zu erwarten hatten, hielt es Herr Guillaume doch für seine Pflicht, sie unter der Zuchtrute eines antiken Despotismus zu halten; unbekümmert darum, wie es heutzutage in unseren glänzenden Magazinen zugeht, deren Kommis danach trachten, mit dreißig Jahren reich zu sein, ließ er sie schuften wie die Negersklaven. Was diese drei Kommis anbetraf, so wären sie einer Arbeitslast gewachsen gewesen, die heute zehn von den Angestellten zuschanden gemacht hätte, mit denen die Üppigkeit unserer Gegenwart die Spalten des Budgets schwellt. Kein Geräusch störte den Frieden dieses ernsten Hauses, dessen Türangeln stets geölt zu sein schienen, und dessen geringstes Möbelstück jene achtbare Sauberkeit zeigte, die ein Zeichen von Ordnung und strenger Sparsamkeit ist. Oft hatte sich der mutwilligste der Kommis den Spaß gemacht, auf den Schweizerkäse, der ihnen zum Frühstück bewilligt wurde, und den sie gern schonten, das Datum zu verzeichnen, an welchem er zum erstenmal aufgetragen worden war. Dieser Schalksstreich und einiges andere dergleichen entlockten der jüngsten der beiden Töchter Guillaumes, der hübschen Jungfrau, die soeben dem netten Passanten erschienen war, ein Lächeln. Obgleich jeder der Gehilfen, selbst der älteste, eine gehörige Pension zahlte, wäre doch keiner von ihnen so verwegen gewesen, in dem Augenblicke, wo der Nachtisch aufgetragen war, noch an des Herrn Tafel zu verweilen. Wenn Frau Guillaume davon sprach, daß es Salat geben werde, sank den armen jungen Leuten der Mut bei dem Gedanken, mit welcher Sparsamkeit ihre kundige Hand das Öl darüberzusprenkeln wußte. Nie kam es vor, daß sie sich herausnahmen, eine Nacht außer Hauses zu verbringen, ohne lange vorher einen glaubwürdigen Grund für diese Unregelmäßigkeit angegeben zu haben. Jeden Sonntag begleiteten der Reihe nach zwei Kommis die Familie Guillaume zur Messe von Saint-Leu und zur Vesper. Die Fräulein Virginie und Augustine nahmen, bescheiden in Kattun gekleidet, jede den Arm eines Kommis und

marschierten unter den scharfen Blicken ihrer Mutter voraus, die diesen kleinen häuslichen Zug mit ihrem Manne abschloß, dem sie es zur Gewohnheit gemacht hatte, zwei dicke, in schwarzen Saffian gebundene Gebetbücher zu tragen. Der zweite Kommis erhielt keinen Gehalt. Was aber den anbetraf, der in verschwiegener Ausdauer zwölf Jahre in die Geheimnisse des Hauses eingeweiht war, so bekam er als Entschädigung für seine Bemühungen achthundert Franken. Gelegentlich gewisser Familienfeste erhielt er gewisse Geschenke, denen einzig die dürre, runzlige Hand Frau Guillaumes Wert verlieh: gestrickte Geldbeutel, die sie, um ihre Muster zur Geltung zu bringen, sorglich mit Wolle füllte; sehr dauerhaft hergestellte Hosenträger oder hinreichend plumpe Seidenstrumpfpaare. Bisweilen, doch selten, durfte dieser erste Diener die Vergnügungen der Familie teilen, sei es, wenn man sich aufs Land hinaus begab, sei es, wenn man sich nach Monaten der Erwartung entschloß, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, eine Loge zu mieten und ein Stück zu besuchen, das Paris vergessen hatte. Was die anderen Kommis anbetraf, so war die Respektschranke, die sich ehemals zwischen einem Tuchhändlerchef und seinen Gehilfen erhob, zwischen ihnen und dem alten Händler eine so fest geregelte, daß es ihnen leichter gefallen wäre, ein Stück Tuch zu stehlen, als diese feierlich strenge Etikette zu brechen. Eine solche Zurückhaltung könnte heute komisch erscheinen, aber diese alten Häuser waren Schulen der Sitte und der Rechtschaffenheit. Die Herren adoptierten ihre Gehilfen. Die Herrin des Hauses hielt die Wäsche eines jungen Mannes instand, besserte sie aus, erneuerte sie zuweilen. Erkrankte ein Kommis, so wurde er der Gegenstand ihrer wahrhaft mütterlichen Pflege. Im Fall der Gefahr schonte der Chef kein Geld, die berühmtesten Doktoren herbeizurufen; denn er war ihren Eltern nicht nur für die Sittenführung und Kenntnisse dieser jungen Leute verantwortlich. Wenn einen von ihnen, der achtbaren Charakters war, ein geschäftlicher Unfall traf, so wußten diese alten Geschäftsleute die Intelligenz, die er gezeigt hatte, zu schätzen und zögerten

nicht, ihm das Lebensglück ihrer Tochter anzuvertrauen, wie zuvor lange Jahre hindurch ihr Vermögen. Guillaume war einer von diesen altfränkischen Leuten, und wenn seine komischen, so hatte er auch all ihre guten Eigenschaften; und so dachte er sich auch schon Joseph Lebas, seinen ersten Kommis, eine vermögenslose Waise, als den künftigen Gatten Virginiens, seiner älteren Tochter. Doch Joseph teilte nicht den nach der Schnur gerichteten Gedankengang seines Herrn, der für ein Kaiserreich seine zweite Tochter nicht vor der ersten verheiratet haben würde. Der unglückliche Kommis fühlte sein Herz ganz in den Banden Fräulein Augustinens, der jüngeren. Um die Leidenschaft, die im stillen in ihm immer stärker geworden war, zu verstehen, benötigt es, noch tiefer in das Getriebe der unbeschränkten Herrschaft einzudringen, die über dem Hause des alten Tuchhändlers waltete.

Guillaume hatte zwei Töchter. Die ältere, Fräulein Virginie, war ganz das Abbild ihrer Mutter. Frau Guillaume, die Tochter des Herrn Chevrel, hielt sich so steif aufrecht auf ihrer Ladentischbank, daß sie mehr als einmal die spaßige Wette vernommen hatte, sie sei dort angepfählt. Ihr langes, hageres Gesicht verriet eine übertriebene Frömmigkeit. Jeder Anmut und liebenswürdigen Eigenschaft bar, war Frau Guillaume gewohnt, ihr beinahe sechzigjähriges Haupt mit einer Haube zu schmücken, deren unverbrüchliche Form wie die einer Witfrau mit Zacken besetzt war. Von der ganzen Nachbarschaft wurde sie die „Klosterschwester" genannt. Ihre Rede war kurz, und ihre Bewegungen hatten etwas von den stoßenden eines Telegraphen. Ihr Auge, hell wie das einer Katze, schien aller Welt einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie häßlich war. Fräulein Virginie, wie ihre junge Schwester unter dem despotischen Gesetz der Mutter erzogen, hatte ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht. Die Jugend milderte das anmutbare Aussehen, das ihre Ähnlichkeit mit der Mutter ihrem Gesicht bisweilen gab; allein die Strenge der Mutter hatte sie mit zwei vortrefflichen Eigenschaften ausgestattet, die alles wieder gutmachten: sie war sanft und ge-

duldig. Fräulein Auguſtine, kaum erſt achtzehnjährig, glich weder ihrem Vater noch ihrer Mutter. Sie gehörte zu den Mädchen, die infolge des Fehlens jeglicher phyſiſcher Verbindung mit ihren Eltern jenes ſittſame Sprichwort beſtätigen: „Die Kinder kommen von Gott." Auguſtine war klein oder, um ſie beſſer zu ſchildern, niedlich. Anmutig und voller Treuherzigkeit wie ſie war, hätte ein Mann von Welt an dieſem lieblichen Weſen nichts auszuſetzen gehabt als ungeſchickte Geſten oder dieſe und jene hausbackene und zuweilen gezwungene Haltung. Ihr ſtilles, unbewegliches Geſicht atmete vorübergehend jene Schwermut, wie ſie alle jungen Mädchen überkommt, die zu ſchwach ſind, um gegen die Gebote der Mutter Widerſtand zu wagen. Stets beſcheiden gekleidet, konnten die beiden Schweſtern dem jedem Weibe eingeborenen Trieb zu gefallen nur durch den Überſchuß an Sauberkeit genügen, der ihnen beſonders eigen war und ſie in Einklang mit dieſen ſpiegelblanken Ladentiſchen, dieſen Regalen ſetzte, auf denen der alte Diener nicht ein Stäubchen duldete, mit der altfränkiſchen Schlichtheit, die ſie um ſich her erblickten. Da ſie ſich durch ihre Lebensweiſe verpflichtet ſahen, ihr weſentlichſtes Glück in beſtändiger Arbeit zu ſuchen, hatten Auguſtine und Virginie bisher ihrer Mutter, die ſich im ſtillen des vortrefflichen Charakters ihrer Töchter freute, nichts als Zufriedenheit verurſacht. Man kann ſich die Ergebniſſe der Erziehung, die ſie empfangen hatten, leicht vorſtellen. Für den Handel erzogen, gewohnt, nichts anderes zu hören als nüchterne kaufmänniſche Überlegungen und Rechnungen, hatten ſie nur die Grammatik gelernt, die Buchführung, etwas jüdiſche Geſchichte, die franzöſiſche Geſchichte im „Le Ragois", hatten nichts geleſen als die Schriftſteller, die ihnen ihre Mutter geſtattete, und ſo war ihr Ideenkreis nicht gerade ein ausgedehnter; ſie wußten auf das vollkommenſte einem Haushalt vorzuſtehen, ſie kannten ſich darin aus, was eine Sache koſtete, ſie wußten zu würdigen, was es für Schwierigkeiten macht Geld anzuhäufen, ſie waren ſparſam und beſaßen eine große Achtung vor den kaufmänniſchen Eigenſchaften.

Ungeachtet des Vermögens ihres Vaters, verstanden sie sich ebensogut darauf, Sachen auszubessern, als sich zu schmücken; oft sprach ihre Mutter davon, sie das Kochen zu lehren, damit sie eine ordentliche Mahlzeit anzurichten und sachkundig eine Köchin auszuschelten verständen. Da sie der Vergnügungen unkundig waren und vor Augen hatten, wie mustergültig sich das Leben ihrer Eltern abspielte, richtete sich ihr Blick nur selten über die Wände dieses alten, ererbten Hauses hinaus, das ihrer Mutter die Welt war. Die Gesellschaften, die ab und zu gelegentlich einer Familienfeier stattfanden, bildeten den Inbegriff ihrer irdischen Freuden. Wenn im zweiten Stockwerk der große Salon Frau Roquin empfangen sollte; ein Fräulein Chevrel, das fünfzehn Jahre jünger als ihre Cousine war und Diamanten trug; den jungen Rabourdin, Vizedirektor im Finanzamt; Herrn Cäsar Birotteau, einen reichen Parfümeriehändler, und seine Frau, die Frau Cäsar genannt wurde; Herrn Camusot, den reichsten Seidenwarenhändler der Straße Bourdonnais, und seinen Schwiegervater, Herrn Cardot; zwei, drei alte Bankiers, und Frauen tadellosen Rufes: gewährten die infolge der Art, wie das Silberzeug, das Meißener Porzellan, die Kerzen, die Kristallgläser eingepackt waren, notwendig gemachten Zurüstungen dem eintönigen Leben der drei Frauen eine Abwechslung, die auf eine Weise hin und wider gingen, daß sich Nonnen nicht eifriger zum Empfang ihres Bischofs hätten rühren können. Danach aber, wenn in später Stunde alle drei erschöpft von all dem Abwischen, Abreiben, Auspacken, dem Festschmuck aufstellen, und die beiden Mädchen ihrer Mutter beim Zubettgehen behilflich waren, sagte Frau Guillaume zu ihnen:

„Kinder, wir haben heute nichts getan."

Wenn gelegentlich dieser festlichen Zusammenkünfte die „Klosterschwester" die Boston-, Whist- und Tricktrackpartien in ihr Schlafzimmer verbannte und ein Tänzchen gestattete, so wurde dies Entgegenkommen zu den unverhofften Glücksfällen gerechnet und verursachte ein Glück, das dem der zwei, drei großen

Bälle gleichkam, auf die Guillaume seine Töchter zur Karnevalszeit führte. Und dann gab der ehrbare Tuchhändler einmal im Jahr ein Fest, gelegentlich dessen er nicht knauserte. So reich und elegant auch die eingeladenen Personen sein mochten, sie hüteten sich abzusagen; denn die ansehnlichsten Häuser der Kaufmannschaft nahmen ihre Zuflucht zu dem unbeschränkten Kredit, dem Reichtum oder der alterprobten Erfahrung Herrn Guillaumes. Doch die beiden Töchter des würdigen Händlers zogen aus den Auszeichnungen, welche die Welt jungen Seelen erweist, nicht den Vorteil, den man vermuten sollte. Sie trugen auf diesen Gesellschaften, die übrigens auf Geschäftsrechnung gesetzt wurden, einen Putz, dessen Dürftigkeit sie errötен machte. Ihre Art zu tanzen hatte nichts Bemerkenswertes, und die mütterliche Überwachung gestattete ihnen nicht, die Unterhaltung mit ihren Kavalieren über Ja und Nein hinausgehen zu lassen. Außerdem gebot ihnen die Lebensordnung der alten Firma zur „Ballspielenden Katze", sich um elf Uhr, dem Augenblick, wo die Bälle und Feste sich erst zu beleben anfangen, zurückzuziehen. So gestalteten sich ihre äußerlich dem Reichtum ihres Vaters durchaus angemessenen Vergnügungen infolge der sich nach den Gewohnheiten und Grundsätzen dieser Familie regelnden Umstände oft recht abgeschmackt. Was sonst ihre gewohnte Lebensweise anbetraf, so mag noch ein Zug zur Vervollständigung ihrer Kennzeichnung dienen. Frau Guillaume verlangte, daß die beiden Mädchen mit aller Herrgottsfrühe sich angezogen hatten, und daß sie jeden Morgen zur selben Stunde herunterkamen, und unterstellte ihre Beschäftigung einer klösterlichen Regelmäßigkeit. Doch war Augustine vom Schicksal immerhin mit einem so weit erhebungsfähigen Gefühlsleben ausgestattet, daß sie die Leere dieser Lebensführung empfand. Zuweilen richtete sie ihre blauen Augen fragend auf den düsteren Treppengang, zu den feuchten Niederlagen empor. Und wenn sie in diese Klosterstille hineingelauscht hatte, schien sie unbestimmte, ferne Offenbarungen jenes leidenschaftlichen Erlebens zu vernehmen, das die Gefühle

höher wertet als die Dinge. In solchen Augenblicken gewann ihr Gesicht eine lebhaftere Farbe, und lässig ließen ihre Hände das weiße Musselin auf den polierten, eichenen Ladentisch sinken; sogleich wandte sich aber ihre Mutter mit einer Stimme, die selbst im sanftesten Ausdruck herb blieb, ihr zu:

„Augustine, mein Liebling, woran denkst du?"

Vielleicht hätten ihr „Hippolyte, Graf von Douglas" oder der „Graf von Comminges", zwei Romane, die Augustine in der Lade einer kürzlich von Frau Guillaume entlassenen Köchin gefunden hatte, über die Gedanken des jungen Mädchens Aufschluß geben können, von dem sie in den langen Nächten des vergangenen Winters heimlich verschlungen worden waren. Der Ausdruck unbestimmter Sehnsucht, die sanfte Stimme, die blütenweiße Haut und die blauen Augen Augustinens hatten also in der Seele des armen Lebas eine ebenso heftige wie ehrerbietige Liebe entzündet. Infolge einer leichtbegreiflichen Grille war der verwaiste Mensch nicht nach Augustinens Geschmack: vielleicht weil ihr seine Liebe zu ihr entging. Dafür hatten die langen Beine, die kastanienbraunen Haare, die großen Hände und der kräftige Hals des ersten Kommis in Fräulein Virginie, die ungeachtet ihrer fünfzigtausend Taler Mitgift von niemand zur Gattin begehrt wurde, eine heimliche Bewunderin gefunden. Nichts natürlicher, als daß diese beiden entgegengesetzt gerichteten Neigungen im Schweigen dieser düsteren Geschäftsräume erblüht waren, wie Veilchen in der Tiefe eines Gehölzes. Die beständige stumme Betrachtung, welche die Blicke dieser jungen Leute und ihr lebhaftes Bedürfnis nach Zerstreuung inmitten harter Arbeit und eines klösterlichen Friedens vereinigte, mußte früher oder später Liebesempfindungen erregen. Der beständige, gewohnte Anblick eines Gesichtes führt unmerklich zur Entdeckung seiner seelischen Eigenschaften und gleicht schließlich seine Mängel aus.

„Treibt es dieser Mensch so weiter, so werden sich unsere Töchter schließlich noch unbesehens vor einem Bräutigam auf die Knie werfen", sagte sich Herr Guillaume, als er den ersten

Erlaß las, mit welchem Napoleon die Jahresklassen der Rekruten vorwegnahm.

Seitdem beschäftigte das den alten Kaufmann, der mit verzweifelter Unruhe das Verblühen seiner älteren Tochter wahrnahm. Ungefähr unter derselben Lage, in der sich Joseph Lebas und Virginie befanden, hatte er selbst das Fräulein Chevrel geheiratet. Was war es für eine schöne Sache, wenn er seine Tochter verheiratete und eine geheiligte Schuld bezahlte, indem er einer Waise eine Wohltat zuteil werden ließ, die ihm vormals von seinem Vorgänger unter den gleichen Umständen geworden war! Dreiunddreißig Jahre alt, erwog Joseph Lebas die Schwierigkeiten, die fünfzehn Jahre Unterschied zwischen Augustinen und ihn stellten. Und da er im übrigen zu scharfblickend war, als daß er die Absichten Herrn Guillaumes nicht geahnt hätte und mit dessen Grundsätzen nicht hinreichend vertraut gewesen wäre, wußte er, daß die jüngere sich niemals vor der älteren verheiraten würde. So hatte der arme Kommis, dessen Herz so vortrefflich wie seine Beine lang und sein Oberkörper gedrungen war, im stillen seinen Kummer.

Das war der Stand der Dinge in diesem kleinen Freistaat, der in der Mitte der Straße Saint-Denis aufs Haar einer trappistischen Filialkirche glich. Um aber über die äußeren Ereignisse eine ebenso genaue Rechenschaft zu geben wie über die Gefühlsangelegenheiten, benötigt es, einige Monate hinter das Geschehnis, mit dem diese Erzählung anhebt, zurückzugreifen. Bei hereinbrechender Nacht war ein junger Mann, als er an dem unscheinbaren Laden der „Ballspielenden Katze" vorüberging, für einen Augenblick von der Betrachtung eines Anblickes und Bildes gefesselt geblieben, der alle Maler der Welt an die Stelle gebannt haben würde. Der Laden, in dem noch kein Licht angezündet war, bildete eine dunkle Fläche, aus deren Hintergrund sich das Speisezimmer des Kaufmanns hervorhob. Eine Astrallampe gab jenes gelbe Licht, das den Gemälden der Holländischen Schule so viel Anmut verleiht. Das weiße Linnen, das Sil-

berzeug, die Kristallgläser bildeten funkelnde Einzelheiten, die den lebhaften Gegensatz zwischen Dunkel und Licht noch verschönten. Das Gesicht des Familienvaters und seiner Frau, die Gesichter der Kommis und die jungfräuliche Gestalt Augustinens, zwei Schritt von der entfernt ein dickes, pausbäckiges Mädchen stand, machten eine so merkwürdige Gruppe, diese Köpfe waren so eigenartig, jeder Charakter hatte einen so geprägten Ausdruck, und man gewann einen solchen Begriff von dem Frieden, der Stille und dem bescheidenen Leben dieser Familie, daß ein an die Wiedergabe der Natur gewöhnter Künstler so etwas wie seine liebe Not gehabt haben würde, diese vom Zufall gebotene Szene wiederzugeben. Der Vorübergehende war ein junger Maler, der sieben Jahre zuvor den Großen Preis davongetragen hatte. Er kam von Rom zurück. Seine poesiegetränkte Seele, seine von Raffael und Michelangelo gesättigten Augen dürsteten nach einem langen Aufenthalt in dem glänzenden Land, wo alles in der Verklärung der Kunst steht, nach wahrer Natur. Ob richtig oder falsch, dies war die Richtung seines persönlichen Empfindens. Nachdem er sich so lange an den Schwung der italienischen Landschaften verloren, verlangte sein Herz nach einer der schlichten, in sich gesammelten Jungfrauen, die er in Rom unglücklicherweise nur auf Gemälden gefunden hatte. Die Begeisterung, die das natürliche Gemälde, das er da betrachtete, seinem hingerissenen Gemüt mitteilte, ging natürlich in eine tiefe Bewunderung für die Hauptgestalt über: Augustine bot sich versonnen und aß nicht; infolge der Art und Weise, wie die Lampe angebracht war, deren Licht voll ihr Gesicht traf, schien ihr Oberkörper sich in einem Glanz zu bewegen, der die Linie ihres Hauptes mit besonderer Lebhaftigkeit zur Geltung brachte und es gleichsam übernatürlich erhellte. Unwillkürlich verglich der Künstler sie einem verbannten Engel, der an den Himmel denkt. Eine schier nie gekannte Empfindung, die Wallung einer klaren Liebe überflutete sein Herz. Nachdem er von der Wucht seiner Gedanken ganz erdrückt einen Augenblick ver-

weilt hatte, riß er sich los von seiner Beglückung, begab sich nach Hause, aß, schlief nicht. Am nächsten Tag betrat er sein Atelier, um es nicht eher zu verlassen, als bis er den Zauber jenes Anblickes, dessen Erinnerung ihn gewissermaßen fanatisierte, einer Leinwand anvertraut hatte. Doch sein Glück war ein unvollständiges, solange er nicht ein getreues Porträt seines Götterbildes besaß. Mehrere Male ging er an dem Haus der „Ballspielenden Katze" vorüber; unter dem Schutz einer Verkleidung wagte er es sogar, ein-, zweimal dort einzutreten und das entzückende Geschöpf, das Frau Guillaume unter ihrem Flügel barg, in der Nähe zu sehen. Ganze acht Monate blieb er seiner Liebe, seinem Pinsel sich widmend, Welt, Poesie, Theater, Musik, seine treuesten Gewohnheiten vergessend, seinen vertrautesten Freunden unsichtbar. Eines Morgens erzwang sich Girodet Eingang in diese Abgeschlossenheit, welche den Künstlern bekannt ist und die sie zu umgehen wissen, drang bei ihm ein und weckte ihn mit der Frage:

„Was wirst du ausstellen?"

Der Künstler ergriff die Hand des Freundes, zog ihn in sein Atelier und enthüllte ein kleines Staffeleibild und ein Porträt. Nachdem er die beiden Meisterwerke lange und mit einer gierigen Hingabe betrachtet hatte, fiel Girodet seinem Kameraden um den Hals und umarmte ihn wortlos. Seine Empfindungen waren außerstande sich anders zu geben, als wie er sie erfuhr: von Seele zu Seele.

„Du liebst?" sagte Girodet.

Beiden war bekannt, daß man die schönsten Bildnisse von Tizian, Raffael und Lionardo da Vinci gesteigerten Empfindungen verdankt, aus denen heraus unter verschiedenen Umständen übrigens jedwedes Meisterwerk entsteht. Ohne weitere Antwort senkte der junge Künstler das Haupt.

„Wie glücklich bist du, daß du, von Italien zurück, lieben darfst! Ich rate dir nicht, solche Werke in die Ausstellung zu schicken", fügte der große Maler hinzu. „Sieh, man würde die beiden

Gemälde dort nicht zu würdigen wissen. Die Wahrheit dieser Farbengebung, diese wunderbare Arbeit können noch gar nicht geschätzt werden, das Publikum ist eine solche Tiefe nicht mehr gewöhnt. Die Bilder, die wir malen, liebster Freund, sind Ofenschirme, Wandschirme. Wir wollen lieber Verse machen, die Alten übersetzen! Wir dürfen davon mehr Ruhm erwarten als von unseren unglückseligen Bildern."

Trotz diesem wohlwollenden Rat wurden die beiden Bilder ausgestellt. Das Interieur brachte in der Malerei eine Umwälzung hervor. Es gab Veranlassung zum Entstehen jener Genrebilder, deren erstaunliche, auf all unseren Ausstellungen eingeführte Vielzahl glauben machen könnte, daß sie auf rein mechanischem Wege hergestellt werden. Was das Porträt betrifft, so gibt es wenige Künstler, die nicht die Erinnerung an dies Bild bewahren, welchem die Öffentlichkeit, manchmal geradezu in hellen Haufen, die Ruhmeskrone erteilte, mit welcher Girodet es selbst gekrönt hatte. Eine ungeheuere Menschenmenge umstand die beiden Gemälde. Man brachte sich, wie die Frauen sagen, um. Spekulanten, große Herren bedeckten die beiden Bilder mit Doppelkronen; doch der Künstler weigerte sich hartnäckig sie zu verkaufen, ja sogar Kopien davon herzustellen. Eine ungeheuere Summe bot man ihm, damit er sie stechen lasse; doch die Händler hatten kein besseres Glück als die Kunstliebhaber. Obgleich die Sache alle Welt beschäftigte, war sie doch nicht dazu angetan, bis in die Tiefe der kleinen Thebaide der Straße Saint-Denis zu dringen; trotzdem sprach die Frau des Notars gelegentlich eines Besuches, den sie Frau Guillaume machte, im Beisein Augustinens von der Ausstellung, die diese sehr liebte, und schenkte ihr reinen Wein ein. Das Geschwätz Frau Roquins erregte in Auguste natürlich den Wunsch, die Gemälde zu sehen, und gab ihr die Kühnheit, ihre Cousine heimlich zu bitten, sie nach dem Louvre begleiten zu dürfen. Die Cousine hatte mit der Verhandlung, die sie, um deren Erlaubnis zu erlangen, mit Frau Guillaume hatte, Glück und entriß ihre kleine Cousine

für etwa zwei Stunden ihrer langweiligen Arbeit. Und so drang das junge Mädchen durch die Menge zu dem preisgekrönten Gemälde vor. Ein Schauer machte sie erzittern wie ein Birkenblatt, als sie sich erkannte. Ihr war bang, sie sah sich ängstlich nach Frau Roquin um, von der sie durch einen Strom von Menschen getrennt war. In diesem Augenblick begegneten ihre erschreckten Augen dem liebentbrannten Gesicht des jungen Malers. Sie entsann sich sofort der Physiognomie eines Spaziergängers, den sie oft gesehen, der ihre Neugier erregt und von dem sie geglaubt hatte, daß er ein neuer Nachbar wäre.

„Sie sehen, wozu mich die Liebe begeistert hat!" sagte der Künstler dem schüchternen Geschöpf ins Ohr, das unter diesen Worten erstarrte.

Sie fand den übernatürlichen Mut, die Sperre zu durchbrechen und sich ihrer Cousine wieder zu gesellen, die sich eben bemühte, durch die Menschenmenge hindurchzudringen und zu dem Gemälde hinzugelangen.

„Sie kommen ja um", rief Augustine. „Wir wollen gehen."

Doch es gibt im Salon so gewisse Momente, die zwei Frauen nicht immer gestatten, ihre Schritte ungehindert zur Galerie hin zu lenken. Infolge der unsicheren Bewegungen, die ihnen der Menschenstrom aufnötigte, wurden Fräulein Guillaume und ihre Cousine in die Nähe des zweiten Gemäldes gedrängt. Der Zufall wollte, daß sie sich dieser von der Mode, diesmal jedoch im Einklang mit dem Talent, gepriesenen Leinwand bequem zusammen nähern konnten. Der Ausruf des Erstaunens, den die Frau des Notars vernehmen ließ, verlor sich in dem Getös und Gesumm der Menge; was Augustine anbetraf, so kamen ihr beim Anblick dieser wunderbaren Szene unwillkürlich die Tränen, und unter dem Zwang eines kaum erklärbaren Gefühles hob sie, als sie zwei Schritte von sich ab das verzückte Gesicht des jungen Künstlers gewahrte, den Finger an den Mund. Der Unbekannte antwortete mit einem Kopfnicken und wies auf Frau Roquin als einen Störenfried hin, der ihn hindere, Augustine zu zeigen,

was sie verstanden hatte. Diese Pantomime fiel in das arme Mädchen, das sich wie eine Verbrecherin vorkam, wenn es sich vorstellte, daß sie im Begriff war, zwischen sich und dem Künstler ein Einverständnis herzustellen, wie ein Feuerbrand. Die erstickende Hitze, der beständige Anblick der glänzenden Toiletten und die Betäubung, die Augustine die Naturtreue der Farben, die Menge der lebenden und der gemalten Gestalten verursachte, die Überfülle der goldenen Rahmen versetzte sie in einen Rausch, der ihre Besorgnisse verdoppelte. Vielleicht wäre sie in Ohnmacht gefallen, wenn sich, trotz diesem Durcheinander von Empfindungen, in ihrem tiefsten Herzen nicht ein noch nie gekanntes Wohlgefühl erhoben hätte, das all ihr Wesen belebte. Nichtsdestoweniger glaubte sie sich in der Gewalt des Dämons, dessen fürchterliche Schlingen ihr durch das Donnerwort der Prediger vorausgesagt worden waren. Sie empfand diesen Augenblick wie einen plötzlichen Wahnsinn. Sie sah sich von diesem vor Glück und Liebe strahlenden jungen Mann bis zur Kutsche ihrer Cousine geleitet. Einer ganz neuen Aufgeregtheit zur Beute, einem Freudenrausch, der sie in einem bestimmten Betracht ihrem Naturtrieb preisgab, vernahm Augustine die beredte Stimme ihres Herzens und sah den jungen Maler mehreremals mit einem Blick an, der die Unruhe verriet, von der sie überwältigt war. Niemals hatte das Rot ihrer Wangen in einem so lebhaften Gegensatz zu ihrer weißen Haut gestanden. Der Künstler nahm jetzt diese Schönheit in ihrer vollen Blüte wahr, diese Keuschheit in ihrer ganzen Herrlichkeit. Augustine erfuhr eine Art mit Schreck gemischter Freude, wenn sie daran dachte, daß ihre Gegenwart das Glück dessen verursachte, dessen Name auf aller Lippen war, dessen Begabung vergänglichen Bildern Unsterblichkeit verlieh. Sie wurde geliebt! Sie konnte daran nicht zweifeln. Als sie den Künstler schon nicht mehr sah, hallten noch diese schlichten Worte in ihrem Herzen wider: „Sie sehen, wozu mich die Liebe begeistert hat!" Und das stürmischer gewordene Klopfen ihres Herzens schien ihr ein Schmerz, bis zu einem

solchen Grade erwachte in der Tiefe ihres Wesens ihr leidenschaftlicher erglühendes Blut von unbekannten Gewalten. Um einer Antwort auf die Fragen, die ihre Cousine mit Bezug auf die Gemälde stellte, auszuweichen, schützte sie ein heftiges Kopfweh vor; doch nach ihrer Rückkehr konnte Frau Roquin sich nicht enthalten, Frau Guillaume gegenüber von der Berühmtheit zu sprechen, zu der die „Ballspielende Katze" gekommen war, und Augustine zitterte an allen Gliedern, als sie sie zu ihrer Mutter sagen hörte, sie solle zum Salon gehen, um dort ihr Heimwesen zu sehen. Das junge Mädchen brachte von neuem ihr Unwohlsein vor und erhielt die Erlaubnis, zu Bett zu gehen.

„Da sieht man, was man von solchen Schaustellungen hat", rief Herr Guillaume. „Kopfschmerzen! Ist es denn ein so großes Vergnügen, das gemalt zu sehen, was man jeden Tag in unserer Straße antreffen kann? Geht mir mit diesen Künstlern, die, samt eueren Schriftstellern, Hungerleider sind. Was zum Teufel haben sie nötig, einem Haus zu nahen, um es auf ihren Gemälden zu verunglimpfen?"

„Das kann dazu beitragen, daß wir einige Ellen Tuch mehr absetzen", äußerte Joseph Lebas.

Diese Bemerkung hinderte nicht, daß die Künste und der Geist vor dem Tribunal des Geschäftes noch einmal Verurteilung erfuhren. Wie man sich vorstellen kann, gereichten diese Erörterungen Augustine, die sich die Nacht über einem ersten Nachdenken über die Liebe hingab, nicht gerade zu besonderer Hoffnung. Die Ereignisse dieses Tages waren wie ein Traum, den sie sich in ihrer Erinnerung wieder herzustellen gefiel. Sie wurde vertraut mit dem Bangen, den Hoffnungen, Gewissensbissen, mit all den Gefühlsübergängen, die ein schlichtes, ängstliches Herz wie das ihre erbeben machen mußten. Zu dem Bewußtsein welcher Leere in diesem Hause gelangte sie, und welchen Schatz entdeckte sie in ihrer Seele! Die Frau eines Mannes von Talent zu sein, seinen Ruhm zu teilen! Welche Verheerung

mußte diese Vorstellung in dem Herzen eines Kindes anrichten, das am Busen einer solchen Familie auferzogen war! Welche Hoffnung mußte sie in einem jungen Wesen wecken, das, bis daher von hausbackenen Grundsätzen genährt, sich nach einem eleganten Leben sehnte! Ein Sonnenstrahl war in dies Gefängnis gefallen. Mit einem Schlage liebte Augustine. Eine solche Fülle schmeichlerischer Empfindungen hatte sich auf einmal in ihr erhoben, daß sie ohne weitere Erwägung erlag. Wirft die Liebe, wenn man achtzehn Jahre alt ist, nicht ihr Prisma zwischen die Welt und das Auge eines jungen Mädchens? Außerstande etwas von den herben Erschütterungen zu ahnen, die die Verbindung eines liebenden Weibes mit einem Manne der Einbildungskraft zur Folge hat, glaubte sie sich berufen, sein Glück zu werden, ohne zwischen sich und ihm irgendwelches Mißverhältnis zu gewahren. Für sie war die Gegenwart die ganze Zukunft. Als am nächsten Tage ihr Vater und ihre Mutter von der Ausstellung zurückkehrten, verkündeten ihre herabgestimmten Mienen eine gewisse Enttäuschung. Erstlich hatte der Maler die beiden Gemälde zurückgezogen; und dann hatte Frau Guillaume ihren Kaschmirschal verloren. Zu vernehmen, daß die Gemälde nach ihrem Besuch im Salon verschwunden waren, bedeutete für Augustine die Offenbarung eines Zartgefühls, das die Frauen ganz instinktiv stets zu schätzen wissen.

An dem Morgen, wo auf dem Heimweg vom Ball Theodor von Sommervieux, dies war der Name, den sein Ruhm in Augustinens Herz getragen hatte, von dem Kommis der „Ballspielenden Katze" bespritzt worden war, als er auf das Erscheinen seiner kindlichen Freundin gewartet hatte, die sicherlich von seiner Anwesenheit nichts wußte, hatten sich die beiden Liebenden seit dem Salon erst zum viertenmal gesehen. Die Hindernisse, die die Ordnung des Hauses Guillaume dem feurigen Wesen des Künstlers in den Weg stellte, gaben seiner Leidenschaft für Augustine eine leicht begreifliche Heftigkeit. Wie sich einem jungen Mädchen nähern, das in einem Geschäftsraum zwischen

zwei Frauen wie Virginie und Frau Guillaume saß? Wie sich mit ihr in Verbindung setzen, wenn ihre Mutter niemals von ihr wich? Wie alle Liebhaber findig, sich Mißhelligkeiten zu bereiten, schuf Theodor sich einen Nebenbuhler in einem der Kommis und gewann die anderen für seinen Nebenbuhler. Wenn er aber so vielen Argusaugen entschlüpfte, scheiterte er an den strengen Blicken des alten Händlers oder Frau Guillaumes. Überall Hindernisse, zum Verzweifeln! Und gerade auch die Heftigkeit seiner Leidenschaft hinderte den jungen Maler, jene geschickten Auskunftsmittel ausfindig zu machen, die bei den Gefangenen wie bei den Liebenden die äußerste Anstrengung des durch ein unbändiges Freiheitsbedürfnis oder das Feuer der Liebe aufgeregten Verstandes zu sein scheinen. Theodor durchschweifte das Viertel damals mit der Unermüdlichkeit eines Wahnsinnigen, als hätte ihn die Bewegung auf Einfälle bringen können. Nachdem er seine Einbildungskraft hinlänglich abgequält hatte, verfiel er darauf, die pausbäckige Magd mit Geld zu bestechen. Und so wurden im Laufe der vierzehn Tage, die dem unglücklichen Morgen folgten, wo Herr Guillaume und Theodor einander so aufmerksam betrachtet hatten, dann und wann ein paar Briefe gewechselt. Gegenwärtig hatten sich die beiden jungen Leute dahin verständigt, daß sie sich zu einer bestimmten Stunde am Sonntag zu Saint-Leu während der Messe und der Vesper sehen wollten. Augustine hatte ihrem teueren Theodor das Verzeichnis der Verwandten und Freunde der Familie geschickt, bei denen der junge Mann Zutritt zu erlangen suchte, um womöglich eine von diesen vom Geld, dem Handel erfüllten Seelen, denen eine echte Leidenschaft als die ungeheuerlichste Spekulation, eine unerhörte Spekulation erscheinen mußte, für seine verliebten Absichten zu interessieren. Im übrigen änderte sich in den Gewohnheiten der „Ballspielenden Katze" nichts. Wenn Augustine zerstreut war, wenn sie sich, jeglichem Gehorsam gegenüber den Gesetzen der häuslichen Ordnung zuwider, auf ihr Zimmer hinaufbegab, um dort vermittelst eines

Blumentopfes ein Zeichen zu geben; wenn sie seufzte, und endlich wenn sie in Gedanken war, so nahm davon niemand, selbst ihre Mutter nicht, etwas wahr. Dieser Umstand wird denen einige Überraschung bereiten, die den Geist dieses Hauses begriffen haben, wo jeder poetisch angesteckte Gedanke zu den Wesen und Dingen einen Kontrast erzeugen mußte, wo niemand sich eine Bewegung und einen Blick erlauben konnte, der nicht gesehen und geprüft wurde. Doch es ging durchaus mit natürlichen Dingen zu: das Fahrzeug, das unter der Flagge der „Ballspielenden Katze" so still auf dem stürmischen Meer von Paris steuerte, war die Beute eines der Stürme, die man ihrer periodischen Wiederkehr wegen äquinoktial nennen dürfte. Seit vierzehn Tagen widmeten sich die fünf Menschen der Besatzung, auch Frau Guillaume, Virginie, jener angestrengtesten Arbeit, die man unter die Bezeichnung Inventuraufnahme begreift. Man setzte jeden Ballen in Bewegung und prüfte das Ellenmaß der Stücke, um sich des genauen Wertes jeden Tuchrestes zu vergewissern. Sorgfältig wurde der jedem Paket angehängte Zettel nachgesehen, um festzustellen, zu welcher Zeit die Tücher gekauft worden waren. Man setzte den gegenwärtigen Preis fest. Beständig auf den Beinen, seine Elle in der Hand, den Federhalter hinterm Ohr, glich Herr Guillaume einem Kapitän, der ein Schiffsmanöver kommandiert. Seine scharfe Stimme, die durch ein Sprachrohr durch die Tiefe der Magazintreppen hinauffragte, ließ jene kaufmännischen Ausdrücke vernehmen, die so rätselhaft sind. Zum Beispiel: „Wieviel von H–N–3?" – „Aufgekauft!" – „Wieviel übrig von O–X?" – „Zwei Ellen!" – „Welcher Preis?" – „Fünf–fünf–drei!" – „Tun Sie zu drei A alle J–J, alle M–P und den Rest von V–D–O!" Tausend andere, nicht minder deutliche Redewendungen schnarrten gleich Versen der modernen Poesie durch die Ladenräume, welche, die Begeisterung für einen ihrer Dichter zu nähren, Romantiker hätten anführen können. Am Abend schloß sich Guillaume mit seinem Kommis und seiner Frau ein, schloß Rech-

nungen ab, setzte neue auf, schrieb an die Rückständigen und stellte Fakturen auf. So schafften die drei diese gewaltige Arbeit, deren Ergebnis auf einem viereckigen Stück Tellier[1]-Papier Platz fand und dem Hause Guillaume anzeigte, daß so viel an Geld vorhanden war, so viel an Waren, so viel an Wechseln und Schuldscheinen, daß es nicht einen Sou schuldete, daß man ihm hundert- oder zweimalhunderttausend Franken schuldete, daß das Kapital sich vermehrt hatte, daß die Pachthöfe, die Häuser, die Renten im Begriff standen, sich abzurunden oder sich aufzubessern oder sich zu verdoppeln. Und daraus ergab sich die Notwendigkeit, mit größerem Eifer als je von neuem Taler zu häufen, ohne daß es diesen unternehmungslustigen Ameisen eingefallen wäre zu fragen: „Wozu?" Dank dieser alljährlichen Unruhe entschlüpfte die glückselige Augustine den Nachforschungen ihrer Argusse. Endlich war eines Sonnabendabends die Inventuraufnahme zum Abschluß gelangt. Die Zahlen des gesamten Aktivbestandes zeigten hinreichend viel Nullen, so daß Guillaume unter diesen Umständen die peinlich strenge Formalität, die das ganze Jahr über bezüglich des Nachtisches herrschte, aufhob. Der zurückhaltende Händler rieb sich die Hände und gestattete seinen Kommis, bei Tische zu bleiben. Kaum hatte jeder Mann der Bestallung sein bescheidenes Gläschen Likör geleert, als sich das Rollen einer Kutsche vernehmen ließ. Die Familie brach auf, um im Varieté „Cendrillon" zu sehen, während die beiden anderen Kommis einen Sechsfranken-Taler erhielten und die Erlaubnis, zu gehen, wohin ihnen der Sinn stand, vorausgesetzt, daß sie um Mitternacht wieder zu Hause waren.

Ungeachtet dieser Ausschweifung rasierte sich am Sonntagmorgen der alte Tuchhändler gegen sechs Uhr, legte seinen kastanienbraunen Rock an, dessen prächtiger Glanz ihn stets mit derselben Befriedigung erfüllte, befestigte die Goldschnallen in den Laschen seiner geräumigen Seidenhose; darauf begab er

[1] Le Tellier, französischer Minister, für dessen Bureaus diese bestimmte Papiersorte zuerst angefertigt wurde. Der Übersetzer.

sich gegen sieben Uhr in einem Augenblicke, wo noch alles im Hause schlief, in das kleine, an die Niederlage im ersten Stockwerk angrenzende Geschäftsbureau. Das Tageslicht drang hier durch ein mit dicken Eisenstäben geschütztes Fenster herein, das auf einen kleinen Hof mit so schwarzen Mauern, daß er beinahe einem Brunnen glich, hinausblickte. Eigenhändig öffnete der alte Händler die ihm so gut vertrauten, mit Eisenblech beschlagenen Fensterläden und das Fenster halb, indem er es an seiner Schnur niedergleiten ließ. Die scharfe kalte Luft des Hofes erfrischte die stickige Atmosphäre des Raumes, der den Bureaus eigentümlichen Duft hauchte. Der Kaufmann verharrte stehend, die Hand auf die fettige Seitenlehne eines mit Maroquinleder, dessen ursprüngliche Farbe verblichen war, gepolsterten Rohrsessels gelegt, als zögere er, sich niederzulassen. Mit gerührter Miene betrachtete er das Bureau mit seinem Doppelpult, wo der Platz seiner Frau, dem seinen gegenüber, sich in einer in der Wand angebrachten kleinen Bogenwölbung befand. Er ließ seinen Blick auf den numerierten Pappschachteln weilen, den Bindfäden, den Geräten, den Blechmarken, mit denen das Tuch bezeichnet wurde, der Kasse, Gegenständen eines unvordenklichen Ursprunges, und glaubte den wiedererstandenen Schatten des Herrn Chevrel wieder vor sich zu erblicken. Er rückte denselben Schemel hervor, auf dem er sich ehemals seinem verstorbenen Chef gegenüber niedergelassen hatte. Diesen mit schwarzem Leder beschlagenen Schemel, dessen Polsterhaare schon längst, doch ohne herauszufallen, allenthalben hervorstachen, rückte er mit bebender Hand an denselben Platz, wohin ihn sein Vorgänger gerückt hatte; und in einer schwer zu beschreibenden Gemütsbewegung zog er die Klingel, welche zu dem Kopfende von Joseph Lebas' Bett hinaufführte. Nachdem er diesen entscheidenden Zug getan hatte, nahm der Greis, den diese Erinnerungen offenbar bedrückten, drei, vier Wechselbriefe zur Hand, die ihm präsentiert worden waren, und sah sie, ohne sie zu sehen, an, als plötzlich Joseph Lebas erschien.

„Setzen Sie sich hierher", sagte Guillaume zu ihm mit einem Wink gegen den Schemel hin.

Da der alte Chef seinen Kommis noch niemals in seiner Gegenwart sich hatte setzen lassen, erbebte Joseph Lebas.

„Wie denken Sie über diese Wechsel?" fragte Guillaume.

„Sie werden nicht eingelöst werden."

„Wie?"

„Aber ich weiß, daß Etienne & Co. vorgestern in Gold Zahlung geleistet haben."

„Oh, oh!" rief der Tuchhändler. „Man müßte schon krank sein, wenn man sich darüber aufregen wollte. Sprechen wir von etwas anderem, Joseph, die Inventur ist ja abgeschlossen."

„Ja, Herr, und die Dividende ist eine der schönsten, die Sie je hatten."

„Gebrauchen Sie doch nicht diese neumodischen Ausdrücke; sagen Sie das Ergebnis, Joseph. Wissen Sie, lieber Junge, daß ein wenig Sie es sind, dem wir diese Ergebnisse verdanken? Und so möcht ich auch nicht mehr, daß Sie noch Gehalt beziehen. Frau Guillaume hat mir den Gedanken nahegelegt, Ihnen das Anerbieten eines besonderen Vorteils zu machen. Nun, Joseph, ‚Guillaume & Lebas'! Würden diese Worte nicht eine schöne Firma bezeichnen? Man könnte ja, um die Bezeichnung abzurunden, hinzufügen: ‚Und Kompanie'."

Joseph Lebas traten die Tränen in die Augen, nur mit Mühe verbarg er sie.

„Oh, Herr Guillaume, womit hab ich so viel Glück verdient? Ich habe ja nichts als meine Pflicht getan. War's ja doch schon so viel, daß Sie sich einer armen Waise..."

Er bürstete den Aufschlag seines linken Ärmels mit dem rechten Ärmel und wagte den Greis nicht anzublicken, der bei dem Gedanken lächelte, daß dieser bescheidene Mann offenbar das Bedürfnis hatte, wie ehemals er selbst, zu einer vollständigen Erklärung ermutigt zu werden.

„Ja," fuhr der Vater Virginiens fort, „Sie verdienen diese

Gunst nicht besonders, Joseph! Sie haben nicht das Vertrauen zu mir, das ich zu Ihnen habe." Jäh erhob der Kommis den Kopf. — „Sie sind im Besitz des Kassengeheimnisses. Seit zwei Jahren hab ich Ihnen all meine Angelegenheiten mitgeteilt. Ich habe vor Ihnen also kein Geheimnis. Aber Sie? . . . Sie haben eine Neigung und haben mir nie ein Wort davon gesagt." Joseph Lebas errötete. — „Ah, ah!" rief Guillaume. „Denken Sie denn, einen alten Fuchs wie mich hinters Licht führen zu können? Mich, der, wie Sie wissen, den Bankerott Lecoq vorausssah?"

„Wie, Herr?" antwortete Joseph Lebas, indem er seinen Chef mit derselben Aufmerksamkeit prüfte, wie dieser ihn. „Wie? Sie wissen, daß ich liebe?"

„Alles weiß ich, Schelm!" sagte der achtbare, gerissene Kaufmann, indem er ihn am Ohrläppchen zog. „Und ich entschuldige es, hab es ebenso gemacht."

„Und Sie bewilligen sie mir?"

„Ja, mit fünfzigtausend Talern, und ebensoviel werd ich dir hinterlassen, und wir sprechen von einer neuen Firma und neuen Unkosten. Wir werden noch Geschäfte machen, Junge!" rief der alte Kaufmann, indem er sich aufrichtete und die Arme auswarf.

„Siehst du, Schwiegersohn, alles ist der Handel! Die fragen, was er denn für Vergnügen gewähre, sind Einfaltspinsel. Geschäfte aufspüren, sich darauf verstehen, den Platz zu beherrschen, wie beim Spiel unter Zittern und Zagen auf den Bankerott von Etienne & Co. gefaßt zu sein, ein in unser Tuch gekleidetes Regiment der Kaiserlichen Garde vorbeimarschieren zu sehen, dem Nachbar — versteht sich, ohne dabei mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen — ein Bein zu stellen, wohlfeilere Ware herzustellen als die anderen, verfolgen, wie ein Geschäft, das man eingeht, anfängt, vorankommt, schwankt, glückt; wie ein Polizeiminister mit allen Mitteln der Handelshäuser vertraut zu sein, um einen Fehlschlag zu vermeiden; sich mitten in allen Schiffbrüchen auf-

recht erhalten; in allen Fabrikstädten Freunde haben, mit denen man in Korrespondenz steht: ist das nicht ein beständiges va banque, Joseph? Aber das heißt leben! Ich werde in diesem Plack hier sterben wie der alte Chevrel, ohne doch mehr daraus zu verbrauchen, als für meinen Bedarf genügt."

Im Eifer seiner lebhaften Stegreifrede hatte Vater Guillaume seinem Kommis, der heiße Tränen weinte, kaum Beachtung geschenkt.

„Aber Joseph, mein armer Junge, was ist dir?"

„Ach, ich liebe so sehr, so sehr, Herr Guillaume, daß ich nicht den Mut habe; ich glaube ..."

„Nun gut, Junge!" sagte der gerührte Kaufmann. „Du bist, meiner Treu, glücklicher, als du glaubst; denn sie liebt dich. Ich weiß es!"

Und er blinzelte, während er seinen Kommis betrachtete, mit den grünen Augelchen.

„Fräulein Augustine! Fräulein Augustine!" rief Joseph Lebas in seiner Begeisterung.

Er war im Begriff hinauszueilen, als er sich von einem eisernen Arm zurückgehalten fühlte und sein Chef, ganz verdutzt, ihn wieder zu sich heranholte.

„Was hat denn mit dieser Angelegenheit Augustine zu tun?" fragte Guillaume, dessen Stimme den unglücklichen Joseph Lebas auf der Stelle zu Eis erstarren machte.

„Aber ... aber — sie ist es ja — die ich liebe!" stammelte der Kommis.

Durch den Fehlschuß, den sein Scharfsinn getan hatte, ganz außer Fassung gebracht, nahm Guillaume wieder Platz und barg seinen Spitzkopf in beide Hände, um über die seltsame Lage, in der er sich befand, nachzudenken. In Scham und Verzweiflung stand Joseph Lebas da.

„Joseph," nahm der Händler mit frostiger Würde wieder das Wort, „ich sprach zu Ihnen von Virginie. Die Liebe läßt sich nicht kommandieren, ich weiß. Ich kenne Ihre Verschwiegenheit, ver-

gessen wir die Sache. Niemals werd ich Augustine vor Virginie verheiraten. Ihr Anteil wird zehn vom Hundert sein."

Der Kommis, dem die Liebe ich weiß nicht welchen Grad von Mut und Beredsamkeit verlieh, faltete die Hände, ergriff das Wort und sprach eine Viertelstunde lang mit einer derartigen Wärme und Empfindsamkeit auf Guillaume ein, daß die Situation sich änderte. Hätte es sich um eine kaufmännische Angelegenheit gehandelt, würden dem alten Händler die sichern Gesichtspunkte für einen Entschluß zu Gebote gestanden haben; doch tausend Meilen aus dem Handelswesen hinausgeschleudert auf das Meer der Gefühle, und ohne Kompaß, kreuzte er einem derartigen Ereignis gegenüber unentschlossen umher, wie er sich sagte. Von seiner angeborenen Gutherzigkeit hingerissen, redete er so ein bißchen ungereimtes Zeug.

„Aber, zum Teufel, Joseph! Du weißt ja doch, daß mir meine beiden Kinder in einem Abstand von zehn Jahren geboren wurden! Fräulein Chevrel war keine Schönheit, und doch hat sie sich über mich nicht zu beklagen gehabt. Mach's doch so wie ich! Na, weine doch nicht, bist du nicht gescheit? Was denn? Vielleicht läßt sich's machen, wir wollen sehen. Es gibt ja immer ein Mittel, sich aus der Affäre zu ziehen. Wir Männer sind für unsere Frauen auch nicht immer Seladons. Verstehst du? Frau Guillaume ist fromm, und ... Also, zum Kuckuck, mein Junge, reich heut morgen Augustine den Arm und führe sie zur Messe."

Das waren die Redewendungen, die Guillaume aufs Geratewohl hinwarf. Ihr Abschluß gab dem verliebten Kommis neues Leben: er dachte bezüglich Fräulein Virginiens schon an einen seiner Freunde, als er, nachdem er seinem künftigen Schwiegervater die Hand gedrückt und ihm mit so einer gewissen Zuversichtlichkeit gesagt hatte, es werde sich schon alles gut einrenken, das eingeräucherte Bureau verließ.

„Was wird Frau Guillaume denken?"

Diese Vorstellung setzte dem wackeren Geschäftsmann, als er allein war, sehr nachdrücklich zu. Beim Frühstück warfen Frau

Guillaume und Virginie, die der Tuchhändler seine Enttäuschung noch nicht hatte wissen lassen, Joseph Lebas, der sich in der äußersten Verlegenheit befand, hinreichend schalkhafte Blicke zu. Die Bescheidenheit des Kommis gewann ihm die Zuneigung seiner Schwiegermutter. Die Matrone geriet in eine solche Aufgeräumtheit, daß sie Herrn Guillaume unter einem Lächeln anblickte und sich einige kleine Scherze erlaubte, die in diesen harmlosen Familien kaum je vorkamen. Sie stellte in Frage, daß der Wuchs von Virginie und Lebas übereinstimmte, und forderte sie auf, sich zu messen. Diese einleitenden kleinen Narrheiten zogen einige Schatten auf der Stirn des Familienoberhauptes zusammen, und er trug eine solche Liebe für das Dekorum zur Schau, daß er anordnete, Auguſtine solle, um mit ihm nach Saint-Leu zu gehen, den Arm des ersten Kommis nehmen. Die über eine solche männliche Feinfühligkeit erstaunte Frau Guillaume belohnte ihren Gatten mit einem zustimmenden Kopfnicken. Der Zug verließ das Haus also in einer Ordnung, die nicht geeignet war, den Nachbarn Anlaß zu irgendeiner bösen Auslegung zu geben.

„Finden Sie nicht, Fräulein Auguſtine," sagte der bebende Kommis, „daß die Frau eines Kaufmanns, der über einen so guten Kredit verfügt wie zum Beispiel Herr Guillaume, sich ein wenig mehr Freude gönnen könnte wie Ihre Frau Mutter, daß sie Diamanten tragen, in der Kutsche fahren könnte? Oh, ich meinerseits würde, wenn ich mich verheiratete, gleich von vornherein alle Mühwaltung auf mich nehmen und mich freuen, meine Frau glücklich zu sehen. Ich würde sie nicht auf mein Kontor schicken. Im Tuchhandel sind die Frauen ja nicht mehr so nötig, wie sie's früher waren. Herr Guillaume hat ja recht gehabt, so zu handeln, wie er tat, und im übrigen war's ja auch nach dem Geschmack seiner Gemahlin. Aber wenn eine Frau in der Buchführung, in der Korrespondenz, im Detail, mit den Aufträgen, in ihrer Wirtschaft ein wenig mit Hand anlegt, damit sie nicht ganz müßig bleibt, so ist das genug. Um sieben,

wenn der Laden geschlossen ist, würde ich mich vergnügen, würde ins Schauspiel und in Gesellschaft gehen ... Aber Sie hören mir nicht zu?"

„Doch, Herr Joseph. Was halten Sie von der Malerei? Das ist ein schöner Beruf."

„O ja! Ich kenne einen Baumalermeister, Herrn Lourdois, der hat Taler."

Unter solchem vertraulichen Geplauder erreichte die Familie die Kirche Saint-Leu. Dort nahm Frau Guillaume wieder von ihren Rechten Besitz und ließ Augustine sich an ihre Seite setzen. Virginie nahm auf dem vierten Stuhl neben Lebas Platz. Während der ersten Predigt ging zwischen Augustine und Theodor, der, hinter einem Pfeiler stehend, sein Madonnenbild voller Glut anbetete, alles gut; allein beim Aufheben der Hostie nahm Frau Guillaume ein wenig zu spät wahr, daß ihre Tochter Augustine ihr Messebuch verkehrt hielt. Schon schickte sie sich an, sie nachdrücklichst auszuschelten, als sie, das Segel streichend, sich im Lesen unterbrach und nach der Richtung hinblickte, welche die Augen ihrer Tochter anzog. Mit Hilfe ihrer Brille gewahrte sie den jungen Künstler, dessen modische Eleganz eher einen Rittmeister auf Urlaub als einen Geschäftsmann des Viertels ankündigte. Es hält schwer, sich den Grad von Heftigkeit vorzustellen, in dem Frau Guillaume sich befand, die sich schmeichelte, ihren Töchtern eine vollendete Erziehung gegeben zu haben, als sie Augustine von einer heimlichen Liebe besessen sah, deren Gefahr sie in ihrer Unerfahrenheit und Zimperlichkeit übertrieb. Sie hielt ihre Tochter bis ins Innerste hinein angesteckt.

„Halten Sie zunächst mal Ihr Buch richtig, Fräulein", sagte sie leise, doch mit zornbebender Stimme.

Hastig entriß sie ihr das verräterische Gebetbuch und gab es ihr auf eine Weise zurück, daß die Buchstaben ihrem richtigen Sinn nach zu stehen kamen.

„Lassen Sie sich ja nicht beikommen, anders wohin zu sehen als auf Ihre Gebete," fügte sie hinzu, „sonst bekommen Sie's

mit mir zu tun. Nach der Messe werden Ihr Vater und ich ein Wörtchen mit Ihnen zu reden haben."

Diese Worte trafen die arme Augustine wie ein Blitzschlag. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe; allein im Widerstreit des Leides, das sie empfand, mit der Furcht, in der Kirche ein öffentliches Ärgernis zu erregen, brachte sie den Mut auf, ihre Herzensangst zu verbergen. Doch war ihre heftige Gemütserregung leicht an der Art zu erkennen, wie ihr Beichtbuch zitterte und auf jede Seite, die sie umschlug, Tränen fielen. An dem flammenden Blick, den ihm Frau Guillaume zuschleuderte, erkannte der Künstler die Gefahr, die seiner Liebe drohte, und verließ, das Herz voll rasender Leidenschaft und entschlossen, alles zu wagen, die Kirche.

„Gehen Sie auf Ihr Zimmer, Fräulein!" sagte Frau Guillaume zu ihrer Tochter, als sie zu Hause waren. „Wir werden Sie rufen lassen. Vor allem, lassen Sie sich nicht beikommen, es zu verlassen."

Die Besprechung, welche die beiden Gatten miteinander hatten, war eine so geheime, daß zunächst nichts davon ruchbar wurde. Doch trieb Virginie, die ihrer Schwester unter tausend liebevollen Darlegungen Mut eingesprochen hatte, die Gefälligkeit so weit, daß sie sich an die Tür zum Schlafzimmer ihrer Mutter schlich, wo die Erörterung vor sich ging, um hier dies oder jenes Wort aufzuschnappen. Gelegentlich des ersten Weges, den sie vom dritten Stockwerk zum ersten machte, hörte sie ihren Vater ausrufen:

„Madame, wollen Sie Ihre Tochter denn umbringen?"

„Armes Kind!" sagte Virginie zu ihrer in Tränen aufgelösten Schwester, „Papa verteidigt dich."

„Und was wollen sie Theodor tun?" forschte das unschuldige Geschöpf.

Die neugierige Virginie stieg nochmals hinab; doch diesmal blieb sie länger: sie erfuhr, daß Lebas Augustine liebe. Es stand geschrieben, daß an diesem denkwürdigen Tage dieses für ge-

wöhnlich so stille Haus eine wahre Hölle sein sollte. Herr Guillaume versetzte Joseph Lebas in Verzweiflung, als er ihm die Liebe Augustinens zu einem Fremden anvertraute. Lebas, der seinem Freunde gesagt hatte, er solle um Virginiens Hand anhalten, sah seine Hoffnungen über den Haufen geworfen. Fräulein Virginie, von dem Wissen überwältigt, daß Joseph sie in gewissem Betracht abgelehnt hatte, überfiel eine Migräne. Die Zwietracht, hervorgerufen durch die Auseinandersetzung, die Herr und Frau Guillaume miteinander gehabt hatten und wobei sie zum drittenmal in ihrem Leben verschiedener Meinung waren, kam zu einem erschrecklichen Ausdruck. Endlich erschien vier Uhr nachmittags Augustine bleich, zitternd und mit rotgeweinten Augen vor ihrem Vater und ihrer Mutter. In aller Offenherzigkeit erzählte das arme Kind die allzu kurze Geschichte ihrer Liebe. Durch das Zureden ihres Vaters, der ihr versprochen hatte, sie ruhig anzuhören, beruhigt, faßte sie einen gewissen Mut und nannte vor ihren Eltern den Namen ihres teuren Theodor von Sommervieux, wobei sie nicht ohne eine kleine Bosheit die adlige Partikel hervorhob. Während sie sich dem ungewohnten Entzücken überließ, von ihren Empfindungen zu sprechen, fand sie so viel Kühnheit, mit unschuldvoller Entschiedenheit zu erklären, daß sie Herrn von Sommervieux liebe, daß sie es ihm geschrieben habe, und fügte, Tränen in den Augen, hinzu:

„Es hieße mich ins Unglück stürzen, wenn ich einem anderen geopfert werden sollte."

„Aber Augustine, weißt du denn nicht, was das ist, ein Maler?" rief ihre Mutter entsetzt.

„Frau Guillaume!" sagte der alte Vater, indem er seiner Frau Stillschweigen auferlegte. — „Augustine," sagte er dann, „die Künstler sind im allgemeinen Hungerleider. Sie sind viel zu verschwenderisch, als daß sie nicht immer Taugenichtse wären. Ich habe den verstorbenen Herrn Joseph Vernet, den verstorbenen Herrn Lekaim und den verstorbenen Herrn Noverre beliefert.

Oh, wenn du wüßtest, was dieser Herr Noverre, der Herr Ritter von Saint-Georges, und besonders Herr Philidor dem armen Vater Chevrel für Streiche gespielt haben! Es sind sonderbare Käuze, ich weiß das; sie verstehen alle einem was vorzuschwatzen, haben Manieren ... Ah, niemals ist dein Herr Sumer ... Somm ..."

„von Sommervieux, lieber Vater!"

„Nun gut, meinetwegen, von Sommervieux! Niemals kann er so liebenswürdig zu dir gewesen sein, wie der Herr Ritter von Saint-Georges es zu mir war an dem Tage, wo ich eine gerichtliche Entscheidung der Konsuln gegen ihn erwirkt hatte. Und so waren die bedeutenden Leute von damals."

„Aber, lieber Vater, Herr Theodor ist Edelmann und hat mir geschrieben, daß er reich ist. Sein Vater nannte sich vor der Revolution Chevalier von Sommervieux."

Bei diesen Worten sah Herr Guillaume seine schreckliche Ehehälfte an, die als kaltgestellte Frau mit der Fußspitze auf den Fußboden pochte und ein finsteres Schweigen bewahrte; sie vermied es sogar, ihre Blicke auf Augustine zu richten, und schien, da auf ihre Meinung nicht gehört wurde, Herrn Guillaume alle Verantwortung für eine so ernste Angelegenheit zu überlassen; nichtsdestoweniger und trotz ihres augenscheinlichen Phlegmas rief sie, als sie ihren Gatten auf eine so sanfte Weise einer Katastrophe gegenüber, die nichts Kaufmännisches hatte, Partei nehmen sah:

„Wahrhaftig, mein Herr, Sie zeigen Ihren Töchtern gegenüber eine Schwäche ... aber ..."

Plötzlich unterbrach diese Levite, vor der dem alten Händler schon im voraus bangte, das Geräusch einer vor der Haustür haltenden Kutsche. Im nächsten Augenblick befand sich auch schon mitten im Zimmer Frau Roquin und sagte, während sie die drei Spieler dieses häuslichen Auftrittes anblickte, mit Protektormiene:

„Ich weiß alles, liebe Cousine."

Frau Roquin hatte einen Fehler: sie glaubte, daß die Frau eines Pariser Notars die Rolle einer kleinen Herrin spielen müsse.

„Ich weiß alles," wiederholte sie, „und ich komme in die Arche Noah als die Taube mit dem Olivenzweig. Ich habe diese Allegorie in dem ‚Geist des Christentums' gelesen," sagte sie gegen Frau Guillaume gewandt, „der Vergleich muß dir gefallen, liebe Cousine. Wißt ihr," fügte sie hinzu, während sie Augustine zulächelte, „daß dieser Herr von Sommervieux ein reizender Mann ist? Er hat mir heut morgen mein meisterlich getroffenes Porträt geschickt. Es ist mindestens sechstausend Franken wert."

Bei diesen Worten klopfte sie Herrn Guillaume sanft auf den Arm. Der alte Händler konnte sich nicht enthalten, auf eine ihm eigentümliche Weise die Lippen aufzuplustern.

„Ich bin gut mit Herrn von Sommervieux bekannt", fuhr die Taube fort. „Seit vierzehn Tagen kommt er zu meinen Abendgesellschaften, er ist ihre Zier. Er hat mir all seine Schmerzen erzählt und mich zu seinem Sachwalter gemacht. Ich weiß seit heut morgen, daß er Augustine anbetet, und er soll sie haben. Ah, Cousine, schütteln Sie nicht so ablehnend den Kopf. Hören Sie, daß er Baron werden soll und daß er vom Kaiser selbst im Salon zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden ist. Roquin ist sein Notar geworden und ist mit seinen Angelegenheiten vertraut. Nun, Herr von Sommervieux hat einen Grundbesitz von zwölftausend Franken Rente. Wissen Sie, daß der Schwiegervater eines Mannes wie er es zu etwas bringen kann, zum Beispiel zum Maire seines Bezirkes? Haben Sie nicht erlebt, daß Herr Dupont dafür, daß er, in seiner Eigenschaft als Maire, den Kaiser bei seinem Einzug in Wien begrüßt hat, Graf des Kaiserreiches und Senator geworden ist? Oh, diese Hochzeit wird gefeiert. Ich vergöttere diesen jungen Mann. Ein Benehmen wie das seiner Augustine gegenüber gibt es nur in den Romanen. Ja, meine Kleine, du wirst glücklich sein, und jede möchte wohl

an deiner Stelle sein. Ich sehe in meinen Abendgesellschaften die Frau Herzogin von Carigliano bei mir, die in Herrn von Sommervieux vernarrt ist. Es gibt ja böse Zungen, welche sagen, sie käme nur seinetwegen zu mir, als ob eine Herzogin von gestern sich etwas vergäbe bei einer Chevrel, deren Familie auf eine Gutbürgerlichkeit von hundert Jahren zurückblickt. — Augustine," fuhr Frau Roquin nach einer kleinen Pause fort, „ich habe das Porträt gesehen. Gott, ist es schön! Weißt du, daß der Kaiser es hat sehen wollen? Er hat gelacht und zum Vize-Konnetable gesagt: wenn er, da so viele Könige zu ihm kommen, viele solche Frauen wie diese an seinem Hofe hätte, so würde er sich anheischig machen, den Frieden von Europa für immer aufrecht zu erhalten. Ist das nicht schmeichelhaft?"

Die Stürme, mit denen der Tag begonnen hatte, sollten denen in der Natur gleichen: sie brachten ein stilles, heiteres Wetter. Frau Roquin entfaltete in ihrer Rede so viel Verführung, sie wußte in den trockenen Herzen von Herrn und Frau Guillaume auf einmal so viele Saiten anzuschlagen, daß sie schließlich eine fand, aus der sie Vorteil zog. In dieser eigentümlichen Zeit hatten mehr als je der Handel und die Finanz die närrische Manie, sich mit den großen Herren zu verschwägern, und die Generäle des Kaiserreiches machten sich diese Geneigtheit ausgiebig zunutz. Einzig Herr Guillaume war gegen diese bedauernswerte Leidenschaft aufgetreten. Seine Lieblingsgrundsätze liefen darauf hinaus, daß eine Frau, um ihr Glück zu finden, einen Mann ihres Standes heiraten müsse; man sah sich stets früher oder später dafür gestraft, wenn man zu hoch hinaus wollte; die Liebe widerstehe den Verdrießlichkeiten eines Haushaltes so wenig, daß einer in dem anderen hinreichend solide Eigenschaften finden müsse, um glücklich zu sein; es sei nicht nötig, daß der eine der beiden Gatten mehr wisse als der andere: vor allen Dingen müsse man sich verstehen; ein Ehemann, der Griechisch, und eine Frau, die Lateinisch spräche, liefen Gefahr, Hungers zu sterben. Er hatte da so ein Sprichwort erfunden. Er verglich

solcherweise geschlossene Ehen mit jenen alten Stoffen aus Seide und Wolle, bei denen die Seide schließlich der Wolle stets schadete. Indessen fand sich auf dem Grund des Mannesherzens doch so viel Eitelkeit, daß die Klugheit des Piloten, der die „Ballspielende Katze" so gut zu lenken verstand, der beweglichen Schlagfertigkeit Frau Roquins unterlag. Und die strenge Frau Guillaume fand als die erste in der Neigung ihrer Tochter Gründe, die sie ihren Grundsätzen untreu werden und sie damit einverstanden sein ließen, Herrn von Sommervieux zu empfangen, den einer strengen Prüfung zu unterziehen sie sich vornahm.

Der alte Händler suchte Joseph Lebas auf und unterrichtete ihn vom Stand der Dinge. Ein halb nach sieben Uhr vereinte der bemalte Speisesaal unter seinem Glasdach Frau und Herrn Roquin, den jungen Maler und seine reizende Augustine, Joseph Lebas, der sein Glück in Ergebung trug, und Fräulein Virginie, deren Migräne verschwunden war. Herr und Frau Guillaume sahen ihre Kinder untergebracht und die Geschichte der „Ballspielenden Katze" in guten Händen. Ihre Zufriedenheit erreichte den Höhepunkt, als ihnen Theodor beim Nachtisch das erstaunliche, ihnen noch unbekannte Gemälde zum Geschenk machte, welches das Innere dieses alten Hauses darstellte, dem sein Schöpfer ein so großes Glück verdankte.

„Wie nett!" rief Guillaume. „Zu denken, daß man dreißigtausend Franken dafür zahlen wollte ..."

„Wie genau meine Haubenzacken getroffen sind!" sagte Frau Guillaume.

„Und diese auseinandergelegten Stoffe!" fügte Lebas hinzu. „Man könnte sie in die Hand nehmen."

„Gewandung wirkt immer sehr gut", bestätigte der Maler. „Wir heutigen Maler würden uns glücklich schätzen, könnten wir die Vollendung der griechischen Gewandung erreichen."

„Sie lieben also das Tuch?" rief Vater Guillaume. „Wohlan, hier, schlagen Sie ein, mein lieber junger Mann. Da Sie

den Handel ehren, sind wir Freunde. Eh, warum wird er mißachtet? Die Welt begann mit ihm, hat doch Adam das Paradies für einen Apfel verkauft. Was freilich keine berühmte Spekulation war."

Und angeregt von dem Champagner, den er freigebig herumreichen ließ, brach der alte Händler in ein unverhohlen geräuschvolles Lachen aus. Die Binde vor den Augen des jungen Künstlers war so dicht, daß er seine künftigen Schwiegereltern liebenswürdig fand. Er verschmähte es nicht, sie durch ein paar geschmackvoll gezeichnete Karikaturen zu erheitern. So gefiel er allgemein.

Am späten Abend, als der nach einem Ausdruck Guillaumes großartig möblierte Salon verlassen war, zog der wackere Händler, der, wenn es sich um Geschäfte oder Geld handelte, immer sofort klar sah, während Frau Guillaume vom Tisch zum Kamin, vom Kronleuchter zu den Leuchtern ging und eilig die Kerzen auspustete, seine Tochter Augustine an sich und hielt ihr, nachdem er sie aufs Knie genommen, folgende Rede:

„Liebes Kind, du sollst, da du es willst, deinen Sommervieux heiraten; magst du dein Glückskapital aufs Spiel setzen. Allein ich lasse mich von diesen dreißigtausend Franken, die es abwirft, wenn man gute Leinwand bepinselt, nicht blenden. Wie solches Geld gewonnen wird, läuft es auch davon. Hab ich heut abend nicht diesen leichtsinnigen jungen Menschen äußern hören, da das Geld rund sei, müsse es rollen! Wenn es für verschwenderische Leute rund ist, so ist es flach für die Sparsamen, die es sich anhäufen lassen. Gut, liebes Kind! Dieser hübsche Bursch spricht davon, daß er dir Equipagen, Diamanten geben will. Er hat Geld; läßt er's für dich draufgehn: bene sit! mich geht's nichts an. Aber was das betrifft, was ich dir mitgebe, so will ich nicht, daß so sauer eingesackte Taler in Karossen und Flitterkram draufgehn. Wer zu viel ausgibt, ist niemals reich. Für die hunderttausend Taler deiner Mitgift kauft man noch nicht ganz Paris. Du kannst gut und gern eines Tages ein paar hundert von tausend Franken haben; ich werde dich, meiner

Treu, darauf warten lassen so lange wie möglich. Ich habe deinen Bräutigam also beiseite genommen, und einem Mann, der den Bankerott Lecoq geleitet hat, wurde es nicht schwer, die Zustimmung eines Künstlers zu erlangen, daß er eine Frau ohne Nutznießung ihres Vermögens heiratet. Ich werde ein Auge drauf haben, daß im Kontrakt die Schenkung, die er in Absicht hat dir auszusetzen, genau festgemacht wird. Ich hoffe also, liebes Kind, Großvater zu werden, und ich werde mich schon um meine Enkelkinder kümmern. Schwöre mir hier also in die Hand, ohne meinen Rat in Geldangelegenheiten niemals irgend etwas zu unterschreiben; und sollte ich mich etwa vor der Zeit zu Vater Chevrel hinüber verfügen, so schwöre mir, den jungen Lebas, deinen Schwager, zu Rate ziehen zu wollen. Versprich mir das?"

„Ja, lieber Vater, ich schwör es Ihnen."

Während sie mit sanfter Stimme diese Worte vernehmen ließ, küßte der Greis seine Tochter auf beide Wangen. Diese Nacht schliefen alle Liebenden fast so friedlich wie Herr und Frau Guillaume.

Einige Monate nach diesem denkwürdigen Sonntag war der Hauptaltar von Saint-Leu Zeuge von zwei recht verschiedenartigen Trauungen. Augustine und Theodor boten sich in allem Glanz ihres Glückes, liebestrahlenden Auges, in eleganten Toiletten, eine glänzende Equipage wartete auf sie. Mit ihrer Familie in einem anständigen Mietswagen angelangt, folgte Virginie, auf den Arm ihres Vaters gestützt, ihrer jungen Schwester in bescheidener Haltung und schlichtem Putz, gleich einem für den Einklang dieses Bildes unentbehrlichen Schatten. Herr Guillaume hatte sich bei der Kirchenbehörde alle Mühe gegeben, durchzusetzen, daß Virginie vor Augustine getraut wurde; allein es wurde ihm der Schmerz, daß hoher wie niederer Klerus in jeder Hinsicht der eleganteren der beiden Trauungen den Vortritt gab. Er hörte einige seiner Nachbarn ausdrücklich den gesunden Verstand Fräulein Virginiens loben, die, wie sie sagten,

die solidere der beiden Ehen einginge und dem Viertel treu bliebe; wogegen sich gegen Augustine einige vom Neid eingegebene bissige Scherze richteten, weil sie einen Künstler, einen Adligen heiratete; mit einem gewissen Schrecken fügten sie hinzu, der Tuchhandel sei, wenn es die Guillaumes mit dem Ehrgeiz bekämen, verloren. Als ein alter Fächerhändler sagte, daß dieser Verschwender bald an den Bettelstab gelangen werde, stimmte Vater Guillaume in petto seiner Vorsicht hinsichtlich des Ehevertrages bei. Am Abend blieben nach einem glänzenden Ball, dem sich eine von jenen üppigen Mahlzeiten angeschlossen hatte, deren Erinnerung sich in der gegenwärtigen Generation zu verlieren anfängt, Herr und Frau Guillaume in ihrem Haus in der Straße Colombier, wo die Hochzeit stattgefunden hatte, während Herr und Frau Lebas in ihrer Mietskutsche nach dem alten Hause in der Straße Saint-Denis zurückkehrten, um hier das Schiff der „Ballspielenden Katze" zu steuern; der glückberauschte Künstler schloß seine geliebte Augustine in die Arme, nahm sie, als ihr Coupé in der Straße Trois-Frères angelangt war, und trug sie in ein von allen Künsten ausgeschmücktes Gemach.

Im Feuer der Leidenschaft, die Theodor beherrschte, verloderte dem jungen Ehepaar fast ein ganzes Jahr, ohne daß das leiseste Wölkchen den blauen Himmel, unter dem sie lebten, getrübt hätte. Für diese beiden Liebenden hatte das Dasein nichts Drückendes. Jeden Tag verschönte Theodor mit einer unerhörten Zier von Freuden, er fand sein Gefallen daran, die Hingerissenheit der Leidenschaft mit der weichen Abspannung jener Ruhepausen wechseln zu lassen, welche die Seele zu einer so hohen Entrückung steigern, daß sich in ihr die körperliche Vereinigung vergißt. Außerstande etwas zu überlegen, überließ sich die glückselige Augustine der rhythmischen Woge ihrer Seligkeit: sie glaubte noch nicht genug zu tun, wenn sie sich ganz der erlaubten, geweihten Gattenliebe hingab; schlicht und naiv, wie sie war, wußte sie im übrigen nichts von dem Kunstgriff des Sichver-

weigerns, noch von der Herrschaft, die eine junge Dame der großen Welt sich über ihren Gatten durch eine geschickte Launenhaftigkeit verschafft; ihre Liebe war zu groß, als daß sie die Zukunft berechnet hätte, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein so köstliches Leben jemals ein Ende haben könnte. Beglückt, daß sie gegenwärtig ihrem Manne der Inbegriff aller Wonne war, meinte sie, diese unauslöschliche Liebe werde stets ihr schönster Schmuck sein, wie ihre willfährige Hingabe ihm eine immerwährende Anziehung. Schließlich aber hatte ihr Liebesglück ihr eine so strahlende Schönheit verliehen, daß sie stolz darauf und dessen gewiß war, sie werde einen so leicht zu entflammenden Mann wie Herrn von Sommervieux stets in ihrem Bann halten. So kam es aber, daß ihr ihr Frauenstand keine andere Unterweisung eintrug als die in der Liebe. Am Busen dieses Glückes blieb sie das dumme kleine Mädchen, das in der Verborgenheit der Straße Saint-Denis gelebt hatte, und dachte nicht daran, Manieren anzunehmen, Unterweisung und den Ton der Welt, in der sie zu leben hatte. Ihre Worte waren Worte der Liebe, und sie entwickelte hier wohl auch eine gewisse Art von geistiger Geschmeidigkeit und eine gewisse Feinheit des Ausdruckes, doch bediente sie sich der Sprache, die ja allen Frauen, wenn sie in der Leidenschaft, die dann ihr Element ist, aufgehen, gemäß ist. Wenn Augustine zufällig etwa einen Gedanken zum Ausdruck brachte, der mit Theodors Anschauungen nicht in Einklang stand, lachte der junge Künstler, wie man über die anfänglichen Sprachfehler eines Ausländers lacht, die schließlich aber, falls er sich nicht vervollkommt, langweilen. Trotz aller Liebesfülle, die dieses so bezaubernde wie flüchtige Jahr atmete, empfand Sommervieux eines Morgens die Notwendigkeit, seine Arbeiten und Gepflogenheiten wieder aufzunehmen. Seine Frau war schwanger. Er sah seine Freunde wieder. Während der langwierigen Beschwerlichkeiten des Jahres, wo eine junge Frau zum erstenmal ein Kind stillt, arbeitete er wohl mit Eifer; doch gab er zuweilen dem Trieb nach, in der großen Welt einige

Zerstreuung zu suchen. Das Haus, das er am liebsten besuchte, war das der Herzogin von Carigliano, der es schließlich geglückt war, den berühmten Maler an sich zu fesseln. Als Augustine wiederhergestellt war, als ihr Sohn nicht mehr jene unablässige Sorge in Anspruch nahm, die einer Mutter die Vergnügungen der Gesellschaft versagen, war Theodor dahin gelangt, den Genuß der Eigenliebe zu kosten, den uns die Gesellschaft gewährt, wenn wir dort mit einer schönen Frau erscheinen, die Gegenstand des Neides und der Bewunderung ist. Die Salons zu durchstreifen und dort in dem Glanz sich zu zeigen, der von dem Ruhm ihres Mannes auf sie überstrahlte, war für Augustine eine neue Freudenernte; doch bedeutete es den letzten Strahl ihres Eheglückes. Sie fing an die Eitelkeit ihres Mannes zu beleidigen, wenn sie, trotz vergeblicher Bemühungen, ihre Unwissenheit durchblicken ließ, ihre unbeholfene Redeweise und die Beschränktheit ihres Gedankenkreises. Nachdem er fast zwei und ein halbes Jahr von den ersten Entrückungen der Liebe in Bann gehalten war, gewann Sommervieux' Wesen mit der ausgeglichneren Stimmung des nicht mehr frischen Besitzes wieder seine Richtung und nahm seine vorübergehend aus ihrem Fahrwasser geratenen Gewohnheiten wieder auf. Die Dichtung, die Malerei und die erlesenen Freuden der Einbildungskraft besitzen für einen erlesenen Geist unverjährbare Rechte. Diese Bedürfnisse des starken Geistes waren in Theodors Fall im Verlaufe dieser zwei Jahre nicht enttäuscht worden, sie hatten nur neue Nahrung gefunden. Als die Gefilde der Liebe durcheilt waren, als der Künstler, wie ein Kind, die Rosen und Kornblumen mit einer solchen Begier gepflückt hatte, daß er nicht wahrnahm, wie seine Hände mehr nicht fassen konnten, änderte sich das Bild. Wenn der Maler seiner Frau die Entwürfe seiner schönsten Kompositionen zeigte, hörte er sie, wie Vater Guillaume, ausrufen: „Sehr reizend!" Diese Bewunderung entsprang nicht einer gewissenhaften Empfindung, sondern dem Glauben an die Macht des Ausdrucks der Liebe. Augustine zog einen Blick dem

schönsten Gemälde vor. Die einzige Erhabenheit, die sie kannte, war die des Herzens. Endlich konnte sich Theodor aber nicht der Augenscheinlichkeit einer grausamen Wahrheit entziehen: seine Frau war nicht für Poesie empfänglich, sie wohnte nicht in seiner Sphäre, sie folgte ihm nicht in alle Gebiete seiner Einfälle, seiner Phantasie, seiner Freuden, seiner Schmerzen; sie schritt auf der Ebene der Wirklichkeit, während er das Haupt im Himmel hatte. Geister von gewöhnlichem Schlag können die Leiden nicht verstehen, die für ein Wesen, das einem anderen durch die innigste aller Empfindungen geeint ist, dadurch entstehen, daß es sich gezwungen sieht, die ihm teuersten Äußerungen seiner Gedankenwelt fortgesetzt zurückzudrängen und die Gebilde in das Nichts zurücktreten zu lassen, die eine magische Macht ihn zu gestalten treibt. Es empfindet diese Pein um so grausamer, als das vornehmlichste Gesetz der Empfindung, die es seinem Gefährten entgegenbringt, gebietet, daß der eine dem anderen sich niemals mit irgend etwas verbirgt, sondern den Ausstrom des Gedankens ebenso teilt wie den Erguß der Seele. Man betrügt den Willen der Natur nicht ungestraft: sie ist unerbittlich wie die Notwendigkeit, die, so ist es, eine Art sozialen Wesens ist. In der Hoffnung, daß die Gewohnheit mit Künstlern zu leben seine Frau noch bilden und in ihr die Keime einer höheren Intelligenz zum Durchbruch gelangen lassen möchte, von denen einige höhere Geister meinen, daß sie in schlummerndem Zustand allen Wesen ewig eigen wären, flüchtete sich Sommervieux in das stille Schweigen seiner Werkstatt; doch war Augustine viel zu aufrichtig fromm, als daß der Ton der Künstler sie nicht erschreckt hätte. Gelegentlich des ersten Essens, das Theodor gab, hörte sie einen jungen Maler mit jener kindlichen Leichtigkeit, für die ihr das Verständnis abging und die einen noch so unfrommen Scherz freispricht, äußern:

„Aber, Madame, Ihr Paradies kann doch nicht schöner sein als die ‚Verklärung' Raffaels? Wahrhaftig, mich langweilt es, es zu betrachten."

Augustine brachte also in diese geistige Geselligkeit ein Mißtrauen, das niemandem entging, sie setzte in Verlegenheit. Verlegene Künstler kennen kein Mitleid: sie fliehen oder spotten. Frau Guillaume hatte unter anderen komischen Seiten die, daß sie die Würde, die sie für das Leibgedinge einer verheirateten Frau hielt, übertrieb; und obgleich sie sich oft darüber lustig gemacht hatte, wußte Augustine sich doch nicht anders als mit einer leichten Nachahmung der mütterlichen Sprödigkeit zu wehren. Diese übertriebene Züchtigkeit, welche die tugendhaften Frauen nicht immer zu vermeiden wissen, hatte diese und jene spöttische Bleistiftzeichnung zur Folge, deren harmloser Scherz viel zu guten Geschmack zeigte, als daß Sommervieux sich darüber hätte aufregen können. Diese Scherzereien hätten selbst grausamer sein können; sie wären trotzdem weiter nichts gewesen als Repressalien, die seine Freunde auf ihn übten. Aber wie konnte eine Seele, die so leicht wie die Theodors auffallenden Eindrücken zugänglich ist, darüber hinwegkommen? Und so fühlte er sich unmerklich von einer Abkühlung ergriffen, die nur zunehmen konnte. Um zum Eheglück zu gelangen, gilt es einen Berg zu erklimmen, dessen schmaler Höhenrücken auf der Rückseite fast ebenso glatt wie steil ist, und die Liebe des Malers befand sich auf dem Abstieg. Er hielt seine Frau für unfähig, die moralischen Erwägungen zu würdigen, die, in seinen Augen, die Eigenheit seines Benehmens ihr gegenüber rechtfertigten, und sah keinerlei Verbrechen darin, ihr Ansichten zu verbergen, die ihr unverständlich waren, und Seitensprünge, die sich vor dem Gerichtshof eines bürgerlichen Gewissens kaum rechtfertigten. Augustine zog sich in den Trübsinn eines stummen Schmerzes zurück. Diese geheimen Empfindungen setzten zwischen die beiden Gatten einen Schleier, der von Tag zu Tag dichter werden mußte. Obgleich es ihr Mann ihr gegenüber nicht an Rücksicht fehlen ließ, konnte Augustine sich eines Zagens nicht enthalten, als sie ihn die Schätze des Geistes und der Anmut, die er ihr ehemals zu Füßen gelegt, ihr zugunsten der Gesellschaft vorenthalten sah. Und schon gelangte

sie zu einer verhängnisvollen Auslegung der geistreichen Erörterungen, die sich in der Gesellschaft über die Unbeständigkeit der Männer behaupten. Sie beklagte sich nicht, doch ihr Verhalten kam einem Vorwurf gleich. Drei Jahre nach ihrer Hochzeit war diese junge, reizende Frau, die so glänzend in ihrer glänzenden Equipage an einem vorüberglitt, die in einer Sphäre des Ruhmes und eines von so vielen sorglosen und die Situationen des Lebens falsch beurteilenden Leuten beneideten Reichtums lebte, eine Beute heftigen Kummers, ihre Farbe verblich, sie grübelte, verglich; dann rollte ihr das Unglück die ersten Texte der Erfahrung auf. In der Hoffnung, daß solches hochherzige Verhalten früher oder später ihr die Liebe ihres Mannes wiedergewinnen werde, entschloß sie sich, mutig gefaßt im Kreis ihrer Pflichten zu verharren; doch es kam anders. Wenn Sommervieux, von seiner Arbeit abgespannt, aus der Werkstatt hervortrat, verbarg Augustine ihr Schaffen nicht so geschickt, daß der Maler nicht wahrgenommen hätte, wie seine Frau mit aller peinlichen Genauigkeit einer guten Hausfrau die Wäsche des Hauses und die seinige ausbesserte. Hochherzig und ohne Murren gab sie das Geld, dessen die Verschwendungssucht ihres Mannes benötigte; aber im Bestreben, das Vermögen ihres geliebten Theodor zusammenzuhalten, zeigte sie sich sparsam ebenso für sich, wie in gewissen Einzelheiten des Hauswesens. Das ist ein Verhalten, das damit unvereinbar, daß man Künstler, die am Ende ihrer Laufbahn das Leben in einer Weise genossen haben, daß sie sich von der Ursache ihres Ruins niemals Rechenschaft geben, treiben läßt, was sie wollen. Es benötigt nicht erst noch, jede Nuance zu kennzeichnen, mit der der strahlende Glanz ihres Honigmondes in tiefe Finsternis erlosch. Eines Abends erhielt die niedergeschmetterte Augustine, die ihren Mann schon seit lange mit Begeisterung von der Frau Herzogin von Carigliano reden hörte, durch das boshafte Mitleid einer Freundin eine gewisse Aufklärung über die Natur des Verhältnisses, das Sommervieux zu dieser berühmten Kokette des Kaiserlichen Hofes gefaßt

hatte. Mit einundzwanzig Jahren und in allem Glanz der Jugend und der Schönheit sah Auguſtine sich zugunſten einer Frau von sechsunddreißig Jahren verraten. Da sie sich in der vornehmen Welt und auf ihren für sie öden Festen unglücklich fühlte, begriff die arme Kleine nichts von der Bewunderung, die sie erregte, nichts von dem Neid, den sie erweckte. Ihr Gesicht gewann einen neuen Ausdruck. Die Schwermut schlug in ihren Zügen in eine sanfte Entsagung um und in die Bleichheit der verschmähten Liebe. Es fehlte nicht, daß ihr die verführeriſchſten Männer den Hof machten; doch sie blieb einsam und tugendhaft. Einige Worte der Verachtung, die ihr Mann sich entschlüpfen ließ, versetzten sie in eine unglaubliche Verzweiflung. Mit verhängnisvoller Klarheit erkannte sie das falsche Verhältnis, das infolge ihrer wunderlichen Erziehung die vollständige Einigung ihrer Seele mit der Theodors verhinderte; ihre Liebe war stark genug, daß sie ihn freisprach und sich verurteilte. Sie weinte heiße Tränen, als sie, zu spät, erkannte, daß es ebenso wie Mißheiraten der Sitten und des Standes auch solche des Geistes gab. Bei dem Gedanken an die Wonnen ihres ersten Liebesfrühlings begriff sie den Umfang des vergangenen Glückes und gestand sich selbst ein, daß eine so reiche Liebesernte ein ganzes Leben war, das sich nur mit dem Unglück bezahlen konnte. Doch war ihre Liebe eine zu aufrichtige, als daß sie jede Hoffnung verloren hätte. Und so unternahm sie es, mit einundzwanzig Jahren sich zu bilden und den Kreis ihrer Vorstellungen dem anzugleichen, den sie bewunderte.

„Wenn ich nicht Dichter bin," sagte sie sich, „so werd ich's doch zum Verständnis der Poesie bringen."

Und so suchte Frau von Sommervieux unter Aufbietung jener Willenskraft, die jeder Frau eignet, wenn sie liebt, ihr Wesen, ihre Sitten und Gewohnheiten zu ändern; allein als sie ganze Bände verschlang und mutig drauflos lernte, zog sie davon nur so viel Vorteil, daß sie weniger unwissend wurde. Geistige Beweglichkeit und eine anmutige Unterhaltungsgabe sind ein Ge-

schenk der Natur oder die Frucht einer Erziehung, die von der Wiege an eingesetzt hat. Sie vermochte den Genuß der Musik zu würdigen, doch nicht mit Geschmack zu singen. Sie verstand die Literatur und die Schönheiten der Poesie, doch es war zu spät, daß sie ihr widerstrebendes Gedächtnis damit hätte zieren können. Mit Vergnügen hörte sie der gesellschaftlichen Unterhaltung zu, doch trug sie nichts Glänzendes dazu bei. Ihre religiösen Vorstellungen und die Vorurteile ihrer Kindheit bildeten ein Hindernis für die vollständige Verselbständlichung ihres Intellektes. Schließlich aber hatte sich in Theodors Seele eine Voreingenommenheit gegen sie eingenistet, die sie nicht zu besiegen vermochte. Der Künstler spottete über die, die seine Frau ihm gegenüber rühmten, und seine Scherze waren nur zu begründet: er flößte diesem rührenden jungen Geschöpf, wenn er zugegen und sie miteinander im Gespräch, einen derartigen Respekt ein, daß sie zitterte. Von ihrem zu großen Wunsch, ihm zu gefallen, gehemmt, fühlte sie, wie ihr Geist und ihre Kenntnisse ihrer einzigen Empfindung gegenüber ohnmächtig wurden. Selbst die Treue Augustinens aber mißfiel diesem untreuen Ehemann, der es darauf anzulegen schien, sich Fehltritte zuschulden kommen zu lassen, um an ihnen einen Maßstab für seine Gefühllosigkeit zu haben. Vergeblich zwang sich Augustine, ihrer Vernunft zu entsagen, den Launen und Einfällen ihres Gatten sich anzuschmiegen und sich der Selbstsucht seiner Eitelkeit zu widmen: sie erntete die Frucht ihres Opfers nicht. Vielleicht hatten sie den Augenblick versäumt, wo ihre Seelen sich hätten verstehen können. Eines Tages empfing das zu empfindliche Herz der jungen Gattin einen von jenen Schlägen, welche das Band der Empfindung so stark biegen, daß man es für gebrochen halten könnte. Sie sonderte sich ab. Doch bald gab ihr ein unglücklicher Gedanke ein, Trost und Ratschläge am Busen ihrer Familie zu suchen.

Eines Vormittags schritt sie also auf das wunderliche, stille, bescheidene Haus zu, wo ihre Kindheit hingegangen war. Sie seufzte, als sie das Fenster wiedersah, von dem aus sie eines

Tages dem den ersten Kuß zugeworfen hatte, der heute über ihr Leben so viel Glanz wie Unglück breitete. Nichts hatte sich in dieser Höhle verändert, außer daß der Tuchhandel immerhin einen neuen Aufschwung nahm. Im alten Kontor nahm Augustinens Schwester den Platz ihrer Mutter ein. Die bedrückte junge Frau traf ihren Schwager mit der Feder hinterm Ohr an, er war so beschäftigt, daß er sie kaum anhörte; um ihn herum machten sich die ungemütlichen Anzeichen einer Generalinventur bemerkbar, und so entschuldigte er sich und ließ sie allein. Von ihrer Schwester wurde sie kühl genug empfangen, sie ließ ihr sogar einen gewissen Groll merken. Tatsächlich hatte Augustine, bei solchen Gelegenheiten glänzend einer allerliebsten Equipage entsteigend, ihre Schwester immer nur so im Vorüber besucht. Die Frau des klugen Lebas dachte, der Hauptgrund dieses Vormittagsbesuches sei das Geld, und versuchte sich bei einer Tonart von Zugeknöpftheit zu halten, die Augustine mehr wie einmal lächeln machte. Die Frau des Malers sah, daß, abgesehen von den Haubenfalten, ihre Mutter in Virginie eine Nachfolgerin erhalten hatte, die die alte Ehre der „Ballspielenden Katze" aufrecht erhielt. Gelegentlich des Frühstückes nahm sie in der Hausordnung gewisse Veränderungen wahr, die dem gesunden Verstand Joseph Lebas' Ehre machten: die Kommis erhoben sich nicht mehr beim Nachtisch, man ließ ihnen die Freiheit zu sprechen, und der gut besetzte Tisch verriet, ohne doch luxuriös zu sein, Behaglichkeit. Die elegante junge Dame sah die Billette zu einer Loge im „Theatre Français", wo sie sich erinnerte ihre Schwester aus der Entfernung gesehen zu haben. Frau Lebas hatte über den Schultern einen Kaschmir, dessen Pracht die Aufmerksamkeit bezeugte, mit der ihr Gatte sie bedachte. Kurz, die beiden Gatten gingen mit ihrem Zeitalter. Augustine fühlte sich die zwei Drittel dieses Tages über von Rührung durchdrungen, als sie das zwar von Überspanntheit, aber auch von Stürmen freie gleichmäßige Glück wahrnahm, das dieses zusammenstimmende Paar genoß. Sie hatten das Leben wie eine

kaufmännische Unternehmung genommen, bei der es sich vor allem darum handelte, dem Geschäft Ehre zu machen. Als sie bei ihrem Mann keine besondere Liebe wahrnahm, hatte die Frau es sich angelegen sein lassen, sie zu wecken. Nachdem er unmerklich dahin gebracht war, Virginien zu achten, sie in Ehren zu halten, war die Zeit, die ihr Glück zu seinem Erblühen brauchte, für Joseph Lebas und seine Frau ein Pfand von dessen Dauer. Also hatte Augustine, als sie ihre leidvolle Lage klagte, die Flut der Gemeinplätze über sich ergehen zu lassen, die die Moral der Straße Saint-Denis ihrer Schwester an die Hand gab.

„Da haben wir das Unglück, liebe Frau," sagte Joseph Lebas, „man muß sehen, wie man unsrer Schwester Rat schafft."

Darauf setzte der gewandte Geschäftsmann umständlich die Hilfsmittel auseinander, welche die Gesetze und die Sitten Augustine an die Hand geben konnten, um über diese Krise hinwegzukommen; er numerierte sozusagen seine Erwägungen, ordnete sie ihrer Wirksamkeit nach in Kategorien ein, als hätte es sich um Waren verschiedener Qualität gehandelt; dann brachte er sie zueinander in Gleichgewicht, wog sie ab und schloß endlich damit, daß er die Notwendigkeit ins rechte Licht setzte, in der sich seine Schwägerin befand, einen kurz resolvierten Entschluß zu fassen, der die Liebe, die sie noch für ihren Gatten empfand, unberücksichtigt ließ, die aber in ihrer ganzen Macht erwachte, als sie Joseph Lebas vom gerichtlichen Wege sprechen hörte. Augustine dankte ihren beiden Freunden und kehrte, noch unentschlossener als sie's gewesen, bevor sie ihr ihren Rat erteilt hatten, heim. Dann wagte sie es auf gut Glück, mit dem Vorsatz, ihr Unglück ihrem Vater und ihrer Mutter anzuvertrauen, sich nach dem alten Haus der Straße Colombier zu begeben; denn sie glich jenen Kranken, mit denen es so verzweifelt steht, daß sie es mit jedem Mittel versuchen und selbst mit denen der klugen Frauen. Die beiden alten Leute empfingen ihre Tochter mit einer Wärme, die sie rührte. Dieser Besuch brachte ihnen eine Zerstreuung, die ihnen mehr wert war als viel Geld. Seit vier

Jahren trieben sie im Leben wie Seefahrer ohne Ziel und Kompaß. In ihrem Kaminwinkel erzählte eins dem anderen von allen Schrecknissen der Höchstpreise, ihren früheren Tucheinkäufen, der Art und Weise, wie sie Bankerotte vermieden hatten, und besonders über jenen berühmten Bankerott Lecoq, Vater Guillaumes Marengoschlacht. Wenn sie aber den Gegenstand ihrer alten Prozesse erschöpft hatten, nahmen sie die Additionen ihrer einträglichsten Inventuren wieder auf, um sich dann noch die alten Geschichten des Viertels Saint-Denis zu erzählen. Um zwei Uhr machte sich Vater Guillaume auf, um einen Blick in das Anwesen der „Ballspielenden Katze" zu tun; von dort verweilte er sich auf dem Heimwege bei allen Läden seiner ehemaligen Konkurrenz, deren junge Inhaber den alten Händler dann in eine abenteuerliche Spekulation zu ziehen hofften, die er, seiner Gewohnheit gemäß, auch wirklich niemals ablehnte. Zwei schöne normannische Pferde erstickten im Stall des Hauses in ihrem Fett. Frau Guillaume benutzte sie einzig dazu, sich von ihnen Sonntags zu den großen Hauptmessen ihres Pfarrsprengels ziehen zu lassen. Dreimal in der Woche hielt das ehrbare Paar offene Tafel. Dank des Einflusses seines Schwiegersohns Sommervieux war Vater Guillaume zum Mitglied des Beratenden Komitees der Truppenbekleidung ernannt worden. Seit ihr Gatte auf solche Weise zu einer hohen Stellung in der Verwaltung gelangt war, hatte Frau Guillaume sich entschlossen, zu repräsentieren: ihre Räume waren mit so viel Gold- und Silberverzierungen und geschmacklosen, aber so teuren Möbeln angefüllt, daß das einfachste Zimmer hier einer Kapelle glich. Sparsamkeit und Aufwand schienen in allem Zubehör dieses Hauses miteinander in Widerstreit zu liegen. Man hätte sagen können, daß es Herr Guillaume bis auf die Anschaffung eines Kronleuchters auf eine Kapitalsanlage abgesehen gehabt hätte. Inmitten dieses Basars, dessen Reichtum den Müßiggang der beiden Gatten anklagte, nahm Sommervieux' berühmtes Gemälde den Ehrenplatz ein und gewährte Herrn und Frau Guillaume einen Trost,

wenn sie zwanzigmal am Tag mit brillenentstellten Augen sich diesem Abbild ihres früheren, für sie so arbeitsreichen und kurzweiligen Lebens zuwandten. Der Anblick dieses Hauses und dieser Räume, wo alles einen Schmack von Greisenhaftigkeit und Mittelmäßigkeit hatte, das Schauspiel, das diese beiden Wesen boten, die fern der Welt und der Anschauungen, die zum Leben gehören, auf eine goldene Klippe aufgelaufen zu sein schienen, überraschte Augustine; es wurde ihr in diesem Augenblicke der Anblick des andern Teiles des Bildes, dessen ersten sie bei Joseph Lebas angetroffen hatte: ein aufgeregtes und doch stockendes Leben, eine Art von Existenz, die der mechanischen, instinktmäßigen von Bibern glich; sie empfand jetzt ich weiß nicht was für einen Stolz auf ihren Kummer, wenn sie daran dachte, daß er der Quelle eines achtzehn Monate langen Glückes entsprang, das in ihren Augen tausend Existenzen wie diese aufwog, deren Leere sie entsetzlich dünkte. Doch verbarg sie diese so wenig liebenswürdige Empfindung und entfaltete vor ihren alten Eltern die neuerworbene Anmut ihres Geistes und die zärtliche Koketterie, die die Liebe in ihr entwickelt hatte, so daß sie sie günstig stimmte, ihre ehelichen Klagen anzuhören. Alte Leute haben für derartige vertrauliche Mitteilungen eine Schwäche. Frau Guillaume wollte über die geringsten Einzelheiten dieses ihnen fremdartigen Lebens unterrichtet sein, das für sie etwas Märchenhaftes hatte. Die „Reisen des Barons de la Houtan", die sie immer wieder anfing, ohne sie jemals zu Ende zu lesen, lehrten sie nichts Unerhörteres über die Einöden Kanadas.

„Wie, liebes Kind, dein Mann schließt sich mit nackten Frauen ein, und du bist dumm genug zu glauben, daß er sie malt?"

Bei diesem Ausruf legte die Großmutter ihre Brille auf das Arbeitstischchen, schüttelte ihren Rock und legte die gefalteten Hände auf die durch einen Fußwärmer, ihre Lieblingsfußbank, in die Höhe gehobenen Knie.

„Aber, liebe Mutter, jeder Maler braucht doch Modelle."

„Er hat sich schön gehütet, uns von all dergleichen zu sprechen, als er um dich anhielt. Hätte ich das gewußt, so hätt ich meine Tochter nicht einem Manne gegeben, der einen solchen Beruf treibt. Die Religion verbietet solche Greuel, so was ist unsittlich. Wann sagtest du doch, daß er nach Haus käme?"

„Oh, um eins, zwei ..."

Die beiden Gatten sahen sich tieferstaunt an.

„Er spielt also?" sagte Herr Guillaume. „Nur Spieler kehrten zu meiner Zeit so spät heim."

Augustine wies diese Anschuldigung mit einem kleinen Verziehen ihres Mundes zurück.

„Da mußt du ja schreckliche Nächte verbringen, wenn du so auf ihn wartest", fuhr Frau Guillaume fort. „Aber du gehst doch wohl schlafen, nicht wahr? Und wenn er verloren hat, stört dich das Scheusal aus dem Schlaf auf!"

„Nein, liebe Mutter; er ist im Gegenteil manchmal sehr lustig. Sehr oft schlägt er mir bei schönem Wetter vor, aufzustehen und mit ihm in den Wald zu gehen."

„In den Wald? Zu solcher Zeit? Deine Wohnung ist ihm also zu eng, daß er sich nicht an seinem Zimmer, an seinen Salons genügen läßt, und daß er so davonlaufen muß, in den ... Doch wohl bloß, daß du dich erkältest, schlägt dir der Ruchlose solche Ausflüge vor. Er will sich deiner entledigen. Hat man jemals einen verheirateten Mann, der ruhig seinen Handel treibt, wie einen Werwolf umherrasen sehen?"

„Aber, liebe Mutter, verstehst du denn nicht, daß er, um sein Talent zu entwickeln, Anregung braucht? Er liebt so sehr die Szenen, die ..."

„Ah, ich werde ihm schon Szenen machen!" unterbrach Frau Guillaume ihre Tochter. „Wie kannst du so einen Mann nur noch entschuldigen! Zunächst gefällt es mir nicht, daß er nichts als Wasser trinkt. Das ist nicht gesund. Warum widersteht es ihm, wenn er Frauen essen sieht? Was für eine Sonderbarkeit! Aber er ist verrückt. Alles, was du uns da sagst, ist ja das Un-

mögliche. Ein Mann kann nicht, ohne ein Wort zu verlieren, von Hause wegreisen und erst nach zehn Tagen wiederkommen. Er hat dir gesagt, daß er in Dieppe gewesen sei, um das Meer zu malen: malt man denn das Meer? Er schwindelt dir was vor, um außer dem Hause zu schlafen."

Augustine öffnete den Mund und wollte ihren Mann verteidigen; aber Frau Guillaume gebot ihr mit einer Handbewegung Schweigen, der sie aus so etwas wie alter Gewohnheit gehorchte, und ihre Mutter rief in barschem Ton:

„Genug, sprich mir nicht mehr von diesem Menschen, der niemals einen Fuß in die Kirche gesetzt hat, außer höchstens, dich zu sehen und sich trauen zu lassen. Menschen ohne Religion sind zu allem fähig. Hat Guillaume sich etwa einfallen lassen, mir irgend etwas zu verheimlichen, drei Tage mir kein Sterbenswörtchen zu sagen und dann wieder wie eine Elster zu schwatzen?"

„Liebe Mutter, Sie beurteilen die hervorragenden Menschen zu hart. Wenn sie an so etwas dächten wie die anderen, so wären sie ja keine Leute von Talent mehr."

„Nun gut, dann mögen die Leute von Talent aber bleiben, wo sie sind, und sich nicht verheiraten. Wie! Ein Mann von Talent muß seine Frau also unglücklich machen! Und weil er Talent hat, soll das gut sein? Talent! Talent! Es braucht nicht so viel Talent, um, wie er, jeden Augenblick Schwarz und Weiß zu sagen, einem das Wort abzuschneiden, zu Hause das große Wort zu führen, einen nicht aus und nicht ein wissen zu lassen, eine Frau zu zwingen nicht eher lustig zu sein, als bis der Herr bei Laune ist, und traurig zu sein, wenn er traurig ist."

„Aber, liebe Mutter, das Eigentümliche dieser Einfälle . . ."

„Was heißt ‚dieser Einfälle'?" unterbrach Frau Guillaume ihre Tochter. „Schöne Einfälle, die er da hat, wahrhaftig! Was ist das für ein Mensch, der mit einemmal, ohne den Arzt zu fragen, auf den Einfall gerät, nichts als Gemüse zu essen? Wenn er's aus Frömmigkeit täte, würde ihm seine Diät noch zu was nützen; aber er ist ja nicht viel mehr als ein Hugenotte. Hat

man schon je erlebt, daß ein Mensch, wie er's tut, die Pferde mehr liebt als seinen Nächsten, sich die Haare wie ein Heide frisieren läßt, Statuen unter Musselin liegen läßt, das Fenster gegen den Tag abschließt, um bei der Lampe zu arbeiten? Nein, geh mir weg! wenn er nicht so ungeheuer unsittlich wäre, so wär er reif für das Irrenhaus. Frage nur Herrn Loreaux, den Vikar von Saint-Sulpice, frage ihn nur, was er zu alldem meint: er wird dir sagen, daß dein Mann sich nicht wie ein Christ aufführt."

„Oh, liebe Mutter, können Sie glauben ..."

„Jawohl, ich glaube! Du hast ihn geliebt, du siehst nichts von alldem. Aber ich, ich entsinne mich, daß ich ihn in der ersten Zeit seiner Ehe in den Champs Elysées gesehen habe. Zu Pferde. Nun, manchmal galoppierte er wie rasend, und dann hielt er an, um Schritt für Schritt zu reiten. Ich sagte mir damals: ‚Das ist ein Mensch, der keinen Verstand hat.'"

„Ah!" rief Herr Guillaume und rieb sich die Hände. „Wie wohl tat ich daran, daß ich dich dies Original da unter Zurückbehaltung deines Vermögens heiraten ließ!"

Als Augustine die Unvorsichtigkeit beging, die wirklichen Beschwerden zu erzählen, die sie gegen ihren Mann zu erheben hatte, erstarrten die Alten in einem Schweigen der Entrüstung. Gleich darauf ließ Frau Guillaume das Wort Scheidung fallen. Bei diesem Wort wurde der Händler, der bis dahin passiv geblieben war, lebendig. Die Liebe, die er für seine Tochter hegte, auch die Bewegung, die ein Prozeß seinem ereignislosen Leben mitteilen mußte, ließen Vater Guillaume das Wort ergreifen. Er nahm die Einreichung der Scheidungsklage in die Hand, leitete sie, plädierte fast, bot seiner Tochter an, er wolle alle Kosten auf sich nehmen, die Richter, die Rechtsanwälte aufsuchen, Himmel und Erde in Bewegung setzen. Frau von Sommervieux wies das Hilfsangebot ihres Vaters entsetzt zurück, sagte, daß sie sich nicht von ihrem Manne trennen wolle, und sollte sie noch zehnmal unglücklicher werden, und sprach nicht mehr von ihrem

Kummer. Niedergeschlagen von all den kleinen stummen und trostzusprechenden Bemühungen, mit denen die beiden Alten, freilich vergeblich, ihr Herzeleid zu beschwichtigen suchten, zog Auguſtine sich zurück, daran verzweifelnd, so enge Geister zu einem richtigen Urteil über hervorragende Menschen zu bringen. Sie begriff, daß eine Frau aller Welt, selbst ihren Eltern ein Unglück verbergen muß, das so selten einer Sympathie begegnet. Die Stürme und Leiden der oberen Sphären können einzig von den edlen Geistern gewürdigt werden, die ihnen angehören. Jedenfalls können wir nur durch unsresgleichen gerichtet werden.

Allem Schrecknis ihrer Gedanken preisgegeben, fand sich die arme Auguſtine wieder in der frostigen Atmosphäre ihres Ehelebens. Ihre Studien galten ihr nichts mehr, hatten sie ihr doch das Herz ihres Mannes nicht wiedergewinnen können. Eingeweiht in die Geheimnisse dieser Feuerseelen, doch ihrer Hilfsmittel beraubt, nahm sie an ihren Leiden einen gezwungenen Anteil, ohne doch ihre Freuden teilen zu können. Der Gesellschaft gegenüber fühlte sie sich ernüchtert, sie erschien ihr, gegen die Vorgänge der Leidenschaft gehalten, armselig und kleinlich. Schließlich war ihr Leben ein verfehltes. Eines Abends traf sie ein Gedanke, der ihren trübseligen Kummer mit einem himmlischen Lichtstrahl erhellte. Nur ein so reines und tugendhaftes Herz, wie das ihre es war, hätte über diesen Einfall nicht lächeln können. Sie entschloß sich, sich zu der Herzogin von Carigliano zu begeben, nicht um das Herz ihres Mannes von ihr zurückzuerbitten, sondern sich bei ihr über die Künste zu unterrichten, die es ihr genommen hatten, diese hochmütige Weltdame für die Mutter der Kinder ihres Freundes zu interessieren, sie zu rühren, zur Teilnehmerin ihres zukünftigen Glückes zu machen, wie sie das Werkzeug ihres gegenwärtigen Unglücks war. Eines Tages bestieg zwei Uhr nachmittags die schüchterne Auguſtine mit einem übermenschlichen Mut gewappnet die Kutsche, um den Versuch zu wagen, bis zu dem Boudoir der berühmten Kokette, die sie bis dahin noch niemals gesehen hatte, vorzudringen. Frau von

Sommervieux waren die prächtigen alten Privathäuser der Vorstadt Saint-Germain noch unbekannt. Als sie diese majestätischen Vorhallen, diese gewaltigen Treppen, diese, ungeachtet es Winter war, blumengeschmückten und mit dem Frauen, die im Überfluß und in den vornehmen Gewohnheiten des Adels geboren sind, eigentümlichen Geschmack ausgestatteten riesigen Salons durchschritt, hatte Augustine eine schreckliche Herzbeklemmung; sie beneidete die Geheimnisse dieser ihr bisher unvorstellbaren Eleganz, sie atmete eine Luft von Größe, die ihr die Anziehung erklärte, welche dies Haus auf ihren Mann ausübte. Als sie in die Privatgemächer der Herzogin gelangte, empfand sie, als sie die wollüstige Anordnung der Möbel, die Draperien und seidenen Tapeten bewunderte, eine Art von verzweiflungsvoller Eifersucht. Hier war die Unordnung Grazie, gab sich der Luxus mit einer Art von Verachtung des Reichtums. Die in dieser lieblichen Atmosphäre ausgestreuten Wohlgerüche schmeichelten dem Geruchssinn, ohne ihn zu beleidigen. Die Einzelheiten des Raumes standen im Einklang mit einem Blick, der sich, durch unverzinnte Glasscheiben abgegrenzt, auf die Grasplätze eines mit grünen Bäumen bepflanzten Gartens gab. Alles war verführerisch, ohne daß sich die bewußte Absicht hindurchmerken ließ. Der Geist der Herrin dieser Räume atmete ganz in dem Salon, wo Augustine wartete. Sie versuchte sich aus dem Anblick all dieser Gegenstände eine Vorstellung von dem Charakter ihrer Nebenbuhlerin zu bilden; aber es war da in der Unordnung wie in der Übereinstimmung irgend etwas Undurchdringliches, das für die schlichte Augustine ein versiegelter Brief war.

„Ach!" sagte sie zu sich selbst, „sollte es denn wirklich wahr sein, daß ein schlichtes, liebendes Herz einem Künstler nicht genügt; und sollte es, diese starken Geister in Gleichgewicht zu halten, wirklich nötig sein, daß sie sich weiblichen Seelen einen, deren Macht der ihrigen gleicht? Wäre ich erzogen worden wie diese Sirene, so wären wenigstens im Augenblick des Kampfes unsere Waffen gleich."

„Aber ich bin nicht zu sprechen."

Die kurzen trockenen Worte wurden, obgleich mit gedämpfter Stimme hervorgestoßen, vom benachbarten Boudoir her von Augustine vernommen, der das Herz schlug.

„Die Dame ist hier", versetzte die Kammerjungfer.

„Sie sind nicht gescheit! Lassen Sie sie also eintreten", antwortete die Herzogin, deren sanft gewordene Stimme den Akzent einer einnehmenden Höflichkeit angenommen hatte. Offenbar wünschte sie jetzt gehört zu werden.

Schüchtern trat Augustine ein. Im Hintergrund dieses kühlen Boudoirs sah sie die Herzogin üppig auf ein grünsamtenes Ruhebett hingestreckt, das in der Mitte eines von den straff gespannten Falten eines auf einen gelben Rahmen gezogenen Musselinstoffes gebildeten Halbkreises aufgestellt war. Verzierungen aus vergoldeter, mit einem erlesenen Geschmack angeordneter Bronze hoben den Thronhimmel, unter welchem die Herzogin wie eine antike Statue lag, noch mehr hervor. Die dunkle Sammetfarbe kam ihrem verführerischen Reiz zustatten. Ein ihrer Schönheit vorteilhaftes Halblicht schien eher ein Widerschein als ein Licht. Einige seltene Blumen hoben ihre balsamischen Kelche aus den kostbarsten Sèvresvasen. In dem Augenblick, wo dieses Bild sich den Augen der staunenden Augustine bot, konnte sie, da ihr Schritt ein sehr langsamer war, einen bezaubernden Blick auffangen. Dieser Blick schien irgendeiner Person, welche von der Frau des Malers anfangs nicht bemerkt wurde, zu sagen: „Bleiben Sie doch, Sie sehen eine allerliebste Frau und machen mir ihren Besuch weniger langweilig."

Beim Anblick Augustinens erhob sich die Herzogin und lud sie ein, sich zu ihr zu setzen.

„Wem verdanke ich die Freude dieses Besuches, Madame?" sagte sie mit einem anmutigen Lächeln.

„Weshalb so viel Falschheit?" dachte Augustine, die nur mit einer Kopfneigung antwortete.

Dies Schweigen gebot sich. Die junge Frau sah einen überflüssigen Zeugen vor sich. Diese Persönlichkeit war der jüngste, eleganteste und netteste aller Obersten der Armee. Das Halbzivil, das er trug, hob die Anmut seiner Erscheinung. Sein Leben und Jugend atmendes und schon sehr ausdrucksvolles Gesicht wurde noch durch ein aufgewirbeltes Schnurrbärtchen gehoben, das schwarz wie Kohle war, durch einen wohlgepflegten Zwickelbart, einen sorgfältig gekämmten Backenbart und einen hinreichend wilden, schwarzen Haarwald. Indem er eine Ungezwungenheit bekundete, die mit seinem selbstzufriedenen Gesichtsausdruck ebenso wie das Gewählte seiner Toilette übereinstimmte, tändelte er mit einer Reitpeitsche; die Ordensbänder seines Knopfloches waren nachlässig geknüpft, und er schien eitler auf seine hübsche Figur als auf seinen Mut zu sein. Auguſtine sah die Herzogin von Carigliano mit einem Blick an, der sich auf den Obersten bezog und der all ihr Anliegen einschloß.

„Also denn, adieu, d'Aiglemont! Wir treffen uns im Bois de Boulogne."

Die Sirene hatte diesen Worten eine Betonung gegeben, als seien sie das Ergebnis einer Auguſtinens Ankunft kurz vorausgegangenen Verabredung; sie begleitete sie mit einem drohenden Blick, den der Offizier vielleicht der Bewunderung wegen verdiente, die er dieser bescheidenen, gegen die Herzogin so sehr abstechenden Blume bezeugte. Der junge Geck verneigte sich schweigend, wandte sich auf seinen Absätzen und verließ in graziöser Haltung das Boudoir. Als Auguſtine in diesem Augenblick ihre Nebenbuhlerin, die mit den Augen dem glänzenden Offizier zu folgen schien, beobachtete, überraschte sie in deren Blick, so flüchtig er war, eine Empfindung, deren Bedeutung jeder Frau bekannt ist. Mit der tiefsten Bekümmernis dachte sie, daß ihr Besuch wohl fruchtlos war: diese arglistige Herzogin war zu versessen auf Huldigungen, als daß sie nicht ein mitleidloses Herz haben sollte.

„Madame," sagte Auguſtine mit ſtockender Stimme, „der Schritt, den ich in dieſem Augenblick bei Ihnen tue, muß Ihnen ſehr ſeltſam erſcheinen; doch die Verzweiflung hat ſo ihre Tollheit, die alles entſchuldigen muß. Ich kann ſehr wohl verſtehen, weshalb Theodor Ihr Haus jedem anderen vorziehen muß, und wie es kommt, daß Ihr Geiſt eine ſolche Herrſchaft über ihn übt. Ach, ich brauche mich nur ſelbſt zu fragen, um mehr als hinreichenden Grund dafür zu finden. Aber ich vergöttere meinen Gatten, Madame. Zwei kummervolle Jahre haben ſein Bild in meinem Herzen nicht auslöſchen können, obwohl ich das ſeine verloren habe. In meiner Tollheit hab ich den Gedanken faſſen können, mit Ihnen in Wettſtreit zu treten; und ich komme zu Ihnen, Sie zu fragen, mit welchen Mitteln ich über Sie triumphieren kann. Oh, Madame!" rief die junge Frau, indem ſie mit Ungeſtüm die Hand ihrer Nebenbuhlerin ergriff, die dieſe ihr überließ, „ich könnte zu Gott nicht mit ſolcher Inbrunſt für mein eigenes Glück bitten, als ich ihn um das Ihrige anflehe, wenn Sie mir beiſtehen, wiederzugewinnen, ich will nicht ſagen die Liebe, aber doch die Freundſchaft Sommervieux'. Nur auf Sie ſetz ich noch meine Hoffnung. Ah, ſagen Sie mir, wie Sie es gemacht haben, ihm zu gefallen und ihn vergeſſen zu machen die erſten Tage des..."

Bei dieſen Worten war Auguſtine, von einem ſchlecht zurückgehaltenen Schluchzen erſtickt, genötigt, ſich zu unterbrechen. Vor Scham über ihre Schwäche barg ſie ihr Geſicht mit dem Taſchentuch, das ſich von ihren Tränen näßte.

„Was ſind Sie doch für ein Kind, meine liebe, ſchöne Kleine!" ſagte die Herzogin, die, von der Eigenartigkeit dieſer Szene verführt und unwillkürlich gerührt, als ſie die Huldigung entgegennahm, die ihr das vielleicht tugendhafteſte Weſen von Paris erwies, das Taſchentuch der jungen Frau ergriff und ſich anſchickte, ihr eigenhändig die Augen zu trocknen, während ſie mit einer anmutigen Teilnahme ſchmeichelnd ein paar Worte murmelte.

Nach einem kurzen Schweigen umschloß die Kokette die reizenden Hände der armen Augustine mit den ihren, die einen seltenen Ausdruck von adliger Schönheit und Macht hatten, und sagte ihr mit sanfter, zärtlicher Stimme:

„Vor allen Dingen rat ich Ihnen, nicht so zu weinen. Tränen entstellen. Man muß sich darauf verstehen, seinen Kummer in der Gewalt zu haben; denn er macht krank, und die Liebe hält sich nicht lange an einem Leidenslager auf. Die Schwermut verleiht wohl zunächst eine gewisse Anmut, die gefällt, aber sie verlängert die Züge und macht das hinreißendste Gesicht verblühen. Und endlich, unsere Tyrannen haben den Egoismus, ihre Sklaven immer heiter zu sehen."

„Ach, Madame, ich kann ja nicht gegen meine Empfindung. Wie kann man denn, ohne tausend Tode zu sterben, ein Gesicht finster, blaß, gleichgültig sehen, das ehdem von Liebe und Freude strahlte! Ich kann meinem Herzen nicht gebieten."

„Um so schlimmer, liebe Schöne! Aber ich glaube, schon Ihre ganze Geschichte zu kennen. Zunächst bedenken Sie wohl, daß, wenn Ihr Mann Ihnen untreu gewesen ist, ich daran unschuldig bin. Wenn mir daran lag, ihn in meinem Salon zu sehen, so geschah es, wie ich gestehen will, aus Eigenliebe: er war berühmt und zeigte sich nirgends. Ich habe Sie schon viel zu lieb, als daß ich Ihnen alle Narrheiten sagen sollte, die er um meinetwillen angestellt hat. Nur eine einzige will ich Ihnen offenbaren, weil sie vielleicht dazu beitragen kann, ihn wieder zu Ihnen zurückzuführen und ihn für die Kühnheit zu bestrafen, die er mir gegenüber in sein Verhalten gelegt hat. Er hat mich schließlich bloßgestellt. Ich bin zu sehr welterfahren, meine Liebe, als daß ich mich der Verschwiegenheit eines hervorragenden Menschen anvertrauen sollte. Wissen Sie, man läßt sich von ihnen den Hof machen, aber sie zu heiraten, ist ein Fehler. Wir Frauen müssen die genialen Männer bewundern, sie genießen wie ein Schauspiel, doch mit ihnen leben? Niemals! Pfui doch! Es hieße sein Vergnügen in der Betrachtung der Maschinerie der Oper finden wollen, anstatt in der

Loge zu bleiben und hier ihre glänzenden Täuschungen zu kosten. Aber Ihnen, armes Kind, ist das Unglück widerfahren, nicht wahr? Nun gut, so muß man versuchen, Sie gegen die Tyrannei zu wappnen."

„Ach, Madame! schon eh ich hier eintrat, sind mir bei Ihrem Anblick einige Kunstgriffe aufgegangen, von denen ich nichts ahnte."

„Nun gut, besuchen Sie mich bisweilen, und Sie werden sich bald mit diesen, im übrigen doch so wichtigen Kleinigkeiten auskennen. Die Äußerlichkeiten sind für die Narren die Hälfte des Lebens; und deshalb wird mehr als ein Mann von Talent als ein Narr befunden, trotz seinem Geist. Aber ich wette, daß Sie niemals imstande waren, sich Theodor zu versagen?"

„Wie ist es möglich, Madame, dem, den man liebt, irgend etwas zu verweigern?"

„Arme Unschuld, ich möchte Sie um Ihrer Torheit willen anbeten. Begreifen Sie doch, daß, je stärker wir lieben, wir einen Mann, besonders einen Ehemann, um so weniger den Umfang unsrer Leidenschaft dürfen merken lassen. Der liebt am meisten, der tyrannisiert wird und, was noch schlimmer ist, früher oder später aufgegeben wird. Wer herrschen will, muß ..."

„Wie, Madame! muß man sich also verheimlichen, berechnend, falsch sein, sich einen künstlichen Charakter geben, und für immer? Oh, wie ist es möglich, so zu leben? Könnten Sie ..."

Sie stockte. Die Herzogin lächelte.

„Meine Liebe," fuhr die große Dame mit ernster Miene fort, „das Eheglück war zu allen Zeiten eine Spekulation, eine Angelegenheit, die eine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordert. Wenn Sie fortfahren, von der Leidenschaft zu sprechen, während ich vom Heiraten, werden wir uns bald nicht mehr verstehen. Hören Sie mir zu", sprach sie weiter, während sie einen vertraulichen Ton annahm. „Ich bin in der Lage gewesen, einige hervorragende Männer unserer Zeit zu kennen. Die sich verheirateten, haben, mit nur wenigen Ausnahmen, unbedeutende

Frauen zur Ehe geführt. Nun gut, und diese Frauen beherrschen sie, wie uns der Kaiser beherrscht, und wurden von ihnen, wenn nicht geliebt, so doch geachtet. Ich habe genug Vorliebe für Geheimnisse, besonders für solche, die uns betreffen, um mich damit zu unterhalten, den Schlüssel für dies Rätsel zu suchen. Also, mein Engel: diese guten Frauen hatten die Gabe, den Charakter ihrer Gatten zu analysieren; ohne sich, wie Sie, von ihrer Größe einschüchtern zu lassen, hatten sie genau die Eigenschaften gemerkt, die ihnen abgingen; und sei es, daß sie sie besaßen, oder daß sie taten, als besäßen sie sie, fanden sie das Mittel, sie in einem Grade vor den Augen ihrer Männer auszuhängen, daß sie ihnen schließlich imponierten. Endlich aber: merken Sie sich noch, daß diese Geister, die so groß erscheinen, alle so ihren Gran von Narrheit haben, den wir uns zunutz zu machen verstehen müssen. Wenn wir den festen Willen fassen, sie zu beherrschen, wenn wir niemals von diesem Ziel abweichen, unsere Gedanken, unsere Koketterien mit ihm vereinen, beherrschen wir diese so hochgradig launenhaften Geister, die uns gerade mit der Beweglichkeit ihrer Gedanken das Mittel geben, sie zu beeinflussen."

„O Himmel!" rief die junge Frau entsetzt. „Das ist also das Leben! Ein Kampf..."

„Wo man immer drohen muß", versetzte die Herzogin lachend. „Unsere Macht ist eine durchaus künstliche. Man darf sich von einem Manne auch niemals verachten lassen, man erhebt sich von einem solchen Sturz nur durch widerwärtige Mittel. Kommen Sie," fügte sie hinzu, „ich will Ihnen ein Mittel geben, Ihren Mann an der Kette zu führen."

Sie erhob sich, um den jungen, unschuldigen Lehrling der ehelichen Listen lächelnd durch das Labyrinth ihres Palastes zu führen. Sie gelangten schließlich zu einer heimlichen Treppe, die mit den Empfangsräumen in Verbindung stand. Als die Herzogin die heimliche Tür öffnete, unterbrach sie sich und sah Augustine mit einer unbeschreiblich feinen und anmutigen Miene an.

„Merken Sie wohl, der Herzog von Carigliano vergöttert mich! Nun gut, er wagt es ohne meine Erlaubnis nicht, durch diese Tür einzutreten. Und er ist ein Mann, der es gewohnt ist, Tausende von Soldaten zu befehligen. Er weiß den Batterien zu trotzen, doch vor mir ... hat er Furcht."

Augustine seufzte. Sie gelangten zu einer prächtigen Galerie, wo die Frau des Malers von der Herzogin vor das Porträt geführt wurde, das Theodor von Fräulein Guillaume angefertigt hatte. Augustine brach bei dem Anblick in einen Schrei aus.

„Ich wußte wohl, daß es nicht mehr zu Hause war," sagte sie, „aber ... hier!"

„Meine liebe Kleine, ich habe es nur gefordert, um zu sehen, bis zu welchem Grade von Torheit ein Mann von Genie gehen kann. Früher oder später würde ich es Ihnen zurückgegeben haben, denn ich versah mich nicht der Freude, das Original hier vor dem Abbild stehen zu sehen. Während wir gehen und unsere Unterhaltung zu Ende führen, werde ich es Ihnen in die Kutsche tragen lassen. Wenn Sie im Besitz dieses Talismans nicht auf hundert Jahre hinaus die Herrin Ihres Mannes sein werden, sind Sie keine Frau und verdienen Ihr Schicksal."

Augustine küßte der Herzogin die Hand, von der sie ans Herz gedrückt und mit einer Zärtlichkeit umarmt wurde, die um so lebhafter war, als sie den Tag darauf sicher schon vergessen war. Diese Szene würde vielleicht die Lauterkeit einer weniger tugendhaften Frau als Augustine für immer vernichtet haben; ihr konnten die Geheimnisse, die ihr die Herzogin enthüllt hatte, gleicherweise heilsam wie verderblich sein, denn die verschlagene Politik der höheren Sphären paßte für Augustine ebensowenig als die Engherzigkeit Joseph Lebas' oder die beschränkte Moral von Frau Guillaume. Seltsame Wirkung der falschen Lagen, in die die geringsten Verstöße, die wir im Leben machen, uns schleudern! Augustine glich in jenem Augenblicke einem von einer Lawine überraschten Alpenhirten: wenn er zaudert, auf die

Schreie seiner Gefährten hört, geht er in den meisten Fällen zugrunde. In diesen großen Krisen bricht das Herz entweder, oder es stählt sich.

In einer kaum beschreiblichen Aufregung kehrte Frau von Sommervieux nach Hause zurück. Ihr Gespräch mit der Herzogin von Carigliano weckte in ihrem Geist eine Menge widerstreitender Gedanken. Es verhielt sich mit ihr wie mit den Schafen im Märchen: in Abwesenheit des Wolfes sehr beherzt, hatte sie sich selbst gegenüber das große Wort und legte sich bewunderungswürdige Pläne ihres Verhaltens zurecht; sie ersann tausend Kunstgriffe der Koketterie; sie sprach zu ihrem Gatten, fand, fern von ihm, alle Hilfsmittel jener wahren Beredsamkeit, welche die Frauen nie im Stich läßt; doch wenn sie an Theodors festen, klaren Blick dachte, zitterte sie bereits. Als sie fragte, ob der Herr zu Hause sei, versagte ihr die Stimme. Als sie vernahm, daß er zur Mahlzeit zurück sein werde, empfand sie eine unerklärliche Freude. Wie ein Verbrecher, der gegen das über ihn verhängte Todesurteil Berufung eingereicht hat, erschien ihr ein Aufschub, so kurz er auch sein mochte, ein ganzes Leben. Sie stellte das Porträt in ihrem Zimmer auf und erwartete, allen Ängsten der Hoffnung hingegeben, ihren Mann. Sie empfand nur zu sehr, daß dieser Versuch ihre ganze Zukunft entschied, als daß sie nicht bei jedem Geräusch erschauert wäre, selbst beim Tacken der Uhr, das, wie es ihn abmaß, ihren Schreck noch beklemmender machte. Mit tausend Kunstgriffen suchte sie sich über die Zeit hinzubringen. Sie hatte den Einfall, eine Toilette anzulegen, die sie auf das genauste dem Porträt ähnlich machte. Dann erhellte sie, mit dem unruhigen Wesen ihres Mannes vertraut, auf eine ungewöhnliche Weise ihr Zimmer, versichert, daß ihn, wenn er heimkam, die Neugier zu ihr führen werde. Es schlug zwölf, als sich vom Ruf des Grooms das Tor öffnete. Die Kutsche des Malers rollte über das Pflaster des stillen Hofes.

„Was bedeutet diese Beleuchtung?" fragte Theodor gut aufgeräumt, als er das Gemach seiner Frau betrat.

Gewandt ergriff Augustine den günstigen Augenblick, warf sich ihrem Mann an den Hals und zeigte ihm das Porträt. Der Künstler stand starr wie ein Fels, und seine Augen richteten sich abwechselnd auf Augustine und die verräterische Leinwand. Die zitternde, halb entseelte Gattin bemerkte, wie sie forschend das Wechselspiel seiner Stirn ansah, der schrecklichen Stirn ihres Mannes, auf dieser allmählich sprechende Falten wie ein Gewölk sich sammeln; dann glaubte sie zu fühlen, wie sich ihm das Blut in den Adern staute, und schon drang unter einem flammenden Blick mit tief unerbittlicher Stimme die Frage auf sie ein:

„Wie sind Sie zu diesem Gemälde gekommen?"

„Die Herzogin von Cacigliano hat es mir zurückgegeben."

„Sie haben es von ihr gefordert?"

„Ich wußte nicht, daß sie es hatte."

Die Sanftheit oder vielmehr die hinreißende Melodie der Stimme dieses Engels würde Kannibalen gerührt haben, doch nicht einen Künstler, der die Beute seiner peinvoll verletzten Eitelkeit war.

„Das sieht ihr gleich!" rief der Künstler mit Donnerstimme. „Aber ich werde mich rächen," sagte er, während er mit großen Schritten hin und her ging, „sie soll vergehen vor Scham! Ich werde sie malen, ja, als Messalina werde ich sie malen, die nachts den Palast des Claudius verläßt."

„Theodor!..." hauchte eine ersterbende Stimme.

„Ich bringe sie um!"

„Lieber!"

„Sie ist in den kleinen Kavallerieoberst da verliebt, weil er so gut zu Pferde steigt."

„Theodor!"

„Ah, laß mich!" wandte sich der Maler mit einer Stimme gegen seine Frau, die schon ein Gebrüll war.

Es wäre zu peinlich, diesen Auftritt zu schildern, bei dem schließlich der übermäßige Zorn dem Maler Worte eingab und

eine Handlungsweise, die eine weniger junge Frau als Auguſtine außer ſich gebracht hätten.

Am nächſten Tage, acht Uhr morgens, überraſchte Frau Guillaume ihre Tochter, wie ſie leichenblaß, mit roten Augen und ungeordnetem Haar, das von Tränen durchfeuchtete Taſchentuch in der Hand, auf den Fußboden und die verſtreuten Überreſte eines zerfetzten Gemäldes und eines zerbrochenen großen Goldrahmens niederſtarrte. Auguſtine, die der Schmerz faſt unempfindlich machte, deutete mit einer verzweiflungsvollen Handbewegung auf dieſe Trümmer hin.

„Und es bedeutet vielleicht einen großen Verluſt", rief die alte Regentin der „Ballſpielenden Katze". „Es war ſehr ähnlich, das iſt wahr; aber ich habe gehört, daß es auf dem Boulevard einen Mann gibt, der für fünfzig Taler entzückende Porträts macht."

„Ach, liebe Mutter!..."

„Arme Kleine, du haſt wohl recht!" antwortete Frau Guillaume, die den Ausdruck des Blickes, den ihre Tochter ihr zuwarf, mißverſtand. „Ach ja, liebes Kind, man wird doch von niemand ſo zärtlich geliebt, wie von ſeiner Mutter. Meine Kleine, ich ahne alles; aber komm, vertraue mir deinen Kummer an, ich werde dich tröſten. Hab ich dir nicht gleich geſagt, daß dieſer Menſch ein Verrückter iſt? Deine Kammerjungfer hat mir ſchöne Sachen erzählt... Aber er iſt ja doch ein wahres Scheuſal!"

Auguſtine legte den Finger an die blaſſen Lippen, als wolle ſie ihre Mutter anflehen, einen Augenblick ſtill zu ſein. In dieſer ſchrecklichen Nacht hatte das Unglück ſie jenen geduldigen Verzicht finden laſſen, der bei den Müttern und liebenden Frauen ſeiner Äußerung nach die Energie des Mannes überſteigt und in den Herzen ſolcher Frauen vielleicht das Vorhandenſein von gewiſſen Saiten enthüllt, die Gott dem Manne verſagt hat.

*

Eine auf einem Gedenkſtein des Friedhofs Montmartre eingegrabene Inſchrift zeigt an, daß Frau von Sommervieux im

Alter von siebenundzwanzig Jahren gestorben ist. In den schlichten Zeilen dieser Aufschrift sieht ein Freund dieses schüchternen Geschöpfes die letzte Szene eines Dramas. Jedes Jahr, am ernsten Tag des zweiten Novembers, geht er niemals an diesem frischen Marmorstein vorüber, ohne sich zu fragen, ob es für die machtvolle Umarmung des Genies nicht stärkerer Frauen bedarf als Augustine.

„Die schlicht und demütig in den Tälern ersprossenen Blumen", sagt er sich, „sterben vielleicht, wenn sie zu nah dem Himmel eingepflanzt werden, in Regionen, wo sich die Ungewitter ballen, wo die Sonne so glühend brennt."

Die verlassene Frau

*

Zu Anfang des Frühjahrs 1822 schickten die Pariser Ärzte einen jungen Mann in die niedere Normandie, der sich eben von einer Fieberkrankheit erholte, die er sich durch irgendeine Ausschweifung der Arbeit oder vielleicht der Lebensführung zugezogen hatte. Seine Genesung erforderte vollkommene Ruhe, leichte Nahrung, kühle Luft und das Fernhalten jeder äußern Erregung. Das fruchtbare Land von Bessin und das stille Provinzdasein schienen also seiner Wiederherstellung günstig. Er ging nach Bayeux, einer hübschen Stadt zwei Meilen vom Meere, zu einer Cousine, die ihn mit der Herzlichkeit zurückgezogen lebender Menschen empfing, für die das Eintreffen eines Verwandten oder Fremden ein Glück bedeutet.

Bis auf einige Gebräuche gleichen sich alle kleinen Städte. Schon nach wenigen Abenden bei seiner Cousine, der Frau von Sainte-Sevère, oder im Hause der Personen, die ihre Gesellschaft bildeten, kannte unser junger Pariser, Baron Gaston von Nueil, die Leute, die für diesen gewählten Kreis allein in Betracht kamen. Gaston sah in ihnen das unveränderliche Inventar, das man in allen Hauptorten des einstigen Frankreich wiederfindet.

Da war zunächst die Familie, die innerhalb des Departements als ältester, unantastbarer Adel gilt, während man fünfzig Meilen weiterhin nichts von ihr weiß. Diese Art einer „famille royale" lebt auf kleinem Fuße; ihre Verbindungen aber streifen, ohne daß man es denkt, die Navarreins, die Grandlieu, reichen bis an die Cadignan und klammern sich an die Blamont-Chauvry. Das Haupt dieses berühmten Geschlechts ist immer ein leidenschaftlicher Jäger. Er weiß sich nicht zu benehmen, aber er imponiert allen durch die Überlegenheit seines Namens; er duldet den Unterpräfekten ebenso, wie er sich die Abgaben gefallen läßt; er erkennt keine der neuen Gewalten des neunzehnten Jahrhunderts an und weist auf die politische Ungeheuerlichkeit hin, daß der Ministerpräsident nicht vom Adel ist. Seine Frau spricht laut und schneidend; sie hat Verehrer gehabt, geht aber alle Ostern

zur Beichte und zur Kommunion; ihre Töchter erzieht sie schlecht, denn sie denkt, ihr Name werde ihnen schon weiterhelfen. Beide Eheleute haben keine Ahnung vom modernen Luxus: sie können sich von den opernhaften Livreen ebensowenig trennen, wie von ihrem alten Silberzeug, ihren Möbeln, ihren Sitten und ihrer Sprache. Diese Altertümelei paßt übrigens ganz gut zur Lebensweise der Provinz. Denn schließlich bleiben es die Edelleute von einst, nur daß sie keine Feudalrechte, keine Meute und keine Spitzenkleider mehr haben; sie sind voller Würde unter sich und voller Ergebenheit gegen Fürsten, die sie nur von fern zu sehen bekommen. Ein solches historisches Haus bewahrt den Reiz einer alten Tapete mit eingewirkten Figuren. Da fristet unfehlbar noch irgendein Onkel oder Bruder sein Dasein, der Generalleutnant und Hofkavalier ist, das rote Band trägt, einst mit dem Marschall Richelieu nach Hannover ging und nun fortlebt wie das verwehte Blatt eines Pamphlets aus der Zeit Ludwigs des Fünfzehnten.

Dieser vorweltlichen Familie steht eine andere gegenüber, die reicher ist, aber von jüngerem Adel. Mann und Frau verleben zwei Wintermonate in Paris, und von dort bringen sie eine leichtere Lebensart und flüchtigere Interessen mit. Madame ist elegant, aber ein bißchen aufgetakelt und stets hinter der Mode zurück. Immerhin spöttelt sie über die gewollte Zurückgebliebenheit ihrer Nachbarn; ihr Silberzeug ist modern; sie hat Grooms, Neger und einen Kammerdiener. Der älteste Sohn hält sich einen Tilbury, arbeitet nichts, er hat ein Majorat; der jüngere ist Beisitzer im Staatsrat. Der Vater, über die Ränke des Ministeriums gut unterrichtet, erzählt Anekdoten von Ludwig dem Achtzehnten und Madame Cayla; er setzt im „cinq pour cent", meidet die Dispute über den Apfelwein, verfällt aber noch zuweilen der kleinen Leidenschaft, die Vermögensbestände des Departements festzustellen; er ist Mitglied des Generalrats, läßt sich in Paris kleiden und trägt das Kreuz der Ehrenlegion. Kurz, dieser Edelmann hat die Restauration begriffen, er macht

Geld in der Kammer; aber sein Royalismus ist weniger rein als der der Familie, welcher er gerne den Rang abliefe. Er hält die „Gazette" und die „Débats"; die andere Familie liest nur die „Quotidienne".

Der hochwürdige Herr Bischof, ehemals Generalvikar, pendelt zwischen diesen beiden Mächten hin und her. Man erweist ihm alle Ehren, die man der Religion schuldet, gibt ihm dabei aber bisweilen die Moral zu kosten, mit der der gute Lafontaine seine Fabel vom reliquientragenden Esel schließt; der brave Bischof ist ein Bürgerlicher.

Dann kommen die Sterne zweiter Größe: Adlige, die zehn- bis zwölftausend Livres Rente zu verzehren haben und die einst Schiffskapitäne, Rittmeister oder gar nichts gewesen sind. Auf ihren Ritten durchs Feld halten sie sich in der Mitte zwischen dem Pfarrer, der die Sakramente mit sich führt, und dem Obersteuerkontrolleur, der seine Rundreise macht. Fast alle waren sie bei den Pagen oder bei den Musketieren; nun beschließen sie ihre Tage friedlich als Landwirte, mehr um das Holzfällen oder um ihren Zider besorgt, als um die Monarchie. Trotzdem reden sie, zwischen zwei Whistpartien oder beim Tricktrack, von der Verfassung und von den Liberalen. Vorher haben sie Mitgiftsummen ausgerechnet und mit Hilfe der Stammbäume, die sie auswendig wissen, Heiraten zustande gebracht. Ihre Frauen spielen die Stolzen und tragen in ihren Korbwägelchen höfische Sitten zur Schau; wenn sie mit Schal und Mütze aufgeputzt sind, glauben sie glänzend zu sein; jährlich kaufen sie sich nach reiflicher Überlegung zwei Hüte, die sie sich bei passender Gelegenheit aus Paris mitbringen lassen. Diese Frauen sind meist tugendhaft und geschwätzig.

Um diese Hauptbestandteile der Aristokratie gruppieren sich zwei oder drei adlige alte Jungfern, die das Problem gelöst haben, den Menschen zu etwas Unbeweglichem zu machen. Sie scheinen in ihren Häusern eingesiegelt zu sein: ihre Gestalten, ihre Gewänder sind wie verwachsen mit diesen Mauern, dieser Stadt,

dieser Provinz; sie sind ihre Tradition, ihr Gedächtnis, ihr Geist. Alle diese Frauen haben etwas Starres und Statuenhaftes. Manchmal lächeln sie oder schütteln mit dem Kopfe, und von Zeit zu Zeit sagen sie etwas, was für geistreich gilt.

In dieses kleine Faubourg Saint-Germain haben sich einige reiche Bürger eingeschlichen mittels ihrer aristokratischen Anschauungen oder ihres Geldes. Obwohl sie vierzig Jahre alt sind, sagt man von ihnen: „Dieser kleine Soundso denkt anständig!" — und man wählt sie zu Abgeordneten. Gewöhnlich spielen sich die alten Jungfern als ihre Beschützerinnen auf; aber man hält sich darüber auf.

Endlich haben noch zwei oder drei Geistliche in diese erlesene Gesellschaft Aufnahme gefunden, ihrer Stola wegen oder weil sie Geist haben, und weil diese Adligen, die sich untereinander langweilen, das bürgerliche Element in ihre Salons einführen, wie ein Bäcker Hefe in seinen Teig tut.

Die Intelligenzsumme aller dieser Köpfe besteht aus einem gewissen Quantum alter Ideen, mit denen sich jeden Abend ein paar neuere Gedanken vermischen. Wie das Wasser einer kleinen Bucht, so haben diese Ideen ihre tägliche Ebbe und Flut, ihre regelmäßigen, ewig gleichen Strömungen, deren hohles Getöse in einem Jahr noch genau so klingen wird wie heute. Ein Außenstehender würde vergeblich versuchen, dieser unveränderlichen Tradition von sich aus einen Tropfen Geist hinzuzufügen. Die religiösen, politischen, sittlichen und literarischen Ansichten dieser Leute sind ebenso unzerstörbar, wie es ihre Gewohnheiten sind.

Kommt ein Fremder in diesen Kreis, so wird ihm ein jeder mit einer gewissen Ironie sagen: „Bei uns finden Sie nicht den Glanz der Pariser Gesellschaft!" — und ein jeder wird über seinen Nachbar spötteln und zu verstehen geben, er selbst bilde eine Ausnahme innerhalb dieser Menschen, die er vergeblich aufzuklären versucht habe. Wenn aber unglückseligerweise der Fremde die Meinung, die diese Leute gegenseitig von sich haben, durch irgendeine Bemerkung bekräftigt, so gilt er sofort für einen bösen Herrn

ohne Treu und Glauben, für einen verderbten Pariser, „wie das überhaupt alle Pariser sind".

Als Gaston von Nueil in dieser kleinen Welt erschien, wo die Etikette vollkommen gewahrt wurde, wo alles miteinander im Einklang stand und geordnet war, wo die Werte der adligen Güter ihre feste Notierung hatten, wie anderswo die Börsenpapiere — da war er im voraus abgeschätzt worden auf den unfehlbaren Wagschalen der Gesellschaft von Bayeux. Seine Cousine, Frau von Sainte-Sevère, hatte schon erzählt, wieviel Vermögen er besitze und auf welche Erbschaften er zu rechnen habe; sie hatte seinen Stammbaum mitgeteilt und seinen Verkehr, seine Höflichkeit und Bescheidenheit gerühmt. Er wurde genau so empfangen, wie er es beanspruchen durfte als ein guter Edelmann, aber ganz einfach, weil er erst dreiundzwanzig Jahre alt war; nur ein paar junge Damen und einige Mütter sahen ihn mit süßen Augen an. Er besaß aus seinem Gute im Tale von Auge achtzehntausend Livres Einkünfte, und sein Vater mußte ihm früher oder später das Schloß Manerville mit allem Zubehör hinterlassen. Nur von seiner Erziehung, von seiner politischen Zukunft, von seinem persönlichen Wert und seinen Talenten war nicht die Rede. Seine Güter waren in gutem Stande; die Pachtgelder gingen zuverlässig ein; ausgezeichnete Pflanzungen waren angelegt; die Pächter hatten alle Ameliorationen und Steuerlasten zu tragen; die Apfelbäume waren achtunddreißig Jahre alt; und endlich stand der Vater in Unterhandlungen wegen zweihundert Morgen Waldland, mit denen er den Park abrunden wollte —: welche Aussicht auf eine politische Laufbahn oder menschliche Berühmtheit kam gegen solche Vorzüge auf?

Aus Bosheit oder Berechnung hatte Frau von Sainte-Sevère nichts von Gastons älterem Bruder gesagt, und auch Gaston sprach nie von ihm. Dieser Bruder aber war schwindsüchtig und würde wohl bald begraben, beweint, vergessen werden.

Zuerst amüsierte sich Gaston von Nueil über diese Menschen. Er zeichnete sich gewissermaßen alle diese Gesichtszüge mit dem gesunden Realismus ihrer Kanten, Haken und Runzeln; doch er genoß das Altmodische der Kostüme und der Marotten, den normannischen Dialekt, das Verwitterte der Ideen und der Charaktere. Eine kurze Zeit machte er dies Dasein mit, das an Eichhörnchen erinnert, die immerfort ihren Käfig drehen. Dann aber empfand er das Fehlen der Widerstände in dieser zurückgebliebenen, klösterlich vergrabenen Welt und verfiel in eine Krise, die keine Langweile und kein Ekel ist, aber sich ungefähr so äußert wie beide zusammen. Nach leichten Übergangsleiden vollzieht sich die eigentliche Umpflanzung des Individuums in fremdes Land, und da stirbt es ab und wird verkrüppelt. Wenn nichts es von dieser Existenz wieder ablenkt, so nimmt es unmerklich deren Sitten an und gewöhnt sich an eine Leere, der es ganz verfallen wird. Schon gewöhnten sich Gastons Lungen an diese Luft. Bereit, in diesem sorglosen und gedankenlosen Leben eine Art animalischen Glückes zu fühlen, begann er die ständige Bewegung und Befruchtung der Geister, die er in Paris so begeistert mitgemacht hatte, zu vergessen, unter Versteinerungen selbst zu versteinern.

Eines Abends, in einem grau getäfelten Salon mit großen weißen Fliesen, saß Gaston zwischen einer alten Dame und einem der Generalvikare der Diözese. An den Wänden hingen ein paar Familienporträts, und an vier Whisttischen spielten und schwatzten sechzehn Menschen. Gaston dachte an nichts, er verdaute eins dieser erlesenen Diners, die in der Provinz das Tagesereignis sind. Da plötzlich überraschte er sich dabei, wie er diese ländlichen Sitten verteidigte. Er verstand, warum diese Menschen auf zerschlissenen Tischdecken sich an altmodischen Kartenspielen erfreuen, warum sie nicht für sich und nicht für andere Toilette machen; er ahnte irgendeine Philosophie in diesem eintönigen Kreislauf, in der Ruhe dieser logischen Gepflogenheiten und dem Nichtwissen um elegante Dinge; er begriff fast die Nutzlosigkeit des Luxus.

Paris mit seinen Vergnügungen, seinen Stürmen und Leidenschaften erschien ihm nur noch wie eine Kindheitserinnerung. Ganz ehrlich bewunderte er die roten Hände, das bescheidene und ängstliche Betragen eines jungen Mädchens, deren Gesicht er zuerst nichtssagend, dessen Benehmen er reizlos, kurz, das er abstoßend und lächerlich gefunden hatte. Das war also aus ihm geworden! Erst aus der Provinz nach Paris gekommen, begann er nun aus der Pariser Fieberhitze wieder in Provinzkälte zu versinken. Da plötzlich traf ein Satz sein Ohr, der ihn erregte, wie es inmitten einer langweiligen Oper ein neuartiges Motiv getan hätte.

„Waren Sie nicht gestern bei Frau von Beauséant?" fragte eine alte Dame das Oberhaupt eines prinzlichen Hauses.

„Ich war heute morgen bei ihr," antwortete der Gefragte; „ich fand sie sehr traurig und so leidend, daß ich sie nicht bewegen konnte, morgen bei uns zu speisen."

„Mit Frau von Champignelles?" rief mit einer Art Verwunderung die alte Dame, die eine Witwe war.

„Ja, mit meiner Frau", sagte der Edelmann ruhig. „Stammt Frau von Beauséant nicht aus dem Hause Burgund? Freilich nur mütterlicherseits; aber schließlich deckt dieser Name alles zu. Meine Frau liebt die Vicomtesse sehr, und die arme Dame ist schon so lange allein, daß ..."

Während dieser Worte sah der Marquis von Champignelles die Menschen, die ihm prüfend zuhörten, kühl und ruhig an. Aber niemand hätte sagen können, ob er dem Unglück oder der Vornehmheit der Frau von Beauséant ein Zugeständnis machte, ob er sich geschmeichelt fühlte, sie zu empfangen, oder ob er aus Hochmut den Adel des Landes zwingen wollte, sie einzuladen.

Alle Damen schienen sich mit demselben Blick dieselben Fragen vorzulegen. Dann herrschte plötzlich im Salon tiefe Stille, und es sah aus, als wenn die Haltung der Gesellschaft Mißbilligung bedeutete.

„Ist diese Frau von Beauséant etwa zufällig dieselbe, deren Abenteuer mit Herrn von Ajuda-Pinto so viel Staub aufgewirbelt hat?" fragte Gaston seine Nachbarin.

„Vollkommen dieselbe", lautete die Antwort. „Nach der Hochzeit des Marquis von Ajuda ist sie nach Courcelles gezogen. Niemand empfängt sie hier. Sie hat übrigens viel zuviel Geist, als daß sie das Schiefe ihrer Lage nicht empfunden hätte; deshalb hat sie auch gar keinen Verkehr gesucht. Herr von Champignelles und ein paar andere haben ihre Aufwartung bei ihr gemacht, aber sie hat nur Herrn von Champignelles empfangen, vielleicht weil sie mit ihm verwandt ist; sie sind durch die Beauséants verschwägert. Der alte Herr von Beauséant hat eine Champignelles von der älteren Linie geheiratet. Obgleich die Vicomtesse von Beauséant vom Hause Burgund abstammen soll, konnten wir natürlich keine Frau in unsern Kreis einführen, die von ihrem Manne geschieden ist. Das sind so alte Vorurteile, an denen wir törichterweise festhalten. Die Vicomtesse hat mit ihren Seitensprüngen um so mehr unrecht gehabt, als Herr von Beauséant ein Mann von Geschmack und höfischen Manieren ist: er hätte sehr wohl mit sich reden lassen. Aber diese Frau ist ein Tollkopf ..."

Herr von Nueil vernahm, daß die Stimme neben ihm weitersprach, aber er hörte nicht mehr zu. Tausend Phantasien erfüllten ihn. Oder wie soll man sonst die Anziehungskraft eines Abenteuers kennzeichnen, das eben erst der Einbildung zuzulächeln beginnt, — diesen Augenblick, wo in der Seele wirre Hoffnungen, unerklärliche Glückseligkeiten, Befürchtungen und Möglichkeiten erstehen, ohne daß schon irgend etwas den Launen dieser Fata Morgana Nahrung und Halt gäbe? Der Geist taumelt, plant unmögliche Dinge und läßt das Glück einer Leidenschaft aufkeimen. Aber vielleicht enthält der Keim einer Leidenschaft sie schon vollständig, wie ein Samenkorn die Blume mit allen ihren reichen Düften und Farben enthält.

Herr von Nueil wußte nicht, daß Frau von Beauséant sich in die Normandie zurückgezogen hatte nach jenen Aufsehen erregen-

den Ereignissen, wie die meisten Frauen sie gleichzeitig verdammen und ersehnen, zumal wenn die Verführungen der Jugend und der Schönheit den Fehltritt, der ihn verschuldet hat, fast rechtfertigen. Um jede Art von Berühmtheit, woher auch immer sie stamme, spinnt sich ein geheimnisvoller Zauber. Wie früher in adligen Häusern, so scheint jetzt bei den Frauen der Ruhm eines Verbrechens dessen Schande auszulöschen. Wie einst die Geschlechter auf ihre abgeschnittenen Köpfe stolz waren, so gewinnt eine schöne junge Frau an Reiz durch den fragwürdigen Ruf einer glücklichen Liebschaft oder einer elenden Treulosigkeit. Je mehr sie zu beklagen ist, desto mehr Sympathien erweckt sie. Nur für gemeine Dinge, Gefühle und Abenteuer haben wir kein Mitleid. Wer aber die Blicke auf sich lenkt, erscheint groß. Muß man sich nicht über die andern erheben, um von ihnen gesehen zu werden? Die Masse empfindet unwillkürlich Achtung für alles, was groß geworden ist, ohne sehr nach den Mitteln zu fragen. In diesem Augenblick fühlte sich Gaston von Nueil zu Frau von Beauséant hingezogen durch den heimlichen Einfluß dieser Gründe, oder vielleicht aus Neugier, oder weil er irgendein Interesse für sein augenblickliches Dasein brauchte, oder endlich durch jene zahllosen unbestimmbaren Dinge, die man oft „Schicksal" nennt. Die Vicomtesse von Beauséant war mit einem Schlage vor ihm aufgestiegen, umgeben von einer Unzahl reizender Bilder; sie war eine neue Welt; bei ihr gab es zweifellos zu fürchten, zu hoffen, zu kämpfen, zu siegen. Sie würde wohl anders aussehen als die Menschen, die Gaston in diesem dürftigen Salon sah; sie war doch schließlich eine Frau, und er hatte noch keine Frau getroffen in dieser kalten Welt, wo man an Stelle von Gefühlen nur Berechnungen hatte, wo die Höflichkeit nur noch eine Pflicht war, und wo die einfachsten Gedanken immer noch zu aufreizend waren, als daß man sie hätte äußern dürfen. Frau von Beauséant erweckte in seiner Seele die eingeschlafene Erinnerung an seine Jünglingsträume und an seine heftigsten Leidenschaften. Gaston von Nueil blieb für den Rest dieses Abends zerstreut. Er dachte

über ein Mittel nach, um sich bei Frau von Beauséant einzuführen, und sicher gab es kaum ein solches. Sie galt für außerordentlich geistreich. Aber wenn geistreiche Menschen sich durch besondere und feine Dinge bestechen lassen können, so sind sie anspruchsvoll, erraten alles; bei dem schwierigen Versuch, ihnen zu gefallen, hat man also ebensoviel Aussichten auf einen Mißerfolg wie auf einen Erfolg. Außerdem mußte die Vicomtesse mit dem Stolz ihrer Lage jene Würde vereinen, die ihr Name ihr vorschrieb. Die tiefe Einsamkeit, in der sie lebte, schien noch die geringste der Schranken zu sein, die zwischen ihr und der Welt errichtet waren. Es war also für einen Unbekannten, von wie guter Familie er auch sein mochte, fast unmöglich, bei ihr Zutritt zu finden. Trotzdem machte Herr von Nueil seinen nächsten Morgenspaziergang nach dem Landhaus von Courcelles zu und umkreiste mehrmals die Mauern, die den Park einschlossen. Eine Beute von Illusionen, denen man sich in seinem Alter so gern hingibt, schaute er durch die Spalten oder über die Mauern, blieb in Betrachtung versunken vor den geschlossenen Fensterläden oder prüfte diejenigen, die offen standen. Er hoffte auf einen romanhaften Zufall und überdachte unmögliche Arten, sich bei der Unbekannten einzuführen. Das wiederholte sich mehrere Vormittage, ohne jeden Erfolg; aber bei jedem Spaziergang wuchs diese Frau, die außerhalb der Welt stand, dies Opfer der Liebe, das in der Einsamkeit begraben war, in seinen Gedanken und nistete sich in seiner Seele ein. Und so schlug Gaston das Herz vor Freude und Erwartung, wenn bei seinen Gängen die Mauern von Courcelles entlang der schleppende Schritt eines Gärtners an sein Ohr drang...

Er dachte daran, der Frau von Beauséant zu schreiben. Aber was soll man einer Frau sagen, die man nie gesehen hat, die man nicht kennt? Außerdem mißtraute Gaston sich selbst; wie alle idealistischen jungen Leute fürchtete er mehr als den Tod die entsetzliche Verachtung, die im Schweigen liegt, und er zitterte bei der Vorstellung, daß seine erste verliebte Prosa ins Feuer

geworfen werden könnte. Er war eine Beute tausend sich widersprechender Gedanken. Aber schließlich entdeckte er, da er sich mit Träumen und Phantasien den Kopf zerbrach, eine jener glücklichen Kriegslisten, wie sie sich in der Menge unmöglicher Pläne vorzufinden pflegen und wie sie selbst der unschuldigsten Frau einen Begriff geben von der Leidenschaftlichkeit, mit der ein Mann ihr ergeben ist. Oft türmt die gesellschaftliche Launenhaftigkeit wirklich so viel Hindernisse zwischen einer Frau und ihrem Liebhaber auf, wie sie in den entzückenden Geschichten von Tausendundeiner Nacht vorkommen, und die abenteuerlichsten Erfindungen der orientalischen Dichter sind selten übertrieben. Und in der Wirklichkeit, wie im Reiche der Feen, wird die Frau immer dem gehören, der zu ihr gelangt und sie aus der Lage befreit, in der sie schmachtet. Der ärmste Bettelmönch, der sich in eine Kalifentochter verliebt hat, war sicher durch keinen größeren Abstand von ihr getrennt, als Gaston von Frau von Beauséant. Die Vicomtesse selbst vermutete nichts von den Kreisen, die Herr von Nueil um sie zog. Gastons Liebe aber nahm mit den Hindernissen, die zu überwinden waren, nur zu. Sie gaben seiner ahnungslosen Geliebten den Reiz, den jede ferne Sache besitzt.

Eines Tages faßte Gaston, dem die Leidenschaft aus den Augen sprühte, einen entscheidenden Entschluß. Er überlegte sich, daß das gesprochene Wort mehr wirkt als der leidenschaftlichste Brief, und er rechnete außerdem auf die natürliche Neugier der Frau. So begab er sich zu Herrn von Champignelles, den er für sein Unternehmen zu verwenden gedachte. Er teilte dem Marquis mit, er habe sich eines wichtigen und delikaten Auftrages bei Frau von Beauséant zu entledigen; da er aber nicht wisse, ob sie Briefe von unbekannter Handschrift lese oder ob sie einem Fremden ihr Vertrauen schenken würde, so bitte er den Marquis, bei seinem nächsten Besuch die Vicomtesse zu fragen, ob sie Gaston empfangen wolle. Und indem er dem Marquis das Versprechen abnahm, im Fall einer Absage Verschwiegenheit zu bewahren,

forderte er ihn klugerweise gleichzeitig auf, Frau von Beauséant gegenüber alles geltend zu machen, was für sein Anliegen sprach. War er nicht ein Ehrenmann, der sich nie für eine anstößige oder gar unanständige Sache hergeben würde? Der stolze Marquis, in seiner Eitelkeit geschmeichelt, ließ sich durch diese Diplomatie der Liebe, die einem jungen Menschen die Sicherheit und die Verstellungskunst eines alten Gesandten verleiht, vollkommen täuschen. Zwar versuchte er in Gastons Geheimnisse einzudringen; aber dieser, ziemlich verwirrt, setzte den listigen Fragen des Herrn von Champignelles unbestimmte Redensarten entgegen, bis schließlich der Marquis als französischer Edelmann ihm wegen seiner Verschwiegenheit Komplimente machte.

Mit jenem Eifer, den Männer eines gewissen Alters daransetzen, jungen Frauen Dienste zu erweisen, eilte der Marquis alsbald nach Courcelles. Bei der Lage, in der die Vicomtesse von Beauséant sich befand, mußte eine solche Botschaft sie neugierig machen. Und wenn sie auch in ihrer Erinnerung vergeblich nach einem Grunde suchte, der Herrn von Nueil zu ihr hätte führen können, so sah sie doch nichts Unpassendes darin, ihn zu empfangen, nachdem sie sich vorsichtigerweise nach seiner Stellung in der Welt erkundigt hatte. Trotzdem antwortete sie zunächst ablehnend; dann erörterte sie die Frage mit Herrn von Champignelles, wobei sie herauszubekommen suchte, ob er um den Anlaß dieses Besuches wisse; und dann war sie von ihrer Ablehnung wieder zurückgekommen. Die Vermittlung und die erzwungene Verschwiegenheit des Marquis hatten ihre Neugier erregt.

Herr von Champignelles wünschte nicht, lächerlich zu erscheinen. Deshalb spielte er den eingeweihten, aber diskreten Mann und behauptete, daß die Vicomtesse den Gegenstand dieses Besuches, den sie vergeblich zu erraten suche, unbedingt kennen lernen müsse. Frau von Beauséant dachte sich Beziehungen aus zwischen Gaston und Leuten, die er gar nicht kannte, sie verlor sich in absonderlichen Vermutungen und fragte sich, ob sie Herrn von Nueil jemals gesehen habe. Der aufrichtigste oder geschickteste

Liebesbrief hätte keine solche Wirkung geübt wie dies eigenartige Rätsel ohne Worte, das Frau von Beauséant immer wieder zu lösen trachtete.

Als Gaston erfuhr, daß er die Vicomtesse sehen könne, war er zugleich entzückt über die Erfüllung seines heißen Wunsches und seltsam unschlüssig, wie er seine List erklären solle.

„Ach was, sie sehen!" rief er immer wieder aus, indem er sich ankleidete, „sie sehen, das ist alles!"

Es würde ihm in der Haustür von Courcelles schon irgendein Ausweg einfallen, der den von ihm selbst geschürzten gordischen Knoten entwirrte. Gaston gehörte zu den Naturen, die im Glauben an eine unbedingte Notwendigkeit ihren Weg gehen und die im letzten Augenblick angesichts der Gefahr Eingebung und Kräfte finden, sie zu überwinden. Er verwandte besondere Sorgfalt auf seinen Anzug. Nach der Art aller jungen Leute glaubte er, daß sein Erfolg davon abhänge, ob eine Locke gut oder schlecht sitze. Er bedachte nicht, daß in der Jugend alles anmutig und hübsch ist. Außerdem lassen sich Frauen wie Frau von Beauséant nur durch die Anmut des Geistes und die Überlegenheit des Charakters verführen. Ein großer Charakter schmeichelt ihrer Eitelkeit, verspricht ihnen eine große Leidenschaft und scheint die Ansprüche ihres Herzens gelten zu lassen. Ein Mann von Geist unterhält sie, geht auf die Feinheiten ihrer Natur ein, und sie glauben sich verstanden. Und was wollen die Frauen anders, als unterhalten, verstanden oder angebetet werden? Aber man muß schon sehr über die Dinge dieses Lebens nachgedacht haben, um die große Koketterie zu ahnen, die bei einer ersten Zusammenkunft in der Sorglosigkeit der Kleidung und der Zurückhaltung des Geistes liegen kann. Wenn wir schlau genug sind, um geschickte Politiker zu sein, so sind wir schon zu alt, um unsere Erfahrung noch auszunutzen. Während Gaston seinem Geist einigermaßen mißtraute und lieber durch seinen Anzug wirken wollte, machte Frau von Beauséant ihrerseits instinktiv mit ausgesuchter Peinlichkeit Toilette und sagte, während sie ihre Haare

ordnete, zu sich: „Immerhin will ich nicht wie eine Vogelscheuche aussehen."

Herr von Nueil hatte in seinem Wesen jene naive Ursprünglichkeit, die auch den gewöhnlichen Bewegungen und Gedanken etwas Anziehendes gibt und mit der man alles sagen und tun darf. Er war gescheit, dachte scharf und hatte eine glückliche Gesichtsbildung, die alle Eindrücke seiner Seele wiedergab. In seinen lebhaften Augen war Leidenschaft und Zärtlichkeit, und sein wirklich gutes Herz strafte diese Empfindungen nicht Lügen. Der Entschluß, den er beim Eintritt in das Schloß von Courcelles faßte, stand somit im Einklang mit seinem offenen Charakter und seiner glühenden Einbildungskraft. Dennoch konnte er sich trotz seiner unerschrockenen Liebe eines heftigen Zitterns nicht erwehren, als er nach Durchschreiten eines großen Hofes, der als englischer Garten angelegt war, in einem Saale anlangte, in dem ein Kammerdiener ihn nach seinem Namen fragte. Dann verschwand der Diener und kam zurück, um Gaston hineinzuführen.

„Herr Baron von Nueil!"

Gaston trat langsam ein, aber in leidlich guter Haltung — etwas, was in einem Salon, in dem sich nur eine Frau befindet, noch viel schwerer ist als in einem, wo zwanzig Frauen sind. In der Kaminecke, wo trotz der Jahreszeit ein großes Feuer leuchtete und zwei Leuchter ein weiches Licht verbreiteten, bemerkte er eine junge Frau. Sie saß in einem jener modernen, hochlehnigen Polstersessel, deren tiefer Sitz ihr ermöglichte, ihrem Kopfe verschiedene hübsche und elegante Stellungen zu geben, ihn zu neigen, zu beugen und langsam wieder aufzurichten, als wenn es eine schwere Bürde wäre; außerdem ihre Füße zu kreuzen, sie zu zeigen oder sie unter die langen Falten ihres schwarzen Kleides zurückzuziehen. Die Vicomtesse wollte das Buch, in dem sie las, auf einen kleinen runden Tisch legen; da sie aber gleichzeitig den Kopf nach Herrn von Nueil wandte, so fiel das Buch zwischen dem Tisch und dem Sessel zu Boden. Ohne durch dies kleine Mißgeschick überrascht zu scheinen, hob und neigte sie das

Haupt, um den Gruß des jungen Mannes zu erwidern, aber alles fast unmerklich und so, daß ihr Körper in dem Sessel vergraben blieb. Sie rückte ein bißchen vor und schürte das Feuer lebhaft; dann ließ sie sich wieder zurücksinken und nahm einen Handschuh, den sie nachlässig über ihre linke Hand streifte. Ihr Blick suchte auch den andern, hielt aber plötzlich inne; mit ihrer Rechten — einer weißen, fast durchsichtigen, schmächtigen Hand ohne Ringe, mit schlanken Fingern, deren rosige Nägel ein vollkommenes Oval bildeten — wies sie auf einen Stuhl, um Gaston einzuladen, Platz zu nehmen. Als ihr unbekannter Gast saß, wandte sie ihm ihren Kopf zu mit einer fragenden, koketten Bewegung, deren Feinheit sich nicht wiedergeben läßt. Es war eine jener liebenswürdigen Gesten, die reizend und dabei doch bestimmt sind und die sich aus einer vollendeten Erziehung, aus dauerndem Umgang mit geschmackvollen Dingen ergeben. Diese Bewegungen folgten einander ganz rasch, aber nicht ruckweise und hastig, und sie bezauberten Gaston durch jenes Gemisch von Sorgfalt und Nachlässigkeit, durch das eine schöne Frau die aristokratischen Manieren der guten Gesellschaft noch verklärt. Frau von Beauséant stach zu sehr von den Puppen ab, unter denen er während seiner zweimonatigen Verbannung tief in der Normandie gelebt hatte, als daß sie ihm nicht die Phantasien seiner Träume hätte verkörpern sollen. Ebensowenig konnte er ihre Vorzüge mit denen irgendeiner Frau vergleichen, die er früher bewundert hatte. Vor dieser Frau und in diesem Salon, der aussah wie ein Salon des Faubourg Saint-Germain, in dem all die tausend hübschen Kleinigkeiten herumlagen und in dem es Bücher und Blumen gab, fand er sich wieder in Paris. Er trat auf einen wirklichen Pariser Teppich, und er sah den vornehmen Typus der Pariserin wieder, ihre gebrechlichen Formen, ihre erlesene Grazie und ihre Gleichgültigkeit gegen gesuchte Effekte, wie sie den Provinzdamen so sehr schaden.

Die Frau Vicomtesse von Beauséant war blond, weiß, wie es Blondinen sind, und hatte braune Augen. Sie zeigte eine

edle Stirn, die Stirn eines gefallenen Engels, der stolz auf seine Sünde ist und keine Verzeihung will. Ihr reiches Haar war in die Höhe über zwei Stirnbänder geflochten, die weite Bogen bildeten, und machte ihren Kopf noch majestätischer. In den Wellen dieses goldblonden Haares konnte man sich die Herzogskrone von Burgund vorstellen; und in den Augen dieser großen Dame leuchtete der ganze Mut ihres Hauses: der Mut einer Frau, die Mißachtung oder Zudringlichkeit von sich abzuschütteln weiß, die aber für zarte Gefühle viel Zärtlichkeit besitzt. Die Umrisse ihres kleinen Kopfes, der wundervoll auf einem langen weißen Halse saß, ihre feinen, beweglichen Gesichtszüge und ihre zarten Lippen verrieten außerordentliche Klugheit und dabei einen Anflug von gewollter Spottlust, von List und Keckheit. Man mußte ihr diese weiblichen Fehler unbedingt vergeben, zumal wenn man an ihr Unglück dachte, an die Leidenschaft, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte und die bei der geringsten Bewegung in den Falten der Stirn oder in der schmerzlichen Beredsamkeit ihrer schönen Augen nachwirkte. Und dieses aufreizende Schauspiel wurde noch verstärkt durch den Gedanken, diese Frau in einem großen, schweigenden Salon zu sehen — diese Frau, die von der ganzen Welt getrennt war, die seit drei Jahren in der Einsamkeit eines kleinen Tales lebte, fern von der Stadt, allein mit der Erinnerung an eine glänzende, glückliche, leidenschaftliche, von Festen und Huldigungen erfüllte Jugend, jetzt allen Schrecken des Nichts ausgeliefert! Das Lächeln dieser Frau deutete auf ein hohes Bewußtsein ihres Wertes. Weder Mutter noch Gattin, von der Welt verstoßen, des einzigen Herzens, das das ihre schlagen lassen durfte, beraubt, ohne irgendein Gefühl, an dem ihre schwankende Seele einen Halt gehabt hätte, mußte sie ihre Kraft aus sich selbst ziehen, von ihrem eigenen Leben leben, ohne eine andere Hoffnung als die der verlassenen Frau: den Tod zu erwarten, ihn herbeizuwünschen trotz der schönen Tage, die ihr noch blieben, sich für das Glück bestimmt fühlen und untergehen, ohne es zu finden, ohne es zu

geben!... Eine Frau! Welche Qual! Herrn von Nueil schossen diese Gedanken blitzartig durch den Kopf, und angesichts des ganzen poetischen Zaubers, der diese Frau umgab, schämte er sich seiner selbst. Durch den dreifachen Glanz der Schönheit, des Unglücks und der Vornehmheit geblendet, blieb er fast mit offenem Munde stehen, in Bewunderung versunken, und wußte nichts zu sagen.

Frau von Beauséant, der diese Wirkung sicherlich nicht mißfiel, reichte ihm mit einer freundlichen, aber bestimmten Bewegung die Hand. Dann, wie einem Anspruche ihres Geschlechts gehorchend, rief sie ein Lächeln auf ihre bleichen Lippen und sagte zu Gaston: „Herr von Champignelles hat mir von der Botschaft gesprochen, die Sie mir in so liebenswürdiger Weise überbringen wollten. Ist sie etwa von...?"

Als Gaston diese gefährlichen Worte hörte, empfand er noch peinlicher das Lächerliche seiner Lage, den schlechten Geschmack, die Unredlichkeit seines Benehmens gegen eine so vornehme, unglückliche Frau. Er errötete. Sein Blick trübte sich unter tausend Gedanken. Aber mit jener Kraft, die junge Herzen gerade aus dem Gefühl ihrer Schuld schöpfen, faßte er sich plötzlich. Er unterbrach Frau von Beauséant mit einer Gebärde der Ergebenheit und sagte bewegt:

„Gnädige Frau, ich verdiene nicht das Glück, Sie zu sehen; ich habe Sie schmählich hintergangen. Das Gefühl, dem ich gefolgt bin, so groß es auch sein möge, kann die erbärmliche List nicht entschuldigen, mittels derer ich bis zu Ihnen gelangt bin. Wenn Sie mir aber gütig gestatten wollten, Ihnen zu sagen..."

Die Vicomtesse warf Herrn von Nueil einen hoheitsvollen, verächtlichen Blick zu, ergriff einen Klingelzug und läutete. Der Kammerdiener erschien. Sie sagte ihm und sah dabei mit Würde auf den jungen Mann: „Jacques, leuchten Sie dem Herrn!"

Sie erhob sich stolz, grüßte Gaston und beugte sich nieder, um das zu Boden gefallene Buch aufzuheben. Jetzt waren ihre Bewegungen ebenso trocken und kalt, wie sie vorhin, als sie Gaston empfangen hatte, zart und elegant gewesen waren. Herr von

Nueil hatte sich erhoben, aber er blieb stehen. Frau von Beauséant warf ihm wieder einen Blick zu, als wollte sie sagen: „Nun, Sie gehen nicht?"

In diesem Blick lag ein so durchdringender Spott, daß Gaston bleich wurde, als sei er einer Ohnmacht nahe. Tränen traten ihm in die Augen; aber er hielt sie zurück, trocknete sie in der Glut seiner Scham und Verzweiflung und sah Frau von Beauséant mit einer Art Stolz an, die sowohl Ergebung als auch ein gewisses Selbstbewußtsein enthielt; gewiß durfte die Vicomtesse ihn bestrafen, aber mußte sie es wirklich? Dann ging er hinaus. Als er das Vorzimmer durchschritt, ließen sein kluger Geist und seine durch Leidenschaft geschärfte Intelligenz ihn die ganze Gefahr seiner Lage erkennen.

„Wenn ich dieses Haus jetzt verlasse," sagte er sich, „so darf ich nie wiederkommen. In den Augen der Vicomtesse werde ich dann immer ein Esel sein. Eine Frau — eine wirkliche Frau — merkt immer, wenn sie Liebe erregt; sie fühlt vielleicht ein gewisses unwillkürliches Bedauern, mich so hart hinausgewiesen zu haben; aber sie darf, sie kann ihren Entschluß nicht widerrufen: ich bin es, der sie begreifen muß!"

Bei dieser Überlegung bleibt Gaston auf der Freitreppe stehen, läßt sich ein Wort entschlüpfen, wendet sich lebhaft um und sagt: „Ich habe etwas vergessen!"

Und er ging zum Salon zurück, gefolgt von dem Kammerdiener, der, voller Respekt für einen Baron und die geheiligten Rechte des Eigentums, sich durch den naiven Ton, mit dem dieser Satz vorgebracht war, vollkommen täuschen ließ. Gaston trat leise ein, ohne angemeldet zu sein. Als die Vicomtesse, vielleicht in dem Glauben, der Eindringling sei ihr Kammerdiener, das Haupt hob, sah sie Herrn von Nueil vor sich stehen.

„Jacques hat mir geleuchtet", sagte er lächelnd.

Sein Lächeln, das liebenswürdig war und ein bißchen traurig, nahm diesen Worten alles Lächerliche, und sein Ton mußte zu Herzen gehen.

Frau von Beauséant war entwaffnet. „Setzen Sie sich also", sagte sie.

Gaston ergriff den Stuhl mit einer gierigen Bewegung. Seine Augen, vom Glück erregt, leuchteten so lebendig, daß die Vicomtesse diesen jungen Blick nicht ertragen konnte. Sie senkte die Augen auf ihr Buch und genoß die ewige Wonne der Frau, für einen Mann das Ziel aller Wünsche zu sein. Und außerdem fühlte Frau von Beauséant sich erraten. Die Frauen sind so dankbar, wenn sie einen Mann treffen, der Verständnis hat für die Launen ihres Herzens, die ihnen selbst ganz logisch scheinen, für die scheinbar widerspruchsvollen Regungen ihrer Seele, für die flüchtige Scham ihrer bald ängstlichen, bald kühnen Wallungen, für dies ganze seltsame Gemisch von Koketterie und Naivität.

„Gnädige Frau," sagte Gaston sanft, „Sie kennen mein Verbrechen, aber Sie lassen es vergessen sein. Wenn Sie wüßten, mit welchem Glück ich ..."

„Nehmen Sie sich in acht", erwiderte sie und hob mit geheimnisvoller Miene einen Finger, während sie mit der andern Hand eine Bewegung machte, als wolle sie wieder den Klingelzug ergreifen.

Dieser kleine Einfall, diese liebenswürdige Drohung schien in ihr trübe Gedanken zu erwecken, eine Erinnerung an ihre glückliche Zeit, wo sie ganz Reiz und Anmut sein durfte und alle Launenhaftigkeit sie nur immer anziehender machte. Zwischen ihren Augenbrauen erschienen steile Falten; ihr Antlitz im milden Kerzenschein wurde düster; sie sah Herrn von Nueil ernst, aber ohne Kälte an und sagte, wie eine Frau, die tief durchdrungen ist von der Bedeutung ihrer Worte:

„Das alles ist so lächerlich! Es gab eine Zeit, mein Herr, wo ich toll lustig sein durfte, wo ich mit Ihnen hätte lachen und Sie ohne Furcht empfangen können; jetzt aber hat sich mein Leben sehr geändert, ich bin nicht mehr Herrin meiner Handlungen, ich bin gezwungen, darüber nachzudenken. Welcher Empfindung

verdanke ich Ihren Besuch? Der Neugier? Dann bezahle ich einen flüchtigen Augenblick des Glücks sehr teuer. Sollten Sie wirklich eine rettungslos verleumdete Frau, die Sie nie gesehen haben, schon ‚leidenschaftlich' lieben? Ihre Gefühle würden dann auf meinem schlechten Ruf beruhen, auf einem Vergehen, das der Zufall berühmt gemacht hat."

Sie warf ihr Buch unwillig auf den Tisch.

Dann richtete sie einen bösen Blick auf Gaston und fuhr fort: „Weil ich einmal schwach war, deswegen soll ich es nach dem Willen der Welt immer sein? Das ist häßlich, erniedrigend! Kommen Sie, mich zu beklagen? Sie sind noch zu jung, um mit Herzensleiden mitfühlen zu können. Bedenken Sie wohl, mein Herr: ich will lieber verachtet, als bedauert sein; ich will niemandes Mitleid erdulden!" Einen Moment blieb es still. „Also Sie sehen," sprach sie dann weiter und wandte ihm ein trauriges und sanftes Gesicht zu, „aus welchem Grunde auch immer Sie so unbesonnen in meine Abgeschiedenheit eingedrungen sind: Sie tun mir weh. Sie sind zu jung, als daß Sie ganz ohne Güte sein könnten; also werden Sie das Unziemliche Ihres Schrittes fühlen. Ich verzeihe Ihnen Ihr Verhalten und spreche jetzt nicht mehr bitter davon. Sie werden nicht wieder hierherkommen, nicht wahr? Ich bitte Sie darum, wo ich doch befehlen könnte. Wenn Sie mir einen zweiten Besuch machten, so läge es weder in Ihrer noch in meiner Macht, zu verhindern, daß die ganze Stadt glaubte, Sie wären mein Geliebter; und das würde meinen Kummer noch sehr vermehren. Das wollen Sie doch nicht, denke ich."

Sie schwieg und sah ihn so würdevoll an, daß er verwirrt wurde.

„Ich habe unrecht gehabt, gnädige Frau," antwortete er bewegt; „aber Leidenschaft, Unüberlegtheit und Glücksbedürfnis sind die Eigenschaften und die Fehler meines Alters. Jetzt sehe ich ja ein, daß ich nicht zu Ihnen hätte dringen dürfen. Aber meine Sehnsucht war doch so natürlich ..."

Er versuchte mit mehr Empfindung als Geist die Leiden zu schildern, zu denen ihn seine notgedrungene Verbannung verdammt hatte. Er malte den Zustand eines jungen Mannes, dessen Glut ohne Nahrung brannte, und er deutete an, er sei zärtlicher Liebe wert, habe aber niemals die Wonne erfahren, von einer jungen, schönen, geschmackvollen und feinsinnigen Frau geliebt zu werden. Er erklärte seine Taktlosigkeit, ohne sie entschuldigen zu wollen. Er schmeichelte Frau von Beauséant, indem er merken ließ, sie bedeute für ihn jene Art Frau, nach der sich die meisten jungen Leute unablässig, aber vergeblich sehnen. Und indem er dann von seinen Morgenpromenaden um Courcelles sprach und von den abenteuerlichen Ideen, die ihn beim Anblick des Landhauses, in das er schließlich Eingang gefunden hatte, ergriffen, erregte er jene eigentümliche Duldsamkeit der Frau für die ihretwegen begangenen Tollheiten. Er sprach mit leidenschaftlicher Stimme; er trug die heiße Begeisterung der Jugend und die geistige Anmut, die von guter Erziehung zeugt, in diese fröstelnde Einsamkeit. Frau von Beauséant entbehrte die Wirkung wahrer, mit Geschmack vorgebrachter Empfindungen schon zu lange, als daß sie sie nicht lebhaft hätte auskosten sollen. Sie konnte sich nicht enthalten, Herrn von Nueils ausdrucksvolles Gesicht zu betrachten und in ihm jenes schöne seelische Vertrauen zu bewundern, das noch nicht durch die grausamen Lehren des Lebens in der großen Welt gebrochen ist und auch noch nicht verschlungen von den ewigen Berechnungen des Ehrgeizes oder der Eitelkeit. Gaston war das Bild eines jungen Mannes in seiner Blüte; er zeigte sich als Mann von Charakter, der seine hohe Bestimmung noch nicht erkennt.

So gaben sich die beiden, jedes ohne Wissen des andern, Betrachtungen hin, die für ihre Ruhe verhängnisvoll waren, und versuchten, sie sich zu verbergen. Herr von Nueil erkannte in der Vicomtesse eine jener seltenen Frauen, die immer ihrer eigenen Vollkommenheit und ihrer unauslöschlichen Zärtlichkeit zum Opfer fallen. Die anmutige Schönheit solcher Frauen ist noch ihr geringster Reiz, wenn sie einmal jemandem ihre Seele

erschlossen haben, in der alles gut ist und in der ein natürlicher Schönheitssinn sich eint mit den mannigfachsten Äußerungen der Liebe, so daß die Lust rein und fast heilig wird —: ein anbetungswertes Geheimnis der Frau, eine reizende, aber leider seltene Gabe der Natur. Die Vicomtesse ihrerseits hörte aus dem aufrichtigen Ton, mit dem Gaston ihr von seinen jungen Leiden sprach, die Qualen der Schüchternheit heraus, die die großen Kinder von fünfundzwanzig Jahren auszustehen haben, wenn das Studium sie vor Verderbnis und vor der Berührung mit Weltleuten bewahrt hat, deren skeptische Erfahrung die schönen Eigenschaften der Jugend zersetzt. Sie fand in ihm den Traum aller Frauen: einen Mann noch ohne jenen Egoismus der Familie und des Geldes, noch ohne jene Selbstsucht, die schließlich die Blumen der Aufopferung, der Ehre und der Selbstachtung in ihrer ersten Blüte knickt — alle diese Empfindungen, die dem Leben zarte und starke Erregungen schenken und das Gute im Menschen immer neu beleben. Und da die beiden einmal auf das weite Gebiet der Empfindung gelangt waren, so kamen sie in der Theorie sehr weit; sie untersuchten gegenseitig die Tiefe ihrer Seelen und die Wahrheit ihrer Worte. Dieses Examen war bei Gaston unfreiwillig, bei Frau von Beauséant aber wohlüberlegt. Mit einer — natürlichen oder erworbenen — Geschicklichkeit sprach sie, ohne sich selbst zu schaden, Ansichten aus, die das Gegenteil ihrer wirklichen waren, um diejenigen des Herrn von Nueil kennen zu lernen. Sie war so geistreich, so anmutig, sie wurde im Verkehr mit diesem jungen Manne, dem sie um so weniger mißtraute, als sie ihn nicht wiederzusehen glaubte, so sehr sie selbst, daß Gaston bei einem entzückenden Wort, das sie sagte, naiv ausrief: „Oh, gnädige Frau, wie hat ein Mann Sie verlassen können?"

Die Vicomtesse schwieg. Gaston errötete; er glaubte sie beleidigt zu haben. Aber diese Frau fühlte sich zum erstenmal seit dem Tage ihres Unglücks von einer tiefen und ehrlichen Freude ergriffen. Der gewandteste Don Juan hätte mit allen Kunst-

griffen nicht den Erfolg erzielt, den Herr von Nueil diesem Herzensschrei verdankte. Dieses Urteil eines treuherzigen jungen Mannes gab ihr in ihren Augen die Unschuld zurück, verdammte die Welt und den, der sie verlassen hatte, und rechtfertigte ihre Einsamkeit. Die Verzeihung der Welt, die Sympathien des Mitleids, die gesellschaftliche Achtung, so sehr ersehnt und so grausam verweigert — dieser Ausruf gewährte sie ihr; er erfüllte ihre geheimsten Wünsche, und er wurde für sie noch köstlicher durch jene zarte Bewunderung, welche die Frauen so begierig genießen. Sie war also erhört und verstanden; Herr von Nueil gab ihr die natürliche Gelegenheit, sich von ihrem Falle zu erheben. Sie sah auf die Uhr, die auf dem Kamin stand.

„Ach, gnädige Frau," rief Gaston aus, „Sie strafen mich für meine Unbesonnenheit! Wenn Sie mir nur einen Abend gewähren, so kürzen Sie ihn, bitte, nicht auch noch ab!" Sie lächelte über diese Schmeichelei. „Aber", sagte sie, „da wir uns nicht wiedersehen werden: was kommt es auf einen Augenblick mehr oder weniger an? Wenn ich Ihnen gefiele, wäre es ein Unglück." „Ein Unglück, das eingetreten ist", antwortete er traurig. „Sagen Sie mir nicht so etwas", erwiderte sie ernst. „In jeder andern Lage würde ich Sie mit Vergnügen bei mir sehen. Ich werde ohne Umschweife mit Ihnen reden, und Sie werden begreifen, warum ich Sie nicht wiedersehen will und darf. Sie sind, glaube ich, zu großmütig, als daß Sie nicht fühlten: geriete ich auch nur in den Verdacht eines zweiten Fehltritts, so wäre ich für jedermann eine verächtliche, gewöhnliche Frau, ich gliche den andern Frauen. Nur ein reines, fleckenloses Leben läßt mich so erscheinen, wie ich erscheinen will. Ich bin stolz genug, auch in meiner Absonderung noch der Gesellschaft angehören zu wollen — ich: durch meine Heirat ein Opfer der Gesetze, durch meine Liebe ein Opfer der Menschen. Bliebe ich dieser Auffassung nicht treu, so verdiente ich allen Schimpf, der auf mir lastet, und verlöre meine Selbstachtung. Ich habe die hohe gesellschaftliche Pflicht, einem ungeliebten Manne anzuge-

hören, nicht zu ertragen vermocht. Ich habe die Gesetze und die Fesseln der Ehe gebrochen; das war ein Unrecht, ein Verbrechen, oder wie Sie es nennen wollen; aber jener Zustand bedeutete für mich den Tod. Ich wollte leben. Wäre ich Mutter gewesen, vielleicht hätte ich die Kraft gefunden, das Elend meiner Konvenienzheirat zu ertragen. Wir armen jungen Mädchen wissen ja mit achtzehn Jahren kaum, was man mit uns tut. Ich habe die Gesetze der Welt verletzt, die Welt hat mich bestraft: wir sind quitt. Ich habe das Glück gesucht. Ist es nicht ein Naturgesetz, daß wir glücklich sein wollen? Ich war jung, schön . . . Ich glaubte jemanden zu treffen, der ebenso zärtlich wäre, wie er leidenschaftlich schien. Einen Augenblick lang bin ich sehr geliebt worden! . . ." Sie machte eine Pause. „Ich dachte," fuhr sie dann fort, „daß ein Mann eine Frau in meiner Lage nie verlassen dürfte. Ich bin verlassen worden, man hatte mich wohl satt. Ach, ich habe sicher gegen irgendein Naturgesetz verstoßen: ich werde zu zärtlich, zu aufopferungsvoll oder zu ausdrucksvoll gewesen sein, ich weiß es nicht. Das Unglück hat mich aufgeklärt. Ich, die ich lange die Anklägerin war, habe mich beschieden, die einzige Schuldige zu sein. Den, den ich anklagen zu dürfen glaubte, habe ich freigesprochen — zu meinen Ungunsten. Ich war nicht geschickt genug, ihn mir zu erhalten: für diese Ungeschicklichkeit hat das Schicksal mich hart genug bestraft. Ich verstand nicht, wie man in der Liebe an sich selbst denken kann. Und so wurde ich Sklavin, wo ich Tyrannin hätte sein sollen. Wer mich kennt, kann mich verurteilen, wird mich aber achten müssen. Meine Leiden haben mich gelehrt, es nicht wieder auf das Verlassenwerden ankommen zu lassen. Ich verstehe nicht, wie ich noch leben blieb nach jenen ersten acht Tagen, die der Krise folgten, der entsetzlichsten im Leben einer Frau. Man muß drei Jahre einsam gelebt haben, um die Kraft zu haben, von diesem Schmerz so zu sprechen, wie ich es jetzt tue. Die Agonie endet gewöhnlich mit dem Tode; nun, dies war eine Agonie ohne den Tod als Lösung. Ach, ich habe sehr gelitten!"

Die Vicomtesse erhob ihre schönen Augen zum Kranzgesims, dem sie wahrscheinlich alles das anvertraute, was kein Unbekannter hören durfte. Ein Kranzgesims ist wohl die angenehmste, ergebenste, gefälligste Vertraute, die Frauen finden können, wenn sie ihrem Gegenüber nicht in die Augen zu sehen wagen. Das Kranzgesims eines Boudoirs ist eine besondere Einrichtung. Ist es nicht ein Beichtstuhl ohne Priester? In diesem Augenblick war Frau von Beauséant beredt und schön; man müßte sagen ‚kokett', wenn das Wort nicht zu stark wäre. Indem sie sich Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem sie die höchsten Schranken zwischen sich und die Liebe schob, stachelte sie alle Gefühle des Mannes an; und je höher sie das Ziel aufrichtete, desto besser bot sie es dem Blicke dar. Dann bannte sie den allzu erregenden Ausdruck, den die Erinnerung an ihre Leiden geweckt hatte, aus ihren Augen und senkte sie auf Gaston.

„Gestehen Sie, daß ich kalt und einsam bleiben muß?" sprach sie ruhig zu ihm.

Herr von Nueil verspürte ein heftiges Verlangen, dieser Frau zu Füßen zu stürzen, aber er fürchtete, ihr lächerlich zu erscheinen. Er unterdrückte seine Erregung; er fürchtete, seine Gedanken nicht gut ausdrücken zu können, und gleichzeitig empfand er Angst vor irgendeiner bösen Zurückweisung oder einer Spöttelei, wie sie die glühendsten Seelen zu Eis erstarren macht. Die Rückwirkung seiner Gefühle, die er in dem Augenblick, wo sie aus seinem Herzen aufschossen, zurückdrängte, verursachte ihm jenen tiefen Schmerz, den die Furchtsamen und die Ehrgeizigen kennen: alle, die ihre Begierden oft hinunterschlucken müssen. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, das Schweigen zu brechen und mit zitternder Stimme zu sagen:

„Gestatten Sie mir, gnädige Frau, eine der stärksten Erregungen meines Lebens auszukosten, indem ich Ihnen sage, was Sie mich empfinden lassen. Sie erheben mein Herz! Ich spüre in mir den Wunsch, mein Leben damit auszufüllen, Sie Ihren Kummer vergessen zu machen, Sie zu lieben für alle, die

Sie gehaßt oder verwundet haben. Aber das ist ein sehr plötzlicher Herzenserguß, den heute nichts rechtfertigt und den ich ..."
„Genug, mein Herr!" sagte Frau von Beauséant. „Wir sind beide zu weit gegangen. Ich habe die Zurückweisung, die meine Pflicht ist, jeder Härte entkleiden, Ihnen ihre traurigen Gründe darlegen, nicht aber mir Huldigungen zuziehen wollen. Nur einer glücklichen Frau steht Koketterie gut. Glauben Sie mir, bleiben wir einander fremd! Später werden Sie einsehen, daß man keine Bande knüpfen soll, wenn sie eines Tages doch zerreißen müssen."

Sie seufzte leicht, und ihre Stirn legte sich in Falten, wurde aber gleich wieder glatt.

„Welches Weh für eine Frau," hub sie wieder an, „dem Mann, den sie liebt, nicht in allen Stadien seines Lebens folgen zu können! Muß dieser tiefe Kummer nicht im Herzen des Mannes — wenn er wahrhaft liebt — schrecklich widerklingen? Ist das nicht ein doppeltes Unglück?" Einen Augenblick herrschte Stillschweigen; dann erhob sie sich, um ihren Gast zu verabschieden, und sagte lächelnd: „Das ahnten Sie wohl nicht, als Sie nach Courcelles kamen, daß Sie da eine Predigt zu hören bekämen?"

Gaston fühlte sich in diesem Moment von dieser außerordentlichen Frau weiter entfernt als im ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft. Den Reiz dieser entzückenden Stunde glaubte er jetzt der Koketterie einer großen Dame, die ihren Geist zeigen will, zuschreiben zu müssen. Und so grüßte er die Vicomtesse kalt und schritt verzweifelt hinaus.

Auf seinem Wege suchte er den wahren Charakter dieses Wesens zu ergründen, das fein und hart war wie eine Uhrfeder; aber er hatte so viele Nuancen an ihr beobachtet, daß er zu keinem festen Urteil gelangen konnte. Dann klang es ihm wieder in den Ohren, wie sie die Stimme ansetzte, und in der Erinnerung gewannen ihre Gesten, ihre Mienen und das Spiel ihrer Augen so viel Reiz, daß er sich immer mehr in diesen Betrachtungen

verlor. Ihm leuchtete die Schönheit der Vicomtesse noch in der Finsternis; die Eindrücke, die er von ihr empfangen hatte, standen einer nach dem andern wieder auf, verführten ihn von neuem und enthüllten ihm Werte ihrer Weiblichkeit und ihres Geistes, die er vorher nicht bemerkt hatte. Er verfiel in jenes unstete Sinnen, bei dem die lichtesten Gedanken sich bekämpfen, sich gegenseitig aufheben und die Seele in einen kurzen Fiebertaumel reißen. Man muß jung sein, um die Geheimnisse dieser Dithyramben zu verstehen, wo das Herz nacheinander von sehr vernünftigen und sehr tollen Gedanken bestürmt wird und nach dem Willen einer unbekannten Macht immer dem letzten zum Opfer fällt, sei es nun ein Gedanke der Hoffnung oder der Verzweiflung. Mit dreiundzwanzig Jahren wird der Mann fast immer von einem Gefühl der Bescheidenheit beherrscht; er fürchtet sich, er ist verwirrt wie ein junges Mädchen, er hat Angst, seine Liebe schlecht auszusprechen, er sieht überall Schwierigkeiten und erschrickt davor, er zittert, nicht zu gefallen; er wäre kühn, wenn er nicht so verliebt wäre; je höher er den Preis des Glückes empfindet, um so weniger glaubt er, daß seine Angebetete es ihm leicht gewähren könne; außerdem gibt er sich seiner Leidenschaft vielleicht zu sehr hin und fürchtet, keine erwecken zu können; wenn unglücklicherweise sein Idol Ehrfurcht erregt, so betet er es im geheimen und von ferne an; und seine Liebe, wenn sie nicht erraten wird, erstirbt. Oft läßt eine solche frühe Glut, die in einem jungen Herzen erloschen ist, allen Glanz der Einbildungskraft zurück. Welcher Mann hätte nicht mehrere solcher keuschen Erinnerungen, die später wieder aufwachen, die immer reizender werden und die Illusion eines vollkommenen Glückes mit sich bringen? Solche Erinnerungen gleichen Kindern, die jung gestorben sind und von denen nur das Lächeln den Eltern zurückbleibt.

Herr von Nueil kam also von Courcelles zurück als Beute eines Gefühls, das zu extremen Entschlüssen drängte. Schon war Frau von Beauséant für ihn die Bedingung seines Daseins

geworden; er wollte lieber sterben, als ohne sie leben. Noch zu jung, um schon Bescheid zu wissen um den grausamen Zauber, den eine vollkommene Frau auf unschuldige und leidenschaftliche Seelen ausübt, mußte er eine jener stürmischen Nächte durchmachen, in denen junge Leute zwischen Seligkeit und Selbstmord hin und her taumeln, das Glück eines ganzen Lebens in sich hineinfressen und wie ohnmächtig einschlafen. Verhängnisvolle Nächte — aus denen als Philosoph zu erwachen das größte Glück wäre. Zu ehrlich verliebt, um zu schlafen, stand Gaston auf und schrieb Briefe. Keiner genügte ihm, und er verbrannte sie alle.

Folgenden Tags umwanderte er wieder den kleinen Park von Courcelles, aber bei sinkender Nacht, um nicht von der Vicomtesse gesehen zu werden. Das Gefühl, dem er dabei folgte, ist so seltsam, daß man noch jung sein oder sich in einer ähnlichen Lage befinden muß, um seine stummen Seligkeiten und Wunderlichkeiten zu verstehen — alles Dinge, über die jene Glücklichen, die immer nur das Reale des Lebens sehen, natürlich die Achseln zucken. Nach peinvollem Zögern schrieb Gaston an Frau von Beauséant folgenden Brief, der als typisch für die Phraseologie Liebender gelten kann und der an die Zeichnungen erinnert, die Kinder ihren Eltern heimlich zum Geburtstag machen — Geschenke, die für jedermann abscheulich sind, nur nicht für die Empfänger:

„Gnädige Frau,

Sie herrschen so unbedingt über mein Herz, meine Seele und meine Person, daß mein Schicksal heute völlig von Ihnen abhängt. Werfen Sie meinen Brief nicht ins Feuer. Haben Sie die Gnade, ihn zu lesen. Vielleicht werden Sie mir diesen ersten Satz verzeihen, wenn Sie sich überzeugen, daß das keine gewöhnliche oder eigennützige Liebeserklärung ist, sondern der Ausdruck einer natürlichen Tatsache. Vielleicht werden Sie gerührt sein durch die Bescheidenheit meiner Bitten, durch die Ergeben-

heit, die mir das Bewußtsein meines geringen Wertes einflößt, durch die Bedeutung Ihrer Entschließung für mein Leben. In meinem Alter kann ich nur lieben; ich weiß nichts davon, was einer Frau gefällt und was sie besticht; aber ich empfinde in meinem Herzen für Sie eine fieberhafte Anbetung. Ich fühle mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen, denn Sie schenken mir unendliches Glück, und ich denke an Sie mit dem ganzen Egoismus, der uns dahin zieht, wo für uns die Lebensquelle ist. Ich halte mich für Ihrer unwert. Es erscheint mir, der ich jung, unerfahren und schüchtern bin, unmöglich, Ihnen auch nur den tausendsten Teil des Glücks zu bringen, das ich bei Ihrem Anblick, bei Ihrer Stimme empfand. Sie sind für mich die einzige Frau auf der Welt. Da ich ein Leben ohne Sie nicht fasse, so habe ich beschlossen, Frankreich zu verlassen und meine Existenz, bis ich sie verliere, bei irgendeiner unmöglichen Unternehmung aufs Spiel zu setzen, in Indien, Afrika oder sonstwo. Muß man eine grenzenlose Liebe nicht durch irgend etwas Unendliches bekämpfen? Wenn Sie mir aber die Hoffnung lassen wollen, nicht: Ihnen anzugehören, sondern Ihre Freundschaft zu erringen, so bleibe ich. Erlauben Sie mir, bei Ihnen — selten, wenn Sie es verlangen — ein paar Stunden zu verbringen, wie die, die ich erlebt habe. Dies gebrechliche Glück, dessen Seligkeit mir beim geringsten hitzigen Wort entzogen werden kann, wird genügen, mich die Wallungen meines Blutes ertragen zu lassen. Mute ich Ihrer Großmut zuviel zu, wenn ich Sie anflehe, einen Handel einzugehen, dessen ganzer Nutzen auf meiner Seite wäre? Sie werden der Welt, der Sie so viel opfern, leicht zeigen können, daß ich Ihnen nichts bedeute. Sie sind so klug und so stolz! Was haben Sie zu fürchten? Jetzt wünschte ich, Ihnen mein Herz öffnen zu können, um Ihnen zu beweisen, daß meine demütige Bitte keinen Hintergedanken verbirgt. Ich hätte Ihnen nicht gesagt, daß meine Liebe grenzenlos ist, und ich hätte Sie nicht um Ihre Freundschaft gebeten, wenn ich die Hoffnung hätte, daß Sie das tiefe Gefühl, das in meiner Seele schlummert, teilen

könnten. Nein, in Ihrer Nähe werde ich ganz so sein, wie Sie befehlen, wenn ich nur in Ihrer Nähe bin. Wenn Sie mich zurückweisen – und Sie können es –, so werde ich keinen Laut ausstoßen, ich werde einfach weggehen. Wenn später irgendeine andere Frau in meinem Leben eine Rolle spielt, so wird Ihr Verhalten gerechtfertigt sein; sterbe ich aber meiner Liebe treu, so werden Sie vielleicht ein leises Bedauern fühlen. Die Hoffnung, Ihnen ein Bedauern zu erregen, wird meine Todespein versüßen und wird die einzige Rache meines verkannten Herzens sein ..."

Man muß in all die grandiosen Leiden der Jugend eingeweiht sein, man muß all die weißgeflügelten Trugbilder gesehen haben, die einer brennenden Phantasie ihren Weiberrücken darbieten, um die Qual Gastons zu verstehen, als er sein erstes Ultimatum in den Händen der Frau von Beauséant vermutete. Er sah die Vicomtesse kalt, lächelnd und über die Liebe spöttelnd, wie jemand, der nicht mehr daran glaubt. Er hätte seinen Brief zurückhaben mögen, er fand ihn peinlich, es kamen ihm tausendundein Gedanken in den Sinn, die unendlich besser oder rührender gewesen wären als seine steifen Phrasen, seine verfluchten gedrechselten, sophistischen und anmaßenden Phrasen, die nur glücklicherweise schlecht genug interpunktiert und geschrieben waren. Er versuchte, nicht zu denken, nicht zu fühlen; aber er dachte, fühlte und litt. Wäre er dreißig Jahre alt gewesen, so hätte er sich berauscht; aber dieser naive junge Mann kannte weder die Wirkung des Opiums noch die andern Hilfsmittel einer überfeinerten Kultur. Und es war auch keiner jener guten Pariser Freunde in der Nähe, die einem mit den Worten: „Paetus, es tut nicht weh!" eine Flasche Champagner hinhalten, und die einen zu einer Orgie mitreißen, damit die Leiden der Ungewißheit erträglicher seien. Das sind treffliche Freunde: sie sind immer ohne Geld, wenn man reich ist, und nie zu finden, wenn man sie braucht; verlangt man Geld von ihnen, so haben sie ihren letzten Louisdor gerade im Spiel verloren; dafür haben sie einem immer ein schlechtes Pferd zu verkaufen; im übrigen

sind sie die besten Kinder von der Welt, immer bereit, mit einem zu Schiffe zu gehen, um jene steilen Abhänge hinabzugleiten, auf denen Zeit, Seele und Leben verschwendet werden.

Endlich erhielt Herr von Nueil durch Jacques einen Brief, der ein parfümiertes Wachssiegel mit dem Wappen von Burgund trug. Er war auf einen zierlichen Bogen Velinpapier geschrieben und verriet als Schreiberin eine hübsche Frau.

Sofort schloß er sich ein und las ihren Brief – immer wieder von neuem:

„Mein Herr, Sie bestrafen mich sehr streng, sowohl für die Bereitwilligkeit, mit der ich Ihnen eine harte Zurückweisung erspart habe, als auch für den Zauber, den der Geist immer auf mich ausübt. Ich habe dem Edelsinn der Jugend vertraut, und Sie haben mich getäuscht. Ich habe zu Ihnen, wenn auch nicht mit offenem Herzen – was ganz lächerlich gewesen wäre –, so doch mit Freimut gesprochen; ich habe Ihnen meine Lage geschildert, um einer jungen Seele meine Kälte zu erklären. Je mehr Sie mich interessiert haben, um so lebhafter war der Schmerz, den Sie mir verursacht haben. Ich bin von Natur zärtlich und gut; aber die Umstände machen mich schlecht. Eine andere Frau hätte Ihren Brief verbrannt, ohne ihn zu lesen; ich habe ihn gelesen, und ich antworte Ihnen. Meine Worte werden Ihnen zeigen, daß ich nicht fühllos bin gegenüber einem Gefühl, das ich – wenn auch unfreiwillig – erweckt habe, und mein Verhalten wird Ihnen noch besser die Aufrichtigkeit meiner Seele beweisen. Außerdem möchte ich, zu Ihrem Besten, ein einziges Mal die Art von Autorität gebrauchen, die Sie mir über Ihr Leben einräumen, um den Schleier von Ihren Augen zu nehmen.

Ich bin bald dreißig Jahre alt, mein Herr, und Sie werden kaum zweiundzwanzig sein. Sie wissen selbst nicht, was Sie fühlen werden, wenn Sie so alt sein werden wie jetzt ich. Die Eide, die Sie heute so leichthin schwören, können Ihnen dann sehr drückend erscheinen. Heute – ich will es gern glauben –

würden Sie mir ohne Bedenken Ihr ganzes Leben weihen, Sie würden sterben selbst für sehr vergängliche Freuden; aber mit dreißig Jahren würde die Erfahrung Ihnen die Kraft nehmen, mir jeden Tag Opfer zu bringen, und ich würde mich sehr erniedrigt fühlen, sie annehmen zu müssen. Eines Tages wird alles, wird die Natur selbst Ihnen befehlen, mich zu verlassen; ich habe es Ihnen gesagt: ich will lieber sterben, als verlassen werden! Sie sehen, das Unglück hat mich gelehrt, zu rechnen. Ich überlege, ich habe keinerlei Leidenschaft. Sie zwingen mich, Ihnen zu sagen, daß ich Sie durchaus nicht liebe, daß ich Sie nicht lieben darf, kann und will. Ich bin über das Alter hinaus, wo die Frauen unüberlegten Herzensregungen nachgeben, und ich könnte nicht mehr die Geliebte sein, die Sie brauchen. Mein Trost kommt von Gott, nicht von den Menschen. Anderseits lese ich, beim traurigen Licht betrogener Liebe, zu deutlich in den Herzen, als daß ich die Freundschaft, die Sie anbieten und fordern, annehmen sollte. Ihr Herz führt Sie an; Sie setzen Ihre Hoffnung mehr auf meine Schwäche als auf Ihre Kraft. Das ist ein Kniff des Instinkts. Ich verzeihe Ihnen diese kindliche List, an der Sie selbst noch unschuldig sind. Ich befehle Ihnen, im Namen dieser flüchtigen Liebe, im Namen Ihres Lebens, im Namen meiner Seelenruhe, in Ihrem Heimatlande zu bleiben und ein ehrenvolles, reiches Leben nicht zu verpfuschen um einer Einbildung willen, die bald dahinschwinden muß. Später, wenn Sie Ihre wahre Bestimmung erfüllt und alle Gefühle in sich entwickelt haben werden, die den Mann erwarten, werden Sie meine Antwort würdigen, die Ihnen in diesem Moment vielleicht recht trocken vorkommt. Sie werden dann gern eine alte Frau wiedersehen, deren Freundschaft Ihnen sicher lieb und wert sein wird: sie wird weder den Wechselfällen der Leidenschaft noch den Enttäuschungen des Lebens unterworfen gewesen sein; und edle, religiöse Gedanken werden sie rein und heilig erhalten. Leben Sie wohl, mein Herr; gehorchen Sie mir, bedenken Sie, daß Ihre Erfolge mir in meiner Ein-

samkeit ein bißchen Freude bereiten werden, und denken Sie an mich nur wie an jemand, der weit entfernt ist."

Als Gaston diesen Brief gelesen hatte, schrieb er folgende Worte:

„Gnädige Frau, wenn ich auf Ihren Vorschlag, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, einginge und aufhörte, Sie zu lieben, so hätte ich mein Schicksal verdient — nicht wahr? Nein, ich werde Ihnen nicht gehorchen, und ich schwöre Ihnen eine Treue, die erst mit dem Tode enden wird. Oh, nehmen Sie mein Leben, wofern Sie nicht fürchten, es selbst bereuen zu müssen . . ."

Als der Diener des Herrn von Nueil von Courcelles zurückkam, fragte ihn sein Herr:

„Wem hast du mein Billett übergeben?" „Der Frau Vicomtesse selbst; sie war im Wagen und fuhr weg . . ." „Nach der Stadt?" „Ich glaube nicht, Herr Baron. Der Wagen der Frau Vicomtesse war mit Postpferden bespannt." „Ah, sie reist ab", sagte der Baron. „Jawohl, Herr Baron", erwiderte der Kammerdiener.

Alsbald traf Gaston seine Vorbereitungen, um Frau von Beauséant zu folgen. Sie führte ihn bis nach Genf, ohne zu wissen, daß er ihr nachreiste. Unter tausend Erwägungen, die während dieser Periode auf Gaston einstürmten, beschäftigte ihn besonders die eine: Warum ist sie abgereist? Dieses Wort war die Grundlage einer Menge von Vermutungen, unter denen er sich natürlich für die schmeichelhafteste entschied: ‚Wenn die Vicomtesse mich lieben will, so zieht sie, als kluge Frau, selbstverständlich die Schweiz, wo niemand uns kennt, ihrer Heimat vor, in der sie von aller Welt beobachtet würde.'

Gewisse leidenschaftliche Männer könnten keine Frau lieben, die geschickt genug wäre, sich ihr Gelände selbst zu wählen. Das ist Raffiniertheit. Übrigens beweist nichts, daß Gastons Vermutung richtig war.

Die Vicomtesse nahm ein kleines Haus auf den See hinaus. Als sie dort eingerichtet war, erschien eines schönen Abends, bei sinkender Nacht, Gaston bei ihr. Jacques, ein äußerst aristo-

kratischer Kammerdiener, wunderte sich keineswegs, Herrn von Nueil zu sehen, und meldete ihn an — als Diener, der alles zu verstehen gewöhnt ist. Als Frau von Beauséant Gastons Namen hörte, als sie ihn eintreten sah, ließ sie das Buch, das sie hielt, aus der Hand fallen. Ihre Überraschung gab Gaston Zeit, sich ihr zu nähern und ihr mit einer Stimme, die ihr köstlich schien, zu sagen:

„Mit welchem Entzücken habe ich die Pferde genommen, mit denen Sie gefahren waren!"

So gut in seinen geheimen Wünschen erraten zu werden! Wo ist die Frau, die einem solchen Glück nicht nachgegeben hätte! Eine Italienerin, eins dieser göttlichen Geschöpfe, deren Seele der der Pariserinnen entgegengesetzt ist und die man auf unserer Seite der Alpen tief unmoralisch finden würde, sagte beim Lesen französischer Romane: ‚Ich verstehe nicht, warum diese armen Verliebten so viel Zeit damit hinbringen, das in Ordnung zu bringen, was die Sache eines Vormittags sein müßte.' Warum sollte nicht auch der Erzähler, nach dem Beispiel dieser braven Italienerin, seine Leser und seine Personen weniger schmachten lassen? Er hätte nur über ein paar kokette Szenen zu berichten, über ein süßes Hinhalten, durch das Frau von Beauséant Gastons Glück vergrößern wollte, um dann, wie die Jungfrauen des Altertums, mit Grazie zu fallen; vielleicht auch, um die keusche Wollust einer ersten Liebe zu genießen und um sie zu ihrer höchsten Kraftäußerung gelangen zu lassen. Herr von Nueil war noch in dem Alter, wo ein Mann sich betören läßt von diesen launischen Spielereien, die die Frauen so sehr locken und die sie hinziehen, sei es, um ihre Bedingungen auszumachen, sei es, um ihre Macht, deren baldiges Sinken sie instinktiv ahnen, möglichst lange zu genießen. Aber diese kleinen Boudoirberichte, weniger zahlreich als die über die Londoner Konferenz, nehmen in der Geschichte einer wahren Leidenschaft zu wenig Platz ein, um erwähnt zu werden.

Frau von Beauséant und Herr von Nueil blieben drei Jahre lang in der Villa am Genfer See, die die Vicomtesse gemietet

hatte. Sie wohnten da allein, ohne jemanden bei sich zu sehen, ohne von sich reden zu machen. Sie fuhren auf dem See spazieren, sie erhoben sich spät, sie waren endlich glücklich, wie wir alle es zu sein träumen. Ihr kleines Haus war einfach; es hatte grüne Jalousien und große, zeltbedeckte Balkone. Es war ein wahres Haus für Liebende, ein Haus mit weißen Sofas, verschwiegenen Teppichen, neuen Tapeten, in dem alles vor Freude erglänzte. Aus jedem Fenster erschien der See in verschiedener Beleuchtung; in der Ferne die bewölkten, bunten, verschwimmenden Bergriesen; über ihnen blauer Himmel, und vor ihnen ein hoher, munterer, glitzernder Wasserfall! Die Dinge schienen für sie zu träumen, und alles lächelte ihnen.

Wichtige Interessen riefen Herrn von Nueil nach Frankreich zurück: sein Bruder und sein Vater waren gestorben; er mußte Genf verlassen. Die beiden Liebenden verkauften dieses Haus; sie hätten die Berge abbrechen und das Wasser des Sees auslaufen lassen mögen, um alles mitzunehmen. Frau von Beauséant folgte Herrn von Nueil. Sie machte ihr Vermögen zu Geld und kaufte bei Manerville ein ansehnliches Besitztum, das sich an Gastons Güter anschloß. Dort blieben sie zusammen. Herr von Nueil überließ die Nutznießung der Domänen von Manerville liebenswürdigerweise seiner Mutter, als Gegendienst für die Freiheit, unverheiratet zu bleiben, die sie ihm ließ. Das Gut der Frau von Beauséant lag neben einer kleinen Stadt, in einer der hübschesten Gegenden des Tales von Auge. Dort richteten die beiden Liebenden zwischen sich und der Welt Schranken auf, über die hinweg weder gesellschaftliche Vorurteile noch Menschen zu ihnen dringen konnten, und so fanden sie ihre guten Schweizer Tage wieder. Neun ganze Jahre lang genossen sie ein Glück, das zu beschreiben unnütz wäre; die Entwicklung dieser Geschichte wird daher jenen Herzen einen Begriff davon geben, die Poesie und Erhebung in der unendlichen Fülle ihrer Formen zu erfassen vermögen.

Währenddessen erfreute sich der Herr Marquis von Beauséant, der Gatte der Frau von Beauséant (sein Vater und sein älterer

Bruder waren tot), einer vollkommenen Gesundheit. Nichts hilft uns mehr, zu leben, als die Gewißheit, daß wir durch unsern Tod das Glück eines andern machen würden. Herr von Beauséant war einer dieser ironischen und eigensinnigen Menschen, die, ähnlich wie lebenslängliche Rentner, mit um so größerem Behagen jeden Morgen aufstehen, weil andere sich darüber ärgern. Im übrigen war er ein Ehrenmann, ein bißchen pedantisch, förmlich berechnend; er hätte einer Frau mit derselben Ruhe seine Liebe erklären können, mit der ein Diener sagt: ‚Gnädige Frau, es ist aufgetragen.'

Diese kleine biographische Anmerkung über den Marquis von Beauséant will nur die Unmöglichkeit, daß die Marquise Herrn von Nueil geheiratet hätte, vor Augen führen.

Nun, nach diesen neun Jahren des Glücks, dem süßesten Pakt, den eine Frau jemals schließen konnte, befanden sich Herr von Nueil und Frau von Beauséant in einer Lage, die ebenso natürlich und ebenso falsch war wie die, in der sie seit Beginn dieses Abenteuers geblieben waren: immerhin in einer bedenklichen Krise, von der man schwer einen Begriff geben, deren Grenzen man aber mit mathematischer Sicherheit festlegen kann.

Die Frau Gräfin von Nueil, Gastons Mutter, hatte Frau von Beauséant niemals sehen wollen. Sie war eine strenge und tugendsame Person, die dem alten Herrn von Nueil sehr legitime Freuden gespendet hatte. Frau von Beauséant begriff, daß diese ehrsame Witwe ihre Feindin sein mußte und daß sie versuchen würde, Gaston seinem unmoralischen und antireligiösen Dasein zu entreißen. Die Marquise hätte gern ihr Gut verkaufen und nach Genf zurückkehren mögen. Aber das hätte bedeutet: Herrn von Nueil zu mißtrauen, und dazu war sie nicht imstande. Außerdem hatte er gerade an dem Gut Valleroy viel Geschmack gewonnen und große Pflanzungen und Ameliorationen daselbst vorgenommen. Hätte sie ihn also nicht einem gewissermaßen animalischen Glück entrissen, wie es die Frauen ihren Gatten und auch ihren Liebhabern immer wünschen? Es war ein Fräu-

lein von Rodière in die Gegend gekommen, zweiundzwanzig Jahre alt und mit vierzigtausend Livres Rente. Gaston traf diese Erbin in Manerville, sooft seine Pflicht ihn dorthin rief.

Diese Personen waren somit gegeben, wie die Ziffern einer arithmetischen Gleichung. Da wurde Gaston eines Tages folgender Brief überreicht, aus dem man das schreckliche Problem, das Frau von Beauséant seit einem Monat zu lösen trachtete, erkennen wird:

„Mein geliebter Engel, — Dir schreiben, wo wir doch Herz an Herz leben, wo nichts uns trennt, wo uns so oft unsere Zärtlichkeiten als Worte dienen und wo auch die Worte Zärtlichkeiten sind: ist das nicht ein Widersinn? Doch nicht, mein Geliebter. Es gibt gewisse Dinge, die eine Frau in Gegenwart ihres Geliebten nicht sagen kann; schon der Gedanke an diese Dinge raubt ihr die Stimme, treibt ihr alles Blut zum Herzen; sie ist ohne Kraft und ohne Geist. Mich bei Dir in diesem Zustande zu finden, macht mich leiden; und oft habe ich mich bei Dir so gefunden. Ich fühle, daß mein Herz ganz Wahrheit für Dich sein muß, daß es Dir keinen Gedanken, auch nicht den flüchtigsten, verheimlichen darf; und ich liebe zu sehr dieses süße Hindämmern, das so gut für mich paßt, als daß ich länger bedrückt und gequält sein könnte. So will ich Dir denn meine Angst gestehen: ja, meine Angst. Höre mich an und sage nicht Dein ‚Ta-ta-ta', mit dem Du mich zum Schweigen bringst — mit einer Keckheit, die ich liebe, weil mir an Dir alles gefällt. Geliebter Gemahl vor Gott, laß mich Dir sagen, daß Du jede Erinnerung an die Schmerzen verwischt hast, unter deren Last ich einst zusammenzubrechen drohte. Ich habe die Liebe nur durch Dich gekannt. Es bedurfte der Aufrichtigkeit Deiner schönen Jugend, der Reinheit Deiner großen Seele, um den Ansprüchen einer anspruchsvollen Frau zu genügen. Mein Freund, ich habe oft vor Glück gezittert bei dem Gedanken, daß in diesen neun schnellen und langen Jahren meine Eifersucht nie geweckt worden ist. Ich habe alle Blüten Deiner Seele, alle Deine Gedanken gehabt. An unserm Himmel stand

nicht die leichteste Wolke, wir haben nicht gewußt, was Opfer sind, wir sind immer nur den Eingebungen unserer Herzen gefolgt. Ich habe ein Glück genossen, das für eine Frau keine Grenzen kennt. Die Tränen, die auf dieses Blatt fallen – werden sie Dir Zeichen meiner Dankbarkeit sein? Oh, ich hätte diesen Brief auf den Knien schreiben mögen!

Nun – dieses Glück hat mich eine Qual kennen gelehrt, die schrecklicher ist als die, verlassen zu werden. Geliebter, das Herz einer Frau hat seltsame Abgründe: ich wußte bisher selbst nicht um diese Tiefen, wie ich auch die Tiefen der Liebe nicht kannte. Das größte Elend, das uns treffen könnte, ist noch leicht zu tragen im Vergleich zu dem bloßen Gedanken an das Unglück dessen, den wir lieben. Und wenn wir dieses Unglück verursachten, wäre das nicht zum Sterben? ... Das ist der Gedanke, der mich niederdrückt. Aber er zieht einen zweiten, noch viel drückenderen nach sich: und der entwürdigt die Glorie der Liebe, er tötet die Liebe und macht aus ihr eine Erniedrigung, die das Leben auf ewig verdüstert. Du bist dreißig Jahre alt und ich vierzig. Welche Schrecken flößt doch dieser Altersunterschied einer liebenden Frau ein! Du kannst – zuerst unfreiwillig, dann bewußt – empfunden haben, welches Opfer Du mir bringst, indem Du für mich auf alles andere verzichtest. Du hast vielleicht an Deine gesellschaftliche Bestimmung gedacht, an diese Heirat, die Dein Vermögen vermehren und Dir gestatten würde, vor aller Welt glücklich zu sein, Deine Kinder um Dich zu sehen, ihnen Deine Güter zu vererben, wieder in der Welt zu erscheinen und Deinen Platz in ihr mit Ehren zu behaupten. Aber Du wirst diese Gedanken zurückgedrängt haben, glücklich, mir, ohne daß ich es wußte, eine Erbin, ein Vermögen und eine schöne Zukunft opfern zu können. Als edelmütiger junger Mann wolltest Du den Schwüren treu bleiben, die uns nur vor Gottes Angesicht verbinden. Mein früheres Leid wird Dir erschienen sein, und ich werde beschützt gewesen sein durch dies Unglück, aus dem Du mich gerettet hast. Deine Liebe dem Mitleid verdanken – dieser Gedanke ist mir

noch schrecklicher als die Furcht, Dein Leben zu ruinieren. Die Liebhaber, die ihre Geliebten erdolchen, handeln barmherzig, wenn der Tod die Frauen in ihrem Glück, ihrer Unschuld, in der Glorie ihrer Illusionen trifft ... Ja, der Tod ist leichter zu ertragen als die beiden Gedanken, die seit einigen Tagen meine Stunden heimlich verdunkeln. Als Du mich gestern so sanft fragtest: ‚Was hast du?' ließ Deine Stimme mich erschauern. Ich glaubte, Du läsest wie sonst in meiner Seele, und ich erwartete Geständnisse über die Berechnungen Deiner Vernunft, die ich richtig geahnt zu haben dachte. Ich erinnerte mich auch an ein paar Deiner gewöhnlichen Aufmerksamkeiten, in denen mir aber jenes erkünstelte Wesen zu liegen schien, durch welches Männer sich verraten, wenn eine Pflicht ihnen peinlich wird. In diesem Augenblick habe ich mein Glück teuer genug bezahlt, und ich habe gefühlt, daß die Natur uns die Schätze der Liebe immer nur um hohen Preis verkauft. Im Ernst: hat uns das Geschick nicht schon getrennt? Du wirst Dir gesagt haben: ‚Früher oder später muß ich die arme Klara verlassen; warum mich nicht beizeiten von ihr trennen?' Dieser Satz stand in der Tiefe Deines Blickes geschrieben. Ich bin von Dir gegangen, um allein zu weinen. Dir Tränen vorenthalten! – es sind die ersten Tränen des Kummers seit zehn Jahren, und ich bin zu stolz, sie Dir zu zeigen. Aber ich habe Dir keine Vorwürfe gemacht. Ja, Du hast recht, ich darf nicht den Egoismus haben, Dein glänzendes und langes Leben dem meinen, das bald verbraucht sein wird, unterzuordnen ...

Aber wenn ich mich täuschte? Wenn ich eine Melancholie Deiner Liebe für eine Überlegung der Vernunft nähme?... Ach, mein Engel, laß mich nicht in der Ungewißheit, bestrafe Deine eifersüchtige Frau; aber gib ihr das Bewußtsein ihrer und Deiner Liebe zurück: die ganze Frau ist in diesem Gefühl, das alles heiligt! Seit der Ankunft Deiner Mutter und seit Du bei ihr Fräulein von Rodière gesehen hast, bin ich eine Beute von Zweifeln, die uns entehren. Laß mich leiden, aber täusche mich nicht: ich will alles wissen, sowohl was Deine Mutter Dir sagt als

auch das, was Du denkst! Wenn Du zwischen irgend etwas und mir geschwankt hast, so gebe ich Dir die Freiheit zurück! ... Ich werde Dir mein Schicksal verbergen, ich werde nicht vor Dir weinen; nur will ich Dich nicht wiedersehen ... Ach, ich halte inne, mein Herz bricht –

Ein paar Augenblicke habe ich elend und dumpf dagesessen. Lieber Freund, ich finde an mir keinen Trotz gegen Dich, Du bist so gut, so offen! Du kannst mir nicht wehe tun und mich nicht hintergehen; aber Du wirst mir die Wahrheit sagen, so grausam sie auch sein mag. Willst Du, daß ich Dir Mut mache zu Deinen Geständnissen? Nun denn, ich werde in einem weiblichen Gedanken Trost finden. Habe ich nicht Deine reine Jugend besessen, ein Wesen voller Anmut, Schönheit und Feinheit, einen Gaston, den keine Frau mehr kennen lernen kann und den ich so köstlich genossen habe? ... Nein, Du wirst nicht wieder so lieben, wie Du mich geliebt hast, wie Du mich liebst; nein, ich kann keine Nebenbuhlerin haben. Ich werde mich ohne Bitterkeit erinnern an unsere Liebe, die alle meine Gedanken ausfüllt. Liegt es nicht außerhalb Deiner Möglichkeit, in Zukunft noch eine Frau durch kindliche Neckereien zu entzücken, durch die jungen Einfälle eines jungen Herzens, durch diese Koketterie der Seele, durch diese Reize des Körpers, durch diese plötzlichen Einverständnisse der Wollust, kurz, durch das ganze anbetungswerte Gefolge einer jugendlichen Liebe? Ach, Du bist jetzt ein Mann, Du wirst Deiner Bestimmung folgen und alles überlegen. Du wirst Geschäfte haben, unruhig und ehrgeizig sein, und Deine Sorgen werden sie des unvergänglichen Lächelns berauben, das für mich immer Deine Lippen schmückte. Deine Stimme, für mich immer so süß, wird manchmal kummervoll sein. Deine Augen, die immer in himmlischem Glanze leuchteten, wenn sie mich sahen, werden für sie oft trübe sein. Und da es unmöglich ist, Dich zu lieben, wie ich Dich liebe, so wird diese Frau Dir niemals so gefallen, wie ich Dir gefallen habe. Sie wird nie diese ständige Sorgfalt haben,

die ich auf mich selbst verwandt habe, und auch nicht dieses ständige Bemühen um Dein Glück, das ich immer richtig verstanden habe. Der Mensch, das Herz, die Seele, die ich gekannt habe, werden nicht mehr da sein; ich werde sie in meinem Gedächtnis begraben, um sie noch zu genießen, glücklich in der Erinnerung an die schöne Vergangenheit, aber ungekannt von allem, was außer uns ist.

Mein teurer Schatz, wenn Du trotzdem nicht den leisesten Gedanken an Freiheit gefaßt hast, wenn meine Liebe Dich nicht bedrückt, wenn meine Klagen Hirngespinste sind, wenn ich für Dich immer Deine Eva sein werde, die einzige Frau auf der Welt—: dann komm, eile zu mir, sowie Du diesen Brief gelesen hast! Ach, dann will ich Dich in einer Sekunde mehr lieben, als ich Dich, glaube ich, in diesen ganzen neun Jahren geliebt habe! Nach dieser unnützen Qual des Argwohns, dessen ich mich anklage, soll jeder Tag, der noch unserer Liebe gehört, ja ein einziger Tag ein ganzes Leben des Glückes sein! So sprich also, sei offen; verheimliche mir nichts, das wäre ein Verbrechen! Sag, willst Du Deine Freiheit? Hast Du über das Leben, das Du als Mann führen wirst, nachgedacht? Hast Du einen Schmerz? Ich sollte Dir einen Schmerz verursachen! Ich stürbe daran. Ich habe es Dir gesagt: ich habe genug Liebe, um Dein Glück und Dein Leben höher zu achten als mein Glück und mein Leben. Laß, wenn Du es kannst, die reiche Erinnerung an unsere neun seligen Jahre fahren, um in Deiner Entschließung unbeeinflußt zu sein; aber sprich! Ich bin Dir ergeben wie Gott, dem einzigen Tröster, der mir bleibt, wenn Du mich verläßt."

Als Frau von Beauséant ihren Brief in den Händen des Herrn von Nueil wußte, verfiel sie in eine so tiefe Abspannung und infolge des allzu großen Andranges von Gedanken in ein so starres Sinnen, daß sie wie schlafend sitzen blieb. Sicher litt sie an einem dieser Anfälle, die über die Kraft der Frauen gehen und die doch die Frauen allein kennen.

Während die unglückliche Marquise ihr Schicksal erwartete, fühlte sich Herr von Nueil beim Lesen ihres Briefes sehr ‚in der

Klemme', wie junge Leute in solchen Krisen sich auszudrücken pflegen. Er hatte damals den Einflüsterungen seiner Mutter und den Reizen des Fräuleins von Rodière ziemlich nachgegeben. Das war ein recht unbedeutendes junges Mädchen, gerade wie eine Pappel, weiß und rosig, halb stumm, wie es alle heiratsfähigen jungen Mädchen sein müssen; aber ihre vierzigtausend Livres Rente in Grundwerten sprachen hinlänglich für sie. Frau von Nueil, von ehrlicher Mutterliebe geleitet, suchte ihren Sohn für die Sache der Tugend zu gewinnen. Sie gab ihm zu verstehen, wie schmeichelhaft es für ihn sei, von Fräulein von Rodière bevorzugt zu werden, der so viele reiche Partien zu Gebote standen; es war höchste Zeit, an eine Heirat zu denken, eine so gute Gelegenheit würde sich nicht wieder finden; er würde eines Tages achtzigtausend Livres Rente in Grund und Boden haben; das Geld tröstete über alles; wenn Frau von Beauséant ihn um seinetwillen liebe, so müßte sie die erste sein, die ihn zur Heirat drängte; kurz, diese gute Mutter vergaß kein Mittel, durch das eine Frau auf den Verstand eines Mannes Einfluß üben kann. So hatte sie ihren Sohn zum Schwanken gebracht. Frau von Beauséants Brief traf in einem Augenblick ein, wo Gastons Liebe gegen alle Verführungen eines geordneten, konventionellen Lebens kämpfte. Dieser Brief entschied den Kampf. Gaston beschloß, die Marquise zu verlassen und sich zu verheiraten.

‚Man muß im Leben ein Mann sein!' sagte er zu sich.

Dann kam ihm in den Sinn, welchen Schmerz sein Entschluß seiner Geliebten bereiten würde. Seine Eitelkeit als Mann und sein Gefühl als Liebhaber vergrößerten ihm diesen Schmerz noch. Aufrichtiges Mitleid ergriff ihn. Mit einem Schlag empfand er die Ungeheuerlichkeit dieses Unglücks, und er dachte, es sei notwendig und barmherzig, diese tödliche Wunde zu lindern. Er hoffte, Frau von Beauséant beruhigen zu können; er wollte sich von ihr diese grausame Heirat befehlen lassen, nachdem er sie allmählich an den Gedanken einer Trennung gewöhnt hätte; zwischen ihnen sollte immer Fräulein von Rodière stehen wie ein

Schemen, und zuerst wollte er das Fräulein seiner Geliebten opfern, um es sich später von ihr aufdrängen zu lassen. Um bei diesem kläglichen Unternehmen Erfolg zu haben, ging er so weit, auf den Edelsinn, auf den Stolz der Marquise, auf die schönen Eigenschaften ihrer Seele zu rechnen. Dann antwortete er ihr, um ihren Verdacht zu zerstreuen. Antworten! Für eine Frau wie die Marquise, die mit der Intuition wahrer Liebe die feinste Erkenntnisfähigkeit des weiblichen Geistes verband, war der Brief ein Urteil. Und als Jacques bei ihr eintrat und sich ihr näherte, um ihr ein dreieckig gefaltetes Papier zu übergeben, da zitterte die arme Frau von Beauséant wie eine gefangene Schwalbe. Ein unbekannter Schauer ging ihr von Kopf zu Fuß und hüllte sie in ein Leichentuch von Eis. Wenn er nicht kam und sich ihr weinend, bleich und verliebt zu Füßen warf, so war alles gesagt. Aber es leben im Herzen liebender Frauen so viele Hoffnungen! Es bedarf vieler Dolchstöße, um sie zu töten; sie lieben und bluten bis zum letzten.

„Wünscht die gnädige Frau irgend etwas?" fragte Jacques beim Hinausgehen mit sanfter Stimme. „Nein", antwortete sie. ‚Armer Mensch,' dachte sie und trocknete eine Träne, ‚er ahnt alles, er, ein Diener!'

Sie las: „Meine Vielgeliebte, Du schaffst Dir Spukbilder ..." Als die Marquise diese Worte sah, breitete sich ihr ein dichter Schleier über die Augen. Eine geheime Stimme in ihrem Herzen schrie ihr zu: ‚Er lügt!' Dann erfaßte ihr Blick die ganze erste Seite auf einmal — mit jener hellseherischen Gier, die die Leidenschaft verleiht, und sie las unten die Worte: „Nichts ist entschieden ..." Mit krampfhafter Hast blätterte sie um, und deutlich erkannte sie den Geist, der die gewundenen Sätze dieses Briefes diktiert hatte. Da war nichts mehr von wilden Liebesergüssen ... Sie zerknitterte den Brief, zerriß, zertrat, zerbiß ihn, warf ihn ins Feuer und schrie: ‚Der Elende, er hat mich besessen und mich nicht mehr geliebt!'

Dann sank sie, halbtot, auf ein Sofa.

Herr von Nueil ging aus, nachdem er seinen Brief geschrieben hatte. Als er zurückkam, stand Jacques auf der Schwelle des Tores und überreichte ihm einen Brief mit den Worten:

„Die Frau Marquise ist nicht mehr im Schlosse."

Herr von Nueil erstaunte, erbrach den Umschlag und las:

„Gnädige Frau, wenn ich auf Ihren Vorschlag, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, einginge und aufhörte, Sie zu lieben, so hätte ich mein Schicksal verdient — nicht wahr? Nein, ich werde Ihnen nicht gehorchen, und ich schwöre Ihnen eine Treue, die erst mit dem Tode enden wird. Oh, nehmen Sie mein Leben, wofern Sie nicht fürchten, es selbst bereuen zu müssen ..."

Es war das Billett, das er der Marquise in dem Augenblick, wo sie nach Genf abreiste, geschrieben hatte. Unten hatte Klara von Burgund hinzugefügt: „Mein Herr, Sie sind frei."

Herr von Nueil kehrte zu seiner Mutter zurück nach Manerville. Zwanzig Tage später heiratete er Fräulein Stephanie von Rodière. —

Wenn diese Geschichte einer alltäglichen Begebenheit hier zu Ende wäre, so wäre sie fast eine Mystifikation. Haben sich nicht beinahe alle Männer interessantere zu erzählen? Aber die Berühmtheit der — leider wahren — Folgen, und alle Erinnerungen, die sie im Herzen derer erwecken kann, die die himmlischen Wonnen einer endlosen Leidenschaft gekannt und sie selbst verraten oder durch ein grausames Verhängnis verloren haben, werden diese Erzählung vielleicht vor Kritiken schützen.

Die Frau Marquise von Beauséant hatte ihr Schloß Valleroy seit ihrer Trennung von Herrn von Nueil nicht verlassen. Aus einer Anzahl von Gründen, die im Herzen der Frauen begraben bleiben mögen — übrigens wird jede Frau die erraten, die ihr selbst eigentümlich sind —, blieb Klara nach der Heirat des Herrn von Nueil dort wohnen. Sie lebte in so tiefer Zurückgezogenheit, daß, außer ihrer Kammerfrau und Jacques, ihre eigenen Leute sie nicht zu Gesicht bekamen. Sie verlangte völlige Stille um sich und verließ ihr Zimmer nur, um sich in die Kapelle von Val-

leroy zu begeben, wo ein Priester der Nachbarschaft ihr jeden Morgen die Messe las.

Einige Tage nach seiner Verheiratung verfiel der Graf von Nueil in eine Art ehelicher Apathie, die ebensogut Glück wie Unglück bedeuten konnte.

Seine Mutter sagte zu jedermann: ‚Mein Sohn ist vollkommen glücklich.'

Frau Gaston von Nueil war, wie viele junge Frauen, ein bißchen matt, sanft und geduldig; nach vierwöchiger Ehe wurde sie schwanger. Alles das stand im Einklang mit den hergebrachten Ideen. Herr von Nueil war sehr nett zu ihr; nur wurde er, zwei Monate nachdem er die Marquise verlassen hatte, äußerst träumerisch und nachdenklich. Aber er wäre immer ernst gewesen, sagte seine Mutter.

Nach sieben Monaten eines solchen lauen Glückes geschahen ein paar Dinge, die scheinbar unbedeutend waren, aber doch zu wichtige Gedankengänge herausforderten und zu große Seelenwirren verrieten, um hier nicht berichtet zu werden — ganz objektiv und beliebiger Auslegung überlassen. Als Herr von Nueil eines Tages in der Gemarkung von Manerville und Valleroy gejagt hatte, kehrte er durch den Park der Frau von Beauséant zurück, ließ Jacques rufen und wartete auf ihn. Als der Kammerdiener gekommen war, fragte ihn Herr von Nueil:

„Ißt die Marquise immer noch gern Wildbret?"

Und auf die bejahende Antwort des Dieners bot ihm Gaston — unter allerlei Scheingründen — eine beträchtliche Summe für den leichten Dienst, seine heutige Jagdbeute für die Marquise in Empfang zu nehmen. Es erschien Jacques ziemlich gleichgültig, ob das Rebhuhn, das seine Herrin äße, von ihrem Förster oder von Herrn von Nueil getötet wäre, zumal dieser wünschte, daß die Marquise nichts von dem Ursprung des Wildbrets erführe.

„Es ist auf ihrem Grund und Boden getötet worden", sagte der Graf.

So gab sich Jacques mehrere Tage lang zu diesem unschuldigen Betrug her. Herr von Nueil ging morgens auf die Jagd

und kehrte erst zum Abendessen nach Hause zurück. Er schoß immer etwas. So verging eine ganze Woche. Gaston wurde kühn genug, um der Marquise einen langen Brief zu schreiben und ihn ihr zukommen zu lassen. Dieser Brief wurde ihm unerőffnet zurückgeschickt. Es war fast Nacht, als der Kammerdiener der Marquise ihn ihm zurückbrachte. Der Graf stürzte aus dem Salon, wo seine Frau auf dem Klavier ein Capriccio von Herold herunterhackte, und eilte mit der Geschwindigkeit eines Mannes, der zu einem Stelldichein fliegt, zu der Marquise. Er sprang durch eine Öffnung, die er kannte, in den Park und schritt langsam durch die Alleen. Manchmal blieb er stehen, wie um das hörbare Klopfen seines Herzens niederzuzwingen. Dann, beim Schlosse angekommen, vernahm er dumpfe Geräusche und schloß daraus, daß die ganze Dienerschaft bei Tische war. Er ging bis zum Gemach der Frau von Beauséant. Die Marquise verließ ihr Schlafzimmer niemals, und Herr von Nueil konnte die Zimmertür erreichen, ohne den geringsten Lärm zu machen. Da sah er, beim Schein zweier Kerzen, die Marquise, abgemagert und bleich, in einem großen Stuhl sitzen, das Haupt gebeugt, die Hände herabhängend und die Augen auf einen Gegenstand geheftet, den sie nicht zu sehen schien. Das war der Schmerz in seinem vollendetsten Ausdruck. Dennoch lag in dieser Haltung eine vage Hoffnung; aber man wußte nicht, ob Klara von Burgund in die Vergangenheit blickte oder ihrem Grabe entgegen. Vielleicht leuchteten Herrn von Nueils Tränen in der Dunkelheit, vielleicht gab sein Atem einen leisen Laut, vielleicht entfuhr ihm ein unwillkürlicher Seufzer, oder vielleicht erzeugte seine Anwesenheit jenes Phänomen der innern Wahrnehmung, das zugleich der Beweis, das Glück und die Glorie wahrer Liebe ist. Frau von Beauséant wandte ihr Gesicht langsam der Tür zu und erblickte ihren einstigen Geliebten. Darauf machte Herr von Nueil ein paar Schritte.

„Wenn Sie näher kommen, mein Herr," rief die Marquise erbleichend, „stürze ich mich zu diesem Fenster hinaus!"

Sie sprang zum Fensterriegel, öffnete ihn und hielt einen Fuß auf dem äußern Fenstersims, die Hand am Geländer und den Kopf zu Gaston gewandt.

„Hinaus! hinaus!" schrie sie, „oder ich stürze mich hinab!"

Bei diesem schrecklichen Schrei entfloh Herr von Nueil, der die Leute in Aufruhr vernahm, wie ein Übeltäter.

Wieder zu Hause, schrieb Gaston einen ganz kurzen Brief und beauftragte seinen Kammerdiener, ihn zu Frau von Beauséant zu tragen und ihr mitzuteilen, es handle sich für ihn um Tod oder Leben. Als der Bote gegangen war, kehrte Herr von Nueil in den Salon zurück und fand dort seine Frau, die immer noch ihr Capriccio mißhandelte. Er setzte sich, um die Antwort abzuwarten. Eine Stunde später — das Capriccio war zu Ende, und die beiden Gatten saßen einander schweigend am Kamin gegenüber — kam der Kammerdiener von Valleroy heim und gab seinem Herrn den Brief uneröffnet zurück. Herr von Nueil ging in ein Zimmer neben dem Salon, ergriff sein Jagdgewehr und erschoß sich.

Diese schnelle und schlimme Lösung ist nur natürlich, so sehr sie auch allen Gepflogenheiten des jungen Frankreich widerspricht.

Wer die Erscheinungen bei der vollkommenen Vereinigung zweier Wesen genau erforscht oder selbst köstlich empfunden hat, wird diesen Selbstmord durchaus begreifen. Eine Frau bildet und fügt sich nicht in einem Tage den Launen der Leidenschaft. Die seltene Blume der Lust verlangt die liebevollste Pflege; nur Zeit und Seeleneinklang können alle ihre Reize hervorlocken, können diese zarten und entzückenden Freuden erstehen lassen, an denen wir mit tausend Fäden hängen und die wir für unzertrennlich halten von der Person, deren Herz sie uns spendet. Dieses wundervolle Sichverstehen, dieses religiöse Vertrauen, und die selige Gewißheit, bei dem geliebten Wesen ein ganz einziges, unendliches Glück zu genießen, bilden zum Teil das Geheimnis der langen Verbindungen und Leidenschaften. Einer Frau gegenüber, die das Genie ihres Geschlechts besitzt, ist die Liebe niemals

eine Gewohnheit: ihre köstliche Zärtlichkeit versteht so mannigfache Formen anzulegen, sie ist so geistreich und zugleich so liebevoll, sie schmückt ihre Natur mit so viel Künsten oder ihre Künste mit so viel Natur, daß sie ebenso mächtig wird durch die Erinnerung wie durch ihre Gegenwart. Neben ihr verblassen alle andere Frauen. Man muß die Furcht kennen, eine so herrliche Liebe zu verlieren, oder man muß sie verloren haben, um ihren ganzen Wert zu würdigen. Wenn aber ein Mann, der diese Liebe kannte, sie um einer Vernunftheirat willen verraten hat; wenn die Frau, mit der er dasselbe Glück zu finden hoffte, ihm durch ein paar jener Züge, die das Dunkel des Ehelebens verbirgt, beweist, daß jenes Glück nicht wiederkehrt; wenn er auf den Lippen noch den Nachgeschmack himmlischer Liebe trägt, und wenn er seine wahre Gattin tödlich verletzt hat zugunsten eines gesellschaftlichen Trugbildes: dann muß er sterben oder über jene materialistische, egoistische, kalte Philosophie verfügen, die leidenschaftlichen Herzen ein Greuel ist.

Was Frau von Beauséant anbetrifft, so glaubte sie zweifellos nicht, daß die Verzweiflung ihres Freundes, den sie neun Jahre lang mit Liebe überschüttet hatte, bis zum Selbstmord gehen würde. Vielleicht dachte sie auch, sie allein litte. Übrigens war sie völlig im Recht, wenn sie sich der erniedrigendsten Teilung versagte – einer Teilung, auf die eine Gattin aus wichtigen gesellschaftlichen Rücksichten eingehen kann, die aber einer Geliebten immer widerwärtig sein wird, weil in der Reinheit ihrer Liebe deren ganze Rechtfertigung besteht.

Gobseck

★

Während des Winters von 1829 zu 1830 befanden sich zu morgendlicher Stunde im Salon der Vicomtesse von Grandlieu noch zwei nicht zu deren Familie gehörende Personen. Ein hübscher junger Mann entfernte sich, als er die Uhr schlagen hörte. Als auf dem Hof das Geräusch der Kutsche laut wurde, schritt die Vicomtesse, die nur noch ihren Bruder und einen Freund der Familie ihre Partie Piquet beenden sah, zu ihrer Tochter hin, die beim Kamin stand und einen Lichtschirm mit Porzellanbildern zu betrachten schien und dem Geräusch des Kabrioletts auf eine Weise lauschte, welche die Befürchtungen ihrer Mutter zu rechtfertigen schien.

„Camilla, wenn Sie fortfahren, sich dem Grafen von Restaud gegenüber zu benehmen, wie Sie es diesen letzten Abend getan haben, so werden Sie mich zwingen, ihn nicht mehr zu empfangen. Hören Sie, liebes Kind, wenn Sie Vertrauen zu meiner Liebe haben, so lassen Sie mich Ihre Lebensführerin sein. Mit siebzehn Jahren weiß man weder die Zukunft, noch die Vergangenheit, noch gewisse soziale Rücksichten zu beurteilen. Ich mache Sie nur auf eins aufmerksam. Herr von Restaud hat eine Mutter, die Millionen durchbrachte, eine Frau von geringer Herkunft, ein Fräulein Goriot, die früher viel von sich hat sprechen machen. Sie hat sich so schlecht ihrem Vater gegenüber benommen, daß sie es sicher nicht verdient, einen so guten Sohn zu haben. Der junge Graf vergöttert sie und bringt ihr eine kindliche Teilnahme entgegen, die des größten Lobes würdig ist. — So bewunderungswürdig aber dieses Verhalten ist," fügte die Vicomtesse mit feiner Miene hinzu, „solange seine Mutter vorhanden ist, wird jede Familie Bedenken tragen, diesem kleinen Restaud die Zukunft und das Schicksal einer jungen Tochter anzuvertrauen."

„Ich hörte da etwas, das mich verlangen läßt, zwischen Ihnen und Fräulein von Grandlieu zu vermitteln", rief der Freund der Familie. „Ich habe gewonnen, Herr Graf", wandte er sich seinem Spielgegner zu. „Ich verlasse Sie, um Ihrer Nichte beizuspringen."

„Das nenn ich Advokatenohren", rief die Vicomtesse. „Mein lieber Derville, wie ist es möglich, daß Sie hören konnten, was ich doch zu Camilla so leise gesprochen habe?"

„Ich habe Ihre Blicke verstanden", antwortete Derville, während er sich im Kaminwinkel auf einen Sessel niederließ.

Der Onkel begab sich an die Seite seiner Nichte, und Frau von Grandlieu nahm zwischen ihrer Tochter und Derville in einem Lehnstuhl Platz.

„Es ist an der Zeit, Frau Vicomtesse, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, die Ihr Urteil über das Vermögen des Grafen Ernest von Restaud ändern wird."

„Eine Geschichte?" rief Camilla. „Ach, erzählen Sie doch, schnell, mein Herr!"

Derville richtete auf Frau von Grandlieu einen Blick, der sie verstehen ließ, diese Geschichte werde sie interessieren. Die Vicomtesse von Grandlieu war, durch ihr Vermögen wie durch ihren alten Namen, eine der bemerkenswertesten Frauen der Vorstadt Saint-Germain; und wenn es nicht recht natürlich erscheint, daß ein Pariser Advokat zu ihr in so ungezwungener Weise sprechen und ihr gegenüber ein so ritterliches Benehmen zeigen konnte, wird man sich diesen Umstand trotzdem leicht erklären können. Frau von Grandlieu war mit der königlichen Familie nach Frankreich zurückgekehrt und hatte in Paris Wohnung genommen, wo sie zunächst nur von der von Ludwig XVIII. auf Grund der Zivilliste gewährten Unterstützung gelebt hatte, eine unerträgliche Lage. Der Advokat hatte aber Gelegenheit gehabt, in dem von der Republik veranlaßten Verkauf des Hauses Grandlieu einen Formfehler zu entdecken, und hatte darauf bestanden, daß es der Vicomtesse zurückerstattet werden müsse. Er hatte den Prozeß vermittelst eines Akkordes übernommen und ihn gewonnen. Von diesem Erfolg ermutigt, setzte er, ich weiß nicht welchem Hospiz mit solchem Geschick zu, daß er von ihm die Rückgabe des Forstes von Liceney erlangte. Außerdem trieb er einige Aktien auf den Kanal von Orleans und gewisse nicht

unbeträchtliche Grundstücke ein, die der Kaiser öffentlichen Instituten überwiesen hatte. Solcherweise durch die Geschicklichkeit des jungen Advokaten wiederhergestellt, war das Vermögen der Frau von Grandlieu zu einer Rente von ungefähr sechzigtausend Franken angewachsen, abgesehen von dem bezüglich des Schadenersatzes erlassenen Gesetze, das ihr gewaltige Summen eingebracht hatte. Ein Mann von hoher Rechtlichkeit, klug, bescheiden, ein guter Gesellschafter, war dieser Advokat dann der Freund der Familie geworden. Obgleich sein Verhalten gegen Frau von Grandlieu die Hochschätzung und Kundschaft der besten Häuser der Vorstadt Saint-Germain verdiente, zog er aus diesem günstigen Umstand keinen Vorteil, wie ihn ein ehrgeiziger Mensch wohl wahrgenommen hätte. Er widerstand den Anerbietungen der Vicomtesse, die wollte, daß er seinen Beruf aufgäbe und ihn mit einem obrigkeitlichen Amt vertauschte, einer Laufbahn, in der er vermöge seiner Verbindungen schnell vorangekommen wäre. Mit Ausnahme des Hauses Grandlieu, dessen Abendgesellschaften er ab und zu besuchte, verkehrte er in der großen Welt nur zur Aufrechterhaltung seiner Beziehungen. Er schätzte sich sehr glücklich, daß seine Gaben durch seine Ergebenheit für Frau von Grandlieu ins rechte Licht gesetzt worden waren, denn er wäre Gefahr gelaufen, seiner Advokatur verlustig zu gehen. Derville hatte keine Advokatenseele. Seit der Graf Ernest von Restaud bei der Vicomtesse eingeführt war und Derville Camillas Neigung für den jungen Mann entdeckt hatte, zeigte er sich Frau von Grandlieu gegenüber so dienstbeflissen, wie es ein in den Kreisen der adligen Vorstadt neu zugelassener Dandy der Chaussée-d'Antin gewesen sein würde. Einige Tage zuvor hatte er sich auf einem Ball in der Nähe Camillas befunden, hatte ihr den jungen Grafen gezeigt und gesagt:

„Schade, daß dieser junge Mann da nicht zwei, drei Millionen hat, nicht wahr?"

„Ist das ein Unglück? Ich glaube: nein", hatte sie geantwortet. „Herr von Restaud hat viel Talent, er hat Wissen und

ist bei dem Minister, bei dem er angestellt ist, beliebt. Ich zweifle nicht, daß er ein sehr hervorragender Mann werden wird. Dieser ‚junge Mann da' wird zu einem so großen Vermögen gelangen, als er nur will, an dem Tage, wo er zur Macht gelangt sein wird."

„Wohl! Aber wenn er schon reich wäre?"

„Wenn er reich wäre?" sagte Camilla errötend. „Aber alle jungen Damen, die hier sind, würden sich um ihn reißen", fügte sie hinzu, indem sie auf die Quadrille hindeutete.

„Und so", hatte der Advokat geantwortet, „würde Fräulein von Grandlieu nicht mehr die einzige sein, auf die er ein Auge würfe. Wie Sie rot werden! Sie haben etwas für ihn übrig, ists nicht so? Nun, sagen Sie!"

Camilla hatte sich jäh erhoben.

„Sie liebt", hatte Derville gedacht.

Seit jenem Tage hegte Camilla für den Advokaten eine ungewöhnliche Neigung, da sie bemerkte, daß er ihre Neigung für den jungen Grafen von Restaud billigte. Bis dahin hatte sie, obgleich mit allen Verpflichtungen ihrer Familie Derville gegenüber vertraut, für ihn mehr Achtung als wahre Freundschaft, mehr Höflichkeit als Gefühl gehabt; seine Manieren wie der Ton seiner Stimme hatten sie immer den Abstand empfinden lassen, den die Etikette zwischen ihnen erhob. Die Erkenntlichkeit ist eine Pflicht, die Kinder nicht immer im Inventar aufnehmen.

„Diese Geschichte", sagte Derville nach einer Pause, „erinnert mich an die einzigen romantischen Umstände meines Lebens. Sie lachen schon," fuhr er fort, „wenn Sie einen Advokaten von einem Roman seines Lebens sprechen hören! Aber ich hatte meine fünfundzwanzig Jahre so gut wie andere und hatte in diesem Alter bereits seltsame Dinge erfahren. Ich muß mit einer Persönlichkeit beginnen, die Ihnen nicht bekannt sein kann. Es handelt sich um einen Wucherer. Sehen Sie wohl dies fahle, bleifarbene Gesicht, von dem ich möchte, daß die Akademie mir

gestattete, ihm die Bezeichnung ‚Mondgesicht' zu geben? Es erinnert an Silber, dem man die Vergoldung heruntergekratzt hat. Die Haare meines Wucherers waren glatt, sorgfältig gekämmt und aschgrau. Die Züge seines Gesichtes, kalt wie die Talleyrands, schienen in Bronze gegossen zu sein. Gelb wie die eines Marders hatten seine kleinen Augen fast keine Wimpern und scheuten das Licht; aber der Schirm einer alten Mütze schützte sie davor. Seine Nase lief so spitz zu, daß Sie sie hätten mit einem Bohrer vergleichen können. Er hatte die schmalen Lippen eines Alchymisten und jener kleinen Greise, die Rembrandt und Metsu gemalt haben. Dieser Mensch sprach leise, in einem sanften Ton, geriet niemals in Aufregung. Sein Alter war ein Problem: man konnte nicht wissen, ob er vor der Zeit gealtert oder mit seiner Jugend haushälterisch umgegangen war, um sie für immer zu bewahren. Alles war in seinem Zimmer sauber und gescheuert, von dem grünen Tuch des Schreibtisches bis zur Decke überm Bett, dem frostigen Allerheiligsten jener alten Mädchen, die den Tag damit verbringen, ihre Möbel abzuwischen. Im Winter rauchte der Brand seines Herdes, der stets unter einer Aschendecke vergraben war, aber loderte nicht. Seine Beschäftigungen waren von der Stunde, zu welcher er sich erhob, bis zum abendlichen Hustenanfall der Regelmäßigkeit einer Uhr unterworfen. Er war gewissermaßen ein ‚Modellmensch', den der Schlaf erneuerte. Wenn Sie eine Assel, die über ein Papier läuft, berühren, so bleibt sie stehen und stellt sich tot: in gleicher Weise unterbrach sich dieser Mensch mitten in einem Gespräch und schwieg, wenn eine Kutsche vorüberfuhr, um seine Stimme nicht anzustrengen. Wie Fontenelle ging er mit der Lebensbewegung sparsam um und konzentrierte alle menschlichen Empfindungen auf das Ich. Und so rann sein Leben hin, ohne mehr Geräusch zu machen als der Sand in einer antiken Uhr. Zuweilen schrien seine Opfer, erregten sich; dann aber trat ein großes Schweigen ein, wie in einer Küche, wo man einer Ente die Kehle durchschneidet. Gegen Abend ver-

wandelte sich der Wechsel-Mensch in einen gewöhnlichen, sein Metall-Herz verwandelte sich in ein menschliches. War er mit seinem Tage zufrieden, rieb er die Hände und ließ über sein faltenrissiges Gesicht einen Hauch von Heiterkeit gehen, denn es ist unmöglich, das stumme Spiel seiner Muskeln anders zu bezeichnen, in welchem sich etwas wahrnehmen ließ, was wie das leere Lachen ‚Lederstrumpfs' war. Auch unter den größten Freudeanwandlungen blieb seine Unterhaltung einsilbig, war seine Haltung eine abweisende. So war der Nachbar, den der Zufall mir in dem Hause gegeben hatte, das ich in der Rue des Grès bewohnte, als ich nur erst zweiter Schreiber war und mein drittes Jahr im Rechtsfach vollendete. Dies Haus, das keinen Hof hat, ist feucht und düster. Die Wohnräume erhielten ihr Licht nur von der Straße her. Die klosterhafte Einrichtung, die das Gebäude in Zimmer von gleicher Größe einteilte und keinen anderen Ausgang freiließ als den in einen langen Korridor, der von Fenstern, die vom Nachbar gestattet waren, sein Licht erhielt, zeigte an, daß das Gebäude ehemals der Teil eines Klosters war. Vor diesem trübseligen Anblick erstarb die Munterkeit eines Familiensohnes, der bei meinem Nachbar eintrat; sein Haus und er glichen sich. Sie hätten von der Auster und ihrer Klippe sprechen können. Das einzige Wesen, mit dem er sozusagen verkehrte, war ich; er kam, um mich um Feuer zu bitten, lieh sich ein Buch aus, eine Zeitung, und gestattete mir abends in seine Zelle einzutreten, wo wir, wenn er bei guter Laune war, plauderten. Diese Zeichen von Vertrauen waren die Frucht einer vierjährigen Nachbarschaft und meiner vernünftigen Lebensführung, die, vom Geld abgesehen, wohl der seinen glich. Hatte er Verwandte, Freunde? War er reich oder arm? Niemand hätte diese Fragen beantworten können. Nie sah ich Geld bei ihm. Sein Vermögen befand sich ohne Zweifel in den Gewölben der Bank. Er nahm seine Kassenscheine selbst entgegen, indem er auf Beinen in Paris umherlief, die so dünn wie die eines Hirsches waren. Übrigens war er ein Märtyrer seiner Vorsicht. Eines Tages trug er zu-

fällig Gold bei sich; wer weiß auf welche Weise sich eine Doppelkrone aus seinem Geldbeutel herauszwängte; ein Mieter, der ihm auf der Treppe folgte, hob das Geldstück auf und gab es ihm zurück.

‚Das gehört mir nicht', antwortete er mit einer überraschten Bewegung. ‚Ich und Gold! Würde ich eine Lebensweise führen, wie ich sie führe, wenn ich reich wäre?'

Morgens bereitete er sich auf einem Kohlenbecken aus Eisenblech, das stets in dem verschwärzten Winkel seines Kamins stand, seinen Kaffee selbst; ein Garkoch brachte ihm seine Mahlzeit. Zu einer bestimmten Stunde stieg unsere alte Pförtnerin zu ihm hinauf, um ihm das Zimmer in Ordnung zu bringen. Und endlich hieß, eine Seltsamkeit, die Sterne Vorbestimmung genannt haben würde, dieser Mensch Gobseck. Als ich später seine Prozesse führte, erfuhr ich, daß er zu der Zeit, wo wir uns kennen lernten, sechsundsiebzig Jahre alt war. Er war ungefähr 1740 geboren, in einer der Vorstädte von Antwerpen, von einer Jüdin und einem Holländer, und nannte sich Jean Esther van Gobseck. Sie wissen vielleicht, wie Paris sich mit der Ermordung eines Weibes beschäftigte, das ‚die schöne Holländerin' genannt wurde. Wenn ich zufällig mit meinem ehemaligen Nachbarn darüber sprach, sagte er mir, ohne das mindeste Interesse oder die geringste Überraschung zu bekunden:

‚Das war meine Großnichte.'

Dies Wort war alles, was ihm der Tod seiner alleinigen und einzigen Erbin, der Enkelin seiner Schwester, entriß. Aus den Gerichtsverhandlungen ersah ich, daß die schöne Holländerin tatsächlich Sarah van Gobseck hieß. Als ich ihn fragte, infolge welcher Sonderbarkeit seine Großnichte seinen Namen trüge, antwortete er mir lächelnd:

‚Die Frauen haben sich in unserer Familie niemals verheiratet.'

Diesen sonderbaren Menschen hatte es nie verlangt, irgend jemand von den vier weiblichen Generationen seiner Verwandten

zu sehen. Er verabscheute seine Erben und konnte nicht begreifen, daß sein Vermögen jemals andere besitzen könnten als er, selbst nach seinem Tode. Seine Mutter hatte ihn im Alter von zehn Jahren als Schiffsjungen nach den holländischen Kolonien in Groß-Indien zu Schiff gegeben, wo er zwanzig Jahre lang sich durchgeschlagen hatte. So mochten die Falten seiner gelben Stirn die Geheimnisse schrecklicher Ereignisse, plötzlicher Schreckнisse, unverhoffter Glücksfälle, romanhafter Fehlschläge, unsäglicher Freuden bewahren: das Ertragen von Hunger, verschmähte Liebe, aufs Spiel gesetztes, verlorenes, wiedergewonnenes Vermögen, mancherlei Lebensgefahr, Rettungen durch jene Entschlossenheit in dringender Not, die die Grausamkeit entschuldigt. Er hatte den Admiral Simeuse gekannt, Herrn von Lally, Herrn von Kargarouet, Herrn d'Estamp, den Landeshauptmann von Suffren, Herrn von Portenduèrn, Lord Cornwallis, Lord Hastings, den Vater von Tippo-Saib und Tippo-Saib selbst. Jener Savoyard, der Madhadji-Sindiah, dem König von Delhi, diente und so viel dazu beitrug, die Macht der Mahratten zu begründen, hatte mit ihm Geschäfte gehabt. Er hatte Beziehungen zu Viktor Hughes und mehreren berühmten Korsaren, langen Aufenthalt auf Saint-Thomas gehabt. Er hatte so wenig etwas unversucht gelassen, sich ein Vermögen zu erwerben, daß er den Versuch gemacht hatte, in dem Gebiet jener so berühmten Einöden in der Nähe von Buenos-Aires Gold zu entdecken. Endlich war er bis ins einzelnste mit allen Ereignissen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges vertraut. Doch wenn er von Indien oder Amerika erzählte, was er niemand gegenüber tat und mir gegenüber nur selten, so schien das, als sei das eine Unbedachtsamkeit, und er schien es zu bereuen. Wenn die Menschlichkeit, wenn der Trieb zur Geselligkeit eine Religion ist, so konnte er für einen Atheisten angesehen werden. Obgleich ich mir vorgenommen hatte, es zu erforschen, muß ich zu meiner Schande gestehen, daß mir bis zum letzten Augenblicke sein Herz undurchdringlich blieb. Manchmal fragte ich mich, zu

welchem Geschlecht er gehöre. Wenn alle Wucherer ihm gleichen, so sind sie, glaub ich, geschlechtlich neutral. War er der Religion seiner Mutter treu geblieben, und betrachtete er die Christen als seine Beute? War er katholisch, mohammedanisch, brahmanisch oder lutherisch geworden? Ich habe nie etwas von seinen religiösen Ansichten erfahren. Er schien mir mehr gleichgültig als ungläubig zu sein. Eines Abends trat ich bei diesem Menschen ein, der das verkörperte Geld geworden war und den, aus Ironie oder Scherz, seine Opfer, die er seine Klienten nannte, Papa Gobseck anredeten. Ich fand ihn in seinem Lehnstuhl, unbeweglich wie ein Statue, die Augen auf den Kaminmantel gerichtet, wo er seine Diskontregister zu überlesen schien. Eine blakende Lampe mit ehemals grünem Fuß gab ein Licht, das, anstatt dies Gesicht zu beleben, seine Fahlheit nur um so deutlicher hervortreten ließ.

Stumm sah er mich an und wies nach dem Stuhl hin, der auf mich wartete.

‚Woran mag dies Wesen denken?‘ sagte ich mir. ‚Weiß er, ob ein Gott existiert, ein Gefühl, Frauen, Glück?‘

Ich bedauerte ihn, wie man einen Kranken bedauert haben würde. Doch ich verstand zugleich, daß, wenn er Millionen auf der Bank hatte, er in seinen Gedanken die Erde besaß, die er durchschweift, durchwühlt, abgewogen, veranschlagt, ausgebeutet hatte.

‚Guten Tag, Papa Gobseck‘, sagte ich zu ihm.

Er wandte den Kopf nach mir, seine dicken, schwarzen Brauen näherten sich einander leicht; bei ihm kam diese kennzeichnende Bewegung dem heitersten Lächeln eines Südländers gleich.

‚Sie sehen so finster aus wie der Tag, wo man kam und Ihnen Mitteilung von dem Bankerott dieses Buchhändlers machte, dessen Ordre Sie so bewundert haben, obgleich Sie sein Opfer geworden sind.‘

‚Opfer?‘ sagte er mit erstaunter Miene.

‚Hatte er, um seinen Vergleich zuwege zu bringen, Ihre

Schuldforderung nicht in Noten beglichen, die auf Grund des Gutachtens der Konkursverwaltung gezeichnet waren; und als er wieder auf den Beinen war, hat er nicht auf dem von dem Vergleich verlangten Abzug bestanden?'

‚Er war ein Schlauer,' antwortete er, ‚aber ich habe ihn wieder gezwackt.'

‚Haben Sie also einige Wechsel zu protestieren?'

Ich sprach zum erstenmal von Geld zu ihm. Mit einer spöttischen Bewegung blickte er mich an; dann sagte er mit seiner sanften Stimme, deren Sprechweise den Lauten glich, die ein Schüler, der keinen guten Ansatz hat, seiner Flöte entlockt:

‚Das ist spaßig.'

‚Es macht Ihnen also manchmal was Spaß?'

‚Glauben Sie, daß es nur die Dichter sind, die Verse machen?' fragte er, indem er die Achseln zuckte und mir einen mitleidigen Blick zuwarf.

‚Poesie in diesem Kopfe!' dachte ich, denn ich wußte noch nichts von seinem Leben.

‚Welche Existenz könnte so glänzend sein als die meine?' fuhr er fort, und sein Auge belebte sich. ‚Sie sind jung, Sie haben die Gedanken Ihres Blutes, Sie sehen die Gesichter von Frauen in Ihrem Ofen; ich sehe in dem meinen nichts als Kohlen. Sie glauben an alles, ich an nichts. Bewahren Sie Ihre Einbildungen, wenn Sie's können. Ich will Ihnen das Fazit des Lebens ziehen. Mögen Sie auf Reisen gehen oder in Ihrem Kaminwinkel und bei Ihrem Weibe hocken bleiben: immer kommt ein Lebensalter, dem das Leben nichts mehr ist als eine in einer selbstgewählten Umgebung geübte Gewohnheit. Das Glück besteht dann in der Übung unsrer den wirklichen Dingen zugewandten Fähigkeiten. Nur diese beiden Regeln sind richtig, alles andere ist falsch. Meine Grundsätze haben sich mit denen der Menschen geändert, unter jeder Breite mußte ich sie wechseln. Was Europa bewundert, das straft Asien. Was in Paris ein Laster, ist eine Notwendigkeit, wenn man die Azoren

passiert. Nichts ist fest hier unten, nichts gibt es als Übereinkünfte, die sich je nach den Klimaten ändern. Für den, der sich so recht gründlich in allen möglichen sozialen Formen umgetrieben hat, sind Überzeugungen und Grundsätze nur noch Worte ohne Bedeutung. Bleibt nur noch die eine wirklich wahre Empfindung, welche die Natur uns eingeimpft hat: der Trieb zur Selbsterhaltung. In euerem europäischen Gemeinwesen nennt sich das ‚persönliches Interesse'. Wenn Sie erst so lange gelebt haben wie ich, so werden Sie wissen, daß es nur ein materielles Ding gibt, dessen Wert ein hinreichend zuverlässiger ist, daß ein Mensch sich darum bemüht. Dies Ding . . . ist das Gold. Das Gold repräsentiert alle menschlichen Gewalten. Ich habe Reisen gemacht und habe gesehen, daß es überall Ebenen und Berge gibt: die Ebenen langweilen, die Berge ermüden; nichts bedeutet also die Örtlichkeit. Was aber die Sitten anbelangt, so ist der Mensch überall der gleiche: überall gibts Kampf zwischen arm und reich, überall ist er unvermeidlich; darum ist es besser, daß man der Ausbeuter ist als der Ausgebeutete; überall gibt es muskelkräftige Leute, die arbeiten, und lymphatische, die sich abplagen; überall sind die Vergnügen dieselben, denn überall erschöpfen sich die Sinne, und es bleibt ihnen nur ein Gefühl: das der Nichtigkeit! Die Nichtigkeit ist immer das Ich. Die Nichtigkeit stillt sich nur mit Strömen von Gold. Unsere Einbildungen brauchen Zeit, physische Mittel oder Sorgen. Gut, das Gold enthält alles im Keim und gibt alles in Wirklichkeit. Nur Verrückte oder Kranke schlagen Abend für Abend die Karten, um zu wissen, ob sie ein paar Sou gewinnen werden. Nur Toren können ihre Zeit damit hinbringen, daß sie nach dem fragen, was geschieht, ob Madame Soundso allein oder in Gesellschaft auf ihrem Ruhebett liegt, ob sie mehr Blut als Lymphe hat, mehr Temperament als Tugend. Nur Dummköpfe sinds, die ihresgleichen damit zu nützen glauben, daß sie sich damit beschäftigen, politische Grundsätze zu entwerfen, um stets unberechenbare Ereignisse zu beherrschen. Nur Tröpfe sind die, die imstande sind, mit Leidenschaft

über Schauspieler zu sprechen und ihre Worte zu wiederholen; jeden Tag, nur in etwas ausgedehnterem Bereich, die Promenade zu machen, die ein Tier in seinem Käfig macht; sich für andere zu kleiden, für andere zu essen; sich mit einem Pferde oder einer Kutsche zu brüsten, die der Nachbar erst drei Tage nach ihm haben kann. Ist das nicht, in ein paar kurzen Worten, das Leben Ihrer Pariser? Sehen wir das Leben von einem höheren Gesichtspunkt aus an, als sie ihn begreifen können. Das Glück besteht entweder in starken Empfindungen, die das Leben aufbrauchen, oder in geregelten Beschäftigungen, die aus ihm eine englische, in abgemessener Zeit funktionierende Maschine machen. Außer diesen beiden Glückszuständen gibt es eine sogenannte edle Neugier, die Geheimnisse der Natur zu kennen oder eine gewisse Nachahmung ihrer Wirkungen zu erzielen. Also, nicht wahr, mit zwei Worten: die Kunst und die Wissenschaft, die Leidenschaft und die Ruhe? Nun gut, alle durch das Spiel ihrer sozialen Interessen gesteigerten menschlichen Leidenschaften machen ihre Parade vor mir, der in der Ruhe lebt. Ihre wissenschaftliche Neugier aber, so eine Art von Kampf, bei welchem der Mensch immer der Unterliegende ist: ich ersetzte ihn damit, daß ich alle die Menschheit bewegenden Gebiete durchdringe. Mit einem Worte: ich besitze die Welt ohne Beschwer, während die Welt mich nicht im geringsten anficht. Hören Sie mir zu,' fuhr er fort, ‚ich will Ihnen von den Geschehnissen des Vormittags erzählen, und Sie sollen eine Ahnung von meinen Freuden bekommen.'

Er erhob sich, ging hin, schob den Riegel vor, zog einen aus einem alten Wandteppich hergestellten Vorhang vor, dessen Ringe auf der Stange kreischten, kam wieder zurück und ließ sich nieder.

‚Diesen Vormittag hatte ich nur zwei Wechsel zu empfangen, die anderen waren am Tag zuvor erledigt worden. Wieviel Profit! Denn auf Diskont rechnete ich den Gang, den mir die Gelderhebung nötig machte, und ich nahm vierzig Sou für eine

eingebildete Droschke. Ist es nicht spaßhaft, daß ein Geschäft mich wegen sechs Franken Diskont, mich, der ich niemand zu gehorchen habe, mich, der ich bloß sieben Franken Steuern zahle, Paris durchlaufen macht? Der erste Wechsel im Wert von tausend Franken, der von einem jungen Mann, einem Mutterföhnchen in flitterbesetzter Weste, mit Lorgnon, im Tilbury, englisches Pferd usw. angeboten worden, war von einer der reizendsten Frauen von Paris gezeichnet, der Gemahlin irgendeines reichen Grundbesitzers, eines Grafen. Aus welchem Grunde hatte diese Gräfin einen Wechsel unterschrieben, der zu nichts berechtigte und doch eine ausgezeichnete Sache war; denn diese armen Frauen fürchten den Skandal, den ein Wechselprotest bei ihnen zu Hause hervorruft, und bezahlen lieber, als daß sie das Gegenteil täten. Ich wollte die heimliche Bedeutung dieses Wechsels kennen lernen. Wars Dummheit, wars Unvorsichtigkeit, Liebe oder Mitleid? Der andere Wechsel vom selben Betrag, unterzeichnet: ‚Fanny Malvaut', wurde mir von einem Leinenhändler präsentiert, der drauf und dran war, bankerott zu machen. Kein Mensch, der auch nur noch einigen Bankkredit hat, kommt in meine Bude, wo der erste Schritt durch meine Tür in mein Bureau herein Verzweiflung, einen so gut wie hereingebrochenen Bankerott bedeutet, und vor allem eine bei allen Bankiers erlittene Geldverweigerung. Denn ich sehe nichts bei mir als Hirsche im Todeskampfe, gehetzt von der Meute ihrer Gläubiger. Die Gräfin wohnte in der Rue de Helder, und meine Fanny Rue Montmartre. Wieviel Vermutungen stellte ich nicht an, als ich heut morgen von hier aufbrach! Wenn diese Frauen nicht zahlungsfähig waren, so würden sie mich mit größerem Respekt empfangen, als wäre ich ihr eigener Vater gewesen. Wieviel Mätzchen würde mir die Gräfin vormachen für tausend Franken! Sie würde eine liebenswürdige Miene aufstecken, mit einer Stimme zu mir sprechen, deren Schmeicheleien dem Indossanten vorbehalten sind, mich mit angenehmen Worten überhäufen, mich vielleicht anflehen; und ich . . .' (hier richtete der Greis seinen

matten Blick auf mich), ‚und ich, unerschütterlich!' sagte er. ‚Ich bin da wie ein Rächer, wie das Gewissen. Doch Vermutungen beiseite: ich treffe also ein.

‚Die Frau Gräfin ist schlafen gegangen', sagt mir die Kammerjungfer.

‚Wann wird sie zu sprechen sein?'

‚Zu Mittag.'

‚Sollte die Frau Gräfin krank sein?'

‚Nein, mein Herr! aber sie ist um drei Uhr vom Ball zurückgekehrt.'

‚Ich heiße Gobseck, sagen Sie ihr meinen Namen; ich werde Mittag hier sein.'

Und ich gehe, nachdem ich die Spuren meiner Anwesenheit auf dem Teppich zurückgelassen habe, der die Dielen der Treppe bedeckt. Ich liebe es, die Teppiche der Reichen zu beschmutzen; nicht aus Kleinlichkeit, sondern damit sie die Kralle des Schicksals verspüren. Rue Montmartre angekommen, bei einem unansehnlichen Hause, öffne ich einen alten Torweg und sehe mich in einem der dunklen Höfe, in die nie ein Lichtstrahl hineinfällt. Die Zelle des Pförtners war schwarz, das Fenster glich dem Ärmel eines abgetragenen Überrocks, es war schmierig, braun, rissig.

‚Fräulein Fanny Malvaut?'

‚Sie ist ausgegangen; aber wenn Sie eines Wechsels wegen kommen: das Geld ist da.'

‚Ich komme wieder', sagte ich.

In dem Augenblick, wo ich erfuhr, daß der Pförtner die Summe hatte, wollte ich das junge Mädchen kennen lernen; ich stellte mir vor, daß sie hübsch wäre. Ich verbrachte den Vormittag damit, mir die auf dem Boulevard ausgestellten Stiche anzusehen; dann durchschritt ich, genau zu Mittag, den Salon, der zum Zimmer der Gräfin führte.

‚Madame hat soeben nach mir geschellt,' sagte die Kammerjungfer, ‚ich glaube nicht, daß sie zu sprechen ist.'

‚Ich werde warten‘, antwortete ich, indem ich mich auf einen Sessel niederließ. Der Vorhang öffnet sich, die Kammerjungfer kommt und sagt:

‚Treten Sie ein, mein Herr.‘

Ihrer sanften Stimme merkte ich an, daß ihre Herrin nicht zahlungsfähig war. Wie schön war die Frau, die ich da erblickte! Sie hatte sich schnell einen Kaschmirschal über die bloßen Schultern geworfen, der sie so geschickt umhüllte, daß man die Nacktheit ihrer Formen hindurchsehen konnte. Sie trug einen mit weißen Rüschen besetzten Morgenrock, der einen jährlichen Aufwand von ungefähr zweitausend Franken bei der Feinwäscherin verriet. Nach kreolischer Art floß das schwarze Haar in dicken Locken aus einem nachlässig um ihren Kopf geschlungenen reizenden halbseidenen Tuch hervor. Ihr Bett bot den Anblick einer durch einen offenbar unruhigen Schlaf hervorgerufenen Unordnung. Ein Maler würde sonst etwas dafür gegeben haben, einige Augenblicke hier weilen zu dürfen. Unter üppig angeordneten Draperien bot ein in ein Daunenbett aus blauer Seide, dessen Spitzenbesatz sich lebhaft von dem azurnen Grund abhob, eingedrücktes Kopfkissen den unbestimmten Eindruck von Körperformen, der die Einbildungskraft reizte. Auf einem breiten Bärenfell, das sich vor den geschnitzten Löwenfüßen des Mahagonibettes breitete, schimmerten zwei weiße Atlasschuhe, die in der Achtlosigkeit der Ballmüdigkeit hingeworfen waren. Über einem Sessel lag eine zerknitterte Robe, deren Ärmel den Fußboden berührten. Strümpfe, die der geringste Luftzug fortgeweht haben würde, hatten sich um den Fuß eines Sessels gewickelt. Weiße Strumpfbänder zogen sich über ein Kanapee hin. Ein wertvoller, halbentfalteter Fächer schimmerte auf dem Kamin. Die Schubläden der Kommode standen offen. Blumen, Diamanten, Handschuhe, ein Bukett, ein Gürtel lagen umher. Ich roch einen unbestimmten Parfümduft. Alles war Luxus und Unordnung, Schönheit ohne Einklang. Aber schon hockte darunter für sie oder ihren Anbeter das Unglück,

richtete das Haupt empor und zeigte seine spitzen Zähne. Das abgespannte Gesicht der Gräfin glich diesem mit den Trümmern eines Festes übersäten Gemach. Das verzettelte Brimborium tat mir leid; in seiner Gesamtwirkung hatte es am Tag zuvor begeistert. Diese Spuren einer von Gewissensbissen niedergeschmetterten Liebe, dies Bild eines Lebens in Zerstreuung, des Luxus und des Geräusches verrieten die tantalischen Anstrengungen, das flüchtige Vergnügen zu umarmen. Eine gewisse über das Gesicht der jungen Frau sich breitende Röte zeugte für die Zartheit ihrer Haut; aber ihre Züge waren wie geschwollen, und die braunen Ringe um ihre Augen schienen tiefer gezogen als gewöhnlich. Doch besaß ihre Natur Kraft genug, als daß diese Anzeichen der Leidenschaft ihre Schönheit beeinträchtigt hätten. Ihre Augen leuchteten. Wie eine von den Herodias, die wir dem Pinsel Lionardo da Vincis verdanken (ich habe mit den Bildern gehandelt), strahlte sie von Lebenskraft; nichts war in den Linien ihrer Gestalt und in ihren Zügen klein, sie flößte Liebe ein, und sie war wohl stärker als die Liebe. Sie gefiel mir. Lange war es her, daß mein Herz geklopft hatte. Ich war also schon bezahlt! Ich würde tausend Franken für eine Empfindung geben, die mich an meine Jugend erinnerte.

‚Mein Herr,' sagte sie, indem sie mir einen Sessel anbot, ‚würden Sie die Gefälligkeit haben, Aufschub zu geben?'

‚Bis morgen mittag, Madame,' antwortete ich, indem ich den Wechsel zusammenfaltete, den ich ihr vorgezeigt hatte, ‚ich habe nur das Recht, zu dieser Stunde zu präsentieren.'

Dann sagte ich zu mir selbst:

‚Bezahle deinen Luxus, bezahle deinen Namen, bezahl dein Glück, bezahl das Vorrecht, das du genießt! Um sich ihren Besitz zu sichern, haben die Reichen die Gerichte erfunden, Richter, die Guillotine, eine Art von Feuer, an dem sich die Dummköpfe verbrennen. Aber euch, die ihr auf Seide und unter Seide schlaft, schlägt es zu Gewissensbissen, zu Zähneklappern aus, das sich unter Lächeln verbirgt, für euch ist es ein Löwengebiß, das euch die Zähne ins Herz schlägt.'

‚Sie gedenken also zu protestieren?‘ rief sie, indem sie mich ansah. ‚So wenig Rücksicht nehmen Sie auf mich?‘

‚Wenn der König mein Schuldner wäre, Madame, und mir nicht bezahlte, würd ich ihn noch viel schneller verklagen als jeden andern.‘

In diesem Augenblick ließ sich an der Tür des Gemaches ein leises Klopfen vernehmen.

‚Ich bin nicht zu sprechen!‘ sagte die junge Frau in befehlendem Tone.

‚Anastasia, ich möchte Sie aber trotzdem sehen.‘

‚Nicht einen Augenblick, mein Lieber‘, antwortete sie, etwas milder, nichtsdestoweniger aber unliebenswürdig.

‚Das ist spaßig! Sie sprechen ja mit jemand‘, antwortete während seines Eintretens ein Mann, der niemand anders als der Graf sein konnte.

Die Gräfin sah mich an, ich verstand sie, sie wurde mein Sklave.

Es gab eine Zeit, junger Mann, wo ich vielleicht dumm genug gewesen wäre, nicht zu protestieren. 1763, in Pondichéry, hab ich einer Frau aufgewartet, die mir niedlich mitgespielt hat. Ich verdiente es, warum hatte ich ihr getraut.

‚Was will der Herr?‘ fragte mich der Graf.

Ich sah, wie die Frau von Kopf bis zu den Füßen zitterte, wie die weiße, seidige Haut ihres Halses rauh wurde: sie hatte, um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, eine Gänsehaut. Ich lachte, ohne daß sich eine meiner Muskeln rührte.

‚Der Herr ist einer meiner Lieferanten‘, sagte sie.

Der Graf wandte mir den Rücken, ich zog den Wechsel halb aus der Tasche hervor. Bei dieser unerbittlichen Bewegung kam die junge Frau auf mich zu und reichte mir einen Diamanten dar.

‚Nehmen Sie,‘ sagte sie, ‚und geben Sie.‘

Wir tauschten die beiden Wertstücke aus, und mit einem Gruß ging ich. Der Diamant besaß für mich einen Wert von gut

zwölfhundert Franken. Ich traf im Hof auf einen Schwarm von Lakaien, die ihre Livreen bürsteten, ihre Schuhe wichsten oder die prächtigen Equipagen säuberten.

‚Das führt diese Leute zu mir', sagte ich mir. ‚Das treibt sie dazu an, auf anständige Art Millionen zu stehlen, ihr Vaterland zu verraten. Um sich nicht zu beschmutzen, wenn er zu Fuße gehen soll, nimmt der große Herr, oder der ihn nachäfft, in gutem Glauben ein Schmutzbad!'

In diesem Augenblick tat sich das Tor auf und gab dem Kabriolett des jungen Menschen die Einfahrt frei, der mir die Wechsel gegeben hatte.

‚Mein Herr,' redete ich ihn an, nachdem er herabgestiegen war, ‚hier sind zweihundert Franken; ich bitte Sie, sie der Frau Gräfin wiederzugeben und ihr zu bemerken, daß ich acht Tage lang das Pfand, das sie mir heute übergeben hat, zu ihrer Verfügung halten werde.'

Er nahm die zweihundert Franken und ließ sich ein belustigtes Lächeln entschlüpfen, als wollte er sagen: ‚Ach, sie hat bezahlt? — Na, um so besser!' Ich habe auf dieser Physiognomie die Zukunft der Gräfin gelesen. Dieser hübsche blonde, kühle Herr, dieser seelenlose Tändler, wird sich ruinieren, wird sie ruinieren, wird ihren Mann, die Kinder ruinieren, wird ihre Mitgift auffressen und wird in den Salons Verheerungen anrichten, wie keine Haubitzenbatterie in einem Regiment. Ich begab mich nach der Rue Montmartre zurück, zu Fräulein Fanny. Ich stieg eine kleine, steile Treppe hinauf. Im fünften Stockwerk angelangt, trat ich in eine Wohnung ein, die aus zwei Zimmern bestand, in denen alles sauber war wie ein neuer Dukaten. Ich nahm auf den Möbelstücken des ersten Zimmers, in welchem mich Fräulein Fanny empfing, nicht das geringste Stäubchen wahr. Sie bot sich als ein junges Pariser Mädchen, einfach gekleidet, der Kopf elegant und frisch, eine einnehmende Miene, sorgfältig gekämmtes, kastanienbraunes Haar, das, über den Schläfen zu zwei Bogen aufgewölbt, den blauen, kristallklaren Augen einen

Ausdruck von Scharfsinn gab. Das Licht, das durch kleine, vor die Fenster gehängte Vorhänge hereindrang, legte einen sanften Schein auf ihr ehrbares Gesicht. Zahlreiche zugeschnittene Leinwandstücke um sie her zeigten mir ihre gewohnte Beschäftigung an: sie war Weißnäherin. Sie stand vor mir wie der Genius der Einsamkeit. Als ich ihr den Wechsel präsentierte, sagte ich ihr, daß ich sie am Vormittag nicht angetroffen hätte.

‚Aber das Geld war ja bei der Pförtnerin', sagte sie.

Ich tat, als verständ ich sie nicht.

‚Fräulein gehen schon sehr früh aus, scheints?'

‚Ich bin selten außer dem Hause; aber wenn man die Nacht durcharbeitet, muß man wohl zuweilen ein Bad nehmen gehen.'

Ich betrachtete sie. Mit einem Blicke ahnte ich alles. Sie war ein Mädchen, das vom Unglück zur Arbeit verdammt war und das einer ehrsamen Landwirtsfamilie angehörte, denn wie eine auf dem Lande geborene Person hatte sie noch einige Sommersprossen. Ich weiß, welcher Hauch von Tugend in ihren Zügen lebte. Es war mir, als befänd ich mich in einer Atmosphäre von Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit, die meine Lungen erfrischte. Arme Unschuld! Sie war noch gläubig: über ihrer schlichten, gestrichenen Holzbettstelle ragte ein mit zwei Buchsbaumreisern geschmücktes Kruzifix. Ich war gewissermaßen gerührt. Ich fühlte mich aufgelegt, ihr Geld bloß zu zwölf vom Hundert anzubieten, um ihr den Ankauf irgendeines hübschen Geschäftchens zu erleichtern.

‚Aber sie hat vielleicht', sagt ich mir, ‚einen kleinen Vetter, der sich daraufhin Geld machen und das arme Mädchen aussaugen könnte.'

Ich bin also gegangen und habe mich vor meinen großmütigen Einfällen in acht genommen; denn ich habe oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß, wenn die Wohltätigkeit dem Wohltäter nichts schadet, sie den Verpflichteten tötet. Als Sie eintraten, dachte ich, daß Fanny Malvaut eine gute kleine Frau sein würde; ich hielt ihr keusches, einsames Leben gegen das dieser Gräfin,

die, schon auf Wechsel verfallen, in allen Abgrund des Lasters hinabrollen wird! — Nun gut!' fuhr er fort, nachdem er einen Augenblick in tiefem Schweigen verharrt, währenddessen ich ihn prüfend beobachtet hatte, ‚meinen Sie, das wäre nichts, so in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens einzudringen, das Leben der anderen sich zu eigen zu machen, es nackt zu sehen? Ein immer neues Schauspiel: scheußliche Wunden, tödlicher Kummer, Liebesauftritte, Elend, auf das die Fluten der Seine warten, Jungemannsergötzungen, die aufs Schafott führen, das Lachen der Verzweiflung und üppige Feste. Gestern eine Tragödie: irgendein Biedermann von Vater, der sich mit Kohlendampf erstickt, weil er seine Kinder nicht mehr ernähren kann; morgen eine Komödie: ein junger Mann versucht mir in der Variante unserer Zeit die Szene des Herrn Dimanche aufzuspielen. Sie haben die Beredsamkeit unserer letzten Redner rühmen hören, ich habe bisweilen meine Zeit damit vergeudet, mir sie anzuhören, sie haben mich von meinen Anschauungen nicht abgebracht, eine Veränderung meiner Lebensführung aber, wie ich weiß, niemals bewirkt! Nun gut, diese guten Prediger, euer Mirabeau, Vergniaud und andere, sind nichts als Stottermätze gegen meine. Oft haben ein junges verliebtes Mädchen, ein am Rande des Bankerottes stehender alter Händler, eine Mutter, die den Fehltritt ihres Sohnes decken wollte, ein brotloser Künstler, ein Großer, der nicht mehr in Gunst stand und der aus Mangel an Geld drauf und dran war, die Frucht seiner Anstrengungen zu verlieren, mich mit der Gewalt ihres Wortes erschauern machen. Diese gewaltigen Schauspieler spielen nur für mich und können mich nicht täuschen. Mein Blick ist wie der Gottes, ich sehe in die Herzen. Nichts ist mir verborgen. Man versagt dem nichts, der die Schnur des Geldbeutels auf- und zubindet. Ich bin reich genug, um die Gewissen derer zu kaufen, die die Minister in Bewegung setzen, von ihren Bureauleuten bis zu ihren Mätressen. Ist das nicht die Macht? Macht und Vergnügen: faßt sich in ihnen nicht all euere soziale Ord-

nung zusammen? Wir sind in Paris unserer zehn, alles heimliche, unbekannte Könige, die unumschränkten Herren eurer Schicksale. Ist das Leben nicht eine Maschine, die vom Geld in Bewegung gesetzt wird? Lassen Sie sich sagen, die Mittel vermischen sich immer mit den Ergebnissen: Sie werden niemals dazu gelangen, die Seele von den Sinnen, den Geist von der Materie zu sondern. Das Gold ist der Spiritualismus eurer gegenwärtigen Gemeinwesen. Durch das gleiche Interesse verbunden, versammeln wir uns zu gewissen Tagen im Café Themis bei der Pont Neuf. Dort enthüllen wir die Mysterien der Finanz. Kein Vermögen kann uns was vormachen, wir sind im Besitz der Geheimnisse aller Familien. Wir haben eine Art von ‚Schwarzbuch', wo die wichtigsten Notizen über den öffentlichen Kredit, über die Bank, den Handel eingetragen sind. Kasuistiker der Börse, bilden wir ein heiliges Gericht, das die geringsten Unternehmungen aller Leute, die auch nur irgendwelches Vermögen besitzen, richtet und zergliedert, und wir ahnen immer die Wahrheit. Dieser überwacht die juristische Masse, jener die finanzielle; der eine die Regierung, der andere den Handel. Ich bins, der die Familiensöhne, die Künstler, die Leute der Gesellschaft und die Spieler beobachtet, also die Angelegenheiten, die Paris am meisten in Bewegung halten. Jeder sagt uns die Geheimnisse des Nachbarn. Die getäuschten Leidenschaften, die verletzte Eitelkeit sind geschwätzig. Das Laster, die Enttäuschungen, die Rache sind die besten Polizeiagenten. Gleich mir haben meine Kollegen alles genossen, sind von allem übersättigt und dahin gelangt, die Macht und das Geld nur um der Macht und des Geldes selber willen zu lieben. Hier', sagte er, indem er auf sein kahles, frostiges Zimmer wies, ‚bittet selbst der hitzigste Liebhaber, der sich sonst über ein Wort erregt und eines Wortes wegen den Degen zieht, mit gefalteten Händen! Hier bittet der hochmütigste Geschäftsmann, hier die auf ihre Schönheit eitelste Frau, hier der stolzeste Militär, alle die Wut- oder Schmerztränen im Auge. Hier flehen die berühmtesten Künstler und der Schriftsteller, dessen Name der Nach-

welt verbürgt ist. Und hier', fügte er hinzu, indem er die Hand zur Stirn führte, ‚befindet sich endlich die Wage, auf der sich die Erbschaften und Interessen von ganz Paris wiegen. Glauben Sie jetzt noch immer, daß hinter dieser weißen Maske, deren Unbeweglichkeit Sie so oft erstaunt hat, keine Genüsse wären?' sagte er, indem er mir sein fahles, nach Geld witterndes Gesicht zeigte.

Höchst erstaunt begab ich mich auf mein Zimmer zurück. Dieser kleine, dürre Greis hatte Größe bekommen. Er hatte sich meinen Augen in ein phantastisches Götzenbild verwandelt, das die Macht des Goldes verkörperte. Das Leben, die Menschen machten mich schaudern.

‚Alles soll sich also durch das Geld entscheiden?' fragte ich mich.

Ich entsinne mich, daß ich erst sehr spät einschlief. Rings um mich her sah ich Goldstücke. Die schöne Gräfin beschäftigte mich. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß das Bild des schlichten, keuschen, ganz der Arbeit und der Verborgenheit gewidmeten Wesens mir gänzlich entglitten war; doch am nächsten Morgen erschien mir aus dem Gewölk meines Traumes hervor die liebliche Fanny in ihrer ganzen Schönheit, und ich dachte nur noch an sie."

„Möchten Sie ein Glas Zuckerwasser?" fragte die Vicomtesse, indem sie Derville unterbrach.

„Gern", antwortete er.

„Aber ich sehe in all dem nichts, was auf uns Bezug haben könnte", sagte Frau von Grandlieu, indem sie schellte.

„Sardanapal!" rief Derville, indem er seinen Lieblingsfluch ausstieß. „Ich bin eben dabei, Fräulein Camilla aufhorchen zu machen, indem ich ihr sage, daß ihr Glück vor kurzem von Papa Gobseck abhing; da aber der Biedermann im Alter von neunundachtzig Jahren gestorben ist, wird Herr von Restaud in Bälde den Besitz eines schönen Vermögens antreten. Das bedarf Erklärungen. Was Fanny Malvaut anbelangt: Sie kennen sie, sie ist meine Frau."

„Der arme Junge", versetzte die Vicomtesse, „würde das in seiner gewohnten Freimütigkeit vor zwanzig Personen bekennen."

„Ich würde es dem ganzen Weltall zurufen", sagte der Advokat.

„Trinken, trinken Sie, mein guter Derville. Sie werden immer nur der glücklichste und beste aller Menschen sein."

„Ich habe Sie Rue de Helder, bei einer Gräfin, gelassen", rief der Onkel, indem er sein ein wenig schläfriges Gesicht hob. „Was gabs also da?"

„Einige Tage nach der Unterhaltung, die ich mit dem alten Holländer hatte, bestand ich mein Examen", fuhr Derville fort. „Ich wurde Lizentiat der Rechte und nachher Advokat. Das Vertrauen, das der alte Geizhals zu mir hatte, stieg sehr. Er konsultierte mich unentgeltlich in den bedenklichsten Prozessen, in welche er sich gegen gute Sicherheit einließ und die alle Rechtsanwälte für schlechte gehalten hätten. Dieser Mensch, über den niemand auch nur die geringste Herrschaft hätte gewinnen können, hörte meine Ratschläge mit einem gewissen Respekt an. Es ist wahr, daß er Ursache hatte, mit ihnen zufrieden zu sein. Endlich verließ ich an dem Tage, wo ich zum Oberschreiber des Bureaus, in welchem ich seit drei Jahren arbeitete, ernannt worden war, das Haus der Rue des Grès und zog zu meinem Chef, der mir mit Beköstigung und Wohnung hundertundfünfzig Franken den Monat gab. Das war ein schöner Tag! Als ich mich von dem Wucherer verabschiedete, bezeigte er mir weder Freundschaft noch Mißvergnügen, lud mich nicht ein, ihn zu besuchen; er warf mir nur einen von den Blicken zu, die in seinem Falle in gewisser Hinsicht die Gabe des zweiten Gesichtes zu verraten schienen. Nach Ablauf von acht Tagen empfing ich den Besuch meines alten Nachbarn, er brachte eine hinreichend schwierige Sache an, eine Zwangsenteignung; und er setzte seine Gratiskonsultationen mit einer Selbstverständlichkeit fort, als ob er mich bezahlte. Am Ende des zweiten Jahres, von 1818 auf 1819, befand sich mein Chef, ein verschwenderischer, vergnügungssüchtiger Mann, in beträchtlicher Verlegenheit und mußte seine Advokatur verkaufen.

Obgleich die Advokaturen damals noch nicht den unerhört hohen Preis hatten, auf den sie heute gestiegen sind, gab mein Chef die seinige nur für hundertfünfzigtausend Franken. Ein tätiger, unterrichteter, intelligenter Mensch konnte in Ehren davon leben, die Zinsen dieser Summe zahlen und sich in zehn Jahren von seinen Schulden befreien, wenn er nur ein wenig Vertrauen genoß. Ich, das siebente Kind eines Kleinbürgers von Noyon, besaß nicht einen Heller und war in der Gesellschaft mit keinem Kapitalisten bekannt außer mit Papa Gobseck. Ein ehrgeiziger Gedanke und ich weiß nicht welcher Hoffnungsschimmer gaben mir den Mut ein, ihn aufzusuchen. Eines Abends wanderte ich also langsam der Rue des Grès zu. Das Herz schlug mir gewaltig, als ich an die Tür des düsteren Hauses klopfte. Ich erinnerte mich an alles, was mir der alte Geizhals früher gesagt hatte, zu einer Zeit, wo ich weit davon entfernt war, etwas von der Angst zu argwöhnen, die an der Schwelle dieser Tür anhub. Ich kam also, ihn zu bitten, wie so viele andere.

‚Aber nein!' sagte ich mir, ‚ein anständiger Mensch muß unter allen Umständen seine Würde wahren. Das Vermögen ist keine Niederträchtigkeit wert. Zeigen wir uns genau so fest wie er.'

Nachdem ich ausgezogen, hatte Papa Gobseck, um keinen Nachbarn zu haben, mein Zimmer gemietet; auch hatte er mitten in seiner Tür eine kleine vergitterte Öffnung anbringen lassen, und er öffnete nicht eher, als bis er mein Gesicht erkannt hatte.

‚Nun gut', sagte er mit seiner kleinen, flötenden Stimme. ‚Ihr Chef verkauft seine Advokatur.'

‚Woher wissen Sie das? Er hat davon noch zu niemand gesprochen als zu mir.'

Die Lippen des Greises zogen sich in die Breite, daß sie eine einzige große Falte bildeten, und dies stumme Lächeln war von einem kühlen Blick begleitet.

‚Er muß es wohl, da ich Sie bei mir sehe', fügte er nach einer Pause, während der ich ganz verwirrt dagestanden hatte, trocken hinzu.

‚Hören Sie, Herr Gobseck,‘ versetzte ich mit so viel Gelassenheit, als ich diesem Greise gegenüber aufzubringen vermochte, der mich mit kalten Augen fixierte und mich mit ihrem klaren Licht beunruhigte.

Er machte eine Handbewegung, als wollte er sagen: ‚Sprechen Sie.‘

‚Ich weiß, daß es sehr schwierig ist, Sie zu rühren. Ich will auch nicht erst meine Beredsamkeit mit dem Versuch verschwenden, Ihnen die Lage eines Advokatenschreibers zu schildern, der nicht einen Sou sein eigen nennt, der seine Hoffnung nur auf Sie setzt und in aller Welt kein anderes Herz als das Ihrige hat, das ein Urteil über meine Zukunft vermag. Aber lassen wir das Herz. Geschäft ist Geschäft, aber kein Roman mit sentimentalem Kram. Also die Sache liegt so. Die Advokatur meines Chefs warf unter seinen Händen einen jährlichen Ertrag von zwanzigtausend Franken ab; aber ich glaube, unter den meinigen wird sie vierzigtausend einbringen. Er will sie für fünfzigtausend Taler verkaufen. Ich denke also,‘ sagte ich, indem ich mir gegen die Stirn schlug, ‚daß, wenn Sie mir die für den Ankauf nötige Summe leihen könnten, ich in zehn Jahren schuldenfrei dastehen würde.‘

‚Das heiß' ich reden‘, antwortete Papa Gobseck, der mir die Hand entgegenstreckte und die meine drückte. ‚Noch nie hat, solange ich Geschäfte mache,‘ fuhr er fort, ‚mir jemand die Gründe seines Besuches klarer auseinandergesetzt. Garantien?‘ sagte er, indem er mich von oben bis unten betrachtete. ‚Keine Spur!‘ fügte er nach einer Pause hinzu. ‚Wie alt sind Sie?‘

‚In zehn Tagen fünfundzwanzig‘, antwortete ich. ‚Wär ichs nicht, wär ich nicht verhandlungsfähig.‘

‚Richtig.‘

‚Also?‘

‚Kann sich machen.‘

‚Aber, wahrhaftig, es eilt; sonst bekomme ich Konkurrenten.‘

‚Bringen Sie mir morgen Ihren Geburtsschein, dann wollen wir von der Sache weitersprechen; ich werde mirs überlegen.‘

Am nächsten Tage war ich um acht Uhr bei dem Greise. Er nahm das amtliche Papier, setzte seine Brille auf, hustete, spuckte aus, hüllte sich in seinen schwarzen Überrock und las den Auszug aus dem Bürgermeistereiregister ganz durch. Dann wandte er es, wandte es noch einmal, hustete noch einmal, rückte auf seinem Stuhl hin und her und sagte:

‚Wir wollen versuchen, das Geschäft zu machen.‘

Ich erzitterte.

‚Ich nehme fünfzig vom Hundert meiner Leihsumme,‘ sagte er, ‚bisweilen hundert, zweihundert, fünfhundert aufs Hundert.‘

Bei diesen Worten erbleichte ich.

‚Doch mit Rücksicht auf unsere Bekanntschaft will ich mich mit zwölfeinhalb vom Hundert Zinsen zufriedengeben.‘

Er zögerte.

‚Nun gut, ja, weil Sie's sind, will ich mich mit dreizehn vom Hundert jährlich zufriedengeben. Paßt Ihnen das?‘

‚Ja.‘

‚Doch, wenns zuviel ist,‘ antwortete er, ‚dann nehmen Sie sich in acht, Grotius!‘ (Er nannte mich zum Scherz Grotius.) ‚Wenn ich dreizehn vom Hundert von Ihnen verlange, so tu ich meine Pflicht, sehen Sie zu, ob Sie zahlen können. Ich mag keinen Menschen, der in alles einwilligt. Ists zuviel?‘

‚Nein‘, sagte ich. ‚Das Malheur dürfte sogar noch ein wenig größer sein.‘

‚Meiner Treu!‘ sagte er, indem er seinen schiefen, boshaften Blick auf mich richtete, ‚Ihre Klienten werden dafür bluten müssen.‘

‚Bei allen Teufeln, nein!‘ rief ich. ‚Das werd ich nicht tun. Eher hackte ich mir die Hand ab, als daß ich jemand die Gurgel abschnitte!‘

‚Danke schön!‘ sagte Papa Gobseck.

‚Die Honorare sind ja tarifmäßig festgesetzt‘, äußerte ich.

‚Sie sind es nicht‘, entgegnete er, ‚für die Verträge, für die Prolongationen, für die Vergleiche. Sie können also, je nach der

Bedeutung der Interessen, für Ihre Verhandlungen, Ihre Gänge, Ihre Aktenentwürfe, Ihre Gesuche und Ihre Reden auf tausend Franken, sogar auf sechstausend zählen. Man muß sich nur darauf verstehen, solche Fälle zu finden. Ich werde Sie als den klügsten und geschicktesten aller Advokaten empfehlen, ich werde Ihnen alle Prozesse dieses Schlages zuwenden, daß Ihre Kollegen vor Neid platzen sollen. Werbrust, Palma, Gigonnet, meine Kollegen, werden Ihnen ihre Zwangsenteignungen zuwenden, und weiß Gott, ob sie welche haben! Sie werden also zwei Kundenkreise haben: den, den Sie kaufen, und den, den ich Ihnen verschaffen werde. Sie dürften mir eigentlich gut und gern fünfzehn vom Hundert auf meine hundertfünfzigtausend Franken geben.'

‚Gut, aber mehr nicht', sagte ich mit der Bestimmtheit eines Mannes, der darüber hinaus nichts mehr zu bewilligen gesinnt war.

Papa Gobseck beruhigte sich und schien mit mir zufrieden.

‚Ich werde', sagte er, ‚die Sache Ihrem Chef selber zahlen, damit ich mir bezüglich des Preises und der Bürgschaft ein hinreichend sicheres Privileg verschaffe.'

‚O jede Garantie, die Sie wollen!'

‚Und dann werden Sie mir den Wert in fünfzehn Blankowechseln geben, jeden auf eine Summe von zehntausend Franken.'

‚Vorausgesetzt, daß dieser doppelte Wert festgestellt wird ...'

‚Nein!' unterbrach mich Gobseck. ‚Warum wollen Sie, daß ich Ihnen mehr vertraue als Sie mir?'

Ich schwieg.

‚Und dann werden Sir mir', fuhr er in einem biederen Ton fort, ‚meine Prozesse, solange ich lebe, honorarfrei führen, nicht wahr?'

‚Gut, vorausgesetzt, daß Sie mir sonst entgegenkommen.'

‚Richtig!' sagte er. ‚Ah, und ...', fuhr der Greis, dessen Gesicht mit Mühe eine Miene gutmütiger Biederkeit annahm, ‚dann gestatten Sie mir, zu Ihnen zu Besuch zu kommen.'

‚Es wird mir immer ein Vergnügen sein.'

‚Ja, aber am Vormittag wird das schlecht gehen. Sie haben dann Ihre Geschäfte, ich die meinen.‘

‚Kommen Sie abends.‘

‚O nein!‘ entgegnete er lebhaft. ‚Sie müssen in Gesellschaft gehen, Ihre Klienten sehen, und ich habe meine Freunde im Café.‘

‚Seine Freunde!‘ dachte ich. ‚Nun gut,‘ sagte ich, ‚warum also nicht zum Diner?‘

‚Ja, so ists recht‘, sagte Gobseck. ‚Nach der Börse, um fünf Uhr. Nun gut, Sie werden mich alle Mittwoche und Sonnabende bei sich sehen. Wie ein Freundespaar plaudern wir von unseren Geschäften. Ah, ah, ich bin auch manchmal gut gestimmt. Geben Sie mir einen Rebhuhnflügel, ein Glas Champagner; und wir plaudern uns was. Ich kenne mich aus mit allem, was heute so passiert, und Sie werden dabei die Männer und besonders die Frauen kennen lernen.‘

‚Meinetwegen, für das Rebhuhn und den Champagner.‘

‚Aber machen Sie keine Torheiten, sonst gehen Sie meines Vertrauens verlustig. Machen Sie kein großes Haus. Halten Sie sich eine alte Haushälterin, nur eine. Ich werde Sie besuchen und mich von Ihrer Gesundheit überzeugen. Ich habe ja ein Kapital bei Ihnen angelegt, hehe! ich muß mich um Ihre Angelegenheiten bekümmern. Also kommen Sie heut abend mit Ihrem Chef.‘

‚Können Sie mir, wenn es nicht indiskret ist zu fragen, nicht sagen,‘ wandte ich mich an den kleinen Greis, als wir uns in der Tür befanden, ‚von welcher Bedeutung mein Geburtsschein bei dieser Angelegenheit war?‘

Jean Esther van Gobseck zuckte die Achseln, lächelte boshaft und erwiderte:

‚Wie ist die Jugend doch dumm! Merken Sie also, Herr Advokat, denn Sie müssen sich das ein für allemal einprägen: vorm dreißigsten Jahr sind Rechtschaffenheit und Talent nur erst Hypothesen. Ist der Mensch über dies Alter hinaus, kann man sich auf ihn nicht mehr verlassen.‘

Damit schloß er seine Tür. Drei Monate später war ich Advokat. Bald hatte ich das Glück, Madame, den Prozeß für die Herstellung Ihres Vermögens aufnehmen zu können. Als ich ihn gewann, wurde ich bekannt. Trotz den ungeheueren Zinsen, die ich Gobseck zu zahlen hatte, stand ich in weniger als fünf Jahren schuldenfrei da. Ich heiratete Fanny Malvaut, der ich aufrichtig zugetan bin. Die Übereinstimmung unserer Lebensschicksale, unserer Arbeit, unserer Erfolge vermehrte die Stärke unserer Empfindungen. Einer ihrer Onkel, ein reich gewordener Landwirt, war gestorben und hatte ihr siebzigtausend Franken hinterlassen, die mir zur Begleichung meiner Schulden zustatten kamen. Von diesem Tage an war mein Leben nur Glück und Erfolg. Sprechen wir also nicht mehr von mir, denn nichts ist so unausstehlich wie ein glücklicher Mensch. Kehren wir zu unserer Hauptsache zurück. Ein Jahr, nachdem ich meine Advokatur erworben hatte, wurde ich, halb und halb gegen meinen Willen, zu einem Junggesellenfrühstück hinzugezogen. Dies Mahl war die Folge einer Wette, die einer meiner Kameraden gegen einen jungen Mann verloren hatte, der damals in der eleganten Welt sehr viel von sich reden machte. Herr von Trailles, der Ausbund des Dandytums jener Zeit, genoß ein unbegrenztes Ansehen ..."

„Aber das genießt er noch", unterbrach der Graf von Born den Advokaten. „Niemand kleidet sich besser, lenkt ein Tandem besser als er. Maxime versteht zu spielen, zu essen, zu trinken, und mit mehr Anmut als irgendwer von der Welt. Er kennt sich mit Pferden aus, mit Hüten, mit Gemälden. Alle Frauen sind in ihn vernarrt. Er gibt ständig ungefähr hunderttausend Franken im Jahr aus, ohne daß man von einem einzigen Grundbesitz oder einem einzigen Rentenschein wüßte, den er besäße. Typ des fahrenden Ritters in unseren Salons, unseren Boudoirs, auf unseren Boulevards, eine Art von Amphibie, die ebensoviel vom Mann als vom Weib hat, ist der Graf von Trailles ein eigenartiges Wesen, gut für alles und zu nichts, gefürchtet und verachtet, von allem wissend und von nichts, gleicherweise fähig zu einer guten

Tat wie zu einem Verbrechen, so feig wie edel, mehr mit Schmutz bedeckt als von Blut befleckt, reicher an Sorgen als an Gewissensbissen, mehr damit beschäftigt, gut zu verdauen als zu denken, Leidenschaften vorspiegelnd, anstatt sie zu empfinden. Ein schimmernder Ring, der das Zuchthaus mit der großen Gesellschaft verbindet, ist Maxime von Trailles ein Mensch, der zu jener höchst intelligenten Klasse gehört, aus der sich zuweilen ein Mirabeau, ein Pitt, ein Richelieu erheben, aber die vor allem die Grafen von Born, die Fouquier-Tinvilles und Coignards stellen."

„Nun gut", fuhr Derville, nachdem er den Bruder der Vicomtesse angehört hatte, fort. „Ich hatte von dieser Persönlichkeit sehr oft schon jenen armen Vater Goriot, einen meiner Klienten, reden hören, hatte aber schon mehrere Male, wenn ich ihm in der Gesellschaft begegnete, die gefährliche Ehre seiner Bekanntschaft vermieden. Doch mein Kamerad hatte mich so sehr bestürmt, ich solle doch dem Frühstück beiwohnen, daß ich mich, ohne in den Verdacht alberner Ziererei zu kommen, nicht freimachen konnte. Es würde Ihnen schwer werden, Madame, sich von einem Junggesellenfrühstück eine Vorstellung zu machen. Das ist ein Glanz und eine seltene Überladenheit, der Luxus eines Geizhalses, der aus Eitelkeit für einen Tag Prunkliebe entfaltet. Tritt man ein, so ist man berückt von der Ordnung, die auf der von Silber, Kristall, Damastleinen schimmernden Tafel herrscht. Das Leben ist da auf seiner Höhe: die jungen Leute sind anmutig, sie lächeln, sprechen leise und erinnern an Jungvermählte: alles um sie her ist jungfräulich. Zwei Stunden später könnte man von einem Schlachtfeld nach geschlagener Schlacht sprechen: überall zerbrochene Gläser, zusammengeballte, zerknitterte Servietten; in Angriff genommene Speisen, die man nicht gern ansieht; nachher ein Geschrei, daß einem der Kopf springen möchte, spaßige Toaste, ein Sprühfeuer von Anzüglichkeiten und schlechten Witzen, glührote Gesichter, flammende Augen, die keinen Ausdruck mehr haben, unfreiwillig-vertrauliche Mitteilungen, die nichts mehr verschweigen. Inmitten eines infernalischen Gelärms zerschlagen

die einen Flaschen, andere stimmen Lieder an; man fordert sich zum Kampf heraus, man umarmt oder man prügelt sich; es erhebt sich ein abscheulicher, aus hundert Gerüchen zusammengesetzter Dunst und hundertstimmiges Geschrei; niemand weiß mehr, was er ißt, was er trinkt, was er sagt; die einen sind traurig, die andern schwatzen; der ist mit einer fixen Idee behaftet und wiederholt, wie eine Glocke, die man in Bewegung gesetzt hat, immer dasselbe Wort; jener will einen Tumult kommandieren, der Besonnenste bringt eine Orgie in Vorschlag. Träte ein ruhiger Mensch herein, würde er sich einem Bacchanal gegenüber glauben. Es geschah inmitten eines derartigen Tumultes, daß Herr von Trailles einen Versuch machte, sich bei mir einzuschmeicheln. Ich hatte meinen klaren Verstand leidlich behalten und war auf der Hut. Was ihn anbetraf, so stellte er sich zwar gehörig betrunken, war aber bei vollkommen klarem Verstand und dachte an seine Angelegenheiten. Und tatsächlich: ich weiß nicht, wie es gekommen war, doch als wir um neun Uhr abends Grignons Salons verließen, hatte er mich vollständig bestrickt, und ich hatte ihm versprochen, ihn am nächsten Tag zu unsrem Papa Gobseck zu führen. Die Worte ‚Ehre', ‚Tugend', ‚Komtesse', ‚anständige Frau', ‚Unglück' gerieten, dank seiner gewandten Zunge, wie durch Zauber in seine Darlegungen hinein. Als ich am nächsten Morgen erwachte und mich an das, was ich am vergangenen Tage gemacht hatte, erinnern wollte, war ich kaum imstande, ein paar Gedanken zusammenzubringen. Endlich schien mir, als ob die Tochter eines meiner Klienten in Gefahr stände, ihres guten Rufes verlustig zu gehen, der Achtung und Neigung ihres Gatten, wenn sie diesen Morgen nicht fünfzigtausend Franken auftriebe. Es waren Spielschulden, Rechnungen des Wagenfabrikanten, ich weiß nicht auf welche Weise alles verlorenes Geld. Mein blendender Zechgenosse hatte mir versichert, daß er reich genug wäre, die Einbuße, die ihr Vermögen zu erleiden im Begriff war, mit ein paar Jahren eingeschränkten Lebens wieder auszugleichen. Nur fing ich an, die Ursache von meines Kameraden Dringlichkeit zu ahnen. Zu meiner

Schande muß ich gestehen, daß ich in keiner Weise etwas von der Bedeutung ahnte, die es für Papa Gobseck hatte, sich mit diesem Dandy auszusöhnen. In dem Augenblick, als ich aufstand, trat Herr von Trailles ein.

‚Herr Graf,' sagte ich, nachdem wir die gewohnten Komplimente gewechselt hatten, ‚ich sehe nicht, wieso Sie meiner bedürfen, um sich bei van Gobseck, dem höflichsten, harmlosesten aller Kapitalisten, einzuführen. Er wird Ihnen Geld geben, wenn er welches hat, oder vielmehr, wenn Sie ihm hinreichende Bürgschaft leisten können.'

‚Mein Herr,' entgegnete er, ‚es fällt mir nicht ein, Sie zu nötigen, mir einen Dienst zu leisten, selbst wenn Sie es mir versprochen haben.'

‚Sardanapal!' sagte ich mir. ‚Sollte ich diesen Menschen glauben lassen, daß ich ihm nicht mein Wort hielte?'

‚Ich hatte die Ehre, Ihnen gestern zu sagen, daß ich mich sehr zur Unzeit mit Papa Gobseck überworfen habe', fuhr er fort. ‚Nun, da es außer ihm in Paris keinen gibt, der in einem Augenblick und am Tage vor Ende des Monates hunderttausend Franken hinwerfen kann, hab ich Sie gebeten, mich mit ihm wieder in Einklang zu bringen. Aber sprechen wir nicht mehr davon...'

Herr von Trailles sah mich mit einer höflich beleidigten Miene an und schickte sich an zu gehen.

‚Ich bin bereit, Sie hinzuführen', sagte ich ihm.

Als wir in der Rue des Grès anlangten, sah sich der Dandy mit einer Aufmerksamkeit und Unruhe um, die mich erstaunte. Sein Gesicht wurde abwechselnd fahl, rot, gelb, und Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, als er die Tür von Gobsecks Hause sah. In dem Augenblick, wo wir vom Kabriolett stiegen, lenkte ein Fiaker in die Rue des Grès ein. Das Falkenauge des jungen Mannes gestattete ihm im Inneren der Kutsche eine Frau zu erkennen. Der Ausdruck einer beinahe wilden Freude belebte sein Gesicht, er rief einen vorübergehenden Jungen an und gab ihm sein Pferd zu halten. Wir stiegen zu dem alten Wechsler hinauf.

‚Herr Gobseck,‘ sagte ich zu ihm, ‚ich bringe Ihnen einen meiner vertrautesten Freunde (dem ich mißtraue, wie dem Teufel!‘ flüsterte ich dem Greis zu). ‚Meinem Dafürhalten nach sind Sie ihm bestens zu Dienste (zur gewohnten Taxe) und ziehen ihn aus der Verlegenheit (wenn Ihnen das paßt).‘

Herr von Trailles verneigte sich vor dem Wucherer, setzte sich und nahm, um zu hören, eine von jenen höfischen Haltungen an, deren anmutige Niederträchtigkeit Sie bestrickt haben würde; doch mein Gobseck blieb in seinem Sessel, in seinem Kaminwinkel, unbeweglich, gleichgültig. Gobseck glich der bei Abend unter dem Säulengang des Théâtre-Français gesehenen Statue Voltaires; er lüftete, wie zum Gruß, ein wenig die abgetragene Mütze, die sein Haupt bedeckte, und das bißchen gelbe Schädel, das dabei zum Vorschein kam, vollendete die Ähnlichkeit mit dem Marmor.

‚Ich habe Geld nur für meine Kundschaft‘, sagte er.

‚Sie haben mir also übelgenommen, daß ich mich anderswo und nicht bei Ihnen ruiniert habe?‘ versetzte der Graf lachend.

‚Ruiniert!‘ antwortete Gobseck ironisch.

‚Wollen Sie sagen, daß man jemand nicht ruinieren kann, der nichts besitzt? Aber ich glaube nicht, daß Sie in Paris ein besseres ‚Kapital‘ finden als dies hier‘, rief der junge Stutzer, indem er sich erhob und auf den Hacken herumwandte.

Diese beinahe ernsthafte Posse machte auf Gobseck keinen Eindruck.

‚Bin ich nicht der vertrauteste Freund der Ronquerolles, der von Marsay, der Francheſſini, der beiden Vandeneſſe, der Ajuda-Pinto, endlich aller jungen Leute von Paris, die in Mode sind? Im Spiel bin ich der Genosse eines Fürsten und eines Gesandten, die Sie kennen. Ich habe meine Einkünfte in London, Karlsbad, Baden, Bath. Ist das nicht der glänzendste der Betriebszweige?‘

‚Wahr.‘

‚Sie machen, hols der Teufel! einen Schwamm aus mir und ermuntern mich, mich mitten in der Gesellschaft vollzusaugen,

um mich in dem Augenblick der Krise auszupressen; aber Sie sind auch Schwamm, und der Tod wird Sie auspressen.'

‚Möglich.'

‚Gäbs keine Verschwender, was würde aus Ihnen? Wir sind für uns zwei Seelen und ein Körper.'

‚Richtig.'

‚Also Ihre Hand, mein alter Papa Gobseck, und nicht kleinlich, wenn das wahr, richtig und möglich ist!'

‚Sie kommen zu mir,' entgegnete der Wucherer kühl, ‚weil Girard, Palma, Werbrust und Gigonnet den Bauch voll von Ihren Wechseln haben, die sie überall für fünfzig vom Hundert Einbuße anbieten; nun, da sie offenbar nicht mehr als die Hälfte des Wertes gebracht haben, sind sie nicht fünfundzwanzig wert. Diener! Kann ich anständigerweise', fuhr Gobseck fort, ‚einem Menschen auch nur einen Heller leihen, der dreißigtausend Franken schuldet und nicht einen Pfennig besitzt? Sie haben vorgestern auf dem Ball des Barons von Nucingen zehntausend Franken verloren.'

‚Mein Herr,' entgegnete der Graf mit seltener Unverschämtheit, indem er den Greis von oben bis unten musterte, ‚meine Angelegenheiten gehen Sie nichts an. Wer Frist hat, schuldet nichts.'

‚Wahr.'

‚Meine Wechsel werden genommen.'

‚Möglich.'

‚Und in diesem Augenblick handelt es sich darum, zu wissen, ob ich Ihnen für die Summe, die ich von Ihnen leihen will, hinreichende Bürgschaft biete.'

‚Richtig.'

Das Geräusch des vor der Tür haltenden Fiakers hallte im Zimmer.

‚Ich gehe etwas aufzutreiben, das Sie vielleicht befriedigen wird', rief der junge Mann.

‚O mein Sohn,' rief Gobseck, indem er sich erhob und die Arme gegen mich ausreckte, als der Entleiher verschwunden war, ‚wenn

er gute Bürgschaft hat, retteſt du mich! Ich wäre daran kaputt gegangen. Werbruſt und Gigonnet haben geglaubt, mir einen Streich ſpielen zu können. Dank dir werd ich noch heut abend auf ihre Koſten lachen.‘

Die Freude des Greiſes hatte etwas Erſchreckendes. Es war der einzige Augenblick, in welchem er je mir gegenüber aus ſich herausgegangen war. Trotz der Flüchtigkeit dieſes Freudenausbruches werd ich ihn niemals vergeſſen.

‚Tun Sie mir den Gefallen, hier zu bleiben‘, fügte er hinzu. ‚Ich bin zwar bewaffnet und meines Schuſſes ſicher wie ein Menſch, der ehmals Tiger gejagt und ſein Teil auf einem Oberdeck getan hat, wenn es galt zu ſiegen oder zu ſterben, doch mißtrau ich dieſem eleganten Schurken.‘

Er ging und ſetzte ſich wieder in ſeinen Seſſel, vor ſeinen Schreibtiſch. Sein Geſicht war wieder bleich und ruhig.

‚Oh, oh!‘ fuhr er fort, indem er ſich zu mir wandte. ‚Ohne Zweifel werden Sie das hübſche Geſchöpf, von dem ich Ihnen damals erzählt habe, kennen lernen, ich höre im Flur einen ariſtokratiſchen Schritt.‘

In der Tat kam der junge Menſch, eine Frau an der Hand, zurück, in der ich jene Gräfin, deren Lever mir damals von Gobſeck erzählt worden war, eine der beiden Töchter des wackeren Goriot, erkannte.

Die Gräfin ſah mich zunächſt nicht, ich hielt mich, das Geſicht an der Scheibe, in der Fenſterniſche. Als ſie in das feuchte, finſtere Gelaß des Wucherers eintrat, richtete ſie auf Maxime einen mißtrauiſchen Blick. Sie war ſo ſchön, daß ich ſie, trotz ihren Fehlern, bedauerte. Eine ſchreckliche Angſt bewegte ihr das Herz, ihre vornehmen, ſtolzen Züge hatten einen ſchlecht verhehlt krampfhaften Ausdruck. Dieſer junge Mann war ihr böſer Genius geworden. Ich bewunderte Gobſeck, der vier Jahre zuvor das Schickſal dieſer beiden Weſen auf den erſten Wechſel hin begriffen hatte.

‚Wahrſcheinlich‘, ſagt' ich mir, ‚beherrſcht dies Scheuſal mit dem Engelsgeſicht ſie auf alle mögliche Weiſe: mit ihrer Eitel-

keit, ihrer Eifersucht, mit dem Vergnügen, den Verführungen der großen Welt."

„Aber", rief die Vicomtesse, „gerade die Tugenden dieser Frau sind für ihn Waffen gewesen; er hat sie die Tränen der Hingebung vergießen machen, er hat in ihr die unserem Geschlecht natürliche Großherzigkeit zu entflammen verstanden und hat ihre Zärtlichkeit mißbraucht, um ihr verbrecherische Freuden teuer zu verkaufen."

„Ich muß Ihnen gestehen," sagte Derville, der die Zeichen, die ihm Frau von Grandlieu machte, nicht verstand, „ich beklagte nicht das Schicksal dieses unglücklichen, in den Augen der Welt so glänzenden und für den, der in ihrem Herzen las, so schrecklichen Wesens; nein, ich schauderte, wenn ich seinen Mörder ansah, diesen jungen Menschen, dessen Stirn so rein, dessen Mund so frisch, dessen Lächeln so anmutig, dessen Zähne so weiß waren und der einem Engel glich. Sie standen in diesem Augenblicke beide vor ihrem Richter, der sie prüfte, wie wohl ein alter Dominikaner des sechzehnten Jahrhunderts in der Tiefe der unterirdischen Räume der heiligen Inquisition unter ihren Martern zwei Mauren ausforschte.

‚Mein Herr, gibt es ein Mittel, den Wert dieser Diamanten hier festzustellen, doch indem mir das Recht bleibt, sie zurückzukaufen?' sagte sie mit bebender Stimme, während sie ihm ein Schmuckkästchen hinreichte.

‚Ja, Madame', antwortete ich, indem ich mich zeigte und ins Mittel legte.

Sie sah mich an, erkannte mich, konnte ein Erzittern nicht verbergen und warf mir einen Blick zu, der in allen Sprachen der Welt sagen will: ‚Sei still!'

‚Es handelt sich hier', fuhr ich fort, ‚um einen Akt, den wir Verkauf mit Wiederkaufsrecht nennen, eine Vereinbarung, die darin besteht, ein bewegliches oder unbewegliches Eigentum für eine bestimmte Zeit abzutreten und zu übertragen, nach deren Ablauf man gegen eine festgesetzte Summe wieder in den Besitz des streitigen Gegenstandes treten kann.'

Sie atmete leichter. Graf Maxime runzelte die Brauen; er vermutete wohl, daß der Wucherer dann eine geringere Summe geben werde, da der Wert der Diamanten Baissen unterworfen war. Gobseck, der unbeweglich geblieben war, hatte seine Lupe ergriffen und betrachtete schweigend das Kästchen. Und wenn ich hundert Jahre alt würde, wird es mir unvergeßlich bleiben, welches Bild uns sein Gesicht bot. Seine bleichen Backen hatten sich gerötet; seine Augen, in denen sich das Gefunkel der Steine widerzuspiegeln schien, blitzten in einem übernatürlichen Feuer. Er erhob sich, begab sich ins Licht, hielt die Diamanten nah an seinen zahnlosen Mund, als wollte er sie verschlucken. Indem er eins nach dem anderen, die Armspangen, die Ohrgehänge, die Halsbänder, die Diademe in die Höhe hob und sie gegen das Licht hielt, um ihr Wasser, ihre Weiße, ihren Schnitt zu beurteilen, murmelte er unbestimmte Worte vor sich hin; er nahm sie aus dem Kästchen heraus, legte sie wieder hinein, nahm sie nochmals hervor, ließ sie spielen und all ihre Feuer entwickeln, mehr Kind als Greis oder vielmehr Kind und Greis in einem.

‚Schöne Diamanten! Das würde vor der Revolution dreihunderttausend Franken wert gewesen sein. Welches Wasser! Echte asiatische Diamanten, aus Golconda oder Visapur! Kennen Sie den Preis? Nein, nein! Gobseck ist der einzige in Paris, der sie abzuschätzen versteht. Unterm Kaiserreich würde es noch mehr als zweihunderttausend Franken bedurft haben, um einen derartigen Schmuck zu erwerben.‘

Er machte eine verächtliche Handbewegung und fügte hinzu: ‚Gegenwärtig verliert der Diamant von Tag zu Tag mehr; Brasilien überhäuft uns nach dem Frieden damit und wirft Diamanten auf den Markt, die nicht so weiß wie die indischen sind. Die Frauen tragen sie nur noch bei Hofe. Verkehrt Madame dort?‘

Während er diese furchtbaren Worte hinwarf, prüfte er mit einer unaussprechlichen Freude die Steine einen nach dem anderen.

‚Ohne Fehler!‘ sagte er. ‚Hier ist ein Fehler ... Hier ein Fleck ... Guter Diamant!‘

Sein fahles Gesicht war von dem Feuer dieser Kleinodien so gelichtet, daß ich es mit jenen alten, grünlichen Spiegeln verglich, die man in den Provinzherbergen antrifft und die Lichtreflexe aufnehmen, ohne sie widerzuspiegeln, und dem Reisenden, der verwegen genug ist, sich in ihnen zu betrachten, das Gesicht eines vom Schlage getroffenen Menschen geben.

‚Nun?‘ sagte der Graf, indem er Gobseck auf die Schulter klopfte.

Das alte Kind erzitterte. Er ließ von seinem Spielzeug ab, legte es auf seinen Schreibtisch, ließ sich nieder und wurde wieder Wucherer, hart, kühl und glatt wie eine Marmorsäule.

‚Wieviel brauchen Sie?‘

‚Hunderttausend Franken für drei Jahre‘, sagte der Graf.

‚Möglich‘, sagte Gobseck, indem er einem Mahagonikästchen, seinem Kleinodienkästchen, eine bezüglich ihrer Genauigkeit unschätzbare Wage entnahm.

Er wog die Steine, indem er aufs Geratewohl (und Gott weiß wie!) das Gewicht der Fassungen abschätzte. Während dieser Beschäftigung wechselte das Gesicht des Halsabschneiders zwischen Freude und Strenge. Die Gräfin war in eine Betäubung versunken, die ich ihr anrechnete; sie kam mir vor, als mäße sie die Tiefe des Abgrundes, in den sie stürzte. Es war noch Gewissen in der Seele dieser Frau; es brauchte vielleicht bloß einer Anstrengung, einer barmherzig ausgestreckten Hand, um sie zu retten. Ich versuchte es.

‚Diese Diamanten gehören Ihnen, Madame?‘ fragte ich deutlich.

‚Ja, mein Herr‘, antwortete sie mir unter einem stolzen Blick.

‚Setzen Sie den Wiederkaufsvertrag auf, Plaudertasche!‘ wandte Gobseck sich an mich, indem er sich erhob und auf seinen Platz am Schreibtisch hinwies.

‚Ohne Zweifel ist Madame verheiratet?‘ fragte ich noch.

Sie nickte lebhaft.

‚Ich werde den Akt nicht aufsetzen!‘ rief ich.

‚Und warum?‘ sagte Gobseck.

‚Warum?‘ fuhr ich fort, indem ich den Greis zur Fensternische hinzog, um leise mit ihm zu sprechen. ‚Diese Frau ist in der Gewalt des Gatten, das Wiederkaufsformular wird ungültig sein, es kann Ihnen nichts nützen, einer von der Aufstellung selbst festgestellten Tatsache gegenüber zu behaupten, Sie wüßten von nichts. Sie würden angehalten werden, die Diamanten, die bei Ihnen niedergelegt werden sollen, und deren Gewicht, Wert, deren Schnitt beschrieben sein werden, zu schildern.‘

Gobseck unterbrach mich mit einer Kopfbewegung und wandte sich den beiden Schuldigen zu.

‚Er hat recht‘, sagte er. ‚Alles ändert sich. Achtzigtausend Franken bar, und die Diamanten sind mein‘, fügte er mit dumpf flötender Stimme hinzu. ‚Im Falle von Mobilien gilt der Besitz.‘

‚Aber . . .‘, versetzte der junge Mann.

‚Wie Sie wollen‘, entgegnete Gobseck, indem er der Gräfin das Kästchen zurückgab. ‚Ich laufe ein zu großes Risiko.‘

‚Sie würden besser tun, wenn Sie Ihren Gatten bäten‘, flüsterte ich ihr zu, indem ich mich gegen ihr Ohr vorbeugte.

Der Wucherer verstand meine Worte ohne Zweifel an der Bewegung meiner Lippen und warf mir einen kühlen Blick zu. Das Gesicht des jungen Mannes wurde leichenblaß. Die Unentschlossenheit der Gräfin war greifbar. Der Graf trat an sie heran, und obgleich er sehr leise sprach, vernahm ich:

‚Leb wohl, teuere Anastasia, sei glücklich! Was mich betrifft, so bin ich morgen über alle Sorgen hinweg.‘

‚Mein Herr,‘ wandte sich die junge Frau an Gobseck, ‚ich nehme Ihr Anerbieten an.‘

‚Warum nicht gar!‘ antwortete der Greis. ‚Es ist recht schwer, mit Ihnen fertig zu werden, meine schöne Dame.‘

Er zeichnete einen Bankscheck auf fünfzigtausend Franken und übergab ihn der Gräfin.

‚Jetzt will ich‘, sagte er mit einem Lächeln, das so ziemlich dem Voltaires glich, ‚Ihnen Ihre Summe mit dreißigtausend Franken in Wechseln ergänzen, deren Güte mir nicht angefochten werden wird. Sie sind Goldbarren. Der Herr hat mir gesagt: »Meine Wechsel werden genommen«‘, setzte er hinzu, indem er vom Grafen unterschriebene Wechsel zeigte, die am Tage vorher auf das Gesuch desjenigen seiner Kollegen, der sie wahrscheinlich zu niedrigem Preis verkauft hatte, alle protestiert worden waren.

Der junge Mann stieß ein Gebrüll hervor, aus dem sich das Wort ‚Alter Halunke!‘ heraushob. Papa Gobseck verzog keine Miene; er zog aus einem Futteral sein Pistolenpaar hervor und sagte kalt:

‚Da ich der Beleidigte bin, hab ich den ersten Schuß.‘

‚Maxime, Sie müssen den Herrn um Entschuldigung bitten‘, rief mit sanftem Ton die zitternde Gräfin.

‚Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen‘, stammelte der junge Mensch.

‚Ich weiß wohl‘, antwortete ruhig Gobseck. ‚Ihre Absicht war nur, Ihre Wechsel nicht zu begleichen.‘

Die Gräfin erhob sich, grüßte und verschwand, offenbar die Beute eines tiefen Entsetzens. Herr von Trailles sah sich gezwungen, ihr zu folgen. Doch bevor er ging, sagte er:

‚Wenn Ihnen eine Indiskretion entschlüpft, meine Herren, gilts Ihr Blut oder das meine.‘

‚Amen!‘ antwortete ihm Gobseck, indem er seine Pistolen wegtat. ‚Um sein Blut aufs Spiel zu setzen, muß man welches haben, mein Kleiner, und du hast nichts als Schmutz in deinen Adern.‘

Als sich die Tür geschlossen hatte und die beiden Kutschen aufbrachen, erhob sich Gobseck, begann zu tanzen und wiederholte:

‚Ich habe die Diamanten! Ich habe die Diamanten! Die schönen Diamanten! Und billig! Ah! Ah! Werbrust und Gigonnet, ihr habt geglaubt, den alten Papa erwischen zu können! Ego sum papa! Ich bin der Herr über euch alle! Vollständig bezahlt! Was

werden sie heut abend für dumme Gesichter machen, wenn ich ihnen das Geschäft zwischen zwei Partien Domino erzählen werde!'

Diese düstere Freude, diese vom Besitz einiger blanker Edelsteine erregte wilde Unbändigkeit machte mich erbeben. Ich war stumm und starr.

‚Ah! Ah! Du bist da, mein Junge', sagte er. ‚Wir wollen zusammen essen. Wir werden uns bei dir vergnügen, ich habe keine Wirtschaft. Alle diese Gastwirte könnten mit ihren durchgeseihten Kraftbrühen, ihren Tunken, ihren Weinen den Teufel vergiften.'

Der Ausdruck meines Gesichtes gab ihm plötzlich seine kühle Gleichgültigkeit wieder.

‚Sie verstehen das nicht', sagte er zu mir, indem er sich in seinen Kaminwinkel setzte, wo er seine mit Milch gefüllte Eisenblechkasserolle aufs Kohlenbecken setzte.

‚Wollen Sie mit mir frühstücken?' fuhr er fort. ‚Es langt vielleicht für zwei.'

‚Danke,' erwiderte ich, ‚ich frühstücke nur zu Mittag.'

In diesem Augenblick hallte der Flurgang von eiligen Schritten. Der unbekannte Ankömmling blieb auf dem Treppenflur Gobsecks stehen und klopfte mehrere Male in einer Weise, die verriet, daß er aufgebracht war. Der Wucherer ging, durch die Türluke nach ihm zu sehen, und öffnete einem Manne von ungefähr fünfunddreißig Jahren, der ihm, trotz seinem Zorn, offenbar harmlos vorkam.

Der schlicht gekleidete Ankömmling glich dem verstorbenen Herzog von Richelieu: es war der Ihnen bekannte Graf, der, gestatten Sie mir den Ausdruck, die aristokratische Haltung der Staatsmänner Ihrer Vorstadt besaß.

‚Mein Herr,' sagte er, wieder ruhig, gegen Gobseck gewandt, ‚meine Frau kam von hier?'

‚Möglich.'

‚Nun gut, mein Herr, verstehen Sie mich nicht?'

‚Ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau Gemahlin zu kennen', antwortete der Wucherer. ‚Ich habe viel Leute diesen Morgen

bei mir gesehen: Frauen, Männer, Fräuleins, die jungen Männern, und junge Männer, die Fräuleins ähnlich sehen. Es würde mir schwer fallen zu . . .'

‚Späße beiseite, mein Herr! ich spreche von der Frau, die in diesem Augenblick von Ihnen fortging.'

‚Wie kann ich wissen, ob sie Ihre Frau ist,' entgegnete der Wucherer, ‚ich hatte nie den Vorzug, sie zu sehen.'

‚Sie irren sich, Herr Gobseck', sagte der Graf in sehr entschieden ironischem Ton. ‚Wir sind uns eines Morgens im Zimmer meiner Frau begegnet. Sie kamen, einen von ihr unterschriebenen Wechsel einzukassieren, einen Wechsel, den sie nicht schuldete.'

‚Es war nicht meine Sache, zu untersuchen, auf welche Weise sie den Betrag erhalten hat', versetzte Gobseck, indem er dem Grafen einen boshaften Blick zuwarf. ‚Ich hatte den Wechsel einem meiner Kollegen diskontiert. Übrigens, mein Herr,' sagte der Kapitalist, ohne sich weiter zu erregen, während er in seine Milchschale Kaffee goß, ‚gestatten Sie mir wohl zu bemerken, daß ich nicht weiß, woher Sie das Recht nehmen, mir in meiner Wohnung Vorstellungen zu machen, der ich der einundsechzig Jahre Ältere bin.'

‚Mein Herr, Sie haben soeben Familiendiamanten, die nicht meiner Frau gehören, zu einem Schleuderpreis gekauft.'

‚Ohne mich für verpflichtet zu halten, Sie in mein Geschäftsgeheimnis einzuweihen, möcht ich Ihnen bemerken, Herr Graf, daß, wenn Ihnen Ihre Diamanten von der Frau Gräfin genommen worden sind, Sie dem mit einem Zirkular an die Juweliere, des Inhalts, daß sie sie nicht ankaufen sollen, hätten vorbeugen müssen; sie hat sie im einzelnen verkaufen können.'

‚Mein Herr,' rief der Graf, ‚Sie kennen meine Frau!'

‚Wahr.'

‚Sie kann ohne die Genehmigung ihres Mannes nichts tun.'

‚Möglich.'

‚Sie hatte nicht das Recht, über diese Diamanten zu verfügen.'

‚Richtig.'

‚Nun also, mein Herr?‘

‚Nun also, mein Herr: ich kenne Ihre Frau, sie kann ohne die Genehmigung ihres Mannes nichts tun, ich weiß sehr wohl, sie kann ohne manche Genehmigung nichts tun; aber — ich — kenne — nicht — Ihre Diamanten. Wenn die Frau Gräfin Wechsel unterschreibt, kann sie ohne Zweifel Geschäfte abschließen, Diamanten kaufen und welche empfangen, um sie zu verkaufen, das ist klar!‘

‚Adieu, mein Herr!‘ rief der Graf, bleich vor Zorn. ‚Es gibt noch Gerichte!‘

‚Richtig.‘

‚Der Herr hier‘, fügte er hinzu, indem er auf mich wies, ‚ist Zeuge des Verkaufs gewesen.‘

‚Möglich.‘

Der Graf schickte sich an zu gehen. Plötzlich legte ich mich in der Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Sache zwischen den beiden kriegführenden Parteien ins Mittel.

‚Herr Graf,‘ sagte ich, ‚Sie haben recht, und Herr Gobseck hat in keiner Weise etwas Unrechtes begangen. Sie würden gegen den Ankäufer nichts anhängig machen können, ohne Ihre Frau mit in die Sache zu verwickeln, und das Peinliche der Angelegenheit würde auf Sie selbst zurückfallen. Ich bin Advokat, ich bin es mir selbst schuldig, noch mehr als meinem Beruf, Ihnen zu erklären, daß die in Rede stehenden Diamanten von Herrn Gobseck in meiner Gegenwart gekauft wurden; aber ich glaube, daß Sie die Gesetzmäßigkeit dieses Verkaufes zu Unrecht würden streitig machen können, dessen Objekt übrigens schwer zu identifizieren ist. Aller Billigkeit nach wären Sie im Recht, vor dem Gesetz aber würden Sie unterliegen. Herr Gobseck ist ein zu ehrlicher Mann, als daß er in Abrede stellen sollte, daß dieser Verkauf zu seinem Vorteil ausgeführt wurde, besonders da mein Gewissen und meine Pflicht mich zwingen, es einzuräumen. Aber strengen Sie einen Prozeß an, Herr Graf, so wird sein Ausgang ein zweifelhafter sein. Ich rate Ihnen also, sich mit Herrn Gob-

seck zu vergleichen, der zugestehen kann, nicht in gutem Glauben gehandelt zu haben, dem Sie aber immer die Summe zurückerstatten müßten. Willigen Sie also in einen Wiederkauf in sechs, acht Monaten oder selbst in einem Jahre ein, einem Zeitraum, der Ihnen erlauben wird, die von der Frau Gräfin geliehene Summe wieder zurückzuerstatten, wenn Sie nicht vorziehen sollten, nachdem Sie die Bezahlung garantiert haben, sofort zurückzukaufen.'

Der Wucherer tunkte sein Brot in die Tasse und aß mit vollkommener Gleichgültigkeit; als er jedoch von Vergleich hörte, sah er mich an, als wollte er sagen: ‚Der Schurke! wie er von mir lernt!' Ich meinerseits antwortete ihm mit einem verstohlenen Blick, den er bewunderungswürdig verstand. Die Sache war eine recht bedenklich unfeine; es war ein erzwungener Vergleich. Gobseck hätte nicht das Hilfsmittel gehabt, zu leugnen, ich würde die Wahrheit gesagt haben. Der Graf dankte mir mit einem wohlwollenden Lächeln. Nach einer Erörterung, während welcher die Geschicklichkeit und die Habgier Gobsecks die gesamte Diplomatie eines Kongresses in Verlegenheit gesetzt haben würden, fertigte ich eine Urkunde an, mit welcher der Graf anerkannte, von dem Wucherer eine Summe von achtzigtausend Franken, Zinsen einbegriffen, empfangen zu haben, bei deren Zurückgabe Gobseck sich verpflichtete, dem Grafen die Diamanten wiederzugeben.

‚Welche Vergeudung!' rief der Gatte, als er unterzeichnete. ‚Wie soll man diesen Abgrund überbrücken?'

‚Mein Herr,' sagte Gobseck ernst, ‚haben Sie viele Kinder?'

Diese Frage machte den Grafen erzittern, als hätte der Wucherer, ähnlich einem klugen Arzt, plötzlich den Finger auf den Sitz des Übels gelegt. Der Gatte antwortete nicht.

‚Nun gut,' sagte Gobseck, der das schmerzliche Schweigen des Grafen verstand, ‚ich weiß Ihre Geschichte auswendig. Diese Frau ist ein Dämon, den Sie vielleicht noch lieben; ich glaube das gut und gern, sie hat Eindruck auf mich gemacht. Vielleicht täten Sie gut, Ihr Vermögen zu retten, es einem oder zweien

Ihrer Kinder zu wahren. Nun gut, stürzen Sie sich in den Strudel der Welt, spielen Sie, verlieren Sie dies Vermögen, kommen Sie oft zu Gobseck. Die Welt wird sagen, ich bin ein Jude, ein Araber, ein Wucherer, ein Korsar, weil ich Sie ruiniert hätte! Ich lache darüber! Beleidigt man mich, steh ich meinen Mann, niemand führt so gut die Pistole, den Degen als Ihr Diener. Man weiß das! Haben Sie denn einen Freund, dem Sie vertrauen und mit dem Sie einen Scheinverkauf Ihres Besitzes abschließen können? — Heißt man das nicht ein Fideikommiß?' wandte er sich an mich.

Der Graf schien ganz von seinen Gedanken in Anspruch genommen zu sein und verließ uns, indem er sagte:

‚Sie werden morgen Ihr Geld haben, mein Herr, halten Sie die Diamanten bereit.'

‚Das scheint mir ein Dummer zu sein, ein anständiger Mensch', wandte Gobseck sich kühl an mich, als der Graf gegangen war.

‚Sagen Sie lieber: dumm wie ein liebender Mensch.'

‚Der Graf schuldet Ihnen noch die Urkunde', rief er mir nach, als ich mich von ihm verabschiedete.

Einige Tage nach diesem Geschehnis, das mich in die furchtbaren Geheimnisse einer Frau von Welt eingeführt hatte, sah ich den Grafen eines Morgens in mein Bureau eintreten.

‚Mein Herr,' redete er mich an, ‚ich komme, in einer ernsten Angelegenheit Ihren Rat einzuholen, wobei ich Ihnen die Erklärung abgebe, daß ich vollständigstes Vertrauen in Sie setze; ich hoffe, Ihnen dafür Beweise zu geben. Ihr Verhalten Frau von Grandlieu gegenüber', sagte der Graf, ‚steht über jedem Lob.' (Sie sehen, Madame," wandte sich der Advokat an die Vicomtesse, „daß ich den Lohn für eine sehr einfache Sache von Ihnen hundertfach erhalten habe.)

Ich verneigte mich ehrerbietig und erwiderte, daß ich nichts getan hätte als meine Pflicht als anständiger Mensch.

‚Nun wohl, mein Herr! ich habe mich über die eigenartige Persönlichkeit, der Sie Ihre Advokatur verdanken, hinreichend

unterrichtet', sagte der Graf. ‚Nach allem, was ich weiß, sehe ich in Gobseck einen Philosophen der zynischen Schule. Was halten Sie von seiner Rechtlichkeit?'

‚Herr Graf,' antwortete ich, ‚Gobseck ist mein Wohltäter . . . gegen fünfzehn Prozent', fügte ich lachend hinzu. ‚Aber seine Habgier gibt mir nicht das Recht, ihn zu schildern, damit ein Unbekannter daraus Vorteil ziehe.'

‚Sprechen Sie, mein Herr! Ihre Offenheit kann weder Gobseck noch Ihnen zum Nachteil gereichen. Ich mache mich nicht darauf gefaßt, in einem Wechsler einen Engel zu finden.'

‚Der Papa Gobseck', antwortete ich, ‚ist aufs innigste von einem Grundsatz durchdrungen, der sein Verhalten bestimmt. Nach ihm ist das Geld eine Ware, die man, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, je nachdem teuer oder wohlfeil verkaufen kann. Ein Kapitalist ist in seinen Augen ein Mann, der gegen einen hohen Zins für sein Geld im voraus als Teilhaber in Unternehmungen und ertragreiche Spekulationen eintritt. Abgesehen von seinen Grundsätzen in Finanzangelegenheiten und seinen philosophischen Beobachtungen bezüglich der menschlichen Natur, die ihm gestatten, sich öffentlich als ein Wucherer zu zeigen, bin ich fest überzeugt, daß er außerhalb seiner Geschäfte der zartfühlendste und rechtlichste Mensch ist, den es in Paris gibt. Es stecken in ihm zwei Menschen: er ist Geizhals und Philosoph, klein und groß. Wenn ich stürbe und Kinder hinterließe, würde er ihr Vormund sein. In diesem Licht, mein Herr, hat mir die Erfahrung Gobseck gezeigt. Von seiner Vergangenheit weiß ich nichts. Er kann Seeräuber gewesen sein, er hat vielleicht die ganze Welt durchschweift und mit Diamanten und Menschen geschachert, mit Frauen oder Staatsgeheimnissen: aber ich schwöre, daß noch keine menschliche Seele ernstlich genug geprüft worden ist. An dem Tage, an welchem ich ihm die Summe hintrug, die mich ihm gegenüber schuldenfrei machte, fragte ich ihn nicht ohne einige rednerische Behutsamkeit, welche Empfindung ihn veranlaßt hätte, solche ungeheueren Zinsen von mir zu nehmen, und aus welchem

Grunde er sich nicht, um mich, seinen Freund, zu verpflichten, eine ganze Wohltat gestattet hätte: »Mein Sohn, ich habe dich der Erkenntlichkeit enthoben, indem ich dir das Recht gab zu glauben, daß du mir nichts schuldetest.« Und so sind wir die besten Freunde von der Welt. Diese Antwort, mein Herr, kann Ihnen den Menschen besser erklären als alle möglichen sonstigen Worte.'

‚Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt', sagte mir der Graf. ‚Bereiten Sie die nötigen Schritte vor, um auf Gobseck das Eigentumsrecht an meinen Gütern zu übertragen. Ich setze, was die Abfassung der Gegenversicherung anbetrifft, in welcher er erklären wird, daß dieser Verkauf ein scheinbarer ist und er die Verpflichtung übernimmt, mein von ihm in seiner Weise selbständig zu verwaltendes Eigentum in die Hände meines ältesten Sohnes zur Zeit seiner Großjährigkeit zu übergeben, auf Sie mein vollstes Vertrauen. Es ist notwendig, mein Herr, daß ich es Ihnen jetzt sage: Ich trage Scheu, diese wichtige Urkunde bei mir zu bewahren. Die Neigung meines Sohnes zu seiner Mutter hält mich zurück, sie ihm anzuvertrauen. Dürfte ich Sie bitten, sie zu bewahren? Im Fall seines Todes soll Gobseck Sie zum Erben meines Besitztums einsetzen. So ist alles vorgesehen.'

Der Graf schwieg einen Augenblick und schien sehr unruhig.

‚Vielmals Verzeihung, mein Herr', sagte er zu mir nach einer Pause. ‚Ich bin sehr leidend, und meine Gesundheit erregt mir die lebhaftesten Besorgnisse. Der neuerliche Kummer hat eine recht empfindliche Störung für mich bedeutet und macht die ernste Maßnahme, zu der ich gegriffen habe, notwendig.'

‚Mein Herr,' sagte ich ihm, ‚gestatten Sie mir zunächst, Ihnen für das Vertrauen zu danken, das Sie in mich setzen. Allein ich muß es damit rechtfertigen, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Sie durch diese Maßnahme Ihre anderen Kinder vollständig enterben. Sie tragen Ihren Namen. Und wären sie nichts als die Kinder einer einstmals geliebten, jetzt gefallenen

Frau, so hätten sie doch das Recht auf eine gewisse Existenz. Ich erkläre Ihnen, daß ich den Auftrag, mit dem Sie mich beehren wollen, nicht übernehme, wenn ihr Los nicht gesichert ist.'

Diese Worte machten den Grafen lebhaft zusammenfahren. Die Tränen traten ihm in die Augen, er drückte mir die Hand und sagte:

‚Ich kannte Sie noch nicht ganz. Sie verursachen mir zugleich Freude und Schmerz. Wir werden den Anteil dieser Kinder in der Urkunde festsetzen.'

Ich geleitete ihn bis zur Tür meines Bureaus, und es schien mir, als hätte ihn das Gefühl der Genugtuung, die ihm dieser Gerechtigkeitsakt gewährte, aufgemuntert.

Hier sehen Sie, Camilla, wie junge Frauen ihr Lebensschiff über Abgründen besteigen. Es genügt zuweilen ein Kontertanz, eine zum Klavier gesungene Melodie, eine Landpartie, um fürchterliche Schicksale zu ihrer Entscheidung zu bringen. Man läuft der dünkelhaften Stimme der Eitelkeit nach, des Hochmuts, einem Lächeln, oder aus Tollheit, oder aus Leichtfertigkeit! Schande, Gewissensbisse und Elend sind drei Furien, denen die Frauen unfehlbar verfallen müssen, sobald sie die Grenzen übersteigen."

„Meine arme Camilla vergeht vor Müdigkeit", unterbrach die Vicomtesse den Advokaten. — „Komm, meine Tochter, geh schlafen; dein Herz braucht keine Schreckbilder, um rein und tugendhaft zu bleiben."

Camilla von Grandlieu verstand ihre Mutter und ging.

„Sie sind ein wenig zu weit gegangen, lieber Herr Derville", sagte die Vicomtesse. „Die Advokaten sind weder Familienmütter noch Prediger."

„Aber die Zeitungen sind tausendmal . . ."

„Guter Derville," unterbrach die Vicomtesse den Advokaten, „ich erkenne Sie nicht wieder. Glauben Sie denn, daß meine Tochter Zeitungen liest? — Fahren Sie fort", fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Drei Monate nach der Ratifikation des von dem Grafen zugunsten Gobsecks bestimmten Verkaufs . . ."

„Sie dürfen den Grafen von Restaud nennen, meine Tochter ist ja nicht mehr da", sagte die Vicomtesse.

„Sei's!" sagte der Advokat. „Lange nach diesem Ereignis hatte ich noch nicht die Urkunde erhalten, die ich verwahren sollte. In Paris treiben die Advokaten in einem Strom, der ihnen nicht gestattet, den Angelegenheiten ihrer Klienten ein größeres Interesse zuzuwenden als ihren eigenen, abgesehen von den Ausnahmen, die wir zu machen wissen. Doch als der Wucherer eines Tages bei mir speiste, fragte ich ihn, als wir uns vom Tisch erhoben, ob er wisse, warum ich noch nichts wieder von dem Grafen von Restaud gehört hätte?

‚Das hat seine guten Gründe', antwortete er. ‚Der Edelmann ist dem Tode nah. Er ist eine von den empfindlichen Seelen, die, weil sie sich nicht darauf verstehen, den Kummer zu töten, sich stets von ihm töten lassen. Das Leben ist eine Arbeit, ein Beruf, den zu lernen man sich Mühe geben muß. Wenn ein Mensch, nachdem er seine Leiden kennen gelernt hat, das Leben kennt, so festigt sich sein Wesen und gewinnt eine gewisse Geschmeidigkeit, die ihm gestattet, seine Empfindsamkeit zu beherrschen; er macht aus seinen Nerven eine Art von stählernem Federwerk, das sich biegt ohne zu brechen; wenn der Magen gut ist, kann ein so präparierter Mensch so lange leben wie die Zedern vom Libanon, die ausgezeichnete Bäume sind.'

‚Der Graf läge im Sterben?' sagte ich.

‚Möglich', sagte Gobseck. ‚Sie werden an seiner Erbfolge ein saftiges Geschäft haben.'

Ich sah mir meinen Mann an und sagte, um ihn auszuholen: ‚Erklären Sie mir doch, warum wir, der Graf und ich, die einzigen sind, für die Sie sich interessiert haben?'

‚Weil ihr die einzigen seid, die zu meinen Kniffen Vertrauen haben', antwortete er.

Obgleich diese Antwort mir die Annahme gestattete, daß Gobseck seine Stellung nicht mißbrauchen werde, wenn die Urkunde verloren gegangen wäre, entschloß ich mich doch, den Grafen

aufzusuchen. Ich schützte Geschäfte vor, und wir gingen. Schnell hatte ich die Rue de Helder erreicht. Ich wurde in einen Salon geführt, wo die Gräfin mit ihren Kindern spielte. Als ich ihr gemeldet wurde, fuhr sie mit einer jähen Bewegung auf, kam mir entgegen, ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, nieder, während sie mir mit einer Handbewegung einen freien Sessel am Kamin anwies. Sie gab ihrem Gesicht jene undurchdringliche Maske, unter der die Damen von Welt ihre Leidenschaften so gut zu verbergen wissen. Der Kummer hatte dies Gesicht schon verblühen gemacht; nur die wunderbare Linie, die es vormals auszeichnete, bezeugte noch ihre Schönheit.

‚Es liegt mir sehr viel daran, den Herrn Grafen zu sprechen, Madame . . .‘

‚Sie sind also bevorzugter als ich‘, unterbrach sie mich. ‚Herr von Restaud will niemanden sehen, er duldet kaum, daß sein Arzt ihn besucht, und weist alle Hilfe, selbst die meine, zurück. Die Kranken haben so seltsame Einfälle! . . . Sie sind wie Kinder, sie wissen nicht, was sie wollen.‘

‚Vielleicht wissen sie, wie die Kinder, sehr wohl, was sie wollen.‘

Die Gräfin errötete. Ich bereute fast, diese Gobsecks würdige Gegenrede getan zu haben.

‚Aber es ist unmöglich, Madame,‘ gab ich dem Gespräch eine andere Wendung, ‚daß Herr von Restaud beständig allein bleibt.‘

‚Sein ältester Sohn ist bei ihm‘, äußerte sie.

Ich hatte die Gräfin fest angesehen, diesmal errötete sie nicht, und es schien mir, als sei sie fest entschlossen, mich nicht in ihre Geheimnisse eindringen zu lassen.

‚Sie werden begreifen, Madame, daß mein Schritt nicht indiskret ist‘, versetzte ich. ‚Er rechtfertigt sich durch die wichtigsten Interessen . . .‘

Ich biß mir die Lippe, als ich empfand, daß ich eine falsche Richtung eingeschlagen hatte. Die Gräfin zog denn auch auf der Stelle aus meiner Unbedachtsamkeit Vorteil.

‚Meine Interessen sind von denen meines Mannes nicht getrennt', sagte sie. ‚Nichts steht dem entgegen, daß Sie sich an mich wenden.'

‚Die Angelegenheit, die mich herführt, betrifft einzig den Herrn Grafen', erwiderte ich mit Festigkeit.

‚Ich werde ihm von Ihrem Wunsche, ihn zu sehen, Mitteilung machen.'

Der höfliche Ton, die Miene, mit welcher sie diese Redensart äußerte, täuschten mich nicht, ich ahnte, daß sie mich niemals zu ihrem Gatten lassen würde. Um die Gräfin beobachten zu können, plauderte ich einen Augenblick über gleichgültige Dinge. Doch wie alle Frauen, die sich einen Plan gemacht haben, wußte sie sich mit dem seltenen Geschick zu verbergen, der bei den Personen ihres Geschlechts der äußerste Grad von Falschheit ist. Wenn ichs sagen soll, so befürchtete ich alles von ihr, selbst ein Verbrechen. Diese Empfindung entsprang einer Vision der Zukunft, die sich aus ihren Gesten verriet, aus ihren Blicken, ihren Manieren und bis in den Tonfall ihrer Stimme hinein. Ich verließ sie ... Jetzt schicke ich mich an, Ihnen die Ereignisse zu erzählen, die dieses seltsame Erlebnis abschließen, indem ich die Umstände, welche die Zeit mir enthüllte, hinzufüge, und die Einzelheiten, die der Scharfblick Gobsecks oder der meine mich ahnen ließ. Von dem Augenblick an, wo der Graf von Restaud in einen Wirbel von Vergnügungen aufzugehen und sein Vermögen verschleudern zu wollen schien, ereigneten sich zwischen den beiden Gatten Auftritte, deren Geheimnis undurchdringlich war und die dem Grafen gestatteten, seine Frau noch viel ungünstiger zu beurteilen, als ers bislang schon getan hatte. Sobald er erkrankt und genötigt war das Bett zu hüten, offenbarte sich seine Abneigung gegen die Gräfin und ihre beiden jüngeren Kinder, er untersagte ihnen den Eintritt in sein Gemach, und als sie versuchten, diese Weisung unbeachtet zu lassen, führte ihr Ungehorsam zu so gefährlichen Krisen für Herrn von Restaud, daß der Arzt die Gräfin beschwor, den Anordnungen ihres Gatten nicht

zuwider zu handeln. Der von seinen Gläubigern ein wenig zu lebhaft verfolgte Herr von Trailles reiste damals nach England. Er allein hätte die Gräfin über die heimlichen Vorsichtsmaßregeln unterrichten können, die Gobseck Herrn von Restaud gegen sie eingegeben hatte. Es heißt, daß sie sich lange gesträubt hätte, ihre nach den Bestimmungen unsrer Gesetze, um den Verkauf der Güter gültig zu machen, unerläßliche Unterschrift zu geben, doch der Graf hatte darauf bestanden. Die Gräfin glaubte, daß ihr Mann sein Vermögen zu Kapital gemacht und daß der kleine Bund von Scheinen, der es repräsentierte, in einem Versteck läge, bei einem Notar oder vielleicht auf der Bank. Nach ihren Überlegungen mußte Herr von Restaud unbedingt im Besitze irgendeines Dokumentes sein, das es seinem ältesten Sohne leicht ermöglichte, die von seinen Gütern, auf die er ein besonderes Gewicht legte, wiederzuerlangen. Sie faßte daher den Entschluß, das Gemach ihres Gatten auf das genaueste überwachen zu lassen. Sie führte in ihrem Hause, das ihrer frauenhaften Spionage unterworfen war, eine despotische Herrschaft. Den ganzen Tag über saß sie in dem dem Gemach ihres Mannes angrenzenden Salon, von wo aus sie seine geringsten Worte und seine leisesten Bewegungen vernehmen konnte. Nachts ließ sie in diesem Raum ihr Lager aufschlagen, aber die meiste Zeit schlief sie nicht. Der Arzt stand ganz im Dienste ihrer Interessen. Seine Ergebenheit erschien erstaunlich. Mit der falschen Personen eigenen Schlauheit wußte sie das Widerstreben, das Herr von Restaud gegen sie an den Tag legte, zu bemänteln und täuschte einen so vollkommenen Schmerz vor, daß sie eine Art von Berühmtheit damit erlangte. Einige Sittenstrenge fanden sogar, daß sie auf diese Weise ihre Vergehen wieder gutmache. Doch sie hatte beständig das Elend vor Augen, das beim Tod des Grafen ihrer wartete, wenn sie es an Geistesgegenwart fehlen ließe. So hatte diese Frau, vom Schmerzensbett, auf dem ihr Mann seufzte, zurückgestoßen, um dieses einen Zauberkreis gezogen. Fern von ihm und ihm nah, in Ungnade und allmächtig, nach außen hin die

ergebene Gemahlin, belauerte sie den Tod und das Vermögen, wie jenes Feldinsekt, das in der Tiefe der Gräben, deren Sand es in Spiralen zu runden weiß, seine ihm unentrinnbare Beute erwartet, indem es jedes fallende Körnchen hört. Der strengste Sittenrichter konnte sich nicht enthalten, anzuerkennen, daß die Gräfin das Gefühl der Mütterlichkeit so weit gehen ließ. Man sagt, der Tod ihres Vaters sei eine Lehre für sie gewesen. Der Abgott ihrer Kinder, hatte sie ihnen den Anblick ihrer Ausschweifungen entzogen, ihr Alter hatte es ihr erlaubt, zu ihrem Ziele zu gelangen und ihre Zuneigung zu gewinnen, ihnen die beste Erziehung zu geben. Ich gestehe, daß ich mich eines gewissen Gefühles von Bewunderung und Mitgefühl für diese Frau, um dessentwillen Gobseck mich aufzog, nicht erwehren kann. Zu dieser Zeit büßte die Gräfin, die die Gemeinheit Maximens eingesehen hatte, die Fehltritte ihrer Vergangenheit mit blutigen Tränen. Ich glaube es. Wie verwerflich auch die von ihr angewandten Mittel sein mochten, um in den Besitz des Vermögens ihres Mannes zu gelangen: wurden sie ihr nicht von ihrer Mutterliebe eingegeben und von dem Wunsche, ihr Unrecht gegen ihre Kinder wieder gutzumachen? Dann erfuhr sie wohl auch wie viele Frauen, die die Stürme einer Leidenschaft überstanden haben, das Bedürfnis, wieder tugendhaft zu werden. Vielleicht kannte sie den Preis der Tugend erst in dem Augenblicke, wo sie die traurige Aussaat ihrer Verirrungen erntete. Jedesmal, wenn der junge Ernest von seinem Vater kam, unterwarf sie ihn einem strengen Verhör über alles, was der Graf getan oder gesagt hatte. Willfährig bot sich das Kind den Wünschen seiner Mutter dar, der er eine zärtliche Neigung zuwandte, und ging dann noch weiter als ihre Fragen. Mein Besuch bedeutete einen Lichtblitz für die Gräfin, die in mir den Diener der Rache des Grafen erkennen wollte und entschlossen war, mich nicht in die Nähe des Sterbenden gelangen zu lassen. In einer schlimmen Vorahnung hatte ich den lebhaften Wunsch, ein Gespräch mit Herrn von Restaud zu erreichen, denn ich war wegen des Schicksals des

Wiederkaufsdokumentes nicht ohne Unruhe; fiel es in die Hände der Gräfin, so konnte sie es ausnützen, und es hätten sich zwischen ihr und Gobseck endlose Prozesse erhoben. Ich kannte den Wucherer gut genug, um zu wissen, daß er die Güter der Gräfin niemals zurückgeben würde, und es fanden sich zahlreiche Kniffe in der Textfassung dieser Papiere, die von niemand als von mir gehandhabt werden konnten. So wollte ich dem großen Unglück vorbeugen und begab mich abermals zu der Gräfin.

Ich habe die Wahrnehmung gemacht, Madame," wandte Derville sich an die Vicomtesse von Grandlieu, indem er einen vertraulichen Ton annahm, „daß es verschiedene moralische Phänomene gibt, denen wir in der Gesellschaft keine genügende Beachtung schenken. Da ich natürlich Beobachter bin, habe ich in den interessanteren Angelegenheiten, die ich behandle, bei denen die Leidenschaften lebhaft im Spiel stehen, einen Geist unwillkürlicher Analyse eingeführt. Nun, stets habe ich mit neuer Überraschung bewundert, wie die geheimen Triebfedern und die Gedanken, die zwei Gegner in sich tragen, immer gegenseitig geahnt werden. Es begegnen sich zuweilen zwischen zwei Feinden der gleiche klare Verstand, die gleiche Gewalt des intellektuellen Blickes, wie zwischen zwei Liebenden, die eins dem anderen in der Seele lesen. Als wir uns also beide Angesicht gegen Angesicht gegenüber saßen, die Gräfin und ich, begriff ich auf einmal die Ursache der Abneigung, die sie gegen mich hegte, obgleich sie ihre Gefühle unter der bestrickendsten Zuvorkommenheit und Anmut verbarg. Ich war ein lästiger Mitwisser, und es ist unmöglich, daß eine Frau einen Mann nicht haßt, vor dem sie sich genötigt sieht zu erröten. Was sie anbetraf, so ahnte sie, daß, wenn ich der Mann war, auf den ihr Gatte sein Vertrauen setzte, dieser mir sein Vermögen noch nicht anvertraut hatte. Das Gespräch, das wir führten und das ich Ihnen erlasse, ist mir im Gedächtnis geblieben als einer der gefährlichsten Kämpfe, die ich bestanden habe. Die Gräfin, ohnehin mit den Eigenschaften begabt, die es benötigt, eine unwiderstehliche Verführung zu üben,

zeigte sich wechselweise geschmeidig, stolz, schmeichlerisch, vertraulich; sie ging, um Herr über mich zu werden, sogar bis zu dem Versuch, meine Neugier zu entfachen, in meinem Herzen die Liebe zu wecken. Es mißlang. Als ich mich von ihr verabschiedete, fing ich in ihren Augen einen Ausdruck von Haß und Wut auf, der mich erzittern machte. Wir trennten uns als Feinde. Sie hätte mich wohl vernichten mögen, und ich, ich fühlte Mitleid für sie; ein Gefühl, das für gewisse Charaktere ja gleichbedeutend ist mit der blutigsten Beleidigung. Dies Gefühl mischte sich in die letzten Erwägungen hinein, die ich ihr entgegenhielt. Ich hinterließ ihr, glaub ich, einen tiefen Schreck, als ich ihr erklärte, daß sie, auf welche Weise sie es auch anfangen möchte, sich mit Notwendigkeit ruinieren würde.

‚Wenn ich den Herrn Grafen sehen könnte, würde wenigstens der Vorteil Ihrer Kinder . . .‘

‚Ich bin Ihnen sehr verbunden‘, unterbrach sie mich mit einer Gebärde des Widerwillens.

Da der Gegenstand zwischen uns einmal in einer so freimütigen Weise angeschnitten war, nahm ich mir vor, diese Familie vor dem Elend zu bewahren, das sie erwartete. Entschlossen, zu juristischen Ungesetzlichkeiten zu greifen, wenn sie sich zur Erreichung des Zieles nötig machen sollten, bereitete ich mich auf folgende Weise vor. Ich strengte gegen den Herrn Grafen von Restaud einer Summe wegen, die er Gobseck schulden sollte, einen Prozeß an und erlangte seine Verurteilung. Die Gräfin war natürlich gezwungen, dies Verfahren zu verheimlichen, allein ich erlangte auf diese Weise das Recht, im Fall des Todes des Grafen die gerichtlichen Siegel anzubringen. Ich bestach dann einen Diener des Hauses und erzielte von ihm das Versprechen, daß er genau in dem Augenblicke, wo sein Herr im Begriff wäre auszuhauchen, sei es selbst mitten in der Nacht, kommen und mir Nachricht geben wollte, damit ich sofort eingreifen und die Gräfin mit der sofortigen Anbringung der Siegel erschrecken konnte und auf solche Weise die Urkunde rettete. Ich habe später erfahren, daß diese

Frau, während sie die Klagen ihres sterbenden Gatten hörte, das Gesetzbuch studierte. Welch schreckliches Schauspiel würden doch die Seelen derer, die Sterbebetten umstehen, darbieten, könnte man dabei ihre innersten Gedanken lesen! Und immer ist das Vermögen die Triebfeder der Intrigen, die da in Bewegung sind, der Pläne, die sich formen, der Fäden, die gesponnen werden! Lassen wir jetzt diese ihrer Natur nach nur zu langweiligen Einzelheiten beiseite, die Ihnen aber von den Leiden dieser Frau, denen ihres Mannes einen Begriff haben geben können, und die Ihnen die Geheimnisse einiger diesen ähnlicher Familienverhältnisse enthüllt haben. Seit zwei Monaten lag der Graf von Restaud, in sein Schicksal ergeben, allein in seinem Schlafgemach. Eine tödliche Krankheit hatte seinen Geist und seinen Körper langsam erschöpft. Eine Beute jener krankhaften Einbildungen, deren Wunderlichkeit unerklärlich erscheint, widersetzte er sich, daß sein Gemach aufgeräumt werde, sträubte er sich gegen jegliche Pflege, selbst dagegen, daß ihm das Bett gemacht wurde. Diese äußerste Gleichgültigkeit kam um ihn herum zum Ausdruck: die Möbel waren in Unordnung; Staub, Spinngewebe bedeckten die reizendsten Gegenstände. Ehemals von reichem und gewähltem Geschmack, gefiel er sich jetzt in dem trübseligen Anblick, den ihm dieses Zimmer bot, wo sich auf dem Kamin, dem Sekretär, den Sesseln Gegenstände, deren es bei einer Krankheit bedarf, angehäuft hatten: leere oder volle Flaschen, fast alle schmutzig, ausgestreute Wäsche, zerbrochene Teller, vor dem Kamin eine offene Wärmflasche, eine noch mit Mineralwasser angefüllte Badewanne. Das Gefühl der Zerstörung kam in jeder Einzelheit dieses abstoßenden Chaos zum Ausdruck. Der Tod verriet sich in diesen Sachen, noch bevor er den Menschen selbst überwältigt hatte. Der Graf hatte Abscheu gegen das Licht, die Fensterjalousien waren geschlossen, und zu dem düsteren Eindruck dieser traurigen Stätte gesellte sich noch die Dunkelheit. Der Kranke war außerordentlich abgemagert. Seine Augen aber, in die sich das Leben zusammen-

gezogen zu haben schien, waren feurig geblieben. Die fahle Weiße seines Gesichts hatte etwas Erschreckendes, das noch durch die außerordentliche Länge seiner Haare, die er niemals hatte schneiden lassen wollen und die in langen glatten Strähnen an seinen Wangen herniederhingen, erhöht wurde. Er glich einem fanatischen Wüsteneinsiedler. Der Kummer hatte in diesem kaum fünfzig Jahre alten Mann, den ganz Paris so glänzend und so glücklich gekannt hatte, alle menschlichen Empfindungen erstickt. Anfang Dezember 1824 sah er eines Morgens seinen Sohn Ernest an, der am Fußende seines Bettes saß und ihn mit schmerzlichem Blick betrachtete.

‚Leiden Sie?' hatte ihn der junge Vicomte gefragt.

‚Nein!' sagte er mit einem erschreckenden Lächeln, ‚alles ist hier und ums Herz.'

Und nachdem er nach dem Kopf gezeigt, preßte er seine abgezehrten Hände auf die eingefallene Brust; mit einer Geste, die Ernest weinen machte.

‚Weshalb kommt denn nur Herr Derville nicht?' fragte er den Kammerdiener, den er sich ergeben glaubte, der aber ganz nur den Interessen der Gräfin gehorchte. — ‚Was ist das denn, Maurice!' rief der Sterbende, der sich in sitzende Haltung brachte und seine ganze Geistesgegenwart wiedergewonnen zu haben schien. ‚Sechs-, achtmal schick ich zu meinem Advokaten seit vierzehn Tagen, und er kommt nicht! Glaubt man, daß man mich zum besten halten kann? Suchen Sie ihn sofort, auf der Stelle suchen Sie ihn auf und bringen ihn her. Wenn Sie meiner Anordnung nicht nachkommen, werd ich mich selbst erheben und hingehen . . .'

‚Madame,' sagte der Kammerdiener, als er heraustrat, ‚Sie haben den Herrn Grafen gehört, was soll ich tun?'

‚Sie tun, als gingen Sie zu dem Advokaten, kommen wieder und sagen dem Herrn, daß sein Sachwalter eines wichtigen Prozesses wegen, vierzig Meilen von hier weg, verreist ist. Fügen Sie hinzu, daß er Ende der Woche zurückerwartet wird. —

‚Kranke täuschen sich immer über sich selbst,‘ dachte die Gräfin, und er soll die Rückkehr dieses Menschen erwarten.‘

Der Arzt hatte am Tage vorher erklärt, der Graf würde kaum den Tag überstehen. Als zwei Stunden später der Kammerdiener kam und seinem Herrn diese trostlose Antwort brachte, zeigte sich der Sterbende sehr erregt.

‚Mein Gott, mein Gott!‘ wiederholte er zu verschiedenen Malen, ‚ich habe nur noch Vertrauen auf dich!‘

Lange betrachtete er seinen Sohn und sagte endlich mit schwacher Stimme zu ihm:

‚Ernest, mein Kind, du bist sehr jung; aber du hast ein gutes Herz und hast sicher ein Verständnis für die Heiligkeit eines Versprechens, das man einem Sterbenden macht, einem Vater... Fühlst du dich imstande, ein Geheimnis zu bewahren, es so in dich zu verschließen, daß selbst deine Mutter es nicht ahnt? Heute bist in diesem Hause nur du es noch, auf den ich mich verlassen kann. Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen?‘

‚Nein, lieber Vater.‘

‚Nun gut, Ernest, ich werde dir gleich nachher ein eingeschlagenes Paket, das Herrn Derville gehört, übergeben; du hebst es so gut auf, daß niemand weiß, daß du es besitzt; du stiehlst dich aus dem Hause und wirfst es in den Stadtpostkasten am Ende der Straße.‘

‚Ja, lieber Vater.‘

‚Ich kann auf dich zählen?‘

‚Ja, lieber Vater.‘

‚Umarme mich, du machst mir damit den Tod weniger bitter, mein liebes Kind. In sechs, sieben Jahren wirst du die Wichtigkeit dieses Geheimnisses verstehen und wirst dann für deine Geschicklichkeit und Treue dich wohlbelohnt sehen und wirst dann auch wissen, wie ich dich liebe. Laß mich einen Augenblick allein und laß niemanden herein, gleichviel wers ist.‘

Ernest ging hinaus und sah seine Mutter im Salon stehen.

‚Ernest,‘ sagte sie, ‚komm hierher.‘

Sie ließ sich nieder, indem sie ihren Sohn zwischen ihre Knie nahm, ihn umarmte und fest ans Herz drückte.

‚Ernest, dein Vater hat eben mit dir gesprochen.‘

‚Ja, Mama.‘

‚Was hat er dir gesagt?‘

‚Ich kann es nicht wiedersagen, Mama.‘

‚O, mein liebes Kind,‘ rief die Gräfin, indem sie ihn leidenschaftlich umarmte, ‚wie viel Freude macht mir deine Verschwiegenheit! Niemals lügen und stets seinem gegebenen Worte treu bleiben sind die beiden Grundsätze, die man niemals außer acht lassen muß.‘

‚O, wie schön du bist, Mama! Du hast niemals gelogen! Das weiß ich ganz gewiß!‘

‚Manchmal, mein teuerer Ernest, hab ich gelogen ... Ja, unter Umständen, denen gegenüber alle Gesetze zurücktreten, hab ich mein Wort nicht gehalten. Hör, mein Ernest, du bist groß und verständig genug, um zu merken, wie dein Vater mich zurückstößt, sich nicht von mir pflegen lassen will, und daß das nicht natürlich ist, denn du weißt, wie ich ihn liebe.‘

‚Ja, Mama.‘

‚Mein armes Kind,‘ sagte die Gräfin unter Tränen, ‚dies Unglück ist die Folge von falschen Einflüsterungen. Böse Leute haben mich, mit der Absicht, ihre Habgier zu befriedigen, von deinem Vater zu trennen versucht. Sie wollen uns unsres Vermögens berauben und es sich aneignen. Wenn dein Vater noch wohlauf wäre, würde der Zwiespalt, der zwischen uns besteht, bald weichen, er würde auf mich hören; und da er gut ist und uns liebt, würde er seinen Irrtum erkennen; aber sein Verstand hat sich verwirrt, und die Vorurteile, die er gegen mich hat, sind infolge seiner Krankheit zur fixen Idee geworden, zu einer Art von Irrsinn. Die Vorliebe, die dein Vater für dich hat, ist ein weiterer Beweis dafür, wie gestört sein Geist ist. Du wirst nie gemerkt haben, daß er vor seiner Krankheit Pauline und Georges weniger geliebt hätte als dich. Alles ist Laune bei

ihm. Die Zärtlichkeit, die er für dich hegt, könnte ihm den Gedanken eingeben, dir etwas aufzutragen, was du ausführen sollst. Wenn du die Familie nicht ruinieren willst, mein Engel, und nicht erleben willst, daß deine Mutter eines Tages ihren Lebensunterhalt erbetteln muß, wie ein ärmstes Weib, mußt du ihr alles sagen . . .'

‚Ah! Ah!' rief der Graf, der die Tür geöffnet hatte und sich plötzlich zeigte, fast nackt und fast schon so dürr und fleischlos wie ein Skelett.

Dieser dumpfe Schrei brachte auf die Gräfin eine schreckliche Wirkung hervor. Sie war wie erstarrt und niedergeschmettert vor Betroffenheit. Ihr Gatte war so gebrechlich und fahl, daß er aus dem Grabe gestiegen zu sein schien.

‚Sie haben mein Leben durch Kummer verkürzt, und Sie wollen meine letzte Stunde stören, den gesunden Sinn meines Sohnes verderben, einen lasterhaften Menschen aus ihm machen!' rief er mit rauher Stimme.

Die Gräfin warf sich diesem Sterbenden, den die letzten Lebensregungen fast scheußlich machten, zu Füßen und verging in Tränen.

‚Gnade! Gnade!' rief sie.

‚Haben Sie Erbarmen mit mir gehabt?' fragte er. ‚Ich habe Sie Ihr Vermögen vergeuden lassen, wollen Sie jetzt auch noch das meine schlingen, meinen Sohn ruinieren?'

‚Nun gut, ja, kein Erbarmen für mich, seien Sie unbeugsam!' sagte sie. ‚Aber die Kinder? Verurteilen Sie Ihre Witwe dazu, in einem Kloster zu leben: ich werde gehorchen; ich werde, um meine Vergehungen gegen Sie zu sühnen, alles tun, was Sie mir anbefehlen; aber daß wenigstens die Kinder glücklich sind! O die Kinder, die Kinder!'

‚Ich habe nur ein Kind', entgegnete der Graf, indem er mit einer verzweifelten Geste seinen abgezehrten Arm gegen seinen Sohn hinreckte.

‚Verzeihung! Ich bereue! Ich bereue!' rief die Gräfin, indem sie die feuchten Füße ihres Mannes umfing.

Vor Schluchzen konnte sie nicht sprechen, nur ungewisse, zusammenhangslose Worte entrangen sich ihrer brennenden Kehle.

‚Nach dem, was Sie Ernest sagten, wagen Sie noch von Reue zu sprechen!‘ sagte der Sterbende, der die Gräfin mit einer Bewegung des Fußes wegstieß. ‚Sie langweilen mich tödlich!‘ fügte er mit einer Gleichgültigkeit hinzu, die etwas Erschreckendes hatte. ‚Sie sind eine schlechte Tochter gewesen, Sie sind eine schlechte Frau gewesen, Sie werden eine schlechte Mutter sein . . .‘

Die unglückselige Frau fiel in Ohnmacht. Mühsam begab sich der Sterbende zu seinem Bett zurück, legte sich hinein und verlor einige Stunden später das Bewußtsein. Die Priester kamen, ihn mit den Sakramenten zu versehen. Es war Mitternacht, als er aushauchte. Der Auftritt am Vormittag hatte den Rest seiner Kräfte erschöpft. Um Mitternacht kam ich mit Papa Gobseck. Dank der herrschenden Verwirrung drangen wir bis zu dem kleinen Salon vor, der vor dem Sterbezimmer lag, und wo wir zwischen zwei Priestern, die die Nacht in der Nähe des Toten zu verbringen hatten, die weinenden Kinder antrafen. Ernest trat auf mich zu und sagte mir, daß seine Mutter in dem Gemach des Grafen allein bleiben wolle.

‚Treten Sie da nicht ein‘, rief er mit einem bewunderungswürdigen Ausdruck in Ton und Geste. ‚Sie betet.‘

Gobseck lachte, mit diesem ihm eigenen stummen Lachen. Ich fühlte mich von der Empfindung, die sich auf Ernests jungem Gesicht ausprägte, zu gerührt, als daß ich die Ironie des Geizhalses zu teilen vermocht hätte. Als das Kind wahrnahm, daß wir auf die Tür zuschritten, lief es hinzu, stellte sich dicht davor und rief:

‚Mama, hier sind schwarze Herren, die dich suchen.‘

Gobseck schob das Kind beiseit, als ob es eine Flaumfeder gewesen wäre, und öffnete. Was für ein Schauspiel bot sich unseren Augen!

Eine abscheuliche Unordnung herrschte in diesem Gemach. In ihrer Verzweiflung mit aufgelöstem Haar, mit funkelnden Augen stand die Gräfin aufrecht da, in starrem Schweigen, mitten zwischen Kleidungsstücken, Papieren, umhergestreuten Fetzen. Eine Wirrnis, deren Anblick in Gegenwart dieses Toten fürchterlich war. Kaum hatte der Graf den letzten Atemzug getan, als seine Frau sämtliche Schubladen und Kommoden aufgerissen hatte. Um sie herum war der Teppich mit Trümmern bedeckt, einige Möbel und mehrere Mappen waren erbrochen, alles trug die Spur ihrer verwegenen Hände. Wenn ihre Nachforschungen anfangs auch ergebnislos gewesen waren, so ließen mich ihre Haltung und ihre Erregung dennoch vermuten, daß sie die geheimnisvollen Papiere schließlich entdeckt hatte. Ich warf einen Blick auf das Bett, und mit dem Instinkt, den uns die berufliche Gewohnheit gibt, ahnte ich, was geschehen war. Die Leiche des Grafen befand sich, fast querüber, zwischen Bett und Wand, die Nase gegen die Matratze gewandt, achtlos hingeschleudert wie einer der Papierumschläge auf dem Fußboden; denn auch er war nichts mehr als ein Umschlag. Seine steifen, unbiegsam gewordenen Glieder gaben ihm etwas grotesk Furchtbares. Zweifellos hatte der Sterbende die Urkunde unter seinem Kopfkissen verborgen, um sie bis zu seinem Tode vor jeder Berührung zu wahren. Die Gräfin hatte den Gedanken ihres Gatten erraten, der sich übrigens in der letzten Geste, in der Krampfung der gebogenen Finger kundzugeben schien. Das Kopfkissen war an das Fußende des Bettes geworfen, noch zeigte sich auf ihm die eingedrückte Fußspur der Gräfin; vor ihr, ihr zu Füßen, gewahrte ich ein mehrfach mit dem Wappen des Grafen versiegeltes Papier; ich hob es schnell auf und las auf ihm eine Aufschrift, die anzeigte, daß der Inhalt mir zugestellt werden sollte. Mit der durchdringenden Strenge eines Richters, der einen Schuldigen ausfragt, sah ich die Gräfin fest an. Das Feuer des Kamins verzehrte die Papiere. Als sie uns kommen hörte, hatte die Gräfin sie bei der Überlesung

der ersten Verfügungen, die ich zugunsten ihrer Kinder veranlaßt hatte, in dem Glauben, ein Testament zu vernichten, das sie ihres Vermögens beraubte, hineingeworfen. Ihr gequältes Gewissen und der unwillkürliche Schreck, den ein Verbrechen denen, die es begehen, mitteilt, hatten sie des Gebrauchs ihrer Überlegung beraubt. Als sie sich überrascht sah, glaubte sie sich wohl schon auf dem Schafott und fühlte das rote Eisen des Henkers. Keuchend und mit wilden Augen uns anstarrend, erwartete sie unser erstes Wort.

‚Ah, Madame,' sagte ich, indem ich aus dem Kamin einen Bruchteil, den das Feuer unverzehrt gelassen hatte, hervorzog, ‚Sie haben Ihre Kinder ruiniert! Diese Papiere waren ihre Eigentumsurkunde.'

Ihr Mund bewegte sich, als sei sie im Begriff, vom Schlag getroffen zu werden.

‚Eh! Eh!' rief Gobseck, was auf uns alle wirkte wie das Knirschen eines kupfernen Leuchters, den man gegen Marmor stößt.

Nach einer Pause sagte der Greis zu mir in ruhigem Tone: ‚Wollen Sie die Frau Gräfin glauben machen, daß ich nicht der gesetzmäßige Eigentümer der Güter wäre, die mir der Herr Graf verkauft hat? Dies Haus gehört seit kurzem mir.'

Ein Keulenschlag, der mir plötzlich auf den Kopf versetzt worden wäre, hätte mir weniger Schmerz und Überraschung verursachen können. Die Gräfin nahm den ungewissen Blick wahr, mit dem ich den Wucherer ansah.

‚Mein Herr! Mein Herr!' wandte sie sich an mich, doch ohne weitere Worte zu finden.

‚Sie haben einen Fideikommiß?' fragte ich ihn.

‚Möglich.'

‚Sie wollen also das von Madame begangene Verbrechen mißbrauchen?'

‚Gewiß.'

Ich verließ das Gemach und ließ die Gräfin zurück, die am Bette Ihres Mannes saß und heiße Tränen weinte. Gobseck

folgte mir. Als wir uns auf der Straße befanden, trennte ich mich von ihm; doch er kam mir nach, richtete einen von jenen tiefen Blicken auf mich, mit denen er die Herzen auslotete, und sagte zu mir mit seiner flötenden Stimme, die einen spitzen Ton annahm:

‚Du maßt dir ein Urteil über mich an?‘

Seit dieser Zeit haben wir uns nur sehr wenig gesehen. Gobseck hat das Haus des Grafen vermietet, er verbringt die Sommer auf dem Lande, spielt den Herrn, richtet Pachthöfe ein, stellt Mühlen wieder her, baut Wege, pflanzt Bäume. Eines Tages traf ich ihn in einer Allee der Tuilerien.

‚Die Gräfin führt ein heldenmütiges Leben‘, sagte ich ihm. ‚Sie hat sich der Erziehung ihrer Kinder gewidmet, die sie in vollendeter Weise großzieht. Der Älteste ist ein bezaubernder Mensch.‘

‚Möglich.‘

‚Aber‘, antwortete ich, ‚müßten Sie Ernest nicht unterstützen?‘

‚Ernest unterstützen!‘ rief Gobseck. ‚Nein, nein! Das Elend ist unser größter Lehrmeister, das Elend wird ihm den Wert des Geldes beibringen, den der Männer und den der Frauen. Mag er auf dem Pariser Meere kreuzen! Wenn er ein guter Schiffer geworden ist, werden wir ihm ein Fahrzeug geben.‘

Ohne mir den Sinn seiner Worte deutlich machen zu wollen, verließ ich ihn. Obgleich Herr von Restaud, dem seine Mutter Abneigung gegen mich eingeflößt hat, weit entfernt ist, mich zum Ratgeber zu wählen, habe ich mich vergangene Woche zu Gobseck begeben, um ihm von der Neigung Mitteilung zu machen, die Ernest Fräulein Camilla entgegenbringt, und habe ihn gedrängt, seinen Auftrag zu erfüllen, da der junge Graf großjährig wird. Der alte Halsabschneider war seit langem bettlägerig, litt an der Krankheit, die ihn hinraffen sollte. In dem Augenblicke, wo er sich erheben und den Geschäften widmen konnte, verschob er seine Antwort; offenbar wollte er, solange noch ein Hauch von Leben in ihm war, nichts hergeben; seine ausweichende Antwort hatte

keinen anderen Beweggrund. Da ich ihn weit kränker fand, als ers zu sein glaubte, blieb ich hinreichend lange in seiner Nähe, um den Fortschritt einer Leidenschaft zu beobachten, die das Alter in eine Art von Wahnsinn hatte ausarten lassen. Da er in dem Hause, das er bewohnte, niemanden hatte, war er der einzige Mieter und ließ alle Zimmer, die sich darin befanden, unbesetzt. In dem aber, wo er wohnte, hatte er nichts verändert. Die Möbel, die ich seit sechzehn Jahren so gut kannte, schienen unter Glas aufbewahrt zu sein, so vollständig waren sie die gleichen geblieben. Seine treue, alte Pförtnerin, die an einen Invaliden verheiratet war, der, wenn sie zu ihrem Herrn hinaufstieg, die Pförtnerwohnung hütete, war und blieb seine Aufwärterin, seine Vertrauensperson, führte jeden, der ihn aufsuchte, zu ihm und war um ihn als Krankenpflegerin bemüht. Trotz seines geschwächten Zustandes nahm Gobseck seine Kunden noch selbst in Empfang, wie auch seine Einkünfte, und hatte seine Geschäfte so gut vereinfacht, daß es ihm genügte, einige Aufträge von seinem Invaliden erledigen zu lassen. Zur Zeit des Vertrages, mit welchem Frankreich die Republik Haiti anerkannte, wurde Gobseck der Kenntnisse wegen, die er bezüglich des früheren Vermögens von San Domingo und der Kolonisten oder deren Rechtsnachfolger, denen Schadenersatz zuerkannt worden war, besaß, zum Mitglied der Kommission ernannt, die zur Regelung der Rechte und zur Verteilung der von Haiti geschuldeten Zahlungen eingesetzt worden war. Das Genie Gobsecks erfand eine Agentur, die Schuldforderungen der Kolonisten oder ihrer Erben zu diskontieren, unter Werbrust und Gigonnet, mit denen er den Gewinn teilte, ohne nötig zu haben, sein Geld vorzustrecken, denn sein Einlagekapital waren seine Einsichten gewesen. Diese Agentur war wie eine Destillation, in der sich die Schuldforderungen der Dummköpfe, der Ungläubigen oder derer, deren Rechte bestritten werden konnten, zum klaren Ausdruck brachten. Als Liquidator wußte Gobseck mit den reichen Grundbesitzern zu verhandeln, die, sei es um ihre Rechte zu einer

höheren Taxe veranschlagen zu lassen, sei es um sie nach erfolgter Wahl schneller zur Geltung zu bringen, ihm der Höhe ihres Vermögens angemessene Geschenke machten. So waren die Geschenke eine Art von Diskonto auf Summen, in deren Besitz sich zu setzen ihm unmöglich war; und dann brachte ihm seine Agentur zu einem geringen Preis die Kleinen, die Zweifelhaften, und die von den Leuten, die eine unmittelbare Zahlung, so klein sie war, den unsicheren Leistungen der Republik vorzogen. Gobseck war also die unersättliche Boa dieses großen Geschäftes. Jeden Morgen empfing er seine Tribute und beäugelte sie, wie es wohl der Minister eines Nabob, bevor er sich entscheidet, ein Gnadengesuch zu unterschreiben, getan haben würde. Gobseck nahm alles, von dem Korb eines armen Teufels an bis zu den Pfundlichtern der gewissenhaften Leute, von dem Tafelgeschirr der Reichen bis zu den goldenen Tabaksdosen der Spekulanten. Niemand wußte, was aus diesen dem alten Wucherer gestifteten Geschenken wurde. Alles fand den Weg zu ihm, nichts den von ihm weg.

‚Bei meiner Ehre,‘ sagte die Pförtnerin, eine alte Bekanntschaft von mir, ‚ich glaube, er verschlingt das alles, ohne daß er fett davon wird, denn er ist mager und trocken wie der Vogel in meiner Uhr.‘

Endlich, vergangenen Montag, ließ Gobseck mich durch den Invaliden holen, der, als er in mein Kabinett eintrat, sagte:

‚Kommen Sie schnell, Herr Derville, der Herr liegt in den letzten Zügen; er ist gelb geworden wie eine Zitrone, und er brennt darauf, Sie zu sprechen. Der Tod bearbeitet ihn, sein letzter Schluckauf rasselt ihm im Schlunde!‘

Als ich in das Gemach des Sterbenden eintrat, überraschte ich ihn auf den Knien vor dem Kamin, in dem sich, wenn auch kein Feuer darin war, ein gewaltiger Haufen Kohlen befand. Gobseck hatte sich von seinem Bett dorthin geschleppt, aber es fehlte ihm an Kraft, sich wieder hinzulegen, ebenso wie an Stimme, zu klagen.

‚Mein alter Freund,‘ sagte ich, indem ich ihn aufrichtete und wieder zum Bett geleitete, ‚Sie frieren, warum lassen Sie sich kein Feuer machen?‘

‚Ich friere nicht‘, sagte er. ‚Kein Feuer! Kein Feuer! Ich gehe, ich weiß nicht wohin, mein Junge,‘ fuhr er fort, indem er mir einen letzten hellen, kalten Blick zuwarf, ‚aber ich gehe von hier fort! Ich habe das ‚Flockenlesen‘, sagte er, indem er sich eines Ausdrucks bediente, der anzeigte, wie sein Verstand noch klar und genau war. ‚Ich glaubte, ich sähe mein Zimmer voll lebendigen Goldes, und bin aufgestanden, es aufzuraffen. Wohin wird all mein Hab und Gut gehen? Der Regierung geb ichs nicht. Ich hab ein Testament gemacht; sind es, Grotius! Die schöne Holländerin hatte eine Tochter, die ich, ich weiß nicht wo, gesehen habe, eines Abends in der Rue de Vivienne. Ich glaube, sie hat den Beinamen ‚der Zitterrochen‘. Sie ist hübsch wie ein Amor; suche sie, Grotius! Du bist mein Testamentsvollstrecker, nimm, was du willst, iß: da sind fette Leberpasteten, Ballen Kaffee, Zucker, goldene Löffel. Das Service von Odiot gib deiner Frau. Aber wer kriegt die Diamanten? Nimmst du sie, Junge? Ich habe Tabake, verkaufe sie in Hamburg, sie bringen dir das Halbteil ein. Schließlich hab ich alles, und alles muß ich verlassen! — Auf, Papa Gobseck,‘ sagte er zu sich selbst, ‚keine Schwäche, sei du selbst!‘

Er brachte sich in sitzende Haltung, sein Gesicht hob sich scharf vom Kopfkissen ab, als wär es von Bronze; er reckte seinen dürren Arm und seine knochige Hand über die Bettdecke hin, in die er sich einkrampfte, als wolle er sich festhalten; er sah nach seinem Kamin hin, der so kalt war wie sein metallisches Auge, und er starb bei vollem Bewußtsein, indem er der Pförtnersfrau, dem Invaliden und mir das Bild jener alten, regen Römer darbot, wie sie Lethière auf seinem Gemälde vom ‚Tod der Kinder des Brutus‘ hinter den Konsuln gemalt hat.

‚Hat er eine Zähigkeit, der alte Lascar!‘ äußerte der Invalide in seiner soldatischen Sprechweise zu mir.

Ich hatte noch die phantastische Aufzählung im Ohr, die der Sterbende von seinen Reichtümern gemacht hatte, und mein Blick, der dem seinen gefolgt war, blieb auf dem Kohlenhaufen haften, dessen Umfang mir auffiel. Ich ergriff die Feuerzange, und als ich sie hineinstieß, traf ich auf einen Haufen Gold und Silber, der ohne Zweifel aus den während seiner Krankheit gemachten Einnahmen bestand und den beiseitzutun ihn seine Schwäche gehindert hatte, oder den auf die Bank zu schicken ihm sein Mißtrauen nicht gestattet hatte.

‚Laufen Sie zu dem Friedensrichter,' sagte ich zu dem alten Invaliden, ‚damit hier schnell die Siegel angebracht werden!'

Von den letzten Worten Gobsecks getroffen und von dem, was mir neulich die Pförtnersfrau gesagt hatte, nahm ich die Schlüssel zu den im ersten und zweiten Stockwerk gelegenen Zimmern, um sie zu untersuchen. In dem ersten, das ich öffnete, fand ich seine Reden, die ich für sinnlos gehalten hatte, bestätigt, indem ich die Ansammlung einer Habgier vor mir erblickte, der nichts geblieben war als dieser unlogische Instinkt, für den wir so viele Beispiele an den Provinzgeizhälsen besitzen. In dem jenem, wo Gobseck ausgehaucht hatte, benachbarten Gemach befanden sich faulig gewordene Pasteten, eine Menge von Delikatessen jeder Art, selbst Muscheln, Fische mit Knorpelflossen, deren unheimlicher Gestank mir den Atem versetzte. Überall wimmelte es von Würmern und Insekten. Zu diesen ersten, kürzlich gemachten Geschenken gesellten sich Schachteln in allen möglichen Formen, Teekisten, Kaffeeballen. Auf dem Kamin befanden sich in einer silbernen Suppenterrine Bescheinigungen von Waren, die, auf seinen Namen lautend, in Le Havre angekommen waren, Baumwollballen, Zuckerfässer, Tonnen mit Rum, Indigo, Tabake, ein ganzer Basar von kolonialen Eßwaren! Der Raum zeigte sich vollgestopft mit Möbeln, Silberwaren, Lampen, Gemälden, Vasen, Büchern, schönen zusammengerollten, rahmenlosen Stichen, Merkwürdigkeiten. Vielleicht rührte diese unermeßliche Zahl von Werten nicht ganz von den Geschenken her,

sondern bestanden aus Pfändern, die ihm, weil nicht Zahlung geleistet werden konnte, verblieben waren. Ich sah Schmuckkästen mit Wappen oder Ziffern, schöne Leinengedecke, kostbare Waffen, doch ohne Aufschrift. Als ich ein Buch öffnete, das mir beiseitgelegt zu sein schien, fand ich dort einen Tausendfrankenschein. Ich nahm mir vor, den geringsten Gegenstand zu untersuchen, die Dielen zu durchforschen, die Zimmerdecke, die Gesimse und die Wände, um all das Gold zu finden, nach welchem dieser des Pinsels Rembrandts würdige Holländer so begierig gewesen war. Ich habe in allem Verlauf meines juristischen Lebens niemals ähnliche Aufhäufungen eines originellen Geizes gesehen. Als ich in sein Gemach zurückkehrte, fand ich auf seinem Schreibtisch den Schlüssel zu diesem Durcheinander und der fortgesetzten Ansammlung dieser Reichtümer. Es fand sich unter einem Briefbeschwerer ein Briefwechsel zwischen Gobseck und den Kaufleuten, denen er jene Geschenke offenbar zu verkaufen gewohnt war. Nun, sei es, daß diese Leute die Opfer von Gobsecks Gerissenheit gewesen waren, sei es, daß Gobseck einen zu hohen Preis für seine Eßwaren oder seine Fabrikate verlangt hatte: jeder Kauf war hinausgeschoben. So waren die Eßwaren nicht an Chevet abgesetzt worden, weil Chevet sie bloß zu dreißig vom Hundert Einbuße nehmen wollte. Gobseck schikanierte wegen einiger Franken, und während der Erörterung verdarben die Waren. Für die Silberwaren weigerte er sich die Versandkosten zu zahlen. Bei seinen Kaffees wollte er nicht für die Abgänge Gewähr leisten. Endlich gab jeder Gegenstand Anlaß zu Beschwerden, die auf seiten Gobsecks die ersten Anzeichen des kindischen Wesens bedeuteten, der unbegreiflichen Benommenheit, zu der alle Greise gelangen, bei denen eine starke Leidenschaft den Intellekt trübt. Ich sagte mir, wie er zu sich selbst gesagt haben würde: ‚Wem werden alle diese Reichtümer zufallen?‘ Als ich an den seltsamen Hinweis dachte, den er mir bezüglich seiner einzigen Erbin an die Hand gegeben hatte, sah ich mich verpflichtet, alle verdächtigen Häuser in Paris zu

durchforschen, um hier einem schlechten Frauenzimmer ein ungeheueres Vermögen zuzuschleudern. Vor allem mögen Sie aber wissen, daß auf Akten hin, die in bester Form abgefaßt sind, Graf Ernest von Restaud in wenigen Tagen im Besitz eines Vermögens stehen wird, das ihm gestattet, Fräulein Camilla zu heiraten, und das alles, trotzdem er der Gräfin von Restaud, seiner Mutter, seinem Bruder und seiner Schwester Aussteuern und hinreichende Anteile aussetzt."

„Nun gut, lieber Herr Derville, wir werden uns dessen erinnern", antwortete Frau von Grandlieu. „Herr Ernest muß wohl reich sein, wenn er seine Mutter von einer Familie wie der unseren aufnehmen lassen will. Bedenken Sie, daß mein Sohn eines Tages Herzog von Grandlieu sein und daß er das Vermögen zweier Häuser von Grandlieu vereinen wird; ich will für ihn einen Schwager nach seinem Geschmack."

„Aber," sagte der Graf von Born, „Restaud führt Karniese auf silbernen Querbalken mit vier goldenen Schildern, von denen jedes ein schwarzes Kreuz hat, und das ist ein sehr schönes Wappen."

„Wohl wahr", sagte die Vicomtesse. „Übrigens: Camilla wird ihre Schwiegermutter nicht empfangen können."

„Frau von Beauséant empfängt Frau von Restaud", sagte der alte Onkel.

„O, auf ihren Routs", versetzte die Vicomtesse.

Die Frau
von dreißig Jahren

*

1. Der erste Irrtum

Anfang April des Jahres 1813 versprach ein Sonntagmorgen einen jener schönen Tage, an denen die Pariser zum erstenmal im Jahr ihr Pflaster frei von Schmutz und den Himmel wolkenlos sahen. Kurz vor Mittag fuhr ein mit zwei feurigen Pferden bespanntes prächtiges Kabriolett aus der Rue de Castiglione in die Rue de Rivoli ein und machte hinter einer Reihe von Equipagen halt, die vor dem kürzlich geöffneten Gitter mitten auf der Terrasse des Feuillants standen. Der zierliche Wagen wurde von einem anscheinend kränklichen und vergrämten Manne gelenkt, dem das ergrauende spärliche Haar über dem gelblichen Schädel ein früh gealtertes Aussehen gab. Er warf die Zügel dem Lakaien zu, der dem Wagen zu Pferd gefolgt war, und stieg ab, um ein junges Mädchen herunterzuheben, dessen zierliche Schönheit die Aufmerksamkeit der müßigen Spaziergänger auf der Terrasse erregte. Die Kleine ließ sich, als sie aufrecht am Kutschrande stand, willig um die Taille fassen und schlang die Arme um den Hals ihres Führers, der sie auf das Trottoir niederließ, ohne die Garnitur ihres grünen Ripskleides im geringsten gedrückt zu haben. Ein Liebhaber hätte nicht sorgsamer sein können. Der Unbekannte mußte der Vater des Mädchens sein, das, ohne ihm zu danken, vertraulich seinen Arm nahm und ihn stürmisch in den Garten zog. Der alte Vater bemerkte die verwunderten Blicke einiger jungen Leute, und sein Gesicht erhellte sich für einen Augenblick. Obwohl er längst das Alter erreicht hatte, wo sich die Männer mit den trügerischen Freuden der Eitelkeit bescheiden müssen, lächelte er.

„Man hält dich für meine Frau", sagte er dem jungen Mädchen ins Ohr. Er richtete sich stolzer auf und verlangsamte seinen Gang, was die Kleine zur Verzweiflung brachte.

Er schien für seine Tochter kokett zu sein und genoß die bewundernden Blicke, welche die Gaffer auf die kleinen, in flohbraunen Prünell gekleideten Füße warfen, auf die feine Taille,

die das reichbesetzte Kleid eng umschloß, auf den frischen Hals, den ein gesteifter Kragen nicht ganz verhüllte, und schien größeren Genuß zu haben als sie selbst. Oberhalb der Stiefelchen hob sich das Kleid bisweilen von der Bewegung des Gehens und zeigte die Rundung eines feingeformten Beines, das ein durchbrochener seidener Strumpf bekleidete. Mehr als ein Spaziergänger überholte das Paar, um das junge Gesicht noch einmal zu sehen und zu bewundern, das braune Locken umspielten und dessen weißer Teint mit seinem rosigen Hauch von dem rosa Atlasfutter des Hutes und noch mehr von der Ungeduld, die in allen Zügen der hübschen Kleinen funkelte, erhöht wurde. Eine leise Schelmerei belebte die schönen schwarzen Augen, die mandelförmig geschnitten waren und unter schön gezeichneten Brauen und langen Wimpern in einem feuchten Glanze schimmerten. Leben und Jugend hatten ihre Schätze über das mutwillige Gesicht ergossen und über eine Büste, die trotz des nach der damaligen Mode unterhalb des Busens angebrachten Gürtels doch von zierlicher Anmut war. Der Huldigungen nicht achtend, blickte das junge Mädchen mit einer gewissen Scheu auf das Schloß der Tuilerien, das offenbar das Ziel ihres ungestümen Ganges war. Es war drei Viertel auf zwölf. Trotz der frühen Stunde kamen schon einige Frauen, die sich im Staat hatten zeigen wollen, vom Schloß und wandten den Kopf noch einmal mißmutig zurück, um ihr Bedauern auszudrücken, daß sie zu einem ersehnten Schauspiel zu spät gekommen waren. Ein paar unwillige Worte, die die promenierenden Schönen in ihrer Enttäuschung fallen ließen, waren von der hübschen Unbekannten aufgefangen worden und hatten sie ganz besonders beunruhigt. Der alte Herr beobachtete mehr neugierig als spöttisch die Zeichen der Ungeduld und Furcht auf dem entzückenden Gesicht seiner Begleiterin, und vielleicht mit zu viel Fürsorge, als daß der Hintergedanke des Vaters sich hätte verkennen lassen.

Dieser Sonntag war der dreizehnte des Jahres 1813. Zwei Tage später brach Napoleon zu jenem verhängnisvollen Feldzug

auf, in dem er nacheinander Bessières und Duroc verlieren, die denkwürdigen Schlachten von Lützen und Bautzen gewinnen, sich von Österreich, Sachsen, Bayern und von Bernadotte verraten sehen und die schreckliche Schlacht von Leipzig ausfechten sollte. Die prachtvolle Parade, die der Kaiser selbst leitete, war die letzte von denen, die so lange die Bewunderung der Pariser und der Fremden erregt hatten. Die alte Garde schickte sich an, zum letztenmal die kunstvollen Bewegungen auszuführen, deren Pracht und Schneid den Riesen bisweilen selber in Erstaunen zu setzen vermochten, der sich zu seinem Zweikampf mit Europa rüstete. Es war ein Gefühl von Trauer, das die Neugier einer glänzenden Bevölkerung zu den Tuilerien hinführte. Jeder schien die Zukunft zu erraten und vielleicht zu ahnen, daß die Phantasie sich noch oft dieses Schauspiel zurückrufen würde, wenn diese heldischen Zeiten Frankreichs, wie heute, schon einen sagenhaften Charakter angenommen haben würden.

„Laß uns doch schneller gehen, lieber Vater!" sagte das junge Mädchen und zog den Greis mutwillig vorwärts; „ich höre die Trommler." „Das sind die Truppen, die in die Tuilerien einziehen", beschwichtigte er. „Oder die defilieren ... es kommen schon alle zurück", erwiderte sie mit einer kindlichen Bekümmernis, die den Greis lächeln machte. „Die Parade beginnt erst um halb ein Uhr", sagte der Vater, der seiner ungestümen Tochter kaum mehr folgen konnte.

Nach den Bewegungen ihres rechten Armes zu schließen, hätte man meinen können, sie brauche das, um schneller vorwärts zu kommen. Ihre wohlbehandschuhte kleine Hand, die ungeduldig ein Taschentuch zerknitterte, war wie ein Ruder, das die Wellen teilt. Der alte Herr lächelte hin und wieder, doch zuweilen verdüsterte doch auch flüchtig ein sorgenvoller Ausdruck sein hageres Gesicht. Seine Liebe für das schöne Geschöpf ließ ihn die Gegenwart ebenso bewundern, wie sie ihn für die Zukunft fürchten ließ. Er schien sich zu sagen: ‚Heute ist sie glücklich, wird sie es immer sein?' Denn die Alten sind nur zu sehr geneigt, der Zukunft ihrer

Kinder die Mitgift ihrer Sorgen mitzugeben. Als Vater und Tochter unter dem Säulengang des Pavillons angelangt waren, auf dessen Spitze die Trikolore flatterte und durch den die Spaziergänger auf ihrem Wege von dem Garten der Tuilerien in das Karussell hindurch müssen, riefen die Posten barsch: ‚Kein Durchgang mehr!'

Die Kleine stellte sich auf die Fußspitzen und konnte eine Unzahl geputzter Frauen sehen, die die beiden Seiten der alten Marmorarkade, aus der der Kaiser herauskommen sollte, versperrten.

„Siehst du wohl, lieber Vater, wir sind zu spät von Hause weggegangen."

Ihre betrübte, schmollende Miene bekundete, wie wichtig es ihr gewesen war, bei der Revue zugegen zu sein.

„Komm, Julie, laß uns gehen, du willst doch nicht zertreten werden!" „Ach nein, bleiben wir, lieber Vater! Von hier aus kann ich immerhin noch etwas vom Kaiser zu sehen bekommen; wenn er im Feldzug umkäme, hätte ich ihn nie gesehen."

Der Vater erzitterte, als er diese egoistischen Worte vernahm; seine Tochter hatte Tränen in der Stimme. Er sah sie an, und es kam ihm der Gedanke, daß die Tränen unter ihren gesenkten Lidern wohl weniger von diesem Verdruß als von einem jener ersten Bekümmernisse herrührten, deren geheimer Ursprung für einen alten Vater leicht zu erraten war. Plötzlich wurde Julie rot und stieß einen Ruf aus, den weder die Posten noch der Vater verstehen konnten. Ein Offizier, der aus dem Hof auf die Treppe zueilte, wandte sich bei diesem Ruf schnell um, kam bis zu der Gartenarkade heran, erkannte die junge Dame, die einen Augenblick von den großen langhaarigen Mützen der Grenadiere verdeckt gewesen war, und ließ sofort für sie und ihren Vater das Verbot, das er selbst erteilt hatte, aufheben. Dann zog er, ohne sich um das Murren der eleganten Menge, die das Tor belagerte, zu kümmern, die entzückte Kleine sanft mit sich.

„Nun wundere ich mich nicht mehr, weder über ihren Zorn noch über ihr Ungestüm, da du hier Dienst tatest", sagte der alte Herr mit einem Ton, der zugleich ernst und neckend war.

„Herr Herzog, wenn Sie einen guten Platz haben wollen," antwortete der junge Mann, „dürfen wir jetzt nicht plaudern. Der Kaiser liebt es nicht, zu warten, und ich bin vom Großmarschall zur Meldung befohlen."

Während er sprach, hatte er mit einer gewissen Vertraulichkeit Juliens Arm genommen und sie hastig gegen das Karussell mit fortgezogen. Julie sah mit Erstaunen, wie sich eine endlose Menge in den kleinen Raum zwischen den grauen Mauern des Palastes und den von Ketten gezogenen Schranken, mit denen man inmitten des Hofes der Tuilerien große sandbestreute Vierecke abgegrenzt hatte, hineinzwängte. Die Postenkette der Schildwachen, die den Weg für den Kaiser und seinen Generalstab freihalten sollte, hatte die größte Mühe, sich nicht von der erwartungsvollen, wie ein Bienenschwarm surrenden Menge durchbrechen zu lassen.

„Es wird wohl sehr schön werden?" fragte Julie mit einem Lächeln. „Geben Sie doch acht!" rief der Offizier und faßte sie um die Taille, um sie mit ebensoviel Kraft wie Geschwindigkeit neben einer Säule in Sicherheit zu bringen.

Ohne dieses rasche Verfahren wäre seine neugierige Verwandte durch das Hinterteil des weißen Pferdes gequetscht worden, das einen Sattel aus grünem Samt und Gold trug und das der Mameluck Napoleons in nächster Nähe der Arkade zehn Schritt hinter den übrigen Pferden am Zügel hielt, welche auf die hohen Offiziere warteten, die dem Kaiser zur Begleitung dienten. Der junge Mann wies dem Vater und der Tochter neben der ersten Schranke, rechts vor der Menge, ihren Platz an und empfahl sie mit einer Kopfbewegung den beiden alten Grenadieren, zwischen denen sie standen. Als der Offizier sich wieder dem Palast zuwandte, war der Schreck, den ihm das Zurückweichen des Pferdes verursacht hatte, auf seinem Gesicht einem Ausdruck von Glück

und Freude gewichen. Julie hatte ihm geheimnisvoll die Hand gedrückt, sei es, um ihm für den kleinen Dienst zu danken, sei es, um ihm zu sagen: ‚Endlich seh ich Sie also wieder!' Sie neigte in Erwiderung des respektvollen Grußes, mit dem sich der Offizier vor seinem eiligen Verschwinden von ihr und ihrem Vater verabschiedete, sogar sanft den Kopf. Der alte Herr, der die beiden jungen Leute absichtlich allein gelassen zu haben schien, hielt sich in gedrückter Stimmung hinter seiner Tochter; doch beobachtete er sie heimlich und suchte ihr einen Schein von Sicherheit mitzuteilen, indem er tat, als ob er von dem Anblick des prächtigen Schauspiels, den das Karussell bot, ganz hingenommen wäre. Als Julie ihren Vater ängstlich wie ein Schüler seinen Lehrer anblickte, antwortete er ihr sogar mit einem heiter-gütigen Lächeln; aber sein scharfes Auge war dem Offizier bis unter die Arkade gefolgt, und keine Einzelheit dieser flüchtigen Szene war ihm entgangen.

„Welch schönes Schauspiel!" sagte Julie leise und drückte ihrem Vater die Hand.

Der malerische und großartige Anblick, den das Karussell in diesem Augenblick gewährte, entlockte denselben Ausruf Tausenden von Zuschauern, die alle mit vor Bewunderung offenem Munde dastanden. Eine Masse Menschen, ebenso dicht gedrängt wie die, in der sich der Greis und seine Tochter befanden, stand in einer geraden Linie dem Schlosse gegenüber und hielt den engen, gepflasterten Raum besetzt, der am Gitter des Karussells entlang läuft. Diese Menge betonte mit der Buntheit ihrer Damentoiletten das riesenhafte Rechteck, das die Gebäude der Tuilerien und das damals neuerrichtete Gitter bildeten, erst vollends. Die Regimenter der alten Garde, welche Revue passieren sollten, füllten den mächtigen Raum, wo sie, dem Palast gegenüber, zehn Reihen tiefe imposante blaue Linien bildeten. Jenseits der Absperrung und in dem Karussell waren, auf andern parallelen Linien, mehrere Infanterie- und Kavallerieregimenter aufgestellt und bereit, durch den Triumphbogen zu defilieren, der die Mitte

des Gitters ziert und auf dessen Spitze man zu jener Zeit noch die prächtigen Pferde von Venedig sah. Die Regimentsmusik, die am untern Ende der Galerien des Louvre postiert war, wurde von den diensttuenden polnischen Ulanen verdeckt. Ein großer Teil des sandbestreuten Karrees blieb leer. Er lag wie eine Arena für die Bewegungen dieser stummen Truppenkörper bereit, deren Massen, mit militärischer Kunst symmetrisch verteilt, die Strahlen der Sonne in den dreieckigen Spitzen von zehntausend Bajonetten auffingen. In dem leichten Wind bewegten sich die Federbüsche der Soldaten wie die Bäume des Waldes unter einem heftigen Sturm. Diese alten, stummen, glänzenden Truppen boten in der Verschiedenheit ihrer Uniformen, der Aufschläge, der Waffen und der Achselschnüre die mannigfaltigsten Farbenkontraste. Das riesenhafte Gemälde, das Miniaturbild eines Schlachtfeldes vor der Schlacht, war mit all seinen bizarren Begleiterscheinungen von den hohen, majestätischen Gebäuden, deren starre Ruhe für die Soldaten und ihre Vorgesetzten vorbildlich zu sein schien, poetisch eingerahmt. Der Zuschauer verglich unwillkürlich die Menschenmauern und die Steinmauern. Die Frühlingssonne warf ihr Licht verschwenderisch über die weißen, erst gestern erbauten Mauern und über jahrhundertealte und bestrahlte mit vollem Glanze die unzähligen gebräunten Gesichter, die alle von vergangenen Gefahren erzählten und die zukünftigen ernst erwarteten. Die Obersten jedes Regiments kamen und gingen einzeln vor den Fronten dieser heldenmütigen Männer vorüber. Hinter den Massen der in Silber, Himmelblau, Purpur und Gold schimmernden Truppen konnten die Neugierigen die dreifarbigen Wimpel bemerken, die an den Lanzen von sechs unermüdlichen polnischen Reitern befestigt waren. Diese hatten, gleich den Hunden, die eine Herde durch das Feld leiten, die Aufgabe, sich unaufhörlich zwischen den Truppen und den Neugierigen hin und her zu bewegen, um die letzteren zu verhindern, den winzigen Raum, der ihnen neben dem kaiserlichen Gitter zugebilligt war, zu überschreiten. Abgesehen von diesem Hin und Her hätte

man sich in Dornröschens Schloß versetzt glauben können. Der Frühlingswind, der über die langhaarigen Mützen der Grenadiere strich, machte die Unbeweglichkeit der Soldaten noch auffälliger, gleichwie das dumpfe Murmeln der Menge ihr Schweigen noch mehr hervorhob. Nur zuweilen das Dröhnen eines Halbmonds oder ein versehentlicher leichter Schlag gegen eine große Trommel, den das Echo des kaiserlichen Palastes wiederholte, dem entfernten Rollen des Donners vor einem Gewitter gleichend. Ein unbeschreiblicher Enthusiasmus drückte sich in der Erwartung der Menge aus. Frankreich schickte sich an, Napoleon am Vorabend eines Feldzuges, dessen Gefahren von dem geringsten Bürger vorausgesehen werden konnten, Lebewohl zu sagen. Es handelte sich diesmal um Sein oder Nichtsein des französischen Kaiserreichs. Dieser Gedanke schien die bürgerlichen und die bewaffneten Volksmassen zu beleben, die sich gleicherweise stumm in dem Umkreis zusammendrängten, über dem der Adler und das Genie Napoleons schwebten. Diese Soldaten, die Hoffnung Frankreichs, diese Soldaten, Frankreichs letzter Blutstropfen, trugen zu einem nicht geringen Teil zu der unruhigen Neugier der Zuschauer bei. Zwischen der Mehrzahl der Anwesenden und dem Militär wurde vielleicht ein Abschied auf ewig genommen. Alle aber, selbst die dem Kaiser durchaus feindlich Gesinnten, richteten glühende Wünsche für den Ruhm des Vaterlandes zum Himmel. Selbst jene Männer, die des Kampfes, der sich zwischen Europa und Frankreich entsponnen hatte, ganz und gar müde waren, hatten ihren Haß abgetan, als sie durch den Triumphbogen schritten, wohl wissend, daß am Tage der Gefahr Napoleon ganz Frankreich bedeutete. Die Schloßuhr schlug halb eins. In diesem Augenblick verstummte das Surren der Menge, und die Stille wurde so tief, daß man das Wort eines Kindes hätte hören können. Der alte Herr und seine Tochter, die ganz nur Auge waren, vernahmen jetzt den Klang von Sporen und ein Rasseln von Säbeln, das unter dem hohen Säulengang des Schlosses laut hallte.

Ein kleiner, ziemlich fetter Mann, in hohen Reiterstiefeln, mit einer grünen Uniform und einer weißen Hose bekleidet, erschien plötzlich mit einem Dreimaster auf dem Kopf, der ebenso seltsam war wie der Mann selbst; das breite rote Band der Ehrenlegion floß über seine Brust, ein kleiner Degen hing an seiner Seite. Der Mann wurde von allen Augen und von allen Punkten des Platzes aus gleichmäßig gesehen. Sogleich schlugen die Trommeln den Fahnenmarsch, die beiden Orchester spielten einen Satz, dessen kriegerisches Thema von allen Instrumenten, von der sanftesten Flöte bis zur großen Trommel, wiederholt wurde. Bei diesem kriegerischen Aufruf erbebten alle Herzen; die Fahnen grüßten, die Soldaten präsentierten die Waffen mit einer einmütigen, gleichen Bewegung, in welcher die Gewehre von der ersten bis zur letzten Reihe des Karussells im selben Moment emporgehoben wurden. Kommandoworte schallten von Reihe zu Reihe wie Rufe eines Echos. Die begeisterte Menge rief: „Es lebe der Kaiser!" Kurz, alles bebte, flackerte, alles war erschüttert. Napoleon war zu Pferde gestiegen. Diese Bewegung hatte die schweigsamen Massen belebt, den Instrumenten eine Stimme gegeben, die Adler und die Fahnen zum Schwingen gebracht und auf allen Gesichtern Erregung hervorgerufen. Die Mauern der hohen Galerie dieses alten Palastes schienen mitzurufen: „Es lebe der Kaiser!" Es war nichts Menschliches mehr, es war ein Zauberwerk, ein Abbild der göttlichen Macht oder vielmehr ein vergängliches Bild dieser so vergänglichen Herrschaft. Der Mann, der von so viel Liebe, Begeisterung, Hingebung, Wünschen getragen wurde, für den die Sonne die Wolken vom Himmel gejagt hatte, saß auf seinem Pferde, drei Schritt vor dem kleinen, goldstrotzenden Stabe, der ihm folgte, mit dem Großmarschall zur Linken und dem dienstuenden Marschall zur Rechten. Inmitten all der Erregung, die er geweckt hatte, schien jeder Zug in seinem Gesichte völlig ungerührt.

„O Gott, ja! Bei Wagram mitten im Feuer, an der Moskwa zwischen Toten, immer ist er unerschütterlich wie der Täufer, er!"

Diese Antwort auf zahlreiche Fragen gab der Grenadier, der neben dem jungen Mädchen stand. Julie war eine Weile in der Betrachtung dieser Gestalt versunken, deren Ruhe ein so großes, sicheres Machtgefühl anzeigte. Der Kaiser bemerkte Fräulein von Chatillonnest und neigte sich gegen den Marschall Duroc, um eine Bemerkung zu machen, die ein Lächeln bei diesem hervorrief. Die Heerschau nahm ihren Anfang. Während das junge Mädchen seine Aufmerksamkeit bisher zwischen der unbewegten Gestalt Napoleons und den blauen, grünen und roten Linien der Truppen geteilt hatte, beschäftigte sie sich in diesem Augenblick, inmitten der raschen, regelmäßigen Bewegungen der alten Soldaten, mit einem jungen Offizier, der zu Pferde durch die sich bewegenden Reihen jagte und mit unermüdlicher Geschäftigkeit zu der Gruppe zurückkehrte, an deren Spitze der schlichte Napoleon glänzte. Dieser Offizier ritt einen prächtigen Rappen und zeichnete sich, im Gegensatz zu der herausgeputzten Menge, durch die schöne himmelblaue Uniform eines Ordonnanzoffiziers des Kaisers aus. Die Goldstickereien seines Rockes und der Reiherbusch seines schmalen, länglichen Tschakos funkelten so lebhaft in der Sonne, daß ihn die Zuschauer mit einem Irrlicht vergleichen mußten. Er war die sichtbar gewordene Seele des Ganzen, auf Befehl des Kaisers dazu bestellt, die ‚Bataillone zu beleben', zu führen, deren erhobene Waffen Blitze schleuderten, wenn auf einen Wink seiner Augen die Reihen sich teilten, sich wieder vereinigten, sich wie die Wellen eines Schlundes im Kreise herumdrehten oder wie die langen, geraden, hohen Wellen, die der empörte Ozean ans Ufer trägt, auf ihn zukamen.

Als die Heerschau zu Ende war, ritt der Ordonnanzoffizier mit verhängtem Zügel heran und hielt vor dem Kaiser, um seine Befehle zu erwarten. In diesem Augenblick war er zwanzig Schritt von Julie entfernt, vor der kaiserlichen Gruppe, in einer Haltung, ähnlich der, wie sie Gérard dem General Rapp auf dem Bilde ‚Die Schlacht von Austerlitz' gegeben hat. Es war dem jungen Mädchen vergönnt, den Mann ihres Herzens in

seinem vollen militärischen Glanze zu bewundern. Der Oberst Viktor d'Aiglemont, der kaum dreißig Jahre zählte, war groß, gut gewachsen, schlank. Sein wohlproportionierter Körper kam nie besser zur Geltung, als wenn er seine Kraft dazu gebrauchte, ein Pferd zu meistern, dessen geschmeidiger, eleganter Rücken sich dann unter ihm zu biegen schien. Sein männliches, braunes Gesicht hatte den unerklärlichen Reiz, den eine vollkommene Regelmäßigkeit der Züge jungen Gesichtern verleiht. Seine Stirn war breit und hoch. Seine feurigen Augen, von dichten Brauen beschattet und langen Wimpern umrandet, bildeten zwei weiße Ovale zwischen zwei schwarzen Linien. Seine Nase hatte die graziöse Biegung eines Adlerschnabels. Das Rot seiner Lippen trat unter den Krümmungen des unvermeidlichen schwarzen Schnurrbarts kräftig hervor. Breite Backen von lebhafter Farbe zeigten braune und gelbe Töne, die auf außerordentliche Kraft deuteten. Es war eins von jenen Gesichtern, dem die Tapferkeit ihr Gepräge verliehen hat, der Typus, auf den der Künstler heute aus ist, wenn er einen der Helden des kaiserlichen Frankreich darstellen will. Das schweißtriefende Pferd, dessen unruhig hin und her gehender Kopf äußerste Ungeduld ausdrückte, stand, die beiden Vorderfüße gespreizt und auf einer genauen Linie gehalten, unbeweglich da und ließ die langen Haare seines dichten Schweifes flattern; seine Hingebung versinnbildlichte auf eine greifbare Art die seines Herrn für den Kaiser. Julie empfand eine Regung von Eifersucht, als sie ihren Geliebten so beflissen sah, die Blicke Napoleons aufzufangen; sie dachte daran, daß er sie noch nicht angesehen hatte. Plötzlich hat der Herrscher ein Wort gesprochen. Viktor drückt die Flanken seines Pferdes und galoppiert von dannen; aber der Schatten einer Schranke auf dem Sande erschreckt das Pferd; es scheut, weicht zurück und bäumt sich so jäh auf, daß der Reiter in Gefahr scheint. Julie stößt einen Schrei aus, sie erbleicht; alle Augen richten sich auf sie, sie sieht niemand; ihre Augen sind auf das wilde Pferd gerichtet, das der Offizier züchtigt, während er davonjagt, um die

Befehle Napoleons weiterzugeben. Diese verwirrenden Szenen hatten Julie in solche Spannung versetzt, daß sie sich unbewußt an den Arm ihres Vaters geklammert hatte, dem sie so unwillkürlich durch den mehr oder weniger lebhaften Druck ihrer Finger ihre Gedanken mitteilte. Als Viktor nahe daran gewesen war, von dem Pferde heruntergeworfen zu werden, hatte sie sich noch fester an ihren Vater geklammert, als ob sie selbst in Gefahr wäre zu fallen. Der Greis betrachtete mit finsterer, schmerzlicher Unruhe das liebliche Gesicht seiner Tochter, und über seine wie im Krampf zusammengezogenen Züge glitt ein Ausdruck von Mitleid, Eifersucht, Bedauern. Doch als der ungewohnte Glanz in Juliens Augen, der Schrei, den sie ausgestoßen hatte, und die zuckende Bewegung ihrer Finger ihm vollends ihre heimliche Liebe enthüllt hatten, mußten sich ihm wohl traurige Zukunftsbilder offenbaren, denn sein Gesicht spiegelte die Ahnung künftigen Unheils. In diesem Augenblick schien die Seele Juliens in die des Offiziers übergegangen zu sein. Unter einem Gedanken, der an Grausamkeit alle bisherigen übertraf, krampfte sich das leidende Gesicht des Greises zusammen, als er d'Aiglemont, der an ihnen vorbeiritt, einen Blick des Einverständnisses mit Julien tauschen sah, deren Augen feucht schimmerten und deren Gesicht von brennender Röte übergossen war. Er führte seine Tochter, ehe sie sich dessen versah, in den Garten der Tuilerien.

„Aber, lieber Vater," sagte sie, „die Regimenter auf dem Platz des Karussells werden noch weiter exerzieren." „Nein, mein Kind, alle Truppen defilieren." „Ich glaube, du irrst dich, lieber Vater; Herr d'Aiglemont sollte sie vorrücken lassen." „Aber, liebes Kind, es strengt mich an, ich mag nicht mehr bleiben."

Julie hätte ihrem Vater das ohne weiteres glauben können, wenn sie auf dieses von väterlichen Kümmernissen bedrückte Gesicht einen Blick geworfen hätte.

„Leiden Sie sehr?" fragte sie gleichgültig, so ganz war sie mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. „Ist nicht jeder Tag ein Gnadengeschenk für mich?" erwiderte der Greis. „Willst du

mich wieder traurig machen, weil du von deinem Tode sprichst? Ich war so heiter. Verjage rasch deine bösen, schwarzen Gedanken!" „Ach!" rief der Vater mit einem Seufzer, „verwöhntes Kind! Gerade die besten Herzen sind doch oft recht grausam! Daß man euch das Leben weiht, nur an euch denkt, für euer Behagen sorgt, seine Neigungen euren Launen opfert, euch vergöttert, das Blut für euch hingibt, das ist rein gar nichts! Ach ja, ihr nehmt alles unbekümmert hin. Man müßte allmächtig sein wie Gott, damit ihr einem immer euer Lächeln und eure herablassende Liebe zuteil werden lasset. Dann kommt schließlich ein anderer — ein Geliebter, ein Mann, und raubt uns euer Herz!"

Erstaunt sah Julie ihren Vater an, der langsam einherschritt und trübe Blicke auf sie richtete.

„Ihr versteckt euch sogar vor uns," fing er von neuem an, „aber vielleicht auch vor euch selber ..." „Aber wie kannst du das sagen, lieber Vater!" „Ich meine, Julie, daß du Geheimnisse vor mir hast. Du liebst!" sagte er lebhaft, als er sah, daß seine Tochter errötet war; „ach, ich hoffte, du würdest deinem alten Vater treu bleiben bis zu seinem Tode, ich hoffte, dich glücklich und strahlend bei mir zu behalten, dich zu bewundern, so wie du noch eben warst. Solange mir dein Geschick unbekannt war, hätte ich an eine ruhige Zukunft für dich glauben können. Aber jetzt ist es unmöglich, daß ich eine Hoffnung auf Glück für dich mit mir fortnehme, denn du liebst noch mehr den Offizier als den Vetter. Ich kann nicht mehr daran zweifeln." „Warum soll ich ihn denn nicht lieben dürfen?" rief sie mit lebhafter Neugierde. „Ach, meine Julie, du würdest mich nicht verstehen", sagte der Vater mit einem Seufzer. „Sage es nur!" erwiderte sie mit leisem Trotz. „Gut also, höre mich, mein Kind! Die jungen Mädchen machen sich oft edle, berückende Bilder zurecht, ganz ideale Gestalten, und bilden sich phantastische Ideen über die Männer, die Gefühle, die Welt; dann statten sie in ihrer Unschuld irgendeinen Charakter mit allen Vollkommenheiten aus und vertrauen ihm; sie lieben in dem Manne ihrer Wahl diese eingebildete Gestalt.

Aber später, wenn sie sich nicht mehr von dem Unglück losmachen können, verwandelt sich die trügerische Erscheinung, die sie so reich begabt haben, ihr erster Abgott, in ein abscheuliches Skelett. Julie, lieber sähe ich dich in einen Greis verliebt als in den Oberst. Ah! wenn du dich zehn Jahre weiter in das Leben versetzen könntest, würdest du meiner Erfahrung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich kenne Viktor: seine Fröhlichkeit ist ohne Geist, eine Kasernenlustigkeit; er ist ohne Talent und verschwenderisch. Er ist einer von denen, die der Himmel erschaffen hat, um am Tage vier Mahlzeiten einzunehmen und zu verdauen, zu schlafen, die erste beste zu lieben und sich zu schlagen. Er versteht das Leben nicht. Sein gutes Herz, denn ein gutes Herz hat er, wird ihn vielleicht dazu bringen, einem Unglücklichen, einem Kameraden seine Börse zu geben; aber er ist leichtfertig, er hat nicht die Feinheit des Herzens, die dem Glück einer Frau Opfer bringt; er ist unwissend, egoistisch ... es gibt da sehr viele Aber." „Nun, Vater, er muß doch wohl etwas Geist und Begabung haben, da man ihn zum Oberst gemacht hat." „Meine Liebe, Viktor wird sein ganzes Leben Oberst bleiben. — Ich habe noch keinen gesehen, der mir deiner würdig erschienen wäre", sagte der alte Vater mit einem gewissen Enthusiasmus.

Er hielt einen Moment inne, sah seine Tochter an und fügte hinzu: „Meine liebe, arme Julie, du bist noch zu jung, zu schwächlich, zu zart, um die Leiden und Mühseligkeiten der Ehe zu ertragen. D'Aiglemont ist von seinen Eltern verwöhnt worden, ebenso wie du von deiner Mutter und mir verwöhnt worden bist. Wie ist es denkbar, daß ihr beide euch solltet verstehen können, da jeder von euch seinen eigenen Willen hat, der mit dem des andern unvereinbar ist? Du wirst dich entweder tyrannisieren lassen oder selbst Tyrann sein. Das eine oder das andere trägt die gleiche Summe von Unglück in das Leben einer Frau. Doch du bist sanft und bescheiden, du wirst dich also zuerst beugen. Du hast", sagte er mit zitternder Stimme, „eine Herzensanmut, die verkannt werden wird, und dann ..." Er vollendete

nicht, die Tränen übermannten ihn. „Viktor", fing er nach einer Pause wieder an, „wird die unschuldigen Regungen deiner jungen Seele verletzen. Ich kenne das Militär, meine Julie; ich habe unter den Waffen gelebt. Es ist selten, daß das Herz dieser Leute stark genug ist, um über die Gewohnheiten Herr zu werden, die sie inmitten all des Unglücks, das sie umgibt, und in den Zufällen ihres abenteuerlichen Lebens angenommen haben." „Du willst dich also meinen Gefühlen entgegensetzen und mich für dich und nicht für mich verheiraten?" versetzte Julie in einem Ton, der zwischen Ernst und Scherz die Mitte hielt. „Dich für mich verheiraten!" rief der Vater mit einem Ausdruck des Staunens, „für mich, dessen freundlich warnende Stimme du bald nicht mehr hören wirst! Ich habe immer gesehen, daß die Kinder die Opfer, die ihnen ihre Eltern auferlegen, einem eigennützigen Gefühle zugeschrieben haben. Heirate Viktor, meine Julie! Eines Tages wirst du seine Nichtigkeit, seine Liederlichkeit, seinen Egoismus, seine Unzartheit, seine Unfähigkeit zur Liebe und soundso viel anderes Ungemach, das er dir bereiten wird, bitter beweinen. Dann erinnere dich, daß unter diesen Bäumen die prophetische Stimme deines Vaters vergeblich dich gewarnt hat!"

Der Greis schwieg, er hatte beobachtet, wie seine Tochter trotzig den Kopf schüttelte. Die beiden schritten auf das Gitter zu, wo ihr Wagen hielt. Während dieses schweigsamen Ganges prüfte das junge Mädchen flüchtig das Gesicht ihres Vaters und gab ihre schmollende Miene allmählich auf. Der tiefe Schmerz, der auf dieser zu Boden geneigten Stirn eingegraben war, machte einen lebhaften Eindruck auf sie.

„Ich verspreche dir, lieber Vater," sagte sie mit sanfter und bewegter Stimme, „dir nicht mehr von Viktor zu reden, bevor du von den Vorurteilen, die du gegen ihn hast, abgekommen bist." Der Greis betrachtete seine Tochter mit Erstaunen. Zwei Tränen entrollten seinen Augen und rannen ihm über die gefurchten Wangen hinab. Er konnte Julie vor der Menge, die

sie umgab, nicht umarmen, aber er drückte ihr zärtlich die Hand. Als er den Wagen bestieg, waren alle sorgenvollen Gedanken, die seine Stirn umwölkt hatten, verflogen. Die ein wenig traurige Haltung seiner Tochter beunruhigte ihn weit weniger als die unschuldige Freude, deren geheime Ursache sie bei der Revue verraten hatte. — —

In den ersten Märztagen des Jahres 1814, etwas weniger als ein Jahr nach dieser Revue des Kaisers, rollte eine Kalesche auf dem Wege von Amboise nach Tours. Beim Verlassen des aus Nußbäumen gebildeten grünen Domes, unter welchem das Postgebäude von La Frillière versteckt lag, wurde das Fahrzeug mit solcher Geschwindigkeit dahingetragen, daß es im Nu an der Brücke, die über die Eise ging, bei der Mündung dieses Flusses in die Loire anlangte, wo es halten mußte. Infolge der ungestümen Eile, zu der ein junger Postillion auf Befehl seines Herrn die vier raschesten Pferde der Poststation angefeuert hatte, war einer der Zugriemen gerissen. So hatten die beiden Personen, die sich im Innern der Kalesche befanden, durch einen Zufall Muße, bei ihrem Erwachen eine der schönsten Landschaften, die die verlockenden Ufer der Loire bieten können, zu bewundern. Zur Rechten umfaßt der Reisende mit einem Blick alle Krümmungen der Eise, die sich wie eine silberne Schlange durch die Wiesen windet, wo der junge Lenztrieb dem Gras zurzeit einen smaragdenen Ton gab. Zur Linken erscheint die Loire in ihrer ganzen Pracht. Auf der weiten, von der kühlen Morgenfrühe hier und da leichtgekräuselten Wasserfläche, die dieser majestätische Fluß entfaltet, bricht sich die Sonne in unzähligen Facetten. Grünende Inseln liegen verstreut wie die gefaßten Edelsteine eines Halsbandes. Auf der andern Seite des Flusses breiten die schönsten Landschaften der Touraine, soweit das Auge reicht, ihre Herrlichkeiten aus. In der Ferne ist der Blick nur von den Hügeln des Cher begrenzt, dessen Gipfel sich zu dieser Stunde in scharfen Umrissen von dem durchsichtigen Blau des Himmels abhoben. Durch das zarte

Laubwerk der Inseln gesehen, scheint Tours, im Hintergrund des Bildes, sich wie Venedig aus dem Schoß des Wassers zu heben. Die Glockentürme seiner alten Kathedrale ragen in die phantastischen Gebilde eines weißlichen Gewölks hinein. Jenseits der Brücke, auf der der Wagen hielt, erblickt man längs der Loire bis gegen Tours eine Felsenkette, die die Natur aus einer Laune dahin gestellt zu haben scheint, um den Fluß einzudämmen, dessen Fluten unaufhörlich den Stein aushöhlen — ein Schauspiel, das stets das Staunen der Reisenden hervorruft. Das Dorf Vouvray liegt wie eingebettet in den Schlünden und Aushöhlungen dieser Felsen, die vor der Brücke der Cise eine Biegung machen. Von Vouvray bis Tours hat dann in den steilen Klüften dieser zerrissenen Hügel ein Winzervolk seine Wohnstätten. An mehr als einer Stelle sind drei Stockwerke in den Felsen eingehöhlt und durch gefährliche Treppen, die in den Stein gehauen sind, verbunden. Oben von einem Dach aus läuft ein junges Mädchen im roten Unterrock in ihren Garten. Der Rauch eines Kamins steigt zwischen den sprossenden Reben und Ranken eines Weinbergs auf. Pächter arbeiten auf den steil abfallenden Feldern. Eine alte Frau sitzt mit ihrem Spinnrad ruhig auf einem eingestürzten Felsblock unter einem blühenden Mandelbaum und lächelt über das Erschrecken der Reisenden, die zu ihren Füßen vorüberziehen. Sie kümmert sich ebensowenig um die Risse, die in den Felsen klaffen, als um die überhängenden Reste einer alten Mauer, deren Steinschichten nur noch von den krausen Wurzeln eines Efeumantels festgehalten werden. Der Hammer der Küfer tönt durch die Gewölbe von Kellern, die in die Felsengipfel eingebaut sind. Das Land ist überall bestellt und fruchtbar, obwohl die Natur dem menschlichen Fleiß die Erdscholle versagt hat. Nichts ist im Lauf der Loire dem reichen Panorama vergleichbar, das die Touraine hier den Augen des Reisenden auftut. Das dreifache Bild dieser in ihrer Mannigfaltigkeit kaum angedeuteten Szenerie bereitet der Seele ein Schauspiel, das sie für immer in ihr Gedächtnis

einprägt; und wenn ein Dichter dies genossen hat, so werden ihm seine Träume auf eine märchenhafte Weise immer wieder diese romantischen Eindrücke hervorzaubern.

Im Augenblick, wo der Wagen auf der Brücke der Cise angelangt war, verteilten sich die weißen Nebel zwischen den Inseln der Loire, und die harmonische Landschaft zeigte sich in einer neuen Schönheit. Der starke Duft der Weiden, die den Fluß begrenzen, vermischte sich mit dem Hauch der feuchten Brise. Die Vögel ließen ihr vielstimmiges Konzert ertönen. Der eintönige Gesang eines Ziegenhirten klang melancholisch dazwischen, während die Rufe von Schiffern eine ferne Regsamkeit ahnen ließen. Ein weicher Dunst zwischen den Bäumen, die verstreut in der weiten Landschaft standen, lieh dem Bilde noch einen besondern Reiz. Es war die Touraine in ihrer ganzen Pracht, der Frühling in seiner ganzen Herrlichkeit. Dieser Teil Frankreichs, der einzige, den die fremden Armeen nicht stören sollten, war zu jener Zeit der einzig ruhige und machte den Eindruck, als ob er die Invasion nicht fürchte.

Ein Kopf mit einer Soldatenmütze guckte aus der Kalesche, sobald sie stehen geblieben war; und sogleich öffnete ein ungeduldiger Offizier den Wagenschlag und sprang auf die Straße, um den Postillion zur Rede zu stellen. Doch die Geschicklichkeit, mit der dieser Mann aus der Touraine die zerrissene Zugleine wieder instand setzte, beschwichtigte den Obersten Grafen d'Aiglemont, der an den Wagenschlag zurücktrat und die Arme streckte, um die steifen Muskeln biegsam zu machen. Er gähnte, betrachtete die Landschaft und legte die Hand auf den Arm einer jungen Frau, die sorgfältig in einen Pelzmantel eingehüllt war.

„Wach auf, Julie," sagte er mit heiserer Stimme, „sieh dir doch einmal die Landschaft an! Sie ist prachtvoll."

Julie steckte den Kopf aus dem Wagen. Sie trug eine Marderpelzmütze, und der pelzgefütterte Mantel verhüllte ihre Gestalt so völlig, daß man nur das Gesicht sehen konnte. Julie d'Aiglemont glich schon nicht mehr dem jungen Mädchen, das damals

so freudig und glücklich zu der Revue in den Tuilerien geeilt war. Ihr immer so zartes Gesicht hatte die rosigen Farben eingebüßt, die es ehedem hatten so blühend erscheinen lassen. Ihr schwarzes, von der Feuchtigkeit der Nacht aufgelöstes Haar ließ das matte Weiß des Gesichts hervortreten, dessen Lebhaftigkeit erstarrt schien. Ihre Augen glänzten allerdings in einem übernatürlichen Feuer; doch unterhalb der Lider zeigten die müden Wangen violette Töne. Sie ließ ihre Blicke gleichgültig über die Landschaften des Cher, der Loire mit ihren Inseln, über Tours und die langen Felsen von Vouvray schweifen; dann sank sie schleunig wieder in die Polster des Wagens zurück, ohne das entzückende Tal der Cise ansehen zu wollen, und sagte mit einer Stimme, die im Freien außerordentlich schwach klang: „Ja, es ist wunderbar."

Sie hatte, wie man sieht, über ihren Vater gesiegt — zu ihrem Unglück.

„Julie, möchtest du nicht hier leben?" „O, hier oder anderswo", sagte sie leichthin. „Fehlt dir etwas?" fragte sie der Oberst d'Aiglemont. „Keineswegs", erwiderte die junge Frau mit erzwungener Lebhaftigkeit. Sie blickte ihren Mann lächelnd an und fügte hinzu: „Ich möchte schlafen."

Plötzlich ertönte der Galopp eines Pferdes. Viktor d'Aiglemont ließ die Hand seiner Frau los und wandte den Kopf nach der Biegung, den der Weg an dieser Stelle macht. Sobald Julie von dem Oberst nicht mehr gesehen werden konnte, schwand der heitere Ausdruck, den sie ihrem blassen Gesicht gegeben hatte, wie wenn ein heller Schein plötzlich erloschen wäre. Da sie weder den Wunsch hatte, die Landschaft wiederzusehen, noch die Neugier, zu wissen, wer jener Kavalier sei, dessen Pferd so wild dahergaloppierte, drückte sie sich in die Ecke des Wagens und hielt die Augen starr auf das Hinterteil der Pferde gerichtet, ohne irgendein Gefühl zu verraten. Sie hatte ein so stumpfes Aussehen wie ein bretonischer Bauer, der die Predigt seines Pfarrers hört. Ein junger Mann auf einem kostbaren Pferde

kam plötzlich aus einem Wäldchen von Pappeln und blühendem Hagedorn hervor.

„Das ist ein Engländer", sagte der Oberst. „Ach Gott, ja, Herr General," erwiderte der Postillion; „es ist einer von den Nichtswürdigen, die, wie man sagt, Frankreich ruinieren wollen."

Der Unbekannte war einer jener Reisenden, die sich auf dem Kontinent befunden hatten, als Napoleon in Erwiderung der Verletzung des Völkerrechts durch das Kabinett von Saint-James, nach dem Bruch des Vertrags von Amiens, alle Engländer festnehmen ließ. Diese Gefangenen, die den Launen der kaiserlichen Macht unterstellt waren, blieben nicht alle an den Orten, wo sie festgenommen worden waren, noch an denen, die sie anfangs nach Belieben wählen konnten. Die meisten von denen, die zu dieser Zeit die Touraine bewohnten, waren aus den verschiedensten Teilen des Reichs, wo ihr Aufenthalt die Interessen der kontinentalen Politik hätte gefährden können, dorthin transportiert worden. Der junge Gefangene, der hier seine Vormittagslangeweile spazieren führte, war solch ein Opfer der bureaukratischen Macht. Vor zwei Jahren hatte er auf Befehl des Ministeriums des Äußern Montpellier, wo er sich zur Zeit des Friedensbruchs aufhielt, um Heilung von einem Lungenleiden zu erlangen, verlassen müssen. Im Augenblick, da der junge Mann in dem Grafen d'Aiglemont einen Offizier erkannte, suchte er seine Blicke zu vermeiden und wandte den Kopf auffällig genug den Ufern der Eise zu.

„Alle diese Engländer sind unverschämt, als ob die Erde ihnen gehörte," brummte der Oberst; „nun, Soult wird sie schon zwiebeln!"

Als der Gefangene an der Kalesche vorbeikam, warf er einen Blick hinein. Trotz der Flüchtigkeit dieses Blicks konnte er auf dem nachdenklichen Gesicht der Gräfin die Melancholie gewahr werden, die ihm einen so unbeschreiblichen Reiz verlieh. Es gibt viele Männer, die durch den bloßen Anblick des Leidens einer Frau mächtig bewegt werden; in ihren Augen scheint der

Schmerz eine Bürgschaft der Treue oder der Liebe zu sein. Julie, die ganz in die Betrachtung eines Kissens ihres Wagens versenkt war, achtete weder auf das Pferd noch auf den Reiter. Der Riemen war rasch und solid ausgebessert worden. Der Graf stieg wieder in den Wagen. Der Postillion bemühte sich, die verlorene Zeit wieder einzubringen, und fuhr in raschem Trab auf dem Damm dahin, den die überhängenden Felsen begrenzen, an deren Hängen die Weine von Vouvray reifen und auf denen so viele hübsche Häuser emporragen. In der Ferne konnte man die Ruinen der berühmten Abtei von Marmontiers, den Zufluchtsort des heiligen Martin, erblicken.

„Was will dieser pergamentene Mylord eigentlich von uns?" rief der Oberst, nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Reiter, der seinem Wagen von der Eisebrücke an folgte, tatsächlich der junge Engländer war.

Da der Fremde damit, daß er auf dem Damm spazieren ritt, kein Gebot der Höflichkeit verletzte, lehnte sich der Oberst in seine Ecke des Wagens zurück, nachdem er dem Engländer noch einen drohenden Blick zugeworfen hatte. Aber er konnte trotz seiner unwillkürlichen Feindseligkeit nicht umhin, die Schönheit des Pferdes und die Anmut des Reiters zu bewundern. Der junge Mann hatte ein typisch britisches Gesicht mit so feinem Teint und so glatter, weißer Haut, daß man meinen konnte, es gehöre einem schönen jungen Mädchen. Er war blond, schmal und groß. Sein Anzug hatte jenes Gepräge von Sorgfalt und Reinlichkeit, das die Fashionablen des prüden England auszeichnet. Es hatte den Anschein, als ob er mehr aus Schamhaftigkeit als vor Vergnügen beim Anblick der Gräfin errötet war. Ein einziges Mal hob Julie die Augen zu dem Reisenden empor; aber es war auf Veranlassung ihres Mannes, der wünschte, daß sie die Beine eines Pferdes von reiner Rasse bewundern sollte. Dabei begegneten ihre Augen dem schüchternen Blick des jungen Engländers. Von da an ließ er sein Pferd einige Schritte hinter der Kalesche hertraben, anstatt daneben zu reiten. Die

Gräfin hatte den Fremden kaum angesehen. Sie bemerkte an Pferd und Reiter keine der Vollkommenheiten, auf die sie aufmerksam gemacht worden war, und sank mit einer leichten Bewegung der Augenbrauen, die eine Zustimmung bedeuten sollte, in den Wagen zurück. Der Oberst schlief wieder ein, und die beiden Gatten kamen nach Tours, ohne ein Wort gewechselt zu haben und ohne daß die reizenden Bilder der wechselnden Landschaft, durch die sie fuhren, ein einziges Mal Juliens Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten. Während ihr Mann schlummerte, betrachtete ihn Julie zu verschiedenen Malen. Bei dem letzten Blick, den sie ihm zuwarf, fiel durch einen Stoß des Wagens ein Medaillon, das sie an einer Trauerkette um den Hals trug, auf ihren Schoß und zeigte der jungen Frau plötzlich das Bild ihres Vaters. Bei diesem Anblick rollten die bisher unterdrückten Tränen aus ihren Augen. Vielleicht hatte der Engländer die feuchten Spuren, die diese Tränen einen Augenblick auf den blassen Wangen der Gräfin zurückließen, die jedoch in der Luft schnell trockneten, gesehen. Der Oberst d'Aiglemont war von dem Kaiser beauftragt worden, dem Marschall Soult, der Frankreich gegen die Invasion der Engländer im Béarn zu verteidigen hatte, Befehle zu überbringen, und benutzte die Gelegenheit, seine Frau den Gefahren zu entziehen, die Paris damals bedrohten, und sie nach Tours einer alten Verwandten zuzuführen. Bald rollte der Wagen über das Pflaster von Tours, über die Brücke und in die Grande Rue und hielt vor dem alten Palast, den die ehemalige Marquise von Listomère-Landon bewohnte.

Die Marquise von Listomère-Landon war eine von den schönen, alten Frauen mit blassem Gesicht, weißen Haaren und feinem Lächeln. Ihr Kleid und ihr Kopfputz gehörten einer längst vergessenen Mode an. Sie verkörperte mit ihren siebzig Jahren das Zeitalter Ludwigs XV. und war eine von jenen Frauen, die immer zärtlich sind, als ob sie noch verliebt wären, die nicht sowohl fromm als devot sind, aber doch nicht so devot, als man meinen könnte, und die immer einen Duft von Puder à la maréchale

an sich haben. Sie konnte gut erzählen, noch besser plaudern, und lachte eher über eine Reminiszenz als über einen Scherz. Die Gegenwart mißfällt solchen Frauen. Als eine alte Kammerfrau der Marquise (denn sie sollte bald wieder diesen Titel führen dürfen) den Besuch eines Neffen, den sie seit dem Beginn des Spanischen Krieges nicht gesehen hatte, meldete, nahm sie rasch ihre Brille ab, klappte ihr Lieblingsbuch, die ‚Galerie de l'ancienne cour', zu und begab sich dann mit einer gewissen Behendigkeit auf die Freitreppe, deren Stufen die beiden Gatten eben hinanstiegen.

Die Tante und die Nichte warfen sich einen raschen Blick zu.

„Guten Tag, liebe Tante," rief der Oberst, indem er die alte Dame hastig umarmte; „ich bringe Ihnen meine junge Frau, daß Sie sie in Schutz nehmen. Ich vertraue Ihnen meinen Schatz an. Meine Julie ist weder kokett noch eifersüchtig; sie ist sanft wie ein Engel. Und ich hoffe, sie wird hier nicht schlimmer werden", unterbrach er sich. „Taugenichts!" sagte die alte Tante und warf ihm einen spöttischen Blick zu.

Sie kam mit liebenswürdiger Anmut auf Julie zu, die in Gedanken versunken und eher verlegen als interessiert dastand, und wollte sie als erste umarmen.

„Wollen wir miteinander Bekanntschaft schließen, liebes Herz?" sagte die Marquise. „Fürchten Sie sich nicht zu sehr vor mir, ich bemühe mich stets, mit jungen Leuten nicht zu alt zu sein."

Bevor man sich in den Salon begab, hatte die Marquise für die beiden Gäste, wie es in der Provinz Sitte war, schon ein Frühstück angeordnet; aber der Graf tat der Beredsamkeit seiner Tante Einhalt, indem er in ernsthaftem Ton sagte, daß er ihr nicht mehr Zeit schenken könne, als die Post zum Pferdewechseln brauche. Die drei betraten also den Salon, und der Oberst konnte seiner Großtante nur knapp die politischen und militärischen Ereignisse schildern, die ihn nötigten, sie um ein Asyl für seine junge Frau zu bitten. Während dieser Erzählung blickte die Tante bald auf ihren Neffen, der ununterbrochen redete, bald

auf die Nichte, deren Blässe und Traurigkeit sie dieser gewaltsamen Trennung zuschrieb. Sie machte eine Miene, als sagte sie sich: ‚Ja ja, diese jungen Leute haben sich lieb.'

In diesem Augenblick vernahm man in dem alten, stillen Hof, wo die Grasbüschel um die Pflastersteine herumwuchsen, das Knallen der Peitsche. Viktor küßte die Marquise noch einmal und eilte hinaus. „Leb wohl, meine Liebe!" sagte er zu seiner Frau, die ihm bis an den Wagen gefolgt war, und schloß sie in die Arme. „Ach Viktor, laß mich dich noch weiter begleiten," bat sie mit schmeichelnder Stimme, „ich möchte bei dir bleiben..." „Was fällt dir ein?" „Nun denn, leb wohl, da du es willst", erwiderte Julie. Der Wagen fuhr davon. „Sie lieben meinen guten Viktor wohl sehr?" fragte die Marquise ihre Nichte mit einem jener forschenden Blicke, wie sie die alten Frauen für die jungen haben. „Mein Gott, gnädige Frau," antwortete Julie, „man muß doch wohl einen Mann lieben, wenn man ihn heiratet?" Dieser letzte Satz wurde mit einem kindlichen Ton hervorgebracht, der von Herzensreinheit zeugte und auch auf etwas Verschwiegenes deuten konnte. Nun war es für eine Freundin von Duclos und dem Marschall von Richelieu schwer, nicht zu versuchen, das Geheimnis dieser jungen Ehe zu ergründen. Die Tante und die Nichte befanden sich auf der Schwelle des Einfahrtstores und sahen dem davonrollenden Wagen nach. Die Augen der Gräfin drückten nicht die Liebe aus, wie sie die Marquise verstand. Die gute Dame war Provenzalin und hatte die echte Glut der Liebe kennen gelernt.

„Sie haben sich also von meinem Taugenichts von Neffen betören lassen?" fragte sie ihre Nichte.

Die Gräfin zuckte unwillkürlich zusammen, denn Ton und Blick dieser alten Erfahrenen schienen eine tiefere Kenntnis von Viktors Charakter zu verraten, als sie vielleicht selber hatte. Frau d'Aiglemont nahm also zu einer ungeschickten Verstellung ihre Zuflucht, wie es kindliche Herzen, die einen Kummer haben, zu tun pflegen. Frau von Listomère begnügte sich mit Juliens Ant-

worten; aber es war ihr angenehm, daß ihre Einsamkeit von einem Liebesgeheimnis belebt zu werden versprach, denn ihre Nichte schien ihr mit irgendeinem amüsanten Liebeshandel beschäftigt zu sein. Als Frau d'Aiglemont sich in einem großen Salon befand, dessen Wandbekleidung von vergoldeten Stäbchen eingerahmt war, und sie am Kamin vor einem großen Feuer saß, durch einen großen chinesischen Wandschirm vor dem Fensterzug geschützt, konnte sie sich ihrer Traurigkeit kaum erwehren. Unter so altmodischem Getäfel, zwischen den hundertjährigen Möbeln konnte schwer Heiterkeit aufkommen. Doch fand die junge Pariserin ein gewisses Vergnügen darin, von der tiefen Einsamkeit und dem feierlichen Schweigen der Provinz umfangen zu werden. Nach ein paar Gesprächsworten mit dieser Tante, der sie als jungverheiratete Frau einen Brief geschrieben hatte, blieb sie stumm sitzen, als lausche sie der Musik einer Oper. Erst nach zwei Stunden eines Schweigens wie in la Trappe wurde sie sich ihrer Unhöflichkeit gegen die Tante bewußt, und es fiel ihr ein, daß sie ihr nur ein paar frostige Antworten gegeben hatte. Die alte Frau hatte aus feinem Taktgefühl, wie es den Leuten der alten Zeit eigen ist, die Laune ihrer Nichte respektiert. Sie hatte mittlerweile gestrickt. Ein paarmal war sie auch hinausgegangen, um nach einem gewissen ‚grünen' Zimmer zu sehen, in dem die Gräfin schlafen sollte und wo die Leute des Hauses das Gepäck unterbrachten. Darauf hatte sie sich wieder in den großen Lehnstuhl niedergelassen und die junge Frau verstohlen angesehen. Julie war beschämt, daß sie sich ihrer unwiderstehlichen Träumerei überlassen hatte, und wollte dafür Verzeihung erlangen, indem sie sich darüber lustig machte. „Meine liebe Kleine, wir kennen den Witwenschmerz", antwortete die Tante.

Julie hätte vierzig Jahre alt sein müssen, um die Ironie, die um die Lippen der alten Dame spielte, zu verstehen. Am nächsten Tage war die Gräfin viel heiterer gestimmt, sie plauderte. Frau von Listomère fand es nun nicht mehr so aussichtslos, diese junge Frau, die sie zuerst für ein blödes und dummes Geschöpf gehalten

hatte, dazu zu bringen, aus sich herauszugehen; sie unterhielt sie von den Vergnügungen des Landes, den Bällen und den Familien, die sie besuchen könnten. Alle Fragen der Marquise waren während dieses Tages ebenso viele Fallen, die sie nach einer alten, am Hofe erlernten Gewohnheit ihrer Nichte stellte, um deren Charakter zu erraten. Julie widerstand mehrere Tage lang allem Drängen, außer dem Hause Zerstreuungen zu suchen. Schließlich verzichtete die alte Dame darauf, sie unter die Leute führen zu wollen, obwohl sie mit der hübschen Nichte gern Staat gemacht hätte. Die Gräfin hatte in dem Kummer um den Tod ihres Vaters, um den sie noch Trauer trug, eine Entschuldigung für ihr Einsamkeitsbedürfnis gefunden. Nach Verlauf von acht Tagen bewunderte die Marquise die engelhafte Sanftmut, die bescheidene Grazie, das nachgiebige Wesen Juliens und interessierte sich nun erst recht für die geheime Melancholie, die an dem jungen Herzen nagte. Die Gräfin war eine von jenen Frauen, die zur Liebenswürdigkeit geboren und die wie geschaffen sind, Glück um sich zu verbreiten. Ihre Gesellschaft wurde Frau von Listomère so angenehm und wertvoll, daß sie ihre Nichte mehr und mehr liebgewann und sie nicht mehr von sich zu lassen wünschte. Ein Monat reichte hin, um eine dauernde Freundschaft zwischen ihnen zu begründen. Die alte Dame bemerkte nicht ohne Verwunderung die Veränderungen, die in dem Gesicht von Frau d'Aiglemont vor sich gingen. Die lebhaften Farben, die darin geglüht hatten, erloschen allmählich, und der Teint wurde matter und blasser. Aber je mehr Julie ihre Farbe verlor, um so mehr wich ihre traurige Stimmung. Manchmal gelang es der Marquise, bei ihrer jungen Verwandten einen Anflug von Heiterkeit zu wecken oder ihr auch ein frohes Lachen zu entlocken, das nur zu bald wieder von einem trüben Gedanken verscheucht wurde. Sie erriet, daß weder die Erinnerung an den Vater noch die Abwesenheit Viktors die wahre Ursache der tiefen Melancholie war, die einen Schleier über das Leben ihrer Nichte warf. Sie hatte so verschiedene schlimme Vermutungen, daß es ihr schwer wurde, sich für die wirkliche Ursache

des Übels zu entscheiden, denn das Wahre enthüllt sich uns oft nur durch Zufall. Eines Tages nun überraschte Julie ihre Tante dadurch, daß sie ihre Ehe völlig vergessen zu haben schien. Der Leichtsinn eines unbesonnenen jungen Mädchens war über sie gekommen, die Unbefangenheit und kindliche Harmlosigkeit, die bei feinen und oft tiefen Anlagen unter der weiblichen Jugend Frankreichs nichts Seltenes ist. Frau von Listomère beschloß, den Geheimnissen dieser Seele auf den Grund zu kommen, deren Absonderlichkeit wie undurchdringliche Verstellung schien. Gegen Abend saßen die beiden Damen an einem Fenster, das auf die Straße ging. Julie war wieder nachdenklich geworden, als ein Mann zu Pferde vorbeikam. „Da ist eins von Ihren Opfern", sagte die alte Dame. Frau d'Aiglemont sah ihre Tante in einer Weise an, die ein mit Erschrecken gemischtes Erstaunen bekundete.

„Es ist ein junger Engländer, ein Edelmann, Baron Artur Ormond, ältester Sohn von Lord Grenville. Seine Geschichte ist interessant. Er war im Jahre 1802 nach Montpellier gekommen, wohin ihn die Ärzte geschickt hatten, in der Hoffnung, daß die Luft dieser Gegend ihn von einem Lungenleiden heilen würde, dem er zu erliegen schien. Wie alle seine Landsleute hatte ihn Napoleon bei Ausbruch des Krieges gefangen nehmen lassen, denn dieses Ungeheuer kann nicht anders, es muß Krieg führen. Um sich zu zerstreuen, fing der junge Engländer an, seine Krankheit zu studieren, die man für tödlich hielt. Nach und nach fand er Geschmack an der Anatomie, der Medizin; er bekam eine Leidenschaft für diese Wissenschaft, was für einen Mann von Stand etwas sehr Außergewöhnliches ist, obgleich der Regent sich ja auch mit Chemie beschäftigte. Kurz, Herr Artur machte erstaunliche Fortschritte, sogar in den Augen der Professoren von Montpellier. Das Studium tröstete ihn über seine Gefangenschaft, und nebenbei hat er sich radikal auskuriert. Man behauptet, er habe zwei Jahre lang nicht gesprochen und möglichst wenig geatmet, habe in einem Stalle gelegen, Milch von einer Schweizer Kuh getrunken und von Kresse gelebt. Seit er in

Tours ist, hat er niemanden gesehen, er ist stolz wie ein Pfau; aber Sie haben sicher eine Eroberung an ihm gemacht, denn meinetwegen kommt er nicht zweimal des Tages an unsern Fenstern vorbei. Wahrscheinlich ist er in Sie verliebt."

Diese letzten Worte machten die Gräfin auffahren, wie von einem Zauberschlag getroffen. Sie hatte eine abwehrende Bewegung und ein Lächeln, die die Marquise überraschten. Weit entfernt von der instinktiven Befriedigung, die auch die strengste Frau empfindet, wenn sie vernimmt, daß einer ihretwegen unglücklich ist, war Juliens Blick finster und abweisend geworden. Ihr Gesicht verriet einen Widerwillen, der an Abscheu grenzte. Es war nicht die Achterklärung einer liebenden Frau gegen die ganze Welt zugunsten eines einzigen — dabei hätte sie lachen und scherzen können —, nein, Julie war in diesem Augenblick wie jemand, den die Erinnerung an eine noch als gegenwärtig empfundene Gefahr schaudern macht. Die Tante, die überzeugt war, daß ihre Nichte ihren Neffen nicht liebte, war entsetzt, als sie entdeckte, daß sie gar keinen liebte. Sie zitterte davor, in Julien ein gänzlich ernüchtertes Herz zu finden, eine junge Frau, bei der die Erfahrung eines Tages, einer Nacht vielleicht hinreichend gewesen war, den geringen Wert Viktors zu erkennen.

‚Wenn sie hinter ihn gekommen ist, ist alles klar,' dachte sie, ‚dann wird mein Neffe bald die Schattenseiten der Ehe kennen lernen.'

Sie nahm sich vor, Julie zu den monarchischen Lehren des Zeitalters Ludwigs XV. zu bekehren; jedoch einige Stunden später erfuhr oder vielmehr erriet sie die in der großen Welt ziemlich gewöhnliche Sachlage, die an Juliens Melancholie schuld war. Julie, die sehr nachdenklich geworden war, zog sich früher als gewöhnlich in ihr Zimmer zurück. Nachdem ihre Zofe sie entkleidet und sie nach beendeter Nachttoilette verlassen hatte, blieb Julie noch vor dem Feuer auf einem Ruhebett aus gelbem Samt sitzen, einem alten Möbel, das ebenso geeignet für bekümmerte wie für glückliche Menschen ist. Sie weinte, sie seufzte, sie sann. Dann

zog sie ein kleines Tischchen zu sich heran, suchte Papier und machte sich ans Schreiben. Die Stunden vergingen rasch, die vertraulichen Mitteilungen, die Julie in diesem Brief machte, schienen sie viel Überwindung zu kosten; nach jedem Satz verlor sie sich in Träumereien. Mit einem Male zerfloß die junge Frau in Tränen und hielt mit Schreiben inne. Die Kirchenuhr schlug gerade zwei. Ihr Kopf fiel schwer auf die Brust herab. Als sie ihn wieder erhob, stand plötzlich ihre Tante vor ihr, als wäre sie aus der gewirkten Tapete heruntergestiegen. „Was ist Ihnen, meine Kleine?" fragte die Tante; „warum sind Sie noch wach, und warum diese einsamen Tränen in Ihrem Alter?" Sie setzte sich ohne Umstände neben ihre Nichte und verschlang den angefangenen Brief mit den Augen. „Sie schreiben an Ihren Mann?" „Weiß ich denn, wo er ist?" versetzte die Gräfin. Die Tante nahm das Blatt und las. Mit Vorbedacht hatte sie ihre Brille mitgebracht. Das arglose Geschöpf ließ sie den Brief ergreifen, ohne den geringsten Einwand zu machen. Es war weder ein Mangel an Würde, noch ein heimliches Schuldgefühl, was ihr so alle Energie raubte, ihre Tante traf sie vielmehr eben in einer Krise, wo die Seele ohne Widerstand ist, wo alles gleichgültig ist, das Gute wie das Schlimme, das Schweigen ebenso wie das Vertrauen. Wie ein tugendhaftes junges Mädchen, das den Liebhaber zurückstößt, nun am Abend, wenn es traurig und verlassen ist, sich nach ihm sehnt und einem geliebten Herzen seinen Kummer anvertrauen möchte, so gab Julie das Geheimnis ihres Briefes preis und blieb in Gedanken versunken sitzen, während die Marquise las:

‚Meine liebe Louisa, warum verlangst Du so oft die Erfüllung des unklügsten Versprechens, das sich zwei unwissende junge Mädchen geben können? Du fragst Dich oft, schreibst Du mir, warum ich seit sechs Monaten nicht auf Deine Fragen geantwortet habe. Wenn Du mein Schweigen nicht verstanden hast, so wirst Du heute vielleicht den Grund erraten, wenn Du die Geheimnisse erfährst, die ich enthüllen werde. Ich hätte sie für

immer in meinem Herzen vergraben, wenn Du mir nicht Deine bevorstehende Heirat mitgeteilt hättest. Du willst Dich verheiraten, Louisa. Dieser Gedanke macht mich schaudern. Armes Kind, heirate; nach einigen Monaten wirst Du ein schneidendes Weh empfinden, wenn du daran denkst, was wir damals waren, als wir eines Abends in Ecouen bei den höchsten Eichen des Berges zusammen das schöne Tal betrachteten, das zu unsern Füßen lag, und in den Anblick der untergehenden Sonne versunken waren, die uns in ihre letzten Gluten tauchte. Wir setzten uns auf einen Felsblock und gaben uns einem Entzücken hin, das sich allmählich in sanfte Melancholie verwandelte. Du fandest zuerst von uns beiden, daß uns die ferne Sonne an die Zukunft mahne. Wir waren recht seltsam und recht närrisch damals. Erinnerst Du Dich an alle unsere Tollheiten? Wir küßten uns, wie zwei Liebende, sagten wir. Wir schworen uns, daß die zuerst Verheiratete der andern getreulich alle Geheimnisse der Ehe erzählen sollte, jene Freuden, die unsere kindlichen Seelen uns so köstlich ausmalten. In der Erinnerung an diesen Abend wirst Du verzweifeln, Louisa. Damals warst Du jung, schön, sorglos, wenn nicht glücklich; ein Mann wird Dich in wenig Tagen so machen, wie ich schon bin: häßlich, leidend und alt. Wozu Dir sagen, wie ich stolz, eitel und voll Freude war, den Oberst Viktor d'Aiglemont zu heiraten! Und wie könnte ich es Dir sagen, da ich mich kaum noch auf mich selbst besinne. In wenig Augenblicken ist mir meine Kindheit wie ein Traum geworden. Man fand mein Benehmen an dem feierlichen Tage, da ein Bund fürs Leben geweiht wurde, dessen Bedeutung mir verborgen war, tadelnswert. Mein Vater versuchte mehr als einmal meine Ausgelassenheit zu dämpfen, denn ich legte eine Freude an den Tag, die man unpassend fand. Meine Reden waren voll Mutwillen, gerade weil sie so arglos waren. Ich trieb ein kindisches Spiel mit dem Brautschleier, mit dem Kleid und den Blumen. Als ich in dem Zimmer allein war, in das man mich zeremoniell geführt hatte, sann ich auf einen Schabernack, um Viktor zu necken; und während ich

ihn erwartete, hatte ich Herzklopfen, wie früher als Kind am 31. Dezember, wenn ich mich, ohne gesehen zu werden, in den Salon geschlichen hatte, wo die Neujahrsgeschenke aufgehäuft waren. Als mein Mann eintrat und mich suchte, war das Lachen, das ich unter den Schleiern, die mich einhüllten, erstickte, der letzte Ausbruch jener sanften Heiterkeit, die unsere kindlichen Spiele belebte ...'

Als die Marquise diesen Brief zu Ende gelesen hatte, der, nach einem solchen Anfang, noch Trauriges mitzuteilen bestimmt war, legte sie ihre Brille bedächtig auf den Tisch, tat den Brief daneben und richtete auf ihre Nichte den Blick ihrer grünen Augen, deren scharfe Klarheit noch nicht vom Alter geschwächt war. „Meine Liebe," sagte sie, „es hieße die Schicklichkeit verletzen, wenn eine verheiratete Frau so an ein junges Mädchen schriebe ..." „Ich denke das auch," unterbrach Julie ihre Tante, „und während Sie lasen, schämte ich mich." „Wenn uns bei Tisch eine Speise nicht schmeckt, sollen wir sie niemandem verekeln, mein Kind," sagte die alte Frau gutmütig, „besonders da sich seit Evas Zeiten die Ehe als eine so glänzende Einrichtung erwiesen hat ... Sie haben keine Mutter mehr?" fragte die alte Frau. Die Gräfin zuckte zusammen, dann hob sie sanft den Kopf und sagte: „Ich habe den Verlust meiner Mutter seit einem Jahre schon oft genug beklagt; aber ich habe das Unrecht begangen, der Abneigung meines Vaters gegen Viktor, der ihn nicht zum Schwiegersohn wollte, kein Gehör zu schenken." Sie sah die Tante an, und eine Regung von Freude tat ihren Tränen Einhalt, als sie den Ausdruck von Güte bemerkte, der auf diesem alten Gesichte lag. Sie streckte der Marquise ihre junge Hand hin, welche danach zu verlangen schien; und als sie einander die Hände drückten, verstanden sich die beiden Frauen ganz und gar. „Armes, verwaistes Kind!" sagte die Marquise. Dieses Wort gab Julien erst rechte Klarheit. Sie meinte die prophetische Stimme ihres Vaters zu vernehmen. „Sie haben so heiße Hände! Sind sie immer so?" fragte die alte Frau. „Ich hatte bis vor etwa acht

Tagen immer Fieber", antwortete sie. „Sie hatten Fieber und verbargen es mir?" „Ich habe es schon seit einem Jahr", sagte Julie mit einer gewissen verschämten Angst. „Dann ist also die Ehe für Sie bisher nur lauter Schmerz gewesen, meine liebe Kleine?" Die junge Frau wagte nicht zu antworten, aber sie machte eine bejahende Bewegung, welche all ihre Leiden verriet. „Sind Sie denn unglücklich?" „Ach nein, Tante, Viktor liebt mich abgöttisch, und ich liebe ihn auch, er ist ja so gut!" „Ja, Sie lieben ihn; aber Sie fliehen ihn, nicht wahr?" „Ja . . . bisweilen . . . Er sucht mich zu oft." „Ist Ihnen in der Einsamkeit manchmal bange davor, daß er Sie überraschen könnte?" „Ach ja, in der Tat, Tante. Aber ich bin ihm doch gut, ich versichere es." „Klagen Sie sich nicht insgeheim an, seine Freuden nicht teilen zu können? Denken Sie nicht manchmal, daß die legitime Liebe schwerer zu ertragen ist, als es eine sträfliche Leidenschaft wäre?" „Oh! das ist es," brachte sie unter Tränen hervor; „Sie erraten ja alles, wo für mich alles Rätsel ist. Meine Sinne sind benommen, ich habe keine Gedanken, das Leben wird mir schwer. Meine Seele liegt unter dem Druck einer unerklärlichen Angst, die über meine Gefühle Erstarrung bringt und mich in einer beständigen Betäubung hält. Ich habe keine Stimme, mich zu beklagen, und keine Worte, meinem Kummer Ausdruck zu geben. Ich leide und schäme mich zu leiden, wenn ich Viktor über das glücklich sehe, was mich zu Tode martert." „Kinderei, Albernheit das alles!" rief die Tante, deren abgezehrtes Gesicht von einem heitern Lächeln, dem Widerschein der Freuden ihrer Jugend, erhellt wurde. „Sie lachen also darüber?" rief die junge Frau verzweiflungsvoll. „Ich bin auch so gewesen", gab die Marquise schnell zur Antwort. „Jetzt, wo Viktor Sie allein gelassen hat, sind Sie da nicht wieder zum jungen Mädchen geworden, ruhig, ohne Freuden, aber auch ohne Leiden?"

Julie machte große, verwunderte Augen. „Also Sie lieben Viktor, nicht wahr, mein Engel? Aber Sie möchten lieber seine Schwester sein, als seine Frau, und die Ehe bekommt Ihnen

schlecht?" „Nun ja, wirklich, Tante. Aber warum lächeln Sie?" „Oh, Sie haben recht, liebes Kind. All das ist nicht lustig. Ihre Zukunft könnte von manch einem Unglück bedroht sein, wenn ich Sie nicht unter meinen Schutz nähme und wenn meine alte Erfahrung nicht die sehr unschuldige Ursache Ihres Kummers erraten könnte. Mein Neffe verdient sein Glück nicht, der Dummkopf! Unter der Regierung unseres vielgeliebten Ludwig XV. hätte eine junge Frau, die sich in einer ähnlichen Lage wie Sie befunden hätte, ihren Mann, der sich so wie ein wahrer Landsknecht aufführt, schnell genug bestraft. Der Egoist! Die Soldaten dieses kaiserlichen Tyrannen sind alle häßliche Ignoranten. Sie halten Brutalität für Galanterie; sie kennen die Frauen so wenig, wie sie lieben können; sie glauben, daß, wenn sie am Tage darauf in den Tod gehen, sie nicht nötig haben, am Abend vorher Rücksicht gegen uns zu üben. Früher verstand man beides: zu lieben und angemessen zu sterben. Ich werde ihn Ihnen erziehen. Ich werde diesem traurigen Mißklang, der natürlich genug ist, ein Ende machen; sonst werdet ihr euch noch schließlich gegenseitig hassen und eine Scheidung wünschen, wenn Sie nicht schon vorher aus Verzweiflung gestorben sind."

Julie hörte ihrer Tante voller Erstaunen und Bestürzung zu, da sie Worte vernahm, deren Weisheit sie mehr ahnen als verstehen konnte. Sie war tief erschrocken, aus dem Munde einer Verwandten von reicher Erfahrung demselben Urteil, nur in etwas milderer Form, zu begegnen, das ihr Vater über Viktor gefällt hatte. Es war, als ob mit einem Male eine klare Erkenntnis ihrer Zukunft über sie käme und das kommende Unglück sie im voraus niederdrückte: sie zerfloß in Tränen und warf sich der alten Dame mit den Worten in die Arme: „Seien Sie meine Mutter!"

Die Tante weinte nicht; die Revolution hat den Frauen der alten Monarchie wenig Tränen übriggelassen. Die Liebe und später die Schreckenszeit hat sie mit den jähesten Wechselfällen des Glücks vertraut gemacht, so daß sie inmitten der Gefahren

des Lebens eine kühle Würde wahren und ihre aufrichtige, aber keineswegs überströmende Zuneigung niemals die Grenzen der Etikette überschreitet, im Gegensatz zu den modernen Sitten, die sich mit großem Unrecht über solches Maßhalten hinwegsetzen. Die Marquise nahm die junge Frau in ihre Arme und küßte sie mit einer Zärtlichkeit und Anmut, die oft mehr in den Manieren und Gewohnheiten als im Herzen jener Frauen begründet sind, auf die Stirn; sie liebkoste ihre Nichte mit sanften Worten, verhieß ihr eine glückliche Zukunft, wiegte sie mit Liebesverheißungen ein und half ihr beim Zubettegehen, als ob sie ihre Tochter wäre, eine geliebte Tochter, deren Hoffnungen und Kummer sie teilte. Sie sah sich in ihrer Nichte wieder jung, unerfahren und schön. Die Gräfin schlief ein, beglückt, eine Freundin gefunden zu haben, eine Mutter, der sie künftig alles würde sagen können. Am nächsten Morgen, als sich Tante und Nichte mit tiefer Herzlichkeit und dem gegenseitigen Einverständnis begrüßten, das von einem Fortschritt des Gefühls, einer vollkommeneren Verbindung der Seelen zeugt, vernahmen sie Pferdegetrappel, wandten beide zugleich den Kopf und sahen den jungen Engländer, seiner Gewohnheit gemäß, langsam vorüberreiten. Er schien das Leben der beiden einsamen Frauen gewissermaßen studiert zu haben, denn er verfehlte nie, sich zu ihrem Frühstück und Mittagessen einzufinden. Sein Pferd verlangsamte den Schritt schon von selber. Während er an den beiden Fenstern des Speisesaals vorbeikam, warf er einen melancholischen Blick hinein, der von der Gräfin, die ihm keine Aufmerksamkeit schenkte, nur verächtlich aufgenommen wurde. Die Marquise hingegen, die an die armseligen Kleinigkeiten des Provinzlebens gewöhnt war, deren sich auch die überlegeneren Menschen nicht ganz erwehren können, amüsierte sich über die schüchterne, ernsthafte Liebe, die der Engländer auf eine so schweigsame Weise ausdrückte. Sein regelmäßiges Heraufsehen war ihr wie zur Gewohnheit geworden, und sie machte jeden Tag mit neuen Scherzen auf Arturs Vorbeireiten aufmerksam. Als sie sich zu Tisch setzten, blickten die beiden Frauen gleichzeitig

auf den Engländer. Die Augen Juliens und Arturs begegneten sich diesmal mit einer solchen Pünktlichkeit, daß die junge Frau errötete. Der Engländer trieb sein Pferd an und sprengte davon.

„Was ist da bloß zu tun?" sagte Julie zu ihrer Tante. „Für die Leute, die diesen Engländer vorbeikommen sehen, bin ich unzweifelhaft ..." „Ja", unterbrach die Tante sie. — „Nun, könnte ich ihm nicht sagen lassen, er möchte anderswo spazieren reiten?" „Damit würde man ihm ja zu verstehen geben, daß man ihn für gefährlich hält. Und übrigens kann man ihm doch nicht verbieten, zu reiten, wo es ihm beliebt. Wir werden morgen nicht mehr in diesem Zimmer essen; wenn uns der junge Herr nicht mehr sieht, wird er davon abstehen, Sie durch das Fenster zu lieben. Das ist die Art, mein liebes Kind, wie sich eine Frau der guten Gesellschaft benimmt."

Doch Juliens Unglück sollte vollkommen werden. Kaum waren die beiden Frauen von Tisch aufgestanden, als der Diener Viktors plötzlich anlangte. Er war in fliegender Eile auf Umwegen von Bourges hergekommen und brachte der Gräfin einen Brief ihres Mannes. Viktor, der den Kaiser verlassen hatte, zeigte seiner Frau den Sturz des Kaiserreichs und die Einnahme von Paris an und berichtete von dem Enthusiasmus, der in allen Teilen Frankreichs zugunsten der Bourbonen ausgebrochen war. Doch da es schwer sein werde, bis Tours vorzudringen, bat er sie, schleunigst nach Orléans zu kommen, wo er hoffte, mit Pässen für sie versehen zur Stelle zu sein. Der Diener, ein alter Soldat, sollte Julie von Tours nach Orléans begleiten, welche Strecke Viktor noch für passierbar hielt.

„Gnädige Frau, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren," sagte der Alte, „die Preußen, die Österreicher und die Engländer werden sich in Blois oder Orléans zusammenziehen ..."

In wenigen Stunden war die junge Frau bereit und machte sich in einem alten Reisewagen, den ihr die Tante lieh, auf den Weg. „Könnten Sie nicht mit uns nach Paris kommen?" fragte sie, als sie sich von der Marquise verabschiedete; „jetzt, wo die

Bourbonen wieder die Herrschaft erlangen, fänden Sie . . ."
„Ich würde auch ohne diese unverhoffte Rückkehr hingegangen sein, meine Liebe, denn mein Beistand ist Ihnen und Viktor sehr nötig. Ich werde alle Vorbereitungen treffen, um Ihnen nachzufolgen."

Julie reiste in Gesellschaft ihrer Kammerfrau und des alten Soldaten, der an der Seite des Wagens einherritt, um über die Sicherheit seiner Herrin zu wachen. In der Nacht, als man kurz vor Blois an einer Poststation angekommen war, hatte Julie, die in Unruhe darüber war, daß sie einen Wagen hinter dem ihrigen hatte herfahren hören, der ihr von Amboise aus gefolgt war, aus dem Wagenfenster gesehen, um sich zu überzeugen, wer ihre Reisegefährten seien. Beim Scheine des Mondes sah sie, drei Schritte von sich entfernt, Artur stehen, der die Augen auf ihren Wagen geheftet hielt. Ihre Blicke begegneten sich. Die Gräfin warf sich mit einer heftigen Bewegung, aber mit einem Gefühl von Angst, das sie zittern ließ, in ihren Wagen zurück. Wie die meisten jungen Frauen, die wahrhaft unschuldig und ohne Erfahrung sind, erblickte sie in der Liebe, die man einem Manne unwillkürlich einflößt, eine Schuld. Sie empfand ein instinktives Entsetzen, das vielleicht von dem Bewußtsein ihrer Schwäche gegenüber einem so kühnen Angriff herrührte. Die furchtbare Macht, eine Frau, deren Phantasie von Natur erregbar ist und vor einer Verfolgung zurückschreckt, so mit seiner Person zu beschäftigen, ist eine der stärksten Waffen des Mannes. Die Gräfin besann sich auf den Rat ihrer Tante und beschloß, während der Reise im Innern ihres Wagens zu bleiben und ihn nie zu verlassen. Aber an jeder Poststation hörte sie den Engländer um die beiden Wagen herumgehen; unterwegs klang dann wieder das lästige Geräusch seiner Kalesche unaufhörlich in Juliens Ohren. Die junge Frau dachte, daß, wenn sie erst wieder bei ihrem Manne sein würde, dieser die eigentümliche Verfolgung schon von ihr abwehren würde.

„Wenn mich nun aber dieser junge Mann nicht liebte?"

Diese Betrachtung war die letzte, die sie machte. Als sie in Orléans ankam, wurde ihre Postchaise von den Preußen angehalten, in den Hof einer Herberge gebracht und von Soldaten bewacht. Widerstand war unmöglich. Die Fremden erklärten den drei Reisenden durch gebieterische Zeichen, daß sie den Befehl erhalten hätten, niemand aus dem Wagen herauszulassen. Die Gräfin blieb weinend ungefähr zwei Stunden als Gefangene in dem Wagen, der von den rauchenden, lachenden Soldaten, die sie ab und zu mit zudringlicher Neugier betrachteten, umringt war; doch schließlich hörte sie das Geräusch von Pferdehufen und sah, wie sich die Soldaten respektvoll vom Wagen entfernten. Gleich darauf umringte eine Anzahl ausländischer höherer Offiziere, an deren Spitze ein österreichischer General, die Kutsche.

„Gnädige Frau," sagte der General, „nehmen Sie unsere Entschuldigung entgegen, es war ein Irrtum; Sie können unbehelligt Ihre Reise fortsetzen, und hier ist ein Paß, der Ihnen weitere Belästigungen ersparen wird ..."

Die Gräfin nahm das Papier zitternd entgegen und stammelte verlegene Worte. Sie erblickte neben dem General in englischer Offiziersuniform Artur, dem sie offenbar ihre rasche Befreiung zu verdanken hatte. Erfreut und melancholisch zugleich wandte sich der junge Engländer ab und wagte Julie nur verstohlen anzusehen. Mit Hilfe des Passes langte Frau d'Aiglemont ohne weitere Abenteuer in Paris an. Sie fand dort ihren Mann vor, der von seinem Treueid gegen den Kaiser entbunden und von dem Grafen von Artois, den sein Bruder Ludwig XVIII. zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt hatte, aufs schmeichelhafteste empfangen worden war. Viktor erhielt einen hohen Rang in der Leibgarde und den Generalstitel. Inmitten der Feste, die die Rückkehr der Bourbonen feierten, wurde die arme Julie von einem tiefen Unglück, das auf ihr ganzes Leben Einfluß haben sollte, betroffen: sie verlor die Marquise von Listomère-Landon. Die alte Dame starb an der Freude und an einer Gicht, die aufs Herz geschlagen war, als sie in Tours den Herzog von Angou-

lême wiedersah. So war die Frau, die kraft ihres Alters das Recht gehabt hätte, Viktor Vorstellungen zu machen, die einzige, die durch kluge Ratschläge ein Einvernehmen zwischen Mann und Frau hätte herstellen können, dahingegangen, und Julie fühlte die ganze Tragweite dieses Verlustes. Sie war nun allein mit sich und ihrem Mann. Aber jung und zaghaft, wie sie war, verlegte sie sich zunächst auf das Dulden, anstatt zu klagen. Die Vornehmheit ihres Charakters verhinderte es ja eben, daß sie sich ihren Pflichten entzog oder nach der Ursache ihrer Leiden forschte; denn sie zu einem Ende zu bringen, wäre eine zu delikate Sache gewesen: Julie hätte gefürchtet, gegen ihre mädchenhafte Schamhaftigkeit zu verstoßen.

Ein Wort über die Geschicke des Herrn d'Aiglemont unter der Restauration.

Gibt es nicht viele Menschen, deren innere Nichtigkeit den meisten, die sie kennen, verborgen bleibt? Ein hoher Rang, eine illustre Abstammung, wichtige Ämter, ein gewisser weltmännischer Schliff, eine große Zurückhaltung des Benehmens oder das Blendwerk des Reichtums sind für sie Schutzmauern, die es verhindern, daß die Kritik bis zu ihrer intimen Existenz vordringt. Diese Leute gleichen den Königen, deren wirkliche Beschaffenheit, Charakter und Sitten niemals wirklich gekannt und richtig beurteilt werden können, weil sie von zu weit oder von zu nahe gesehen werden. Diese Personen von trügerischem Verdienst fragen, anstatt zu reden, verstehen die Kunst, den andern eine Rolle zu geben, um nicht selbst vor ihnen hervortreten zu müssen; dann ziehen sie mit glücklicher Gewandtheit einen jeden am Draht seiner Begierden und Interessen, treiben ihr Spiel mit Männern, die ihnen in Wahrheit überlegen sind, machen Marionetten aus ihnen und halten sie für klein, weil sie sie bis zu sich herabgezogen haben. Ihre armselige, aber feststehende Denkweise erlangt dann einen Sieg über die Beweglichkeit der großen Gedanken. Um diese leeren Köpfe zu beurteilen und ihren negativen Wert abzuschätzen, muß der Beobachter einen mehr scharfsinnigen als überlegenen

Geist haben, mehr Geduld als Weite des Blickes, mehr Schlauheit und Takt als Größe und Erhabenheit in den Ideen entfalten. Jedoch so viel Geschicklichkeit diese Usurpatoren auch anwenden, um ihre schwachen Seiten zu verteidigen, so ist es ihnen sehr schwer, ihre Frauen, ihre Mütter, ihre Kinder oder den Freund des Hauses zu täuschen. Nur daß diese Personen ihnen das Geheimnis meistens bewahren, weil es gewissermaßen ihre gemeinsame Ehre angeht, ja sie helfen noch dazu, der Welt etwas vorzumachen. Wenn nun, dank dieser häuslichen Verschwörungen, viele dumme Tröpfe als bedeutende Männer gelten, so gibt es anderseits eine Anzahl bedeutender Männer, die für dumme Tröpfe gehalten werden, so daß der Staat immer die gleiche Menge anscheinend fähiger Köpfe hat. Man bedenke nun, was für eine Rolle eine Frau von Geist und Gemüt neben einem Manne dieser Art spielen muß; wird man da nicht leidvolle Existenzen gewahr, die sich aufopfern und deren liebeerfüllte Herzen voller Zartgefühl sich durch nichts in dieser Welt entschädigen lassen können? Wenn ein starkes Weib sich in solch schrecklicher Lage befindet, so befreit es sich daraus durch ein Verbrechen, wie Katharina II., die nichtsdestoweniger die Große genannt wurde. Aber da nicht alle Frauen auf dem Thron sitzen, so gehen sie zum größten Teil in dem häuslichen Unglück auf, das nicht weniger schrecklich ist, weil es unbekannt ist. Diejenigen, welche für ihr Ungemach einen sofortigen Trost hienieden suchen, wechseln nur häufig ihre Leiden, wenn sie ihren Pflichten treu bleiben wollen, oder sie machen sich einer Verfehlung schuldig, wenn sie zugunsten ihrer Freuden die Gesetze verletzen. Diese Betrachtungen sind alle auf Juliens heimliche Geschichte anwendbar. Solange Napoleon an der Macht war, erregte der Graf d'Aiglemont keinen Neid. Er war ein Oberst wie so viele andere, ein guter Ordonnanzoffizier, eignete sich vorzüglich, gefährliche Missionen auszuführen, war jedoch unfähig, ein Kommando von irgendwelcher Bedeutung zu übernehmen; er galt für einen der Tapferen, die der Kaiser auszeichnete, und war, was man unter dem Militär gewöhnlich einen

braven Burschen nennt. Die Restauration, die ihm den Titel Marquis zurückgab, fand ihn nicht undankbar: er folgte den Bourbonen nach Gent. Dieser Akt der Logik und Treue strafte die Prophezeiung Lügen, die ihm sein Schwiegervater seinerzeit gemacht hatte, als er sagte, er würde sein lebelang Oberst bleiben. Als Herr d'Aiglemont bei der zweiten Rückkehr zum Generalleutnant ernannt und abermals Marquis geworden war, hatte er den Ehrgeiz, nach der Pairswürde zu streben. Er nahm die Grundsätze und die Politik des ‚Conservateur' auf, hüllte sich in eine Verstellung, hinter der nichts steckte, setzte eine bedeutsame Miene auf, verlegte sich aufs Fragen, sprach wenig und wurde für einen ernsten Mann gehalten. Da er sich stets in den Formen der Höflichkeit verschanzt hielt, mit Formeln reich versehen war, mit fertigen Sätzen um sich warf, die in Paris regelmäßig geprägt werden, um den Sinn der großen Ideen und Tatsachen in kleiner Münze an die Dummen auszugeben, wurde ihm in der Gesellschaft der Ruf eines Mannes von Geschmack und Wissen begründet. Da er eigensinnig auf seinen aristokratischen Anschauungen beharrte, wurde er als ein fester Charakter gepriesen. Wurde er zufällig einmal wie früher harmlos und lustig, so hatten seine albernen und unbedeutenden Äußerungen für die andern einen verborgenen diplomatischen Sinn.

‚Oh! er sagt nur, was er sagen will', dachten sehr biedere Leute. Seine guten Eigenschaften wie seine Fehler kamen ihm gleicherweise zustatten. Seine Tapferkeit hatte ihm einen hohen militärischen Ruf verschafft, der in nichts widerlegt wurde, da er ja nie ein Oberkommando geführt hatte. Sein männliches, distinguiertes Aussehen ließ auf kühne Gedanken schließen, und seine Physiognomie war nur für seine Frau ein Betrug. Indem alle Welt die Pseudotalente des Marquis d'Aiglemont bewunderte, kam dieser schließlich selbst zu der Überzeugung, daß er einer der bemerkenswertesten Männer des Hofes sei. Und wirklich wurden dort, wo er dank seiner äußern Erscheinung zu gefallen wußte, seine verschiedenen Vorzüge ohne Widerspruch anerkannt.

Trotz alldem war Herr d'Aiglemont zu Hause bescheiden. Er fühlte instinktiv die Überlegenheit seiner Frau, so jung sie auch war, und aus diesem unwillkürlichen Respekt erwuchs eine heimliche Macht, zu deren Annahme sich die Gräfin gezwungen sah, obwohl sie die Last gern von sich abgewälzt hätte. Als Ratgeberin ihres Mannes leitete sie seine Handlungen und seine Geschäfte. Dieser ungewollte Einfluß war für sie eine Quelle der Demütigung und vieler Schmerzen, die sie in ihrem Innern verschloß. Ihr zarter, weiblicher Instinkt sagte ihr, daß es weit schöner ist, einem Mann von Geist zu gehorchen, als einen Dummkopf zu lenken, und daß eine junge Gattin, die genötigt ist, als Mann zu denken und zu handeln, weder Mann noch Frau ist, daß sie sich der Grazie ihres Geschlechts begibt und dafür keins der Privilegien eintauscht, die unsere Gesetze den Stärkeren zugebilligt haben. Ihre Existenz verbarg einen bittern Hohn. War sie nicht genötigt, einen hohlen Götzen zu ehren, ihren Beschützer zu schützen, der, armselig wie er war, ihr zum Lohn für ihre stetige Hingebung die egoistische Liebe der Ehemänner zuwarf, nur das Weib in ihr sah, sich nicht die Mühe nahm, sich um das zu kümmern, was ihr Vergnügen machte, und es auch nicht verstand, was beides eine gleich große Kränkung für sie war? der nicht wußte, woher ihre Traurigkeit und ihr Hinsiechen kam? Wie die meisten Ehemänner, die das Joch eines höher stehenden Geistes fühlen, beschwichtigte der Marquis seine Eigenliebe, indem er von der physischen Schwäche Juliens auf ihre geistige Schwäche schloß und sich beim Schicksal darüber beklagte, daß es ihm ein kränkliches Mädchen zur Frau gegeben habe. Kurz, er betrachtete sich als Opfer, während er der Henker war. Mit allem Ungemach dieser traurigen Existenz beladen, mußte die Marquise noch ihrem einfältigen Gebieter zulächeln, ein Haus der Trauer mit Blumen schmücken und auf ihrem an heimlichen Qualen erblaßten Gesicht das Glück zur Schau tragen. Dieses Ehrgefühl, diese großartige Selbstverleugnung verliehen der jungen Marquise allmählich eine Frauenwürde, ein Selbstbe-

wußtsein, das ihr zum Schutz gegen die Gefahren der Welt diente. Im übrigen, um diesem Herzen auf den Grund zu gehen, mochte das verborgene Mißgeschick, das ihrer ersten unschuldigen Mädchenliebe widerfuhr, ihr etwa einen Widerwillen gegen die Leidenschaft eingeflößt haben; vielleicht auch begriff sie nicht die Selbstvergessenheit und die unerlaubten, sinnverwirrenden Freuden, die manche Frauen alle Gesetze der Vernunft und alle Regeln der Tugend, auf denen die Gesellschaft beruht, in den Wind schlagen lassen. Wie auf einen Traum verzichtete sie auf die Süßigkeit, die sanfte Harmonie des Daseins, wie sie ihr die weise Erfahrung der Frau von Listomère-Landon verheißen hatte; sie erwartete mit Ergebung das Ende ihrer Leiden, indem sie jung zu sterben hoffte. Seit ihrer Rückkehr aus der Touraine war ihre Gesundheit von Tag zu Tag schwächer geworden, und das Leben schien ihr vom Leiden abgemessen zu sein; ein Leiden allerdings, das bei oberflächlicher Beurteilung einen eleganten, nahezu wollüstigen Anschein hatte und für die Laune einer Zierpuppe gelten konnte. Die Ärzte hatten der Marquise verordnet, auf einem Diwan ausgestreckt zu liegen, wo sie inmitten der Blumen, die sie umgaben, verkümmerte und gleich ihnen dahinwelkte. Ihre Schwäche verbot ihr das Gehen und die freie Luft; sie fuhr nur im geschlossenen Wagen aus. So, umgeben von allen Erzeugnissen des Luxus und der modernen Industrie, glich sie weniger einer Kranken als einer lässigen Königin. Einige Freunde, die vielleicht in ihr Unglück und ihre Hinfälligkeit verliebt waren und auf eine künftige günstigere Gesundheit spekulierten, kamen, in der Gewißheit, sie immer zu Hause zu finden, ihr Neuigkeiten zuzutragen und die tausend kleinen Begebenheiten, die das Pariser Leben so abwechslungsreich machen, zu berichten. Ihre Melancholie, tief und ernst wie sie war, war immerhin die Melancholie des Reichtums. Die Marquise d'Aiglemont glich einer schönen Blume, deren Wurzel von einem schwarzen Insekt zernagt wird. Sie ging bisweilen in Gesellschaft, nicht aus Neigung, aber um den Anforderungen der Stellung, die ihr

Mann anstrebte, zu gehorchen. Ihre Stimme und ihr vollendeter Gesang verschafften ihr den Beifall, der einer jungen Frau fast immer schmeichelt; aber was nützten ihr Erfolge, welche weder zu ihren Gefühlen noch zu irgendwelchen Hoffnungen eine Beziehung hatten? Ihr Mann liebte die Musik nicht. Sie fühlte sich fast immer geniert in den Salons, wo ihre Schönheit begehrliche Huldigungen auf sich zog. Ihre Lage erregte dort eine grausame Teilnahme, eine mitleidige Neugierde. Sie litt an einer gefährlichen Krankheit, die häufig genug tödlich verläuft, die sich die Frauen ins Ohr sagen und für die unsere wissenschaftliche Terminologie noch keine Bezeichnung hat. Trotz der Stille, in der sich ihr Leben abspielte, war die Ursache ihres Leidens doch für niemanden ein Geheimnis. Sie war auch in der Ehe noch junges Mädchen geblieben und empfand Scham vor jedem Blick. Um nicht erröten zu müssen, wollte sie nur heiter und lachend erscheinen; sie heuchelte Freude, sagte stets, sie befände sich wohl, oder wich den Fragen über ihre Gesundheit mit schamhaften Lügen aus. Im Jahre 1817 jedoch trug ein Ereignis viel dazu bei, den beklagenswerten Zustand, in dem sich Julie bisher befunden hatte, zu ändern. Sie gebar eine Tochter und wollte sie selbst stillen. Zwei Jahre lang war ihr Leben dank der lebhaften Zerstreuungen und unruhigen Freuden der Mutterschaft weniger unglücklich. Sie konnte sich von ihrem Manne fernhalten. Die Ärzte prophezeiten ihr eine bessere Gesundheit; aber die Marquise glaubte nicht an diese hypothetischen Verheißungen. Wie alle Menschen, für die das Leben keine Annehmlichkeit ist, sah sie vielleicht im Tode eine glückliche Lösung.

Zu Anfang des Jahres 1819 gestaltete sich für sie das Leben grausamer als je. Als sie eben anfing sich darüber zu freuen, daß eine gewisse Gleichmäßigkeit in ihr Dasein gekommen war, taten sich schreckliche Abgründe vor ihr auf: ihr Mann hatte sich ihrer nach und nach ganz entwöhnt. Diese Abkühlung einer schon an und für sich lauen und ganz egoistischen Neigung konnte mehr als ein Unglück herbeiführen, das sie mit ihrem feinen Takt

und ihrer Klugheit voraussah. Obwohl sie sicher war, eine große Macht über Viktor zu behalten und für immer seine Achtung erlangt zu haben, so fürchtete sie doch den Einfluß der Leidenschaften auf einen so unselbständigen und eingebildeten Menschen. Oft fanden ihre Freunde Julie in Betrachtungen versunken; die weniger hellsehenden fragten sie scherzend nach dem Grund, als ob eine junge Frau nur an eitle Dinge denken könne und hinter den Gedanken einer Familienmutter nicht meistens der Ernst steckte. Das Unglück verführt ebenso zur Träumerei wie das wahre Glück. Oft, wenn Julie mit ihrer Helene spielte, bekam ihr Gesicht einen finstern Ausdruck, und sie antwortete nicht auf die kindlichen Fragen, die die Mütter so zu beglücken pflegen, weil sie sich ihr Schicksal in Gegenwart und Zukunft vorstellte. Wenn ihr dann plötzlich die Szene in den Tuilerien vor die Erinnerung trat, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Die vorahnenden Worte ihres Vaters klangen ihr von neuem im Ohr, und sie warf sich vor, seine Weisheit verkannt zu haben. Von diesem törichten Ungehorsam rührte alles Unglück her, und oft wußte sie nicht, welches von ihren Leiden am schwersten zu tragen war. Nicht nur, daß ihr Mann keine Ahnung von den Reichtümern ihres Herzens hatte, sie konnte sich mit ihm nicht einmal über die gewöhnlichsten Angelegenheiten des Lebens verständigen. Gerade zu der Zeit, als die Fähigkeit zu lieben sich stärker und lebhafter in ihr entwickelte, verflüchtigte sich die erlaubte, die eheliche Liebe inmitten schwerer seelischer und physischer Leiden. Schließlich hatte sie für ihren Mann nur mehr das an Verachtung grenzende Mitleid, das auf die Dauer alle Gefühle ankränkelt. Aus Unterhaltungen mit Freunden, aus Beispielen und mancherlei Abenteuern der Gesellschaft erriet sie wohl, welches unendliche Glück die Liebe in sich bergen mußte; aber auch ihr verwundetes Herz selber überkam manchmal ein Vorgefühl der tiefen, reinen Freuden, in denen sich geschwisterliche Seelen vereinigen. In dem Bilde, das ihr Gedächtnis von der Vergangenheit erstehen

ließ, erschien das treue Gesicht Arturs mit jedem Tage reiner und schöner, aber flüchtig; denn sie wagte nicht, sich bei dieser Erinnerung aufzuhalten. Die schweigsame, schüchterne Liebe des jungen Engländers war das einzige Ereignis, das in der Zeit ihrer Ehe einige sanfte Spuren in ihrem traurigen, einsamen Herzen hinterlassen hatte. Vielleicht daß alle enttäuschten Hoffnungen, alle fehlgegangenen Wünsche, die nach und nach Juliens Geist verdüsterten, sich durch ein natürliches Spiel der Phantasie auf diesen Mann bezogen, dessen Art, Gefühl und Charakter so viele Sympathien mit den ihrigen aufzuweisen schienen. Doch dieser Gedanke kam ihr immer wie ein Traum, eine Laune vor. Sie erwachte daraus unglücklicher als zuvor und fühlte ihre verborgenen Schmerzen hernach um so stärker, wenn sie diese unter den Fittichen eines erträumten Glückes eingeschläfert hatte. Oft gewannen ihre Klagen einen Charakter von Torheit und Verwegenheit, sie wollte Glück um jeden Preis; aber öfter noch verharrte sie in irgendeiner stumpfen Betäubung, hörte zu, ohne zu verstehen, oder faßte so vage und unbestimmte Gedanken, daß sie keine Worte hätte finden können, sie auszudrücken. In ihren innersten Regungen, in dem Erleben alles dessen, was sie als junges Mädchen geträumt hatte, gehemmt, blieb ihr nichts anderes übrig, als ihre Tränen zu ersticken. Wem hätte sie klagen sollen? Von wem konnte sie verstanden werden? Überdies hatte sie jenes äußerste weibliche Zartgefühl, jene köstliche Schamhaftigkeit, die darin besteht, jede unnütze Klage zu unterdrücken, die eigene Überlegenheit zu verbergen, wenn der Triumph den Besiegten demütigen mußte. Julie stattete Herrn d'Aiglemont mit ihren eigenen Tugenden und Gaben aus und rühmte sich, des Glückes teilhaftig zu sein, dessen sie entbehrte. Sie wandte ihre ganze weibliche Klugheit auf, den zu schonen, der nie etwas davon erfuhr und im übrigen durch ihre Art nur noch mehr in seinem Despotismus bestärkt wurde. Zeitweise war sie wie trunken von Unglück, ohne Sinn, ohne Schranke; zum Glück führte ihre aufrichtige Frömmigkeit

sie dann über das Irdische hinaus; sie flüchtete sich in den Glauben an ein künftiges Leben und fand so die Kraft aufs neue, ihre schmerzliche Pflicht auf sich zu nehmen. Diese fürchterlichen Kämpfe, diese Zerrissenheit des Innern blieben unbemerkt, ihre tiefe Schwermut hatte keinen Zeugen. Niemand fing ihre anklagenden Blicke auf, niemand sah die bittern Tränen, die sie heimlich und in der Einsamkeit vergoß.

Die Gefahren der kritischen Situation, in die die Marquise allmählich durch den Zwang der Verhältnisse gelangt war, enthüllten sich ihr in ihrer ganzen Schwere an einem Januarabend des Jahres 1820. Wenn sich zwei Gatten aus dem Grunde kennen und sich lange aneinander gewöhnt haben, wenn eine Frau die leisesten Gebärden eines Mannes zu deuten versteht und die Gefühle und Dinge, die er ihr verbirgt, erraten kann, dann wird über zufällige, erst sorglos hingeworfene frühere Bemerkungen und Betrachtungen plötzlich ein grelles Licht gebreitet. Eine Frau erwacht oft mit einem Male am Rande oder in der Tiefe eines Abgrunds. So wurde der Marquise, die glücklich gewesen war, ein paar Tage allein zu verbringen, mit einem Male das Geheimnis dieses Alleinseins klar. Sei es, daß ihr Mann treulos oder ihrer müde, großmütig oder mitleidvoll gegen sie war, er gehörte ihr nicht mehr an. In diesem Augenblick dachte sie nicht mehr an sich, noch an ihre Leiden und Opfer; sie war nur noch Mutter und hatte die Zukunft, das Glück, das Vermögen ihrer Tochter im Auge, ihrer Tochter, des einzigen Wesens, von dem ihr etwas wie Glückseligkeit kam, ihrer Helene, des einzigen Gutes, das sie ans Leben fesselte. Jetzt wollte Julie leben, um von ihrem Kinde das schreckliche Joch fernzuhalten, unter das eine Stiefmutter das Leben des teuren Geschöpfes zwingen könnte. Als dieses düstere Zukunftsbild vor ihr aufstieg, verfiel sie in ein fieberhaftes Nachdenken, in welchem ganze Jahre dahingingen. Zwischen ihr und ihrem Gatten sollte künftighin eine ganze Welt von Gedanken sein, deren Gewicht auf ihr allein lasten würde! Bis dahin hatte sie sich, in der Ge-

wißheit, von Viktor auf seine Weise geliebt zu werden, zu einem Glück hergegeben, das sie nicht teilte; nun aber, da sie nicht einmal mehr die Genugtuung hatte, daß das, was ihr Tränen entpreßte, ihren Mann beglückte, da sie allein in der Welt war, blieb ihr keine Wahl, als das Unglück in seiner ganzen Größe auf sich zu nehmen. Inmitten der Mutlosigkeit, die in der Stille der Nacht ihre Energie lähmte, in dem Augenblick, da sie von ihrem Diwan an dem fast erloschenen Feuer aufgestanden war, um mit trockenem Auge sich in den Anblick ihrer Tochter zu versenken, trat d'Aiglemont sehr angeregt ins Zimmer. Julie wollte ihn die schlafende Helene bewundern lassen. Doch er beantwortete den Enthusiasmus seiner Frau mit einer banalen Phrase.

„In diesem Alter", sagte er, „sind alle Kinder niedlich." Dann küßte er seine Tochter nachlässig auf die Stirn, ließ die Vorhänge der Wiege herab, blickte Julie an, nahm sie bei der Hand und ließ sie neben sich auf dem Diwan niedersitzen, auf dem sie soeben ihren trüben Gedanken nachgehangen hatte.

„Sie sind heute abend sehr schön, Frau d'Aiglemont!" rief er mit der unerträglichen Lustigkeit, deren Leere der Marquise so vertraut war. „Wo hast du den Abend verbracht?" fragte sie ihn mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Bei Frau von Sérizy."

Er nahm einen Lichtschirm von dem Kamin und machte sich mit dem durchsichtigen Stoff zu schaffen, ohne die Tränenspuren auf dem Gesicht seiner Frau zu beachten. Julie schauerte zusammen. Die Sprache ist nicht imstande, die Gedanken auszudrücken, die wie ein Strom aus ihrem Herzen hervorstürzen wollten und die sie zurückhalten mußte.

„Frau von Sérizy gibt nächsten Montag ein Konzert und legt großen Wert darauf, dich bei sich zu sehen. Gerade weil du schon so lange nicht in Gesellschaft gegangen bist, möchte sie dich gern haben. Es ist eine prächtige Frau, die dir sehr zugetan ist. Du würdest mir einen Gefallen tun, wenn du hingingst, ich habe beinahe schon für dich zugesagt ..." „Ich werde hingehen", antwortete Julie.

Der Klang der Stimme, der Ausdruck und Blick der Marquise hatten etwas so Durchdringendes, Eigentümliches, daß Viktor trotz seiner Sorglosigkeit seine Frau erstaunt ansah. Das war alles. Julie hatte erraten, daß Frau von Sérizy die Frau war, die ihr das Herz ihres Mannes geraubt hatte. Sie versank in ein verzweifeltes Brüten und starrte angelegentlich ins Feuer. Viktor drehte den Lichtschirm in den Händen hin und her und hatte das gelangweilte Aussehen eines Mannes, der anderswo glücklich gewesen ist und sich zu Hause nun der Müdigkeit überläßt. Er gähnte mehrmals, ergriff dann mit einer Hand ein Licht, tastete mit der andern nachlässig nach dem Hals seiner Frau und wollte sie küssen; aber Julie bückte sich, reichte ihm ihre Stirn und empfing den Gutenachtkuß, einen mechanischen Kuß ohne Liebe, eine Art Grimasse, die ihr wie eine Beschimpfung erschien. Als Viktor die Tür geschlossen hatte, fiel die Marquise in einen Stuhl; die Beine wankten ihr, sie brach in Tränen aus. Man muß etwas Ähnliches erlebt haben, um alles, was diese Szene Schmerzliches barg, zu verstehen, um einen Begriff von der langen, schrecklichen Tragödie zu bekommen, die sie darstellte. Diese einfachen, nichtssagenden Worte, das Schweigen zwischen den beiden Ehegatten, die Mienen, die Blicke, die Art, in der der Marquis vor dem Feuer Platz genommen hatte, die Haltung, mit der er versucht hatte, den Hals seiner Frau zu küssen, alles war zusammengekommen, um diese Stunde zu einem tragischen Wendepunkt in dem einsamen, schmerzensreichen Leben Juliens zu stempeln. In ihrer Trostlosigkeit kniete sie an ihrem Diwan nieder, vergrub das Gesicht darein, um nichts zu sehen, und betete zum Himmel mit einer besondern Betonung ihrer gewöhnlichen Gebetsworte, einer neuen Bedeutung, die das Herz ihres Mannes hätte zerreißen müssen, wenn er sie gehört hätte. Sie beschäftigte sich acht Tage lang unaufhörlich mit ihrer Zukunft, ging völlig in ihrem Unglück auf, studierte es, suchte nach Mitteln, ihre Macht über den Marquis wiederzugewinnen, ohne ihr Herz zu belügen, und

lange genug zu leben, um über das Glück ihrer Tochter zu wachen. Sie beschloß alsdann, mit ihrer Rivalin zu kämpfen, sich wieder in der Gesellschaft zu zeigen, dort zu glänzen, für ihren Mann eine Liebe zu heucheln, die sie nicht mehr empfinden konnte: ihn zu verführen. Wenn sie ihn sich dann durch ihre Künste wieder unterworfen haben würde, wollte sie die Koketterie jener launischen Mätressen gegen ihn spielen lassen, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Liebhaber zu quälen. Dieses widerwärtige Spiel erschien ihr als das einzige Mittel, sich gegen ihr Unglück zur Wehr zu setzen. Indem sie sich ihren Mann unterwarf und unter ein schreckliches Joch zwang, würde sie Herrin ihrer Leiden bleiben, ihnen gebieten können und ihre Anfälle seltener machen. Sie fühlte keine Gewissensbisse darüber, daß sie ihm ein schweres Leben bereitete. Jählings stürzte sie sich in kaltsinnige Berechnung, um ihre Tochter zu retten; sie ging mit ihren Gedanken dem Getriebe jener Geschöpfe nach, die nicht lieben, übersah all den Trug und die Arglist der Koketterie, die den Männern oft als angeborene Verderbtheit erscheint und die ihnen die Frauen so verhaßt macht. Ihre weibliche Eitelkeit, ihr Eigennutz und ein unbestimmter Wunsch nach Rache verbanden sich ihr unbewußt mit ihrer Mutterliebe, um sie auf einen Weg zu treiben, auf dem nur neue Schmerzen ihrer warteten. Doch sie war zu edel, zu zartfühlend und zu freimütig, um sich lange mit solchem Betrug abzugeben. Da sie gewohnt war, in ihrem Innern zu lesen, mußte der Schrei ihres Gewissens beim ersten Schritt in das Laster — denn dies war Laster — die Stimme der Leidenschaft und unedlen Selbstsucht übertönen. In der Tat, bei einer Frau, deren Herz rein und deren Liebe jungfräulich geblieben ist, wohnt auch noch der Mütterlichkeit das Schamgefühl inne. Ist nicht das Schamgefühl das ganze Weib? Doch Julie wollte keine Gefahr, keinen Irrtum in ihrem neuen Leben erkennen. Sie ging zu Frau von Sérizy. Ihre Rivalin erwartete eine blasse, welke Frau zu sehen. Die Marquise hatte Rot aufgelegt und zeigte

sich in dem Glanz eines Putzes, der ihre Schönheit noch erhöhte.

Die Gräfin von Sérizy war eine jener Frauen, die in Paris eine Art Herrschaft über die Mode und die Gesellschaft auszuüben meinen. Sie diktierte Urteilssprüche und glaubte, daß sie in dem Kreis, wo sie regierte, allgemein angenommen wurden. Sie bildete sich ein, Worte zu prägen. Sie war unumschränkte Kritikerin. Literatur, Politik, Männer und Frauen, alles unterlag ihrer Zensur; und Frau von Sérizy bot jeder andern Trotz. Ihr Haus war in jedem Punkt ein Muster des guten Geschmacks. Inmitten ihrer mit eleganten und schönen Frauen angefüllten Salons triumphierte Julie über die Gräfin. Sie war geistreich, lebhaft, sprühend und versammelte um sich die bedeutendsten Männer der Gesellschaft. Zur Verzweiflung der Frauen war ihre Toilette tadellos. Alle beneideten sie um den Schnitt ihres Kleides, den Sitz ihrer Taille, und man schrieb den Eindruck, den sie machte, dem Genie einer unbekannten Schneiderin zu; denn die Frauen glauben lieber an die Macht des Putzes, als an die Anmut und Vollkommenheit derer, die dazu geschaffen sind, ihn zur Geltung zu bringen. Als Julie sich erhob, um die Romanze der Desdemona am Klavier zu singen, kamen die Herren aus allen Salons herbeigelaufen, um die berühmte Stimme, die seit langer Zeit stumm geblieben war, zu hören, und es herrschte überall eine tiefe Stille. Die Marquise war von heftigen Empfindungen bewegt, als sie die Köpfe sich an den Türen drängen und alle Blicke auf sich gerichtet sah. Sie suchte ihren Mann, warf ihm einen koketten Blick zu und sah mit Vergnügen, daß ihre Eigenliebe sich in diesem Augenblick aufs höchste geschmeichelt fühlen durfte. Glücklich über diesen Triumph, entzückte sie die Versammlung mit dem ersten Teil des ‚Al più salice'. Nie hatte weder die Malibran noch die Pasta einen Gesang hören lassen, der so vollkommen in Gefühl und Ausdruck war; aber bei dem zweiten Teil blickte sie in die Gruppen und bemerkte Artur, dessen fest auf sie gerichteter Blick

nicht von ihr wich. Sie zuckte zusammen, und ihre Stimme kam ins Wanken. Frau von Sérizy stürzte von ihrem Platz auf die Marquise zu.

„Was ist Ihnen, meine Liebe? Oh, die Arme, sie ist so leidend! Ich zitterte, als ich sah, daß sie sich etwas zumutete, was über ihre Kräfte geht ..."

Die Romanze wurde abgebrochen. Julie, höchst verdrossen, hatte nicht mehr den Mut fortzufahren und ließ sich das hinterlistige Mitleid ihrer Rivalin gefallen. Alle Frauen flüsterten. Sie diskutierten den Zwischenfall und tauschten ihre Bemerkungen über den Kampf, der sich zwischen der Marquise und Frau von Sérizy entsponnen hatte, wobei sie letztere in ihren Reden nicht schonend behandelten. Die seltsamen Ahnungen, die Julie so oft in Verwirrung gebracht hatten, waren plötzlich verwirklicht worden. In ihren Phantasien, die sich mit Artur beschäftigten, hatte sie sich in dem Glauben gewiegt, daß ein Mann von so sanftem und zartem Aussehen seiner ersten Liebe treu bleiben müsse. Manchmal hatte sie sich geschmeichelt, die Gottheit dieser schönen Leidenschaft zu sein, der reinen, echten Leidenschaft eines jungen Mannes, dessen Gedanken allesamt der Geliebten gehören, der ihr alle Augenblicke seines Lebens weiht, keine Winkelzüge kennt, über das errötet, was eine Frau erröten macht, wie eine Frau denkt, ihr keine Nebenbuhlerin gibt und sich ihr hingibt, ohne nach Ehre, Ruhm und Reichtum zu streben. Sie hatte all das von Artur geträumt, aus Laune, zur Zerstreuung; nun glaubte sie plötzlich ihren Traum erfüllt zu sehen. Sie las auf dem beinahe weiblichen Gesicht des jungen Engländers die tiefen Gedanken, die sanfte Melancholie, die schmerzliche Resignation, deren Ursache sie war. Sie erkannte sich selbst in ihm wieder. Das Unglück und die Melancholie sind die beredtesten Fürsprecher der Liebe, und zwei Wesen, die leiden, verständigen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Das innere Erkennen und die Aneignung der Gedanken und Gefühle vollziehen sich bei ihnen unmittelbar und vollkommen. Die Heftigkeit ihrer Erschüt-

terung offenbarte der Marquise alle Gefahren der Zukunft. Glücklich, in ihrem gewöhnlichen leidenden Zustand einen Vorwand für ihre Verwirrung zu finden, ließ sie sich willig von dem erheuchelten Mitleid der Frau von Sérizy überschütten.

Die Unterbrechung des Liedes war ein Ereignis, über das sich mehrere Personen in verschiedener Weise unterhielten. Die einen beklagten das Schicksal Juliens und bedauerten, daß eine so ungewöhnliche Frau für die Gesellschaft verloren sei, die andern wollten die Ursache ihrer Leiden und der Einsamkeit, in der sie lebte, wissen.

„Nun, mein lieber Ronquerolles," sagte der Marquis zu dem Bruder der Frau von Sérizy, „du hast mich um mein Glück beneidet, als du Frau d'Aiglemont sahst, und mir Vorwürfe wegen meiner Untreue gemacht? Du würdest mein Los sehr wenig erstrebenswert finden, wenn du wie ich zwei, drei Jahre neben einer schönen Frau lebtest, ohne zu wagen, ihr die Hand zu küssen, aus Furcht, sie zu zerbrechen. Hüte dich nur ja vor solch zierlichem Kleinod, das nur gut ist, unter Glas gesetzt zu werden, und bei dem man beständig an seine Zerbrechlichkeit und Kostbarkeit denken muß. Führst du dein schönes Pferd oft aus, das du, wie man sagt, dem Schnee und Regen auszusetzen fürchtest? Das ist meine Geschichte. Es ist wahr, daß ich der Tugend meiner Frau sicher bin, aber meine Ehe ist eine Luxussache, und wenn du glaubst, daß ich verheiratet bin, irrst du dich. Meine Untreue ist gewissermaßen legitim. Ich möchte wohl wissen, was ihr an meiner Stelle tätet, ihr Herren Spötter? Viele Männer würden nicht solche Schonung wie ich gegen meine Frau geübt haben. Ich bin überzeugt," fügte er leise hinzu, „daß Frau d'Aiglemont nichts ahnt. Übrigens hätte ich wirklich sehr unrecht, mich zu beklagen, ich bin sehr glücklich ... Nur ist nichts drückender für einen sensibeln Menschen, als ein Geschöpf leiden zu sehen, das man liebhat ..." „Du mußt sehr sensibel sein," antwortete Herr von Ronquerolles, „denn du bist selten zu Hause."

Diese freundschaftliche Bosheit brachte die Zuhörer zum Lachen; nur Artur blieb kalt und unerschütterlich als Gentleman, der den Ernst zur Basis seines Charakters gemacht hat. Die seltsamen Worte dieses Ehemanns mußten wohl einige Hoffnung in dem jungen Engländer aufkommen lassen. Er wartete geduldig auf den Augenblick, wo er mit Herrn d'Aiglemont allein sein konnte, und die Gelegenheit bot sich bald.

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „ich sehe mit unendlichem Bedauern den Zustand der Frau Marquise, und wenn Sie wüßten, daß sie elend zugrunde gehen muß, falls sie sich nicht einer besonderen Behandlung unterzieht, so würden Sie wohl kaum über ihr Leiden scherzen. Wenn ich so zu Ihnen spreche, so bin ich gewissermaßen durch die Gewißheit dazu autorisiert, daß ich Frau d'Aiglemont retten und sie dem Leben zurückgeben kann. Es kommt nicht oft vor, daß ein Mann meiner Herkunft Arzt ist; doch hat der Zufall gewollt, daß ich Medizin studiert habe. Auch langweile ich mich so sehr," sagte er mit geheucheltem Egoismus, der seine Absichten fördern sollte, „daß ich gern meine Zeit und meine Reisen zugunsten eines leidenden Geschöpfes verwende, anstatt irgendwelche dumme Launen zu befriedigen. Die Heilung dieser Art Krankheiten ist selten, weil sie viel Sorgfalt, Zeit und Geduld erfordern; man muß vor allen Dingen viel Geld haben, muß reisen, aufs genaueste die Vorschriften befolgen, die jeden Tag wechseln und nicht unangenehm sind. Wir sind zwei Edelmänner," sagte er, indem er mit diesem Wort den Sinn des englischen Worts Gentleman verband, „wir können uns verstehen. Ich sage Ihnen im voraus, daß Sie, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, jederzeit der Richter meines Verhaltens sein können. Ich werde nichts ohne Ihren Rat, Ihre Überwachung unternehmen, und ich stehe Ihnen für den Erfolg, wenn Sie einwilligen, mir zu gehorsamen. Ja, wenn Sie für langehin nicht der Gatte von Frau d'Aiglemont sein wollen", sagte er ihm ins Ohr. „Es steht fest, Mylord," entgegnete der Marquis lachend, „daß nur ein Engländer mir

einen so sonderbaren Vorschlag machen konnte. Gestatten Sie, daß ich ihn zunächst weder annehme noch ablehne, ich werde es mir überlegen. Dann muß er vor allem meiner Frau unterbreitet werden."

In diesem Augenblick erschien Julie wieder am Klavier. Sie sang die Arie der Semiramis ‚Son regina, son guerriera'. Einstimmiger, aber sozusagen verhaltener Beifall, der höfliche Beifall des Faubourg Saint-Germain, zeugte von dem Enthusiasmus, den sie hervorrief.

Als Julie von ihrem Manne nach Hause gebracht wurde, sah sie mit einem gewissen unruhigen Vergnügen den raschen Erfolg ihrer Versuche. Herr d'Aiglemont, von der Rolle, die sie eben gespielt hatte, gereizt, wollte ihr mit einer plötzlichen Verliebtheit eine Ehre erweisen und bemühte sich um sie in der Art, wie er es mit einer Schauspielerin getan hätte. Julie fand es angenehm, so behandelt zu werden, sie, die tugendhaft und verheiratet war; sie versuchte mit ihrer Macht zu spielen, und in diesem ersten Kampfe ließ ihre Güte sie noch einmal unterliegen. Doch war dies die schrecklichste Lehre, die ihr vom Schicksal zuteil wurde. Gegen zwei oder drei Uhr morgens saß Julie, in düsteres Nachdenken versunken, aufrecht in dem ehelichen Bett. Eine Lampe mit mattem Schein erhellte das Gemach; die tiefste Stille herrschte, und seit einer Stunde vergoß die Marquise bittere Tränen, den heftigsten Selbstvorwürfen hingegeben, die nur von solchen Frauen verstanden werden können, die sich in derselben Lage befunden haben. Es gehörte Juliens Seele dazu, um wie sie das Abscheuliche einer berechneten Liebkosung zu empfinden, um in gleichem Maße von einem liebelosen Kuß abgestoßen zu sein. Es war eine Abtrünnigkeit des Herzens, die noch durch eine peinliche Prostitution verschlimmert wurde. Sie verachtete sich selbst, sie verfluchte die Ehe, sie wünschte sich den Tod; und hätte nicht ihre Tochter eben einen Schrei ausgestoßen, so hätte sie sich vielleicht durch das Fenster aufs Pflaster gestürzt. Herr d'Aiglemont schlief ungestört neben ihr, ohne von

den heißen Tränen, die seine Frau vergoß, geweckt zu werden. Am nächsten Morgen konnte sich Julie heiter zeigen. Sie fand die Kraft, glücklich zu scheinen, und bemühte sich, ihre Melancholie als einen unüberwindlichen Abscheu zu verbergen. Von dem Tage an betrachtete sie sich nicht mehr als eine untadelhafte Frau. Hatte sie nicht gegen sich selber gefrevelt? Hatte sie sich nicht der Heuchelei fähig gezeigt und eine Probe von der tiefen Verstellung gegeben, die sie im Laufe ihrer Ehe in weit größerem Maße entfalten sollte? Ihre Ehe war die Ursache dieser Verderbtheit a priori, die sich noch an nichts betätigte. Jedoch hatte sie sich schon gefragt, warum sie einem geliebten Liebhaber Widerstand leistete, wenn sie sich gegen ihr Gefühl und gegen den Willen der Natur einem Ehemanne hingab, den sie nicht mehr liebte? Allen Fehlern, ja vielleicht sogar den Verbrechen liegt ein falscher Schluß oder ein Übermaß an Egoismus zugrunde. Die Gesellschaft kann nur durch die individuellen Opfer, die die Gesetze fordern, existieren. Wenn man sich die Vorteile zugute kommen läßt, verpflichtet man sich da nicht, die Bedingungen aufrechtzuerhalten, kraft welcher sie bestehen? Die Unglücklichen ohne Brot, die gezwungen sind, das Eigentum zu respektieren, sind nicht weniger zu beklagen als die in den Forderungen ihrer Natur und in den feinen Fasern ihres Seelenlebens verwundeten Frauen. Einige Tage nach dieser Szene, deren Geheimnisse in dem Ehebette begraben wurden, führte d'Aiglemont Lord Grenville seiner Frau zu. Julie empfing Artur mit einer kalten Höflichkeit, die ihrer Verstellungskunst Ehre machte. Sie gebot ihrem Herzen Schweigen, verschleierte ihre Blicke, lieh ihrer Stimme Festigkeit und konnte so Herrin ihrer Zukunft bleiben. Nachdem sie dann mit der den Frauen sozusagen angeborenen Fähigkeit den ganzen Umfang der Liebe, die sie eingeflößt, erkannt hatte, nahm Frau d'Aiglemont die Aussicht auf eine baldige Heilung freudig auf und setzte dem Willen ihres Mannes, der sie zwang, die Kunst des jungen Arztes an sich erproben zu lassen, keinen Widerstand

entgegen. Trotzdem wollte sie sich nicht eher Lord Grenville anvertrauen, bis sie nicht seine Worte und Manieren so weit studiert hatte, um sicher zu sein, daß er den Edelmut besaß, stillschweigend zu leiden. Sie hatte unumschränkte Macht über ihn und mißbrauchte sie schon: war sie nicht eine Frau?

Montcontour ist ein alter Herrensitz, der auf einem jener gelben Felsen gelegen ist, an deren Fuß die Loire vorbeifließt, nicht weit von dem Ort, wo sich Julie im Jahre 1814 aufgehalten hatte. Es ist eins von den kleinen Schlössern der Touraine, weiß, anmutig, mit ausgehauenen Türmchen, die kunstvoll durchbrochen sind wie Mechelner Spitzen, eins jener schmucken, zierlichen Schlösser, die sich mit ihren Sträußen von Maulbeerbäumen, ihren Weinbergen, ihren Hohlwegen, ihren langen, durchbrochenen Geländern, ihren in den Felsen eingebauten Kellern, ihren Efeuwänden und steilen Abhängen in den Fluten des Stromes spiegeln. Die Dächer von Montcontour glitzern in den Sonnenstrahlen, alles ist dort durchglüht und feurig. Tausend Erinnerungen an Spanien verklären diese wunderbare Gegend: der goldfarbene Ginster, die Glockenblumen erfüllen den Wind mit Wohlgerüchen; die Luft ist schmeichlerisch, die Erde lächelt überall, ein sanfter Zauber hüllt die Seele ein, macht sie träge, verliebt, weich und wiegt sie in Träumerei. Diese schöne, unendlich liebliche Gegend schläfert die Schmerzen ein und erweckt die Leidenschaften. Niemand bleibt kalt unter diesem reinen Himmel, vor diesem glitzernden Wasser. Mancher Ehrgeiz erlischt da; man legt sich in dem Schoß eines ruhigen Glückes nieder, wie die Sonne jeden Abend in ihren azurnen und purpurnen Schleierhüllen versinkt.

An einem milden Augustabend im Jahre 1821 stiegen zwei Personen die steinichten Wege hinan, welche die Felsen, auf denen das Schloß liegt, zerschneiden, um die Höhen zu erreichen, die nach allen Seiten hin mannigfaltige Ausblicke gewähren. Diese beiden Personen waren Julie und Lord Grenville; doch diese Julie schien eine neue Frau zu sein. Die Marquise hatte

die frischen Farben der Gesundheit. Ihre Augen waren von einer innern Kraft belebt und schimmerten in dem feuchten Glanz, wie man ihn bei Kindern sieht, die dadurch so liebreizend erscheinen. Sie lächelte fröhlich, sie war glücklich, zu leben, und sog das Leben mit vollen Zügen ein. Nach der Art zu schließen, mit der sie ihre kleinen Füße hob, wurde sie von keinem Leiden mehr beschwert, wie es ehemals ihre geringsten Bewegungen behinderte, sich in ihrem Blick, ihren Worten und Gebärden ausdrückte. Unter dem weißseidenen Sonnenschirm, der sie vor den Strahlen der Sonne schützte, glich sie einer Neuvermählten unter ihrem Schleier, einer Jungfrau, die im Begriffe steht, in die Wonnen der Liebe einzugehen. Artur führte sie mit der Sorgfalt eines Liebenden, lenkte ihre Schritte wie die eines Kindes, suchte die besten Wege für sie, ließ sie den Steinen ausweichen, zeigte ihr einen schönen Ausblick oder eine Blume. Er war von einer unablässigen Güte, einer steten zärtlichen Aufmerksamkeit gegen diese Frau bewegt; eine intime Kenntnis dessen, was ihr Behagen ausmachte, schien ihm in demselben oder noch stärkerem Maße innezuwohnen, wie das Wissen um die Voraussetzungen seiner eigenen Existenz. Die Kranke und ihr Arzt schritten in gleichem Tempo vorwärts und waren nicht erstaunt über einen Einklang, der vom ersten Tage an zu bestehen schien, da sie zusammen gingen. Sie gehorchten einem und demselben Willen, standen, von den nämlichen Eindrücken bewegt, stille; ihre Blicke, ihre Worte entsprachen Gedanken, die sie gleichzeitig hatten. Als sie auf dem Gipfel eines Weinbergs angelangt waren, wollten sie sich auf einem der langen weißen Steine ausruhen, die man beim Einbauen der Keller aus den Felsen herausgräbt. Doch bevor sich Julie niederließ, betrachtete sie die Landschaft.

„Das schöne Land!" rief sie. „Wir wollen ein Zelt errichten und hier leben . . . Viktor," rief sie, „komm doch, komm doch!"

Herr d'Aiglemont antwortete von unten mit einem Jägerruf, aber ohne seine Schritte zu beschleunigen; nur daß er von Zeit

zu Zeit zu seiner Frau emporblickte, wenn die Krümmungen des Fußpfades es zuließen. Julie atmete die Luft mit Vergnügen; sie hob den Kopf und warf Artur einen bedeutungsvollen Blick zu, der ihren Gedanken hinreichend Ausdruck gab.

„Oh!" begann sie von neuem, „ich möchte immer hier bleiben. Kann man jemals müde werden, dieses schöne Tal zu bewundern? Kennen Sie den Namen dieses lieblichen Flusses, Mylord?" „Es ist die Lise." „Die Lise," wiederholte sie; „und dort unten, vor uns, was ist das?" „Das sind die Hügel des Cher", sagte er. „Und rechts? Ah, das ist Tours. Sehen Sie doch, wie wundervoll die Türme der Kathedrale sich in der Ferne ausnehmen!"

Sie verstummte und legte ihre Hand, mit der sie auf die Stadt gedeutet hatte, auf die Hand Arturs. Gemeinschaftlich betrachteten sie schweigend die Landschaft und die Schönheiten dieser harmonischen Natur. Das Murmeln des Wassers, die Reinheit der Luft und des Himmels stimmten zu den Gedanken, die in ihre liebenden jungen Herzen strömten.

„O mein Gott, wie ich dieses Land liebe!" wiederholte Julie mit wachsendem kindlichen Enthusiasmus. „Sie haben hier lange gewohnt?" fragte sie nach einer Pause. Bei diesen Worten fuhr Lord Grenville zusammen. „Dort," antwortete er melancholisch und deutete auf eine Gruppe von Nußbäumen auf dem Wege, „dort habe ich, als Gefangener, Sie zum erstenmal gesehen ..." „Ja, ich war damals schon sehr traurig, diese Natur machte mir bange, und jetzt ..." Sie stockte, Lord Grenville wagte nicht, sie anzusehen. „Ihnen", sagte Julie nach einer langen Pause, „verdanke ich dies Vergnügen. Muß man nicht lebendig sein, um die Freuden des Lebens empfinden zu können, und war ich nicht bisher für alles tot? Sie haben mir mehr geschenkt als die Gesundheit, Sie haben mich gelehrt, ihren ganzen Wert zu empfinden ..."

Die Frauen haben ein unnachahmliches Talent, ihre Gefühle auszudrücken, ohne zu lebhafte Worte zu gebrauchen; ihre Be-

redsamkeit liegt hauptsächlich im Ton, in der Gebärde, der Haltung, den Blicken. Lord Grenville barg das Gesicht in den Händen, denn ihm traten die Tränen in die Augen. Diese Dankesworte waren die ersten, die Julie seit ihrer Abreise von Paris an ihn richtete. Ein ganzes Jahr lang hatte er die Marquise mit völliger Hingabe gepflegt. Von Herrn d'Aiglemont unterstützt, hatte er sie in die Bäder von Aix geführt und sie dann an den Meeresstrand nach La Rochelle gebracht. In jedem Augenblick studierte er die Veränderungen, die seine weisen und doch einfachen Vorschriften in dem geschwächten Organismus Juliens hervorbrachten. Wie ein leidenschaftlicher Blumenzüchter eine seltene Blume pflegt, hatte er sie behütet. Julie schien die überlegte Sorglichkeit Arturs mit dem ganzen Egoismus der an Huldigungen gewöhnten Pariserin aufzunehmen, oder mit der Unbekümmertheit einer Kurtisane, die weder den Preis der Dinge, noch den Wert der Menschen kennt und sie nach dem Grade der Nützlichkeit, den sie für sie besitzen, einschätzt. Der Einfluß, den die Orte auf die Seele ausüben, ist etwas, was der Beachtung wert ist. Wenn wir am Meeresstrande unfehlbar von Melancholie gepackt werden, so bewirkt ein anderes Gesetz unserer eindrucksfähigen Natur, daß unsere Gefühle sich in den Bergen läutern: die Leidenschaft gewinnt an Tiefe, was sie an Heftigkeit zu verlieren scheint. Der Anblick des weiten Beckens der Loire, die Erhebung des lieblichen Hügels, auf dem die beiden Liebenden saßen, bildete vielleicht die Ursache des köstlichen Ruhegefühls, mit dem sie zunächst das Glück genossen, das darin besteht, die Stärke einer unter anscheinend unbedeutenden Worten verborgenen Leidenschaft zu erraten. In dem Augenblick, da Julie die Worte ausgesprochen hatte, die Lord Grenville so sehr ergriffen hatten, bewegte ein leiser Wind die Baumwipfel und teilte der Luft die Frische des Wassers mit; ein leichtes Gewölk verdeckte die Sonne, und weiche Schatten ließen alle Schönheiten dieser lieblichen Natur hervortreten. Julie wandte den Kopf zur Seite, damit der junge Lord nicht

die Tränen sähe, die sie zurückdrängte und trocknete, denn die Rührung Arturs hatte auch sie alsbald ergriffen. Sie wagte nicht, die Augen zu ihm zu erheben, aus Furcht, er könne zu viel Freude in ihren Blicken lesen. Ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß sie zu dieser gefährlichen Stunde ihre Liebe tief in ihrem Herzen vergraben müsse. Doch freilich, das Schweigen konnte nicht minder verhängnisvoll sein. Als sie sah, daß Lord Grenville außerstande war, ein Wort zu sprechen, begann Julie mit sanfter Stimme: „Sie sind gerührt über das, was ich Ihnen gesagt habe, Mylord. Vielleicht ist diese Rührung nur die Ausdrucksform, die Ihr gütiges Herz dem Eingeständnis einer falschen Beurteilung gibt. Sie werden mich für undankbar gehalten haben, da Sie mich auf dieser ganzen Reise, die glücklicherweise bald zu Ende geht, so kühl und reserviert oder spöttisch und unzugänglich fanden. Ich wäre Ihrer Fürsorge nicht wert gewesen, wenn ich sie nicht zu schätzen gewußt hätte. Mylord, ich habe nichts vergessen. Mein Gott, ich werde nichts vergessen, weder die Art, wie Sie mich, wie eine Mutter ihr Kind, in Ihre Obhut genommen haben, noch das gegenseitige Vertrauen, von dem unsere Gespräche erfüllt waren, noch das Zartgefühl, mit dem Sie mir stets begegnet sind; alles das sind Verführungen, gegen die wir uns nicht wappnen können. Mylord, es steht nicht in meiner Macht, Ihnen zu vergelten . . ."

Bei diesen Worten entfernte sich Julie rasch, und Lord Grenville machte keine Bewegung, sie zurückzuhalten. Sie stieg auf einen nahen Felsen und blieb dort unbeweglich stehen. Sie verbargen einander ihre Erregung; jeder mochte wohl still vor sich hin weinen. Der Gesang der Vögel, der bei Sonnenuntergang so besonders heiter und mannigfaltig im Ausdruck ist, mußte die heftige Bewegung, die sie gezwungen hatte sich zu trennen, noch steigern: die Natur kündete ihnen an ihrer Statt eine Liebe, der sie selber keine Worte zu leihen wagten.

„Nun denn, Mylord," begann Julie von neuem und trat in einer so würdevollen Haltung vor Artur hin, daß sie es wagen

konnte, seine Hand zu ergreifen, „ich verlange von Ihnen, daß Sie mir das Leben, das Sie mir wiedergegeben haben, rein und heilig lassen mögen. Hier trennen wir uns. Ich weiß," fügte sie hinzu, als sie sah, daß Lord Grenville erblaßte, „daß ich zum Lohn für Ihre Hingebung ein noch weit größeres Opfer von Ihnen fordere als die, die Sie mir bisher gebracht haben und deren Größe ich noch nicht genügend gewürdigt habe . . . Aber es muß sein . . . Sie werden nicht in Frankreich bleiben. Es Ihnen zu gestatten, hieße das nicht Ihnen heilige Rechte einräumen?" fügte sie hinzu und legte die Hand des jungen Mannes auf ihr klopfendes Herz. „Ja", erwiderte Artur und stand auf.

Er zeigte ihr Herrn d'Aiglemont, der jenseits eines Hohlweges an dem Treppengeländer des Schlosses erschien und seine Tochter in den Armen hielt. Er war hinaufgestiegen, um die kleine Helene herunterspringen zu lassen. „Julie, ich sage Ihnen nichts von meiner Liebe, unsere Seelen verstehen sich ohnedies. So tief, so geheim mein Glück auch war, Sie haben es geteilt. Ich fühle, ich weiß, ich sehe es. Nunmehr erhalte ich die köstliche Gewißheit der dauernden Gemeinschaft unserer Herzen, aber ich werde fliehen . . . Ich habe die Mittel, diesen Mann zu töten, mehrmals zu genau berechnet, als daß ich dauernd der Versuchung widerstehen könnte, wenn ich in Ihrer Nähe bliebe." „Ich habe den gleichen Gedanken gehabt", sagte sie, und der Ausdruck einer schmerzlichen Überraschung trat auf ihrem verstörten Gesicht hervor. Doch in Ton und Bewegung, womit sie es sagte, lag so viel Tugendstärke und Selbstsicherheit, daß Lord Grenville von Bewunderung hingerissen war. Selbst der Schatten des Verbrechens hatte in diesem kindlichen Gewissen nicht aufkommen können. Die Frömmigkeit, die auf dieser schönen Stirn thronte, mußte die unwillkürlichen bösen Gedanken verjagen, die von unserer unvollkommenen Natur herrühren und die uns sowohl die Größe als die Gefahren unseres Schicksals offenbaren.

„Dann hätte ich mir Ihre Verachtung zugezogen, und die würde mich gerettet haben", sagte sie, indem sie die Augen niederschlug. „Ihre Achtung verlieren, heißt das nicht sterben?"

Die beiden heroischen Liebenden verharrten noch einen Augenblick in Stillschweigen, jeder damit beschäftigt, seinen Kummer niederzuzwingen: ihre Gedanken, ob schlecht oder gut, waren getreulich dieselben; sie verstanden sich gleich gut in ihren geheimen Freuden wie in ihren verborgensten Schmerzen.

„Ich darf nicht murren, das Unglück meines Lebens ist mein Werk", sagte sie und hob ihre tränenvollen Augen zum Himmel.

„Mylord," rief der General von seinem Platz aus mit einer Gebärde, „hier sind wir uns zum erstenmal begegnet! Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr? Sehen Sie, dort unten, neben den Pappeln!"

Der Engländer antwortete mit einem hastigen Kopfnicken.

„Ich sollte jung und unglücklich sterben", sagte Julie. „Ja, glauben Sie nicht, daß ich leben werde. Der Kummer wird ebenso tödlich sein wie die schreckliche Krankheit, von der Sie mich geheilt haben. Ich halte mich nicht für schuldig. Nein, die Gefühle, die ich für Sie habe, sind unwiderstehlich, ewig, aber sehr unfreiwillig, und ich will tugendhaft bleiben. Doch will ich meiner Gattinnenehre und Mutterpflicht ebenso wie den Forderungen meines Herzens treu sein. Hören Sie," sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme, „ich werde diesem Manne nicht mehr gehören, niemals!" Und mit einer Gebärde, die durch die Aufrichtigkeit des Abscheus, den sie ausdrückte, erschreckte, wies Julie auf ihren Mann. „Die Gesetze der Gesellschaft verlangen es, daß ich ihm sein Leben angenehm gestalte, ich werde ihnen gehorchen. Ich werde seine Dienerin sein; meine Aufopferung für ihn soll ohne Grenzen sein; doch von heute ab bin ich Witwe. Ich will mich nicht prostituieren weder in meinen Augen, noch in denen der Welt. Wenn ich nicht d'Aiglemont gehöre, so will ich auch keinem andern gehören. Sie werden von mir nur das

besitzen, was Sie mir entrissen haben. Das ist das Urteil, das ich über mich selbst gesprochen habe", sagte sie, indem sie Artur mit Stolz ansah. „Es ist unwiderruflich, Mylord. Wenn Sie einer verbrecherischen Regung nachgeben sollten, so würde d'Aiglemonts Witwe in ein Kloster gehen, entweder in Italien oder in Spanien. Das Unglück hat gewollt, daß wir von unserer Liebe gesprochen haben. Vielleicht waren diese Geständnisse unvermeidlich; aber es soll das letztemal sein, daß unsere Herzen so stark in Schwingung geraten. Morgen werden Sie vorgeben, einen Brief erhalten zu haben, der Sie nach England zurückruft, und wir werden uns trennen, ohne uns je wiederzusehen." Nachdem Julie so gesprochen hatte, fühlte sie, erschöpft von der Anstrengung, die es ihr gekostet, ihre Knie wanken. Eine tödliche Kälte ergriff sie, und mit einer echt weiblichen Regung setzte sie sich nieder, um nicht in Arturs Arme zu fallen. „Julie!" schrie Lord Grenville auf. Der durchdringende Schrei dröhnte wie ein Donnerschlag. Er verkündete alles, was der bisher stumme Liebende nicht hatte sagen können.

„Nun, was ist ihr denn?" fragte der General.

Als er den Ausruf gehört hatte, hatte der Marquis seine Schritte beschleunigt und stand plötzlich vor den beiden Liebenden.

„Es ist nichts", sagte Julie mit der bewundernswerten Kaltblütigkeit, über die Frauen vermöge eines natürlichen Instinkts oft in den größten Krisen des Lebens gebieten. „Der Duft dieses Nußbaums hat mich beinahe ohnmächtig gemacht, und mein Doktor ist darüber so heftig erschrocken. Bin ich für ihn doch wie ein Kunstwerk, das noch nicht ganz vollendet ist. Wahrscheinlich hat er gefürchtet, es könnte zerstört werden . . ."

Sie nahm kühn den Arm Lord Grenvilles, lächelte ihrem Manne zu, betrachtete noch einmal die Landschaft, bevor sie den Gipfel des Felsens verließ, und zog ihren Reisegefährten an der Hand mit sich fort.

„Dies ist ohne Frage die schönste Gegend, die wir gesehen haben," sagte sie, „ich werde sie nie vergessen! Sieh doch, Viktor,

welche Fernsicht, welche Weite, und dabei wie mannigfaltig! Dieses Land läßt mich die Liebe verstehen."

Sie lachte beinahe krampfhaft, doch so, daß ihr Mann davon getäuscht wurde, und sprang leichtfüßig in den Hohlweg hinein, wo sie verschwand.

„Mein Gott! so bald?" sagte sie, als d'Aiglemont nicht mehr in der Nähe war; „ist es möglich, mein Freund? In einem Augenblick können wir nicht mehr wir selbst sein und werden es nie wieder sein, wir werden nicht mehr leben . . ." „Gehen wir langsam," antwortete Lord Grenville, „die Wagen sind noch weit weg. Wir werden zusammen gehen, und wenn sich unsere Augen sagen können, was die Lippen verschweigen, so werden unsere Herzen einen Augenblick länger leben."

Sie gingen auf der Erhebung am Ufer des Flusses, bei den Strahlen der untergehenden Sonne, beinahe schweigend, verlorene Worte flüsternd, die wie das Murmeln der Loire waren und die Seele im Innersten bewegten. Die Sonne umfloß sie mit ihrem rötlichen Schein, ehe sie schied, ein melancholisches Bild ihrer glücklosen Liebe. Der General, der in Unruhe darüber war, seinen Wagen nicht an der Stelle zu finden, wo er angehalten hatte, ging bald vor, bald hinter den Liebenden, ohne sich in die Unterhaltung zu mischen. Das vornehme, taktvolle Benehmen, das Lord Grenville während der Reise zeigte, hatte den Argwohn des Marquis zerstreut, und seit einiger Zeit ließ er seiner Frau volle Freiheit, im Vertrauen auf die punische Treue des Lorddoktors. Artur und Julie wandelten noch eine Weile zusammen in dem schmerzlichen Einklang ihrer todeswunden Herzen. Als sie den steilen Abhang von Montcontour hinaufgestiegen waren, hatten sie beide eine unbestimmte Hoffnung gehegt, ein unruhiges Glücksgefühl, über das sie sich nicht klar zu werden wagten; aber als sie von der Anhöhe herunterkamen, hatten sie das schwache Gebäude umgestürzt, das sie in ihrer Einbildung errichtet hatten und das sie nicht anzuhauchen wagten, so wie Kinder im voraus wissen, daß ein Atemzug ihr Kartenhaus

zerstört. Noch am selben Abend reiste Lord Grenville ab. Der letzte Blick, den er auf Julie richtete, bewies, daß er von dem Augenblick an, wo ihre erwachende Neigung ihnen die Möglichkeiten einer so starken Leidenschaft enthüllte, recht gehabt hatte, vor sich selber auf der Hut zu sein.

Am nächsten Morgen saßen Herr d'Aiglemont und seine Frau ohne ihren Reisegefährten in ihrem Wagen und fuhren mit großer Eile auf dem Wege dahin, den die Marquise im Jahre 1814 zurückgelegt hatte, als sie, der Liebe noch unkundig, ihre Beständigkeit nahezu verwünscht hatte. Tausend vergessene Eindrücke stürmten auf sie ein. Das Herz hat ein eigenes Gedächtnis. Manche Frau, die unfähig ist, sich der wichtigsten Ereignisse zu entsinnen, wird ihr Leben lang die Erinnerungen bewahren, die sich auf ihre Gefühle beziehen. So entsann sich auch Julie mit einem Gefühl von Glück vollkommen der unbedeutendsten Einzelheiten; die kleinsten Vorfälle ihrer ersten Reise tauchten in ihr auf, bis auf einzelne Gedanken, die ihr an gewissen Stellen des Weges gekommen waren. Viktor, der, seitdem seine Frau die Jugendfrische und ihre ganze Schönheit wiedererlangt hatte, sich aufs neue leidenschaftlich in sie verliebte, drängte sich an sie nach Art eines Liebhabers. Als er versuchte, sie in seine Arme zu nehmen, machte sie sich sacht los und verstand es, dieser harmlosen Liebkosung auszuweichen. Sie schauderte vor der Berührung mit Viktor zurück, dessen Körperwärme sie infolge ihres nahen Beisammensitzens spürte und teilte. Sie wollte sich allein auf den Rücksitz des Wagens setzen, doch ihr Mann erwies ihr die Aufmerksamkeit, sie auf dem Vordersitz zu lassen. Sie dankte ihm dafür mit einem Seufzer, den er mißverstand. Dieser gewiegte Garnisonverführer deutete die Melancholie seiner Frau zu seinen Gunsten, und so war sie am Abend genötigt, mit einer Festigkeit zu ihm zu sprechen, die ihm imponierte.

„Mein Freund," sagte sie zu ihm, „es hat nicht viel gefehlt, daß du mich getötet hättest. Du weißt es. Wäre ich noch ein junges Mädchen ohne Erfahrung, so könnte ich aufs neue

mein Leben hinopfern. Doch ich bin Mutter, ich habe eine Tochter zu erziehen, und ich bin ihr ebensoviel schuldig wie dir. Ertragen wir ein Unglück, das uns in gleicher Weise trifft. Du bist der weniger zu Beklagende. Du hast einen Trost zu finden gewußt, den meine Pflicht, unser gemeinschaftliches Glück, und mehr als das, die Natur mir verbieten. Sieh," fügte sie hinzu, „du hast leichtsinnigerweise in einer Schublade drei Briefe von Frau von Sérizy vergessen; hier sind sie. Mein Schweigen beweist dir, daß du in mir eine duldsame Frau besitzest, die von dir nicht die Opfer fordert, zu welchen die Gesetze sie verurteilen. Aber ich habe genug nachgedacht, um zu wissen, daß unsere Rollen nicht die nämlichen sind, und daß die Frau allein zum Unglück ausersehen ist. Meine Tugend ruht auf festen, sichern Grundsätzen. Ich werde untadelhaft leben, aber laß mich leben!"

Der Marquis war von der Logik verblüfft, die seine Frau, welche die Liebe scharfsinnig gemacht hatte, entfaltete, und mußte sich vor der wundervollen Haltung, wie sie den Frauen in solchen Krisen eigentümlich ist, beugen. Der instinktive Widerwillen, den Julie gegen alles, was ihre Liebe und die Forderungen ihres Herzens verletzte, bekundete, ist eine der schönsten Eigenschaften der Frau und kommt vielleicht von einer angeborenen Tugend, die weder die Gesetze noch die Zivilisation zu unterdrücken vermögen. Wer wird die Frauen also tadeln wollen? Wenn sie dem ausschließlichen Gefühl, das ihnen nicht erlaubt, zwei Männern zu gehören, Stillschweigen geboten haben — sind sie da nicht wie die Priester ohne Glauben? Strenge Gemüter werden das Kompromiß, das Julie zwischen ihren Pflichten und ihrer Liebe geschlossen hatte, tadeln, während die leidenschaftlichen es ihr als Verbrechen anrechnen werden. Diese allgemeine Verurteilung richtet sich entweder gegen das Unglück, von dem erwartet wird, daß es einen Ungehorsam gegen das Gesetz begeht, oder gegen die traurige Unvollkommenheit der Einrichtungen, auf denen die europäische Gesellschaft beruht.

Zwei Jahre vergingen, während welcher Herr und Frau d'Aiglemont das Leben von Leuten der Gesellschaft führten. Jeder ging seines Weges, und sie trafen sich öfter in den Salons als zu Hause. In dieser eleganten Form der Scheidung endigen sehr viele Ehen der großen Welt. Eines Abends waren die beiden Gatten ausnahmsweise zusammen in ihrem Salon. Frau d'Aiglemont hatte eine Freundin zum Diner bei sich gehabt. Der General, der sonst immer außerhalb dinierte, war zu Hause geblieben.

„Sie werden sehr erfreut sein, Frau Marquise", sagte Herr d'Aiglemont und stellte die Tasse, aus der er eben seinen Kaffee getrunken hatte, auf ein Tischchen. Er blickte Frau von Wimphen mit einer halb boshaften, halb betrübten Miene an und fügte hinzu: „Ich begebe mich längere Zeit auf eine Jagd mit dem Oberjägermeister. Sie werden mindestens acht Tage lang vollkommen Witwe sein, und das wünschen Sie doch ... Wilhelm," sagte er zu dem Diener, der die Tassen abtrug, „lassen Sie anspannen!" Frau von Wimphen war jene Louisa, der Frau d'Aiglemont seinerzeit das Zölibat hatte anraten wollen. Die beiden Frauen warfen sich einen Blick des Einverständnisses zu, der bewies, daß Julie in ihrer Freundin eine Vertraute ihrer Leiden gefunden hatte, eine unschätzbare, liebevolle Vertraute, denn Frau von Wimphen war in ihrer Ehe sehr glücklich; und in der entgegengesetzten Lage, in der sie sich befanden, war vielleicht das Glück der einen eine Garantie, daß sie für das Unglück der andern wahre Teilnahme hegte. In solchem Falle ist die Unähnlichkeit der Geschicke beinahe immer ein starkes Freundschaftsband.

„Ist jetzt Jagdzeit?" fragte Julie mit einem gleichgültigen Blick auf ihren Mann. Es war Ende März. „Der Oberjägermeister jagt, wann und wo er will. Wir wollen im königlichen Forst Treibjagden auf Wildschweine abhalten." „Nimm dich in acht, daß dir nicht von ungefähr ein Unfall zustößt ..." „Ein Unglück ist immer von ungefähr", antwortete er lächelnd. „Der Wagen des Herrn ist vorgefahren", meldete Wilhelm.

Der General erhob sich, küßte Frau von Wimphen die Hand und wandte sich zu Julie: „Wenn ich von einem Wildschwein getötet würde . . .!" bat er mit unterwürfiger Miene. „Was hat das zu bedeuten?" fragte Frau von Wimphen. „Geh doch, rede nicht so!" sagte Frau d'Aiglemont zu Viktor. Dann lächelte sie, wie um Louisa zu bedeuten: ‚Du wirst sehen.' Sie reichte ihrem Manne ihren Hals hin, der sich anschickte sie zu küssen; doch die Marquise wandte sich so zur Seite, daß der eheliche Kuß auf die Rüsche ihres Kragens kam. „Sie werden mir vor Gott bezeugen," sprach der Marquis zu Frau von Wimphen gewandt, „daß ich eines Freibriefs bedarf, um diese leise Gunst zu erwirken. Das ist die Art, wie meine Frau die Liebe auffaßt. Ich weiß nicht, durch welche List sie mich so weit gebracht hat . . . Viel Vergnügen!"

Und er verließ das Zimmer.

„Aber dein armer Mann ist wirklich gut," rief Louisa aus, als die beiden Frauen allein waren; „er liebt dich!" „Oh, sage keine Silbe mehr! Ich verabscheue den Namen, den ich trage." „Ja, aber Viktor gehorcht dir durchaus", sagte Louisa. „Sein Gehorsam", antwortete Julie, „beruht zum Teil auf der Hochachtung, die ich ihm eingeflößt habe. Ich bin, was man eine tugendhafte Frau nennt; ich mache ihm sein Haus angenehm, ich schließe die Augen zu seinen Liebschaften, ich nehme nichts von seinem Geld, er kann seine Einkünfte nach Belieben durchbringen, ich sehe nur zu, daß er das Kapital nicht antastet. Um diesen Preis habe ich Frieden. Er macht sich meine Existenz nicht klar oder will sie sich nicht klarmachen. Aber wenn ich meinen Mann auch so lenke, so fürchte ich nichtsdestoweniger die Ausbrüche seines Charakters. Ich bin wie ein Bärentreiber, der davor zittert, daß der Maulkorb eines Tages zerreißen kann. Ich wage nicht auszudenken, was geschehen könnte, wenn Viktor das Recht zu haben glaubte, mich nicht mehr zu achten; denn er ist gewalttätig, voller Eigenliebe und, mehr noch, voll Eitelkeit. Sein Verstand reicht nicht so weit, daß er in einem schwie-

rigen Falle, wo seine schlimmen Triebe im Spiel sind, maßhalten könnte, und sein Charakter ist so schwach, daß er mich ohne Besinnen töten würde, wenn er auch tags darauf vor Kummer stürbe. Doch dies verhängnisvolle Glück ist nicht zu fürchten."

Es trat ein Schweigen ein, unter dem die Gedanken der beiden Freundinnen sich auf die geheime Ursache dieser Verhältnisse richteten. Dann ergriff Julie wieder das Wort mit einem bedeutungsvollen Blick auf Louisa: „Man ist mir auf eine grausame Weise gehorsam gewesen. Dennoch hatte ich ihm nicht verboten, mir zu schreiben. Ah, er hat mich vergessen, und er hat recht gehabt! Es wäre allzu unheilvoll, wenn auch sein Geschick zerbrochen würde! Es ist genug an dem meinen. Würdest du es glauben, Liebe, daß ich die englischen Zeitungen einzig darum lese, um seinen Namen gedruckt zu sehen? Nein, er ist noch nicht in der Pairskammer gewesen." „Kannst du denn Englisch?" „Habe ichs dir nicht gesagt? Ich habe es gelernt." „Arme Kleine!" rief Louisa und nahm Juliens Hand; „wie kannst du nur noch leben?" „Das ist ein Geheimnis," erwiderte die Marquise mit einer fast kindlich naiven Gebärde; „höre! ich nehme Opium. Die Geschichte der Herzogin von . . . in London hat mich auf die Idee gebracht. Du weißt, Mathurin hat einen Roman daraus gemacht. Meine Laudanumtropfen sind sehr schwach. Ich schlafe. Ich wache nur sieben Stunden, und die widme ich meiner Tochter." Louisa starrte ins Feuer und wagte nicht, die Augen zu ihrer Freundin zu erheben, deren ganzes Elend sich zum erstenmal vor ihr enthüllte. „Louisa, wahre mein Geheimnis!" sagte Julie nach einem minutenlangen Schweigen.

Plötzlich brachte ein Diener der Marquise einen Brief. „Ah!" rief sie aus und erbleichte. „Ich frage nicht von wem", sagte Frau von Wimphen. Die Marquise las und hörte nichts mehr; ihre Freundin sah die heftigste Empfindung, die gefährlichste Gefühlsaufwallung auf ihrem Gesicht, das abwechselnd

errötete und erblaßte. Schließlich warf Julie das Papier ins Feuer. „Dieser Brief hat Zündstoff in sich! Oh, ich ersticke!" Sie stand auf und schritt im Zimmer umher; ihre Augen loderten. „Er hat Paris gar nicht verlassen!" rief sie aus. Ihre abgerissenen Reden, zu denen Frau von Wimphen nichts zu bemerken wagte, wurden von schrecklichen Pausen unterbrochen. Mit immer größerem Nachdruck folgten die Sätze aufeinander. Die letzten Worte hatten etwas Gellendes. „Er hat mich ohne mein Wissen immerfort gesehen. Ein unwissentlicher Blick von mir erhält ihn am Leben. Du weißt nicht, Louisa, er stirbt und will mir Lebewohl sagen. Er weiß, daß mein Mann von heute abend an mehrere Tage abwesend ist, und kann jeden Augenblick hereintreten. Oh, es ist mein Verderben! Ich bin verloren. Höre! bleibe bei mir. Vor zwei Frauen wird er es nicht wagen. O bleibe, ich fürchte mich!" „Aber mein Mann weiß, daß ich bei dir diniert habe, und wird mich abholen", antwortete Frau von Wimphen. „Nun, bis du gehst, habe ich ihn weggeschickt. Ich werde unser beider Henker sein. Mein Gott! er wird glauben, daß ich ihn nicht mehr liebe. Und dieser Brief! Er enthielt Sätze, die ich mit Feuerschrift geschrieben vor mir sehe."

Ein Wagen fuhr am Portal vor.

„Oh!" rief die Marquise mit fast freudigem Ton, „er kommt öffentlich, ohne Geheimnis." „Lord Grenville!" meldete der Diener. Die Marquise blieb unbeweglich stehen. Als sie Artur blaß, mager, eingefallen sah, war keine Strenge mehr möglich. Obwohl Lord Grenville furchtbar enttäuscht war, Julie nicht allein zu finden, schien er ruhig und kalt. Aber für diese beiden Frauen, die in die Geheimnisse seiner Liebe eingeweiht waren, hatten seine Haltung, der Klang seiner Stimme, der Ausdruck seiner Blicke etwas von der magnetischen Kraft, wie man sie dem Zitterrochen zuschreibt. Die Marquise und Frau von Wimphen waren wie betäubt von der Unmittelbarkeit, mit der ein unerhörter Schmerz sich ihnen mitteilte. Der Klang der Stimme Lord Grenvilles verursachte Frau d'Aiglemont ein so

heftiges Herzklopfen, daß sie ihm nicht zu antworten wagte, aus Furcht, ihm zu verraten, wie groß die Macht war, die er auf sie ausübte. Lord Grenville hatte nicht den Mut, Julie anzusehen, so daß Frau von Wimphen fast allein die gleichgültige Konversation aufrechterhielt. Julie dankte ihr für den Beistand, den sie ihr leistete, mit einem gerührten Blick. Die beiden Liebenden zwangen ihre Gefühle nieder und hielten sich in den vorgeschriebenen Grenzen der Pflicht und des Anstandes. Doch bald meldete man Herrn von Wimphen; bei seinem Eintritt warfen sich die beiden Freundinnen einen Blick zu, mit dem sie sich ohne ein Wort die neuen Schwierigkeiten der Situation zu verstehen gaben. Es war unmöglich, Herrn von Wimphen in das Geheimnis dieses Dramas einzuweihen, und Frau von Wimphen konnte ihrem Manne keine einleuchtenden Gründe angeben, um ihn zu bitten, noch länger bei ihrer Freundin zu verweilen. Als Frau von Wimphen ihren Schal umlegte, erhob sich Julie, als ob sie ihr dabei behilflich sein wollte, und sagte leise: „Ich werde Mut haben. Da er öffentlich zu mir gekommen ist, was habe ich da zu fürchten? Aber im ersten Moment, als ich ihn so verändert sah, wäre ich ohne deine Gegenwart vor ihm niedergestürzt."

„Nun, Artur, Sie haben mir nicht gehorcht", sagte Frau d'Aiglemont mit zitternder Stimme, als sie zurückkam und sich auf einem Sofa niederließ, auf das sich Lord Grenville nicht mit zu setzen wagte. „Ich habe der Sehnsucht nicht länger widerstehen können, Ihre Stimme zu hören, bei Ihnen zu sein. Es war eine Verrücktheit, ein Wahnwitz. Ich bin nicht mehr Herr meiner selbst. Ich habe mich lange geprüft, ich bin zu schwach. Ich muß sterben. Aber sterben, ohne Sie gesehen zu haben, ohne daß Ihr Kleid mich noch einmal gestreift hat, ohne Ihre Tränen aufgefangen zu haben — welch ein Tod!"

Er wollte sich von Julie entfernen, aber bei der plötzlichen Bewegung fiel ihm eine Pistole aus der Tasche. Die Marquise sah ihn mit einem verständnislosen Blick an, aus dem alles

Gefühl gewichen schien. Lord Grenville hob die Pistole auf und schien äußerst verdrossen über einen Zwischenfall, der als Spekulation eines Verliebten gelten konnte. „Artur!" rief Julie. „Frau Marquise," erwiderte er und schlug die Augen nieder, „ich war voller Verzweiflung gekommen, ich wollte . . ." Er stockte. „Sie wollten sich bei mir töten!" rief sie. „Nicht mich allein", sagte er mit sanfter Stimme. „Wie denn! Meinen Mann vielleicht?" „Nein, nein," rief er mit erstickter Stimme; „aber beruhigen Sie sich, ich habe mein unseliges Vorhaben aufgegeben. Als ich hier eintrat, als ich Sie sah, fühlte ich den Mut, zu schweigen und allein zu sterben." Julie stand auf, warf sich Artur in die Arme, und dieser konnte unter dem Schluchzen seiner Geliebten deutlich die leidenschaftlichen Worte heraushören: „Das Glück kennen lernen und sterben . . . ja!"

Die ganze Geschichte Juliens lag in diesem tiefen Aufschrei; es war der Schrei der Natur und der Liebe, zweier Mächte, denen die Frauen, die keine Religion haben, leicht erliegen. Artur nahm sie in seine Arme und trug sie auf das Kanapee, mit einer Kraft der Bewegung, wie sie ein unverhofftes Glück verleiht. Aber unversehens entriß sich die Marquise den Armen ihres Geliebten, sah ihn mit einem verzweiflungsvollen Blick an, nahm ihn bei der Hand, ergriff einen Leuchter und zog ihn mit fort in ihr Schlafzimmer. Als sie vor dem Bett standen, wo Helene schlief, schob sie die Vorhänge zurück, so daß man des Kindes ansichtig wurde, und hielt die eine Hand schützend vor die Kerze, damit die Helligkeit den zarten, kaum geschlossenen Augenlidern des kleinen Mädchens nicht weh tue. Helene hatte die Arme geöffnet und lächelte im Schlaf. Julie zeigte Lord Grenville mit einem Blick ihr Kind. Dieser Blick sagte alles.

„Einen Mann kann man verlassen, auch wenn er uns liebt. Ein Mann ist für sich selbst stark genug, er findet Ersatz. Man kann die Gesetze der Welt mißachten. Aber ein Kind ohne Mutter!" Alle diese Gedanken und tausend andere noch rührendere lagen in diesem Blick. „Wir können es mitnehmen," murmelte der

Engländer; „ich werde es liebhaben ..." „Mama!" sagte Helene, indem sie erwachte. Bei diesem Wort brach Julie in Tränen aus. Lord Grenville setzte sich und blieb so mit gekreuzten Armen, stumm und finster. „Mama!" Dieser reizende, unschuldige Anruf weckte so viel selbstloses Gefühl, alle die unwiderstehlichen Sympathien der Mütterlichkeit, daß die Liebe davon einen Augenblick verdrängt wurde. Julie war nicht mehr Weib, sie war Mutter. Lord Grenville hielt nicht lange stand, er mußte weinen wie Julie. In diesem Augenblick hörte man ein lautes Geräusch, mit dem eine Tür heftig geöffnet wurde, und die Worte: „Julie d'Aiglemont, bist du hier?" widerhallten wie ein Donnerschlag in den Herzen der Liebenden. Der Marquis war zurückgekehrt. Bevor Julie ihre Ruhe wiedergewonnen hatte, ging der General von seinem Zimmer auf das seiner Frau zu. Die beiden Zimmer stießen aneinander. Glücklicherweise trat Lord Grenville auf einen Wink Juliens rasch in ein Nebengemach, und Julie schlug hastig die Tür zu.

„Nun, liebe Frau, hier bin ich wieder," sagte Viktor; „die Jagd hat nicht stattgefunden. Ich werde zu Bett gehen." „Gute Nacht," antwortete sie, „das will ich auch. Also erlaube, daß ich mich ausziehe." „Du bist sehr kratzbürstig heute abend. Ich gehorche Ihnen, Frau Marquise."

Der General ging wieder in sein Zimmer, Julie begleitete ihn, um die Verbindungstür zu schließen, und stürzte sich in das Seitenkabinett, um Lord Grenville zu befreien. Sie fand ihre ganze Geistesgegenwart wieder und dachte, der Besuch ihres ehemaligen Arztes sei sehr natürlich; sie konnte ihn im Salon zurückgelassen haben, um ihre Tochter zu Bett zu bringen, und wollte ihm sagen, daß er, ohne Geräusch zu machen, wieder dahineingehen solle. Aber als sie die Tür des Kabinetts öffnete, stieß sie einen gellenden Schrei aus. Die Finger Lord Grenvilles waren zwischen die Tür eingeklemmt und zerquetscht worden. „Was hast du denn?" fragte ihr Mann. „Nichts, nichts," antwortete sie, „ich habe mich mit einer Stecknadel in den Finger

gestochen." Die Verbindungstür ging wieder auf. Die Marquise glaubte, ihr Mann käme aus Interesse für sie, und fluchte dieser Besorgnis, an der das Herz keinen Teil hatte. Sie hatte kaum Zeit, die Tür zum Ankleidezimmer zu schließen, aus der Lord Grenville eben seine Hand herausgezogen hatte. Der General erschien in der Tat; aber die Marquise irrte sich, es hatte ihn eine persönliche Angelegenheit hereingeführt. „Kannst du mir nicht ein seidenes Kopftuch leihen? Dieser nichtswürdige Kerl von einem Diener läßt mich ganz ohne Tücher für den Kopf. In den ersten Tagen unserer Ehe hast du dich mit solch peinlicher Sorgfalt meiner Sachen angenommen, daß du mich damit langweiltest. Ach! der Honigmonat hat für mich nicht länger gedauert als für meine Krawatten. Jetzt bin ich der Liederlichkeit dieser Bande ausgeliefert, die mich zum besten hat." „Nimm, hier ist ein seidenes Tuch. Warst du nicht im Salon?" „Nein." „Du hättest dort vielleicht noch Lord Grenville angetroffen." „Er ist in Paris?" „Gewiß." „Nun, ich gehe hinein . . . der gute Doktor." „Aber er muß schon fort sein!" rief Julie. Der Marquis stand jetzt im Zimmer seiner Frau und wand sich das Tuch um den Kopf, indem er sich wohlgefällig im Spiegel betrachtete. „Ich weiß gar nicht, wo unsere Leute sind," sagte er; „ich habe dem Charles dreimal geklingelt, aber er ist nicht gekommen. Deine Zofe ist auch nicht da? Klingle ihr, ich möchte für die Nacht noch eine Decke für mein Bett." „Pauline ist ausgegangen", antwortete trocken die Marquise. „Um Mitternacht!" sagte der General. „Ich habe ihr erlaubt, in die Oper zu gehen." „Das ist eigentümlich!" meinte der Mann, während er sich auskleidete, „mir ist, als hätte ich sie gesehen, als ich die Treppe heraufkam." „Dann ist sie eben schon zurück", sagte Julie mit erheuchelter Ungeduld. Dann zog sie so schwach als möglich an der Klingelschnur, um bei ihrem Mann keinen Argwohn zu wecken.

Die Ereignisse dieser Nacht sind nicht völlig bekannt geworden; aber sie waren alle ebenso grausam und schrecklich wie die all-

täglichen Vorkommnisse aus dem häuslichen Leben, die hier berichtet sind. Am Tag darauf legte sich die Marquise d'Aiglemont für mehrere Tage zu Bett.

„Was ist denn bei dir so Außergewöhnliches vorgekommen, daß alle Welt von deiner Frau spricht?" fragte Herr von Ronquerolles Herrn d'Aiglemont einige Tage nach dieser katastrophenreichen Nacht. „Glaube mir, bleib Junggeselle", sagte d'Aiglemont. „Die Vorhänge von Helenens Bett haben Feuer gefangen. Meine Frau hat davon einen solchen Nervenchoc bekommen, daß sie auf ein Jahr hinaus krank sein wird, wie der Arzt sagt. Man heiratet eine hübsche Frau, sie wird häßlich; man heiratet ein gesundes, blühendes Mädchen, sie fängt an zu kränkeln; man glaubt, sie sei leidenschaftlich, sie ist kalt, oder vielmehr sie erscheint kalt und ist in Wirklichkeit so leidenschaftlich, daß sie einen umbringt oder entehrt. Das sanfteste Geschöpf wird starrköpfig und launenhaft und büßt alle Sanftmut ein. Das Kind, das du zu haben meintest, zeigt dir einen eisernen Willen, die Stirn eines Dämons. Ich habe die Ehe satt." „Oder deine Frau." „Das wäre schwer. Apropos! Willst du mit mir nach Saint-Thomas d'Aquin kommen, um das Begräbnis von Lord Grenville zu sehen?" „Sonderbarer Zeitvertreib!" versetzte Ronquerolles. „Weiß man eigentlich bestimmt die Ursache seines Todes?" „Sein Kammerdiener behauptet, daß er eine ganze Nacht lang außen an einer Fensterbrüstung zugebracht hat, um die Ehre seiner Geliebten zu retten, und es war verdammt kalt in diesen Tagen." „Diese Aufopferung wäre höchst rühmenswert für einen von uns alten Pflastertretern; aber Lord Grenville war jung und . . . Engländer. So ein Engländer will doch immer den Sonderling spielen." „Bah!" antwortete d'Aiglemont, „diese Züge von Heroismus sind immer auf die Frau zurückzuführen, die sie einflößt, und für meine wäre der arme Artur gewiß nicht gestorben."

2. Unbekannte Leiden

Zwischen dem kleinen Flusse Loing und der Seine erstreckt sich eine weite Ebene, an die der Wald von Fontainebleau und die Städte Moret, Nemours und Montereau stoßen. In diesem öden Land erheben sich nur vereinzelte Hügel; dann gibt es noch zwischen den Feldern manchmal kleine Wäldchen, die dem Wild Zuflucht bieten; sonst ringsum endlose graue oder gelbliche Flächen, wie sie den Landschaften der Sologne, der Beauce und des Berri eigen sind. Mitten in dieser Ebene gewahrt der Reisende zwischen Moret und Montereau ein altes Schloß, das Saint-Lange heißt, dessen Umgebung es weder an Größe noch an Majestät fehlt. Da sind prächtige Ulmenalleen, Gräben, lange Wälle, ausgedehnte Gärten und die stattlichen Herrenhäuser, die nur dank der Bauernschinderei, den Pachtgeldern, den behördlich genehmigten Erpressungen oder den großen aristokratischen Vermögen erbaut werden konnten, die heutzutage vom Hammer des Bürgerlichen Gesetzbuchs zerschlagen worden sind. Wenn ein Künstler oder irgendein Träumer sich auf die Wege mit den tiefen Räderspuren oder die Acker mit dem schweren Lehmboden, die die Umgebung dieses Herrschaftssitzes fast zu verteidigen scheinen, verirrte, möchte er sich fragen, welche Laune wohl dieses romantische Schloß in diese Weizensteppe, in diese Wüste aus Kreide, Mergel und Sand gestellt hatte, wo der Frohsinn stirbt, die Düsterkeit unfehlbar hochkommen muß, wo die Seele mehr und mehr von einer tonlosen Einsamkeit, einem eintönigen Horizont und negativen Schönheiten gepeinigt werden muß, die freilich Leiden, die keinen Trost wollen, willkommen sein müssen.

Eine junge Frau, die in Paris durch ihre Anmut, ihre Schönheit, ihren Geist berühmt war und deren gesellschaftliche Stellung, deren Vermögen dieser Berühmtheit entsprachen, bezog zum großen Erstaunen des kleinen Dorfes, das etwa eine Meile von Saint-Lange entfernt lag, gegen Ende des Jahres 1821 das

Schloß. Die Pächter und Bauern hatten seit Menschengedenken keine Herrschaft mehr im Schloß gesehen. Obgleich der Besitz ansehnliche Erträge brachte, war er seit langem einem Verwalter anvertraut und von alten Dienern in Obhut genommen gewesen. So erregte die Reise der Frau Marquise eine Art Aufregung in der Gegend. Eine Anzahl Personen standen gruppenweise am Ende des Dorfes vor einem elenden Wirtshaus, das an der Vereinigung der Straßen von Nemours und Moret lag, um die Kalesche vorbeifahren zu sehen. Sie fuhr ziemlich langsam, denn die Marquise hatte von Paris aus ihre eigenen Pferde benutzt. Auf dem Rücksitz hielt die Zofe ein kleines Mädchen, das eher einen versonnenen als einen heitern Eindruck machte. Die Mutter befand sich auf dem Vordersitz in liegender Stellung und sah aus wie eine Sterbende, die von den Ärzten aufs Land geschickt wird. Der niedergeschlagene Ausdruck der zarten jungen Frau befriedigte die Dorfpolitiker sehr wenig, die bei der Kunde von ihrer Ankunft in Saint-Lange die Hoffnung gefaßt hatten, es werde nun in der Gemeinde lebhafter zugehen. Jede Art von Lebendigkeit war offenbar dieser in ihren Schmerz versunkenen Frau widerwärtig.

Der hellste Kopf von Saint-Lange erklärte am Abend im Honoratiorenzimmer des Wirtshauses, die Traurigkeit, die auf den Zügen der Frau Marquise zu lesen sei, lasse darauf schließen, daß sie ihr Vermögen verloren habe. Während der Abwesenheit des Herrn Marquis, von dem die Zeitungen berichtet hatten, er sollte den Herzog von Angoulême nach Spanien begleiten, wollte sie jedenfalls in Saint-Lange die nötigen Summen ersparen, um die Einbußen zahlen zu können, die infolge verfehlter Börsenspekulationen entstanden wären. Der Marquis wäre einer der wildesten Spekulanten. Vielleicht würde der Besitz in kleine Teile zerschlagen werden. Da könnte man ordentlich dabei profitieren. Es sollte nur jeder seine Taler zählen, sie aus dem Versteck holen und an all seine Mittel denken, um nicht leer auszugehen, wenn Saint-Lange geschlachtet würde. Diese Aussicht

schien so schön, daß jeder von den Honoratioren es kaum abwarten konnte, zu erfahren, ob sie begründet wäre; jeder machte sich an die Leute im Schloß heran, um die Wahrheit herauszubekommen; aber keiner konnte erfahren, wie es käme, daß ihre Herrin im Anfang des Winters ihr altes Schloß in Saint-Lange bezog, während sie andere Besitzungen hatte, die durch ihre heitere Lage und die Schönheit ihrer Gärten berühmt waren. Der Herr Maire ging aufs Schloß, um die Gnädigste zu begrüßen, aber er wurde nicht empfangen. Nach dem Maire versuchte es der Verwalter, hatte aber keinen besseren Erfolg.

Die Frau Marquise verließ ihr Schlafzimmer nur, damit es aufgeräumt wurde, und hielt sich dann in einem kleinen Salon nebenan auf, wo sie speiste, wenn man ‚speisen' nennen darf, daß sie sich an einen Tisch setzte, die Gerichte, die darauf standen, mit Widerwillen ansah, und nur das wenige zu sich nahm, das nötig war, damit sie nicht verhungerte. Dann begab sie sich sofort wieder in ihr Schlafgemach, wo sie sich wie am Morgen in den altertümlichen Lehnstuhl setzte, der an dem einzigen Fenster stand, von dem das Zimmer Licht empfing. Sie sah ihre Tochter nur während der kurzen Augenblicke ihres trübseligen Mahles und schien sie auch da kaum um sich dulden zu können. Mußte sie nicht Unerhörtes durchzumachen haben, wenn bei einer so jungen Frau die Muttergefühle übertäubt wurden? Keiner ihrer Leute hatte Zutritt zu ihr. Ihre Zofe war das einzige Wesen, deren Dienste sie ertrug. Sie verlangte, daß es im Schloß völlig still war; ihre Tochter mußte in einem entlegenen Teil des Hauses spielen. Es war ihr so schwer, das leiseste Geräusch zu ertragen, daß jede Menschenstimme, selbst die ihres Kindes, ihr eine leidige Störung war. Die Leute in der Gegend beschäftigten sich anfangs viel mit ihren Absonderlichkeiten; dann aber, als die Vermutungen erschöpft waren, dachten weder die Bewohner der kleinen Städte der Umgebung noch die Bauern mehr an die kranke Frau.

Die Marquise war also sich selbst überlassen und konnte inmitten des Schweigens, das sie um sich gebreitet hatte, in völliger Ruhe verharren; sie hatte keine Ursache, dieses mit gewirkten Teppichen bespannte Gemach zu verlassen, in dem ihre Großmutter gestorben und in das sie gekommen war, um in Ruhe, ohne Zeugen, ohne Belästigung, ohne die falschen Bezeigungen der sich mitleidig stellenden Selbstsucht sterben zu können, der Selbstsucht, um derentwillen in den Städten Sterbende zweimal sterben zu müssen scheinen. Diese Frau war sechsundzwanzig Jahre alt. In diesem Alter will ein Gemüt, das noch voll romantischer Illusionen ist, den Tod, wenn er ihm erwünscht ist, schlürfen und auskosten. Aber der Tod verfährt mit jungen Menschen kokett: er geht für sie vorwärts und rückwärts, kommt und versteckt sich; seine Langsamkeit bringt es dahin, daß sie den Geschmack an ihm verlieren, und die Ungewißheit, wann er endlich kommen wird, schleudert sie in die Welt zurück. Dort stoßen sie wieder unfehlbar auf den Schmerz, der unbarmherziger als der Tod ist und nicht auf sich warten läßt. Auch diese Frau, die nicht mehr leben wollte, sollte in ihrer Einsamkeit die Bitternis dieses Zögerns zu spüren bekommen; sie sollte hier in einem moralischen Verzweiflungskampf, dem kein Tod ein Ende machte, in einer furchtbaren Lehrzeit den Egoismus erlernen, der ihr Herz herbstlich machte und es für die Welt herrichtete.

Diese grausame und traurige Lehre ist immer die Frucht unserer ersten Schmerzen. Die Marquise litt in der Tat vielleicht zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben. Ist es nicht fürwahr ein Irrtum, wenn man meint, die Gefühle könnten noch einmal wiederkehren? Existieren sie nicht immer, wenn sie erst einmal aufgetaucht sind, auf dem Grunde des Herzens? Dort kommen sie zur Ruhe und werden wieder wach, je nach den Zufällen des Lebens; aber sie bleiben dort, und ihre Anwesenheit ändert natürlich die Seele. So hätte also jedes Gefühl nur einen einzigen großen Tag, den mehr oder weniger langen Tag seines ersten Aufkommens. Auch der Schmerz, das beharrlichste Gefühl,

das wir kennen, wäre demnach nur bei seinem ersten Ansturm wirklich lebendig, und seine späteren Angriffe wären immer schwächer, entweder weil wir uns an seine Krisen gewöhnt hätten, oder auf Grund eines Gesetzes unserer Natur: um am Leben zu bleiben, stellt sie dieser Kraft der Zerstörung eine gleiche Kraft der Trägheit entgegen, die in den Berechnungen des Egoismus gefunden wird. Aber welchem unter allen Leiden gebührt dieser Name Schmerz? Der Verlust der Eltern ist ein Kummer, auf den die Natur die Menschen vorbereitet hat; körperliche Qualen sind vorübergehend und greifen die Seele nicht an; und wenn sie nicht weichen, sind sie keine Qualen mehr, sondern der Tod. Wenn eine junge Frau ein kleines Kind verliert, schenkt ihr die eheliche Liebe bald einen Ersatz. Auch diese Betrübnis ist vorübergehend. Kurz, diese Anfechtungen und viele andere ähnlicher Art sind gewissermaßen Schläge, Wunden; aber keine greift das Leben in seiner Wurzel an, und sie müssen ungewöhnlich heftig aufeinander folgen, um das Gefühl zu töten, das in uns nach Glück schreit. Der große, der wahre Schmerz muß also ein Leid sein, das so mörderisch ist, daß es Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich umbringt, kein Stückchen Leben heil läßt, den Geist auf immer zur Entartung bringt, sich unvertilgbar auf die Lippen, auf die Stirne schreibt, der Freude die Flügel bricht oder lahm macht und in die Seele eine Art Ekel an allem in der Welt bringt. Schließlich muß dieses Leid noch, um ungeheuer zu sein, um so auf Seele und Leib zu lasten, sich in einem Augenblick des Lebens einstellen, wo alle Kräfte der Seele und des Körpers jung sind. Dann fällt es mitten in der Blüte des Lebens auf ein Herz nieder, es schlägt eine tiefe Wunde; die Qual ist groß, und keiner kann aus dieser Krankheit ohne Veränderung im innersten Wesen hervorgehen: entweder schlägt er den Weg zum Himmel ein oder, wenn er ein Irdischer ist, kehrt in die Welt zurück, um sich vor der Welt zu verstellen, um eine Rolle in ihr zu spielen; von jetzt ab kennt er die Kulissen, hinter die man geht, wenn man rechnen, weinen oder sich vergnügen will.

Nach dieser einweihenden Krise gibt es fürderhin keine Geheimnisse mehr im Leben der Gesellschaft: sie ist unwiderruflich gerichtet. Bei jungen Frauen im Alter der Marquise wird dieser erste, dieser marterndste aller Schmerzen immer von demselben Geschehnis bewirkt. Die Frau, und besonders die junge Frau, deren Seele ebenso schön ist wie ihr Leib, wirft ihr Leben immer in die Richtung, wohin die Natur, das Gefühl und die Gesellschaft sie bestimmen. Wenn sie in diesem Leben Schiffbruch erleidet und sie auf Erden bleibt, steht sie aus dem nämlichen Grunde, der die erste Liebe zum schönsten aller Gefühle macht, die grausamsten Martern aus. Warum hat es für dieses Elend nie einen Maler, nie einen Dichter gegeben? Ja, kann es denn gemalt, kann es besungen werden? Nein, die Natur der Schmerzen, die es hervorbringt, entzieht sich der Analyse und den Farben der Kunst. Und überdies werden diese Leiden niemals jemandem anvertraut; wer eine Frau in ihnen trösten will, muß sie erraten; denn wie eine Lawine, die zu Tal stürzt, dort alles verwüstet, ehe sie liegen bleibt, so werden diese Leiden immer in Bitternis umklammert und inbrünstig ins Herz geschlossen werden und darin bleiben.

Die Marquise machte jetzt die Leiden durch, die lange unbekannt bleiben, weil die ganze Welt sie verdammt, wohingegen das gefühlvolle Herz sie zärtlich hegt und das Gewissen einer wahrhaften Frau sie immer rechtfertigt. Es ist mit diesen Schmerzen wie mit solchen Kindern, die vom Leben immer wieder zurückgestoßen werden und die mit stärkeren Banden ans Herz der Mutter gefesselt sind, als ihre glücklich begabten Kinder. Niemals vielleicht ist diese furchtbare Katastrophe, die alles Leben in uns tötet, so stark, so vollständig, so durch die Umstände gesteigert gewesen wie bei der Marquise. Ein junger, großherziger, geliebter Mann, dessen Wünsche sie nie erhört hatte, um den Gesetzen der Gesellschaft zu gehorchen, war gestorben, um ihr das zu erhalten, was die Welt Frauenehre nennt. Wem konnte sie sagen: ‚Ich leide!‘ Ihre Tränen hätten ihren Gatten, der die

erste Ursache der Katastrophe war, gekränkt. Die Gesetze, die Sitten verfemten ihre Klagen; einer Freundin hätten sie Behagen gemacht; ein Mann hätte auf sie spekuliert. Nein, diese arme Trauernde konnte nur in der Verlassenheit nach Herzenslust weinen; da konnte sie ihr Leiden überwinden oder von ihm überwunden werden, sterben oder etwas in sich, vielleicht ihr Gewissen, ertöten. So starrte sie seit ein paar Tagen über die trostlose Öde dieser Landschaft, wo sie, wie in ihrem künftigen Leben, nichts zu suchen, nichts zu hoffen hatte, wo alles mit einem Blick zu sehen war und wo sie die Bilder der kalten Hoffnungslosigkeit sah, die ihr mehr und mehr das Herz zerriß. Die Morgennebel, der matte Himmel, die Wolken, die grau in grau fast auf die Erde hingen, paßten zu den Stadien der Krankheit ihrer Seele. Ihr Herz preßte sich nicht mehr zusammen, war nicht mehr abwechselnd wild und welk; nein, ihre frische, blühende Natur wurde durch die langsame Wirkung eines Schmerzes, der unerträglich, weil er endlos war, allmählich zu Stein. Sie litt durch sich und für sich. Wer so leidet, fängt der nicht an, egoistisch zu werden? Furchtbare Gedanken pochten denn auch an ihr Gewissen und verwundeten es. Sie ging ehrlich mit sich zu Rate und fand, daß sie doppelt wär. Es gab in ihr eine Frau, die überlegte, und eine, die empfand; eine Frau, die litt, und eine, die nicht mehr leiden wollte. Sie versetzte sich in die Freuden ihrer Kindheit zurück, die verstrichen war, ohne daß sie ihr Glück empfunden hätte, und deren helle Bilder in Massen auf sie eindrangen, wie um ihr die Enttäuschungen einer Ehe aufzudecken, die in den Augen der Gesellschaft vernünftig, in Wirklichkeit aber entsetzlich war. Was hatten ihr die schöne Keuschheit ihrer Jugend, die Wonnen, denen sie entsagt, die Opfer, die sie der Welt gebracht hatte, genutzt? Alles an ihr war Ausdruck und Erwartung der Liebe; und doch fragte sie sich, was ihr jetzt die Harmonie ihrer Bewegungen, ihr Lächeln und ihre Grazie sollte? Sowenig man einen Ton hören mag, der sinnlos und endlos immer wiederholt wird, so wenig liebte sie es jetzt mehr, daß sie in sich selbst

Frische und Sinneslust verspürte. Selbst ihre Schönheit war ihr, wie etwas Unnützes, unerträglich. Sie sah mit Entsetzen in die Zukunft, und sah vor Augen, daß sie nie mehr ein ganzer Mensch sein würde. Hatte nicht ihr inneres Ich die Gabe verloren, die Eindrücke des Neuen, das so köstlich ist und so viel Heiterkeit übers Leben bringt, zu kosten? In Zukunft würden die meisten dieser Eindrücke oft so schnell verlöscht wie empfangen sein, und viele von ihnen, die sie früher bewegt hätten, würden ihr nun gleichgültig sein. Nach der Kindheit des Leibes kommt die Kindlichkeit des Herzens. Diese zweite Kindheit aber hatte ihr Geliebter mit ins Grab genommen. Ihre leiblichen Begierden sozusagen waren noch jung, aber dabei hatte sie nicht mehr die unversehrte Tugend der Seele, die allem im Leben seinen Wert und seinen Duft gibt. Würde sie nicht ein Element der Traurigkeit, des Mißtrauens in sich behalten, das ihren Regungen die spontane Frische, den unmittelbaren Schwung rauben würde? Denn nichts konnte ihr das Glück wiederbringen, das sie erhofft, von dem sie so schön geträumt hatte. Ihre ersten wirklichen Tränen hatten das himmlische Feuer, das die ersten Regungen des Herzens wärmt, verlöscht, sie mußte in Zukunft immer dafür büßen, daß sie nicht mehr war, was sie hätte sein können. Aus diesem Glauben muß der bittere Ekel entstehen, der einen dazu bringt, den Kopf abzuwenden, wenn sich von neuem das Glück einstellen will. Sie urteilte jetzt über das Leben wie ein Greis, der bereit ist, aus ihm zu scheiden. Sie fühlte sich jung, und doch fielen ihr die vielen, vielen freudlosen Tage ihres Lebens auf die Seele, vernichteten sie ihr und machten sie vor der Zeit alt. Mit einem Schrei der Verzweiflung fragte sie die Welt, was sie ihr zum Ersatz für die Liebe, die ihr zu leben geholfen und die sie verloren hatte, geben könnte. Sie fragte sich, ob in ihrer entschwundenen Liebe, die so keusch und rein gewesen war, der Gedanke nicht strafbarer gewesen wäre, als was sie getan hatte. Es machte ihr Genuß, sich schuldig zu sprechen, um sich gegen die Welt aufzulehnen und sich darüber zu trösten, daß sie mit

dem, den sie beweinte, nicht die völlige Vereinigung gehabt hatte, welche zwei Seelen verschmilzt und den Schmerz der Seele, die zurückbleibt, lindert, weil sie sicher ist, das Glück völlig genossen, es ganz gegeben zu haben, und in sich das Siegel der andern Seele zu bewahren, die nicht mehr ist. Sie war unzufrieden wie eine Schauspielerin, die ihre Rolle nicht bekommen hat, denn dieser Schmerz griff all ihre Fibern, das Herz und den Kopf an. Die Natur war in ihren geheimsten Wünschen verwundet, aber ebensosehr war auch die Eitelkeit, war auch die Güte des Weibes verletzt, die sich hingeben und opfern will. Sie warf alle Fragen auf, grub in allen Tiefen der verschiedenen Wesen, die auf Grund der sozialen, geistigen und physischen Natur in uns vereint sind, und konnte bald vor dem Widerspruch der Gedanken, die auf sie einstürmten, nichts mehr fassen. So stand sie manchmal, wenn der Nebel fiel, am offenen Fenster, blieb gedankenlos stehen und atmete nur mechanisch den feuchten, erdigen Duft, der in den Lüften lag. Sie stand unbeweglich und wie schwachsinnig, denn das Sausen ihres Schmerzes machte sie in gleicher Weise für die Harmonien der Natur wie für die Reize des Denkens taub.

Eines Tages trat gegen Mittag, als eben die Sonne den Nebel zerrissen hatte, ihre Zofe ungerufen ein und sagte: „Jetzt ist schon zum viertenmal der Herr Pfarrer gekommen, um der Frau Marquise aufzuwarten; und er besteht heute so beharrlich darauf, daß wir nicht wissen, was wir ihm antworten sollen." „Er will jedenfalls etwas Geld für die Armen der Gemeinde; übergeben Sie ihm in meinem Namen fünfundzwanzig Louisdor."

Einen Augenblick später kam die Zofe schon wieder zurück.

„Gnädige Frau," sagte sie, „der Herr Pfarrer weist das Geld zurück und wünscht Sie zu sprechen." „So soll er kommen!" erwiderte die Marquise. Die mißlaunische Gebärde, die ihr dabei entschlüpfte, kündete voraus, daß der Priester, dessen Verfolgungen sie jedenfalls durch eine kurze und offene Erklärung ein Ende machen wollte, einen übeln Empfang finden würde.

Die Marquise hatte in jungen Jahren ihre Mutter verloren und ihre Erziehung war natürlich durch die Lockerung der religiösen Bande in der Revolutionszeit beeinflußt worden. Die Frömmigkeit ist eine Frauentugend, die nur Frauen gut weiterzugeben verstehen, und die Marquise war ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, dessen philosophische Anschauungen von ihrem Vater geteilt wurden. Sie beobachtete keinerlei religiöse Bräuche. Für sie war ein Priester ein öffentlicher Beamter, dessen Nutzen ihr zweifelhaft schien. In ihrer Lage konnte die Stimme der Religion ihre Leiden nur verschlimmern; sie hatte zu den Dorfgeistlichen und ihrem Intellekt nur mäßiges Zutrauen; sie beschloß also, ihren Pfarrer ohne Schärfe zurückzuweisen und ihn nach Art reicher Leute durch einen Akt der Wohltätigkeit loszuwerden. Der Geistliche kam, und sein Anblick änderte die Meinung der Marquise nicht. Sie erblickte ein dickes Männchen mit einem Bäuchlein und einem geröteten Gesicht, das alt und verrunzelt war und sich Mühe gab zu lächeln, was ihm aber schlecht gelang; sein kahler, von zahlreichen Falten durchzogener Schädel drückte auf sein Gesicht, das dadurch klein erschien; ein paar weiße Haare hingen um seinen Hinterkopf über dem Nacken und gingen nach vorn bis zu den Ohren. Trotzdem verriet die Physiognomie dieses Priesters einen Mann von heiterm Naturell. Seine dicken Lippen, seine leicht aufgestülpte Nase, sein faltiges Doppelkinn, all das sprach von einem glücklichen Temperament. Die Marquise bemerkte zunächst nur diese Hauptzüge; aber beim ersten Wort, das der Priester sprach, fiel ihr auf, wie sanft diese Stimme war; sie sah ihn aufmerksamer an und fand unter seinen ergrauenden Brauen Augen, die das Weinen gekannt hatten; und nun sah sie, daß die Linien seines Gesichts im Profil seinem Kopf einen erhabenen Ausdruck des Schmerzes gaben: sie entdeckte in diesem Pfarrer einen Menschen.

„Frau Marquise, die Reichen gehören uns nur, wenn sie leiden; und die Leiden einer verheirateten Frau, die jung, schön und reich ist, die weder Kinder noch Eltern verloren hat, lassen

sich erraten; sie sind durch Verletzungen entstanden, deren Schmerzen nur die Religion lindern kann. Ihre Seele ist in Gefahr, Frau Marquise. Ich spreche Ihnen jetzt nicht von unserm künftigen Leben. Nein, ich bin nicht im Beichtstuhl. Aber gehört es nicht zu meiner Pflicht, Sie über die Zukunft Ihrer Stellung in der Gesellschaft aufzuklären? Sie werden also einem alten Mann die Störung verzeihen; es handelt sich um Ihr Glück."

„Das Glück, Herr Pfarrer, ist nicht mehr für mich. Ich werde Ihnen bald, wie Sie sagen, gehören, aber für immer." „Nein, Frau Marquise, Sie werden an dem Schmerz, der Sie niederdrückt und der sich in Ihren Zügen ausspricht, nicht sterben. Wenn Sie daran hätten sterben sollen, wären Sie nicht in Saint-Lange. Wir gehen weniger an einem gewissen Kummer, als an enttäuschten Hoffnungen zugrunde. Ich habe unerträglichere, furchtbarere Schmerzen gekannt, die nicht zum Tode geführt haben."

Die Marquise machte eine Bewegung des Zweifels.

„Frau Marquise, ich kenne einen Mann, dessen Unglück so groß war, daß Ihre Qualen Ihnen im Vergleich mit seinen gering scheinen müßten . . ."

Mochte nun ihre lange Einsamkeit anfangen auf ihr zu lasten, mochte ihr die Aussicht Anteilnahme einflößen, in ein freundliches Herz ihre schmerzlichen Stimmungen ausschütten zu können, genug, sie sah den Geistlichen mit einem nicht mißzuverstehenden fragenden Blick an.

„Frau Marquise," fuhr der Priester fort, „der Mann, von dem ich spreche, war ein Vater, dem von einer früher zahlreichen Familie nur drei Kinder geblieben waren. Er hatte hintereinander seine Eltern, dann eine Tochter und seine Frau, die er beide sehr liebte, verloren. Er blieb irgendwo in der Provinz auf einem kleinen Anwesen, wo er lange Zeit glücklich gewesen war. Seine drei Söhne waren bei der Armee, und jeder von ihnen hatte einen seinen Dienstjahren entsprechenden Rang. In den Hundert Tagen ging der älteste zur Garde über und wurde Oberst; der

zweite war Bataillonschef bei der Artillerie und der jüngste Eskadronschef bei den Dragonern. Frau Marquise, diese drei Kinder liebten ihren Vater ebenso innig, wie sie von ihm geliebt wurden. Wenn Sie die Unbekümmertheit der jungen Leute kennten, die sich ihren Leidenschaften überlassen und nie Zeit für Familienzärtlichkeiten haben, würden Sie an einem einzigen Zuge merken, wie lebhaft ihre Liebe zu einem einsamen alten Mann war, der nur noch durch sie und für sie lebte. Es verging keine Woche, wo er nicht einen Brief von einem seiner Kinder erhielt. Aber er war auch nie gegen sie schwach gewesen, wodurch die Kinder den Respekt verlieren, noch unbillig streng, was sie kalt macht, und auch nicht gierig nach Opfern, womit man sie sich entfremdet. Nein, er war mehr als ein Vater gewesen, er hatte sich zu ihrem Bruder, ihrem Freund gemacht. Kurz, er sagte ihnen in Paris Lebewohl, als sie zum Zuge nach Belgien aufbrachen; er wollte sehen, ob sie gute Pferde hatten, ob ihnen nichts fehlte. Sie zogen ab, und der Vater kehrte nach Hause zurück. Der Krieg fängt an, er erhält Briefe von ihnen aus Fleurus, aus Ligny; alles ging gut. Die Schlacht von Waterloo wird geschlagen; was dann kam, wissen Sie. Frankreich wurde mit einem Schlage in Trauer versetzt. Alle Familien waren in der furchtbarsten Angst. Er, Frau Marquise, das verstehen Sie wohl, wartete voller Aufregung; er hatte keine Rast und keine Ruhe mehr; er las die Zeitungen, er ging jeden Tag selbst auf die Post. Eines Abends meldete man ihm den Burschen seines Sohnes, des Obersten. Er sieht diesen Mann auf dem Pferde seines Herrn sitzen, und es war keine Frage mehr nötig: der Oberst war tot, eine Kartätsche hatte ihn auseinandergerissen. Als es schon spät am Abend war, kam der Bursche des mittleren zu Fuß; der mittlere war am Tage nach der Schlacht gestorben. Um Mitternacht endlich kam ein Artillerist an und meldete ihm den Tod des letzten Kindes, auf dessen Haupt der arme Vater in den paar Stunden sein ganzes Leben gesetzt hatte. Ja, Frau Marquise, sie waren alle gefallen!"

Nach einer Pause, in der der Priester seine Bewegung niedergekämpft hatte, fuhr er mit sanfter Stimme fort: „Und der Vater ist am Leben geblieben. Er hat begriffen, daß er, wenn Gott ihn auf Erden ließ, eben hienieden weiter leiden sollte, und das tut er; aber er hat sich in den Schoß der Religion geworfen. Was konnte aus ihm werden?"

Die Marquise richtete den Blick auf das Gesicht dieses Pfarrers, das in Leid und Entsagung erhaben schön geworden war. Sie wartete auf das Wort, das ihr Tränen entpreßte.

„Priester, Frau Marquise; die Tränen hatten ihn geweiht, ehe er vor dem Altar die Weihen erhielt."

Es herrschte eine Weile Schweigen. Die Marquise und der Pfarrer sahen durch das Fenster über die weite Fläche, die in Nebel gehüllt war, als ob sie in ihm die sehen könnten, die nicht mehr waren.

„Nicht Priester in einer Stadt, sondern ein schlichter Dorfpfarrer", fügte er noch hinzu. „In Saint-Lange", sagte sie und trocknete sich die Augen. „Ja, Frau Marquise."

Niemals hatte sich die Majestät des Schmerzes Julien größer gezeigt; und dieses ‚Ja, Frau Marquise' fiel ihr schwer aufs Herz, wie das Gewicht eines unendlichen Schmerzes. Diese Stimme, die im Ohr so sanft klang, drang ihr ins Innerste. Oh, das war die Stimme des Elends, diese volle, schwere Stimme, die mit durchdringender Gewalt sich ihr mitteilte.

„Herr Pfarrer," sagte die Marquise fast ehrerbietig, „wenn ich nun nicht sterbe, was soll dann aus mir werden?" „Frau Marquise, haben Sie nicht ein Kind?" „O ja", antwortete sie kalt.

Der Pfarrer warf dieser Frau einen Blick zu, wie ihn ein Arzt auf einen Schwerkranken wirft. Er beschloß, alles aufzubieten, um sie dem Geist des Bösen zu entreißen, der schon die Hand nach ihr ausstreckte.

„Sie sehen, Frau Marquise, wir müssen mit unsern Schmerzen leben, und nur die Religion kann uns wahren Trost gewähren.

Wollen Sie mir erlauben, wiederzukommen und Sie die Stimme eines Mannes hören zu lassen, der mit allem Leid mitfühlen kann und der, glaube ich, nicht gerade etwas Abstoßendes an sich hat?" „Ja, Herr Pfarrer, kommen Sie. Ich danke Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben." „Dann, Frau Marquise, auf Wiedersehen!"

Dieser Besuch entspannte sozusagen die Seele der Marquise, deren Kräfte durch den Kummer und die Einsamkeit zu heftig aufgereizt worden waren. Der Priester ließ ihr einen balsamischen Duft und den heilsamen Klang religiöser Worte im Herzen zurück. Sie empfand die seltsame Art Genugtuung, die den Gefangenen tröstet, wenn er erst erkannt hat, wie tief seine Verlassenheit und wie schwer seine Ketten sind, und nun einen Nachbar findet, der an die Mauer klopft und mit dem er durch solche Töne seine Gedanken austauschen kann. Sie hatte einen Gefährten, auf den sie nicht gehofft hatte. Aber sie fiel bald in ihre bitteren Betrachtungen zurück und sagte sich wie der Gefangene, ein Leidensgefährte könnte weder ihre Fesseln noch ihre Zukunft erleichtern. Der Pfarrer hatte bei einem ersten Besuch einen völlig egoistischen Schmerz nicht zu sehr aufwühlen wollen; aber er hoffte, seiner Kunst würde es bei einem zweiten Besuch gelingen, sie der Religion geneigt zu machen. Am übernächsten Tage kam er also, und der Empfang durch die Marquise zeigte ihm, daß sein Besuch erwünscht war.

„Nun, Frau Marquise," fragte der Greis, „haben Sie über die Fülle der menschlichen Leiden etwas nachgedacht? Haben Sie die Augen gen Himmel gerichtet? Haben Sie dort die Unendlichkeit von Welten gesehen, die unsere Wichtigkeit vermindert, unsere Eitelkeit vernichtet, dadurch aber auch unsern Schmerz lindert?..." „Nein, Herr Pfarrer," war ihre Antwort; „die Gesetze der Gesellschaft lasten mir zu stark auf dem Herzen und zerreißen es mir zu heftig, als daß ich mich zu den Himmeln erheben könnte. Aber die Gesetze sind vielleicht nicht so grausam als die Bräuche der Gesellschaft. Oh, die Gesellschaft!" „Wir

sollen dem einen wie dem andern gehorchen: das Gesetz ist das Wort, und die Bräuche sind die Handlungen der Gesellschaft." „Der Gesellschaft gehorchen?..." versetzte die Marquise und machte eine Gebärde des Abscheus. „Oh, Herr Pfarrer, daher stammen all unsere Übel und Leiden. Gott hat nicht ein einziges Gesetz des Unglücks gemacht; aber die Menschen haben, als sie sich zusammenschlossen, sein Werk verfälscht. Wir Frauen werden von der Zivilisation mehr mißhandelt, als die Natur es tun würde. Die Natur legt uns physische Qualen auf, die ihr Männer nicht gemildert habt, und die Zivilisation hat Gefühle zur Entfaltung gebracht, die ihr unaufhörlich enttäuscht. Die Natur unterdrückt die schwachen Geschöpfe, ihr verurteilt sie zu leben, um sie unausgesetzt dem Unglück zu überliefern. Die Ehe, diese Einrichtung, auf die sich die Gesellschaft heute stützt, beladet uns allein mit ihrem ganzen Gewicht; für den Mann die Freiheit, für die Frau Pflichten. Wir sind euch unser ganzes Leben schuldig; ihr schuldet uns von eurem nur seltene Augenblicke. Kurz, der Mann hat die Wahl, wo wir uns blind unterwerfen. Oh, Herr Pfarrer, Ihnen kann ich alles sagen! Hören Sie! Die Ehe, wie sie heute ist, scheint mir eine gesetzliche Prostitution zu sein. Daraus sind unsere Leiden entstanden. Aber ich allein unter all den unseligen Geschöpfen, die so unglücklich gepaart sind, muß schweigen! Ich allein bin schuld an meinem Unglück, ich habe meine Ehe gewollt."

Sie brach ab, vergoß bittere Tränen und blieb still.

„In diesem tiefen Elend, in diesem Ozean des Wehs", fing sie dann wieder an, „hatte ich eine kleine Sandbank gefunden, auf die ich die Füße setzen konnte, wo ich leiden konnte, wie mirs ums Herz war; ein Orkan hat alles weggerissen. Nun bin ich allein, ohne Stütze, zu schwach gegen die Stürme." „Wir sind nie schwach, wenn Gott mit uns ist," sagte der Priester; „und wenn Sie übrigens keine zärtlichen Bande haben, die Sie an die Erde fesseln, haben Sie keine Pflichten zu erfüllen?" „Pflichten und immer Pflichten!" rief sie fast unwirsch; „aber wo sind für

mich die Gefühle, die uns die Kraft geben, sie zu erfüllen? Herr Pfarrer, für nichts gibt es nichts, und von nichts kommt nichts; das ist eins der gerechtesten Gesetze der moralischen und physischen Natur. Verlangen Sie von diesen Bäumen, sie sollten ihre Blätter ohne den Saft erzeugen, der sie zur Entfaltung bringt? Die Seele hat auch ihren Saft! Bei mir ist der Saft in seiner Quelle vertrocknet." „Ich will Ihnen nicht von den religiösen Empfindungen sprechen, welche die Entsagung hervorbringen," sagte der Pfarrer; „aber, Frau Marquise, sollte nicht die Mutterschaft ..." „Hören Sie auf!" unterbrach ihn die Marquise; „zu Ihnen werde ich wahr sein. Ach! ich kann es künftig zu niemandem sein; ich bin zur Falschheit verurteilt; die Welt verlangt Masken und befiehlt, wenn wir uns nicht ihren Tadel zuziehen wollen, ihren Konventionen zu gehorchen. Es gibt zweierlei Mutterschaft, Herr Pfarrer. Früher habe ich von dieser Unterscheidung nichts gewußt; heute kenne ich sie. Ich bin nur zur Hälfte Mutter; es wäre besser, es gar nicht zu sein. Helene ist nicht von *ihm*! Oh, schrecken Sie nicht zurück! Saint-Lange ist ein Schlund, in dem viele falsche Empfindungen versunken sind. Hier ist mir über vieles ein stärkeres Licht aufgegangen, und manche Kartenhäuser unnatürlicher Gesetze sind hier eingestürzt. Ich habe ein Kind, gut; ich bin Mutter, das Gesetz will es. Aber Sie, Herr Pfarrer, der Sie eine Seele haben, die so zart mitfühlen kann, vielleicht können Sie den Aufschrei einer armen Frau verstehen, die kein künstliches Gefühl in ihr Herz hat eindringen lassen. Gott wird über mich richten, aber ich glaube mich nicht gegen seine Gesetze zu verfehlen, wenn ich die Empfindungen trage, die er in meine Seele gepflanzt hat. Hören Sie, wie es in meiner Seele aussieht! Ist nicht ein Kind das Ebenbild von zwei Menschen, die Frucht von zwei Empfindungen, die sich frei miteinander verschmolzen haben? Wenn dieses Kind nicht unabtrennbar mit allen Fibern des Leibes wie mit aller Liebe des Herzens verbunden ist; wenn es nicht an köstliche Liebesstunden, an die Tage, die Plätze erinnert, wo diese beiden

Menschen glücklich waren, wenn es nicht die Musik ihrer Stimme und ihre holden Gedanken wiederbringt, dann ist es ein verfehltes Geschöpf. Ja, es muß für sie eine entzückende Miniatur sein, in der aller Zauber ihres geheimen Doppellebens liegt; es muß ihnen eine Quelle befruchtender Innigkeit und Glut, muß zugleich ihre ganze Vergangenheit, ihre ganze Zukunft sein. Meine arme kleine Helene ist das Kind ihres Vaters, das Kind der Pflicht und des Zufalls; sie findet in mir nur den weiblichen Instinkt, das Gesetz, das uns unweigerlich zwingt, das Geschöpf zu schützen, das in unserm Leibe gewachsen ist. Vom Standpunkt der Gesellschaft aus bin ich frei von Vorwurf. Habe ich dem Mädchen nicht mein Leben und mein Glück zum Opfer gebracht? Sein Schreien zerreißt mir das Herz; wenn es ins Wasser fiele, würde ich mich hineinstürzen, um es herauszuholen. Aber in meinem Herzen ist es nicht. Ach! die Liebe ist schuld, daß mir von einer höheren, von einer völligeren Mutterschaft träumte; in einem Traume, der jetzt erloschen ist, habe ich das Kind in mein Herz geschlossen, das die Sehnsucht empfangen hat, noch ehe es erzeugt wurde, die köstliche Blüte, die in der Seele wächst, bevor sie das Licht der Welt erblickt. Ich bin für Helene, was im Reich der Natur eine Mutter für ihre Jungen sein muß. Wenn sie mich nicht mehr braucht, wird alles erledigt sein; wenn die Ursache schwindet, hören auch die Wirkungen auf. Wenn die Frau das herrliche Vorrecht hat, ihre Mutterschaft auf das ganze Leben ihres Kindes auszudehnen, muß man diese himmlische Dauer des Gefühls nicht auf die Ausstrahlungen ihrer moralischen Empfängnis zurückführen? Wenn nicht die Seele seiner Mutter die erste Hülle des Kindes gewesen ist, dann hört die Mutterschaft in ihrem Herzen auf wie bei den Tieren. Das ist wahr, ich fühle es: je mehr meine arme Kleine wächst, je kälter wird mein Herz. Die Opfer, die ich ihr gebracht habe, haben mich schon von ihr abgewandt, während mein Herz für ein anderes Kind, das fühle ich, unerschöpflich gewesen wäre; für jenes andere wäre nichts Opfer, wäre alles Lust gewesen. Hier, Herr Pfarrer,

vermag die Vernunft, die Religion, alles, was in mir ist, nichts gegen meine Empfindungen. Hat die Frau, die nicht Mutter und nicht Gattin ist und die, zu ihrem Unglück, die Liebe in ihrer unsäglichen Schönheit, die Mutterschaft in ihrer grenzenlosen Wonne geschaut hat, hat sie unrecht, daß sie sterben will? Was kann aus ihr werden? Ich kann Ihnen sagen, was sie durchmacht! Hundertmal am Tage, hundertmal bei Nacht überläuft mich ein Schauder und reißt mir an Kopf und Herzen und dem ganzen Leib, wenn mir eine Erinnerung, die ich nicht bezwingen kann, das Bild eines Glückes bringt, das ich vielleicht für größer halte, als es ist. Diese grausamen Phantasien bringen all mein Gefühl zur Erstarrung, und ich frage mich: Was wäre mein Leben, wenn...?"

Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus.

„So sieht es in meinem Herzen aus!" fuhr sie dann fort. „Für ein Kind von ihm hätte ich die schrecklichsten Qualen erduldet! Der Gott, der alle Sünden der Erde auf sich nahm und am Kreuze starb, wird mir den Gedanken verzeihen, der für mich tödlich ist; aber ich weiß es, die Welt ist unversöhnlich, für sie sind meine Worte Lästerungen; ich spreche all ihren Gesetzen Hohn. Oh, ich wollte dieser Welt den Krieg erklären, um ihre Gesetze und Bräuche zu erneuern, um sie zu zerbrechen! Hat sie mich nicht in all meinen Gedanken, in all meinen Fibern, in all meinen Empfindungen, in all meinem Wollen, in all meinen Hoffnungen, in der Zukunft, der Gegenwart und der Vergangenheit getroffen? Für mich ist der Tag voller Finsternis, das Denken ist ein Schwert, mein Herz ist eine Wunde, mein Kind ein Nichts. Ja, wenn Helene zu mir spricht, möchte ich, sie hätte eine andere Stimme; wenn sie mich ansieht, möchte ich, sie hätte andere Augen. Sie ist auf der Welt, um mir ein Bild von all dem zu sein, was sein sollte und was nicht ist. Sie ist mir unerträglich! Ich lächle sie an, ich suche sie für die Empfindungen, die ich ihr raube, zu entschädigen. Ich leide! Oh, Herr Pfarrer, ich leide zu sehr, um weiterleben zu können! Und ich soll für eine tugendhafte

Frau gelten! Ich habe keinen Fehltritt begangen! Man wird mich ehren! Ich habe die unwillkürliche Liebe, der ich nicht nachgeben durfte, bekämpft; aber wenn ich körperlich treu geblieben bin, habe ich mein Herz gewahrt? Das hier" – damit legte sie die Hand auf die Brust – „hat nur einem einzigen Menschen gehört. Mein Kind täuscht sich auch nicht darüber. Es gibt etwas in der Stimme, den Blicken, den Gebärden der Mutter, das die Seele der Kinder gewaltig erfaßt; meine arme Kleine aber fühlt nicht, wie mein Arm bebt, wie meine Stimme zittert, wie meine Augen glänzen, wenn ich sie ansehe, wenn ich zu ihr spreche oder wenn ich sie aufnehme. Sie wirft mir anklagende Blicke zu, die ich nicht aushalte! Manchmal erzittere ich vor Furcht, in ihr ein Gericht zu finden, das mich verurteilt, ohne mich zu hören. Gebe der Himmel, daß sich nicht eines Tages der Haß zwischen uns stellt! Großer Gott, öffne mir vorher mein Grab! Laß mich in Saint-Lange sterben! Ich will in jene Welt gehen, wo ich meine zweite Seele treffe, wo ich völlig Mutter sein kann! Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, ich bin wahnsinnig. Ich wäre an diesen Worten erstickt, wenn ich sie nicht gesprochen hätte. Ah, Sie weinen auch! Sie verachten mich nicht. – Helene! Helene! mein Kind, komm!" rief sie mit einer Art Verzweiflung, als sie die Stimme des Mädchens hörte, das vom Spaziergang zurückkehrte.

Die Kleine kam lachend und plappernd herein; sie trug einen Schmetterling in der Hand, den sie gefangen hatte; aber als sie ihre Mutter in Tränen sah, wurde sie still, blieb bei ihr stehen und ließ sich auf die Stirne küssen.

„Sie wird sehr schön werden", sagte der Priester. „Sie ist ganz ihr Vater", erwiderte die Marquise. Sie umarmte das Kind stürmisch, als gelte es, eine Schuld einzulösen oder einen Gewissensbiß abzuwehren. „Du bist heiß, Mama." „Geh nun, laß uns, mein Engel", antwortete die Marquise.

Das Kind ging unbekümmert hinaus; es sah seine Mutter nicht an und schien fast glücklich, ihr vergrämtes Gesicht nicht

mehr zu sehen; es verstand schon, daß die Gefühle, die auf ihm geschrieben standen, ihm feindselig waren. Das Lächeln ist die Mitgift, die Sprache, der Ausdruck der Mutterschaft. Die Marquise konnte nicht lächeln. Sie wurde rot und sah den Priester an: sie hatte gehofft, sich als Mutter zeigen zu können, aber weder sie noch ihr Kind verstanden sich aufs Lügen. Die Küsse einer aufrichtigen Frau bergen wirklich einen göttlichen Honig in sich, der in diese Liebkosung eine Seele, ein heimliches Feuer hineinbringt, von dem das Herz durchdrungen wird. Küsse, denen diese Weihe, dieser Duft fehlt, sind herb und trocken. Der Priester verkannte diesen Unterschied nicht: er konnte die Kraft ermessen, die sich zwischen der fleischlichen und der seelischen Mutterschaft auftut. Er warf einen forschenden Blick auf das Weib vor ihm und sagte schließlich: „Sie haben recht, Frau Marquise; für Sie wäre es besser, Sie wären tot ..." „Ah! Sie verstehen meine Leiden, ich sehe es," antwortete sie, „da Sie, ein christlicher Priester, die unheilvollen Entschlüsse, zu denen sie mich gebracht haben, erraten und billigen. Ja denn, ich habe mich töten wollen; aber der Mut hat mir gefehlt, mein Vorhaben auszuführen. Mein Körper war feig, wenn meine Seele mutig war, und wenn mir die Hand nicht zitterte, erbebte die Seele! Ich weiß nicht, welches Geheimnis hinter diesem Schwanken und Kämpfen liegt. Ich bin wohl ganz einfach ein elendes Weib, habe keinen festen Willen und hätte nur in der Liebe stark sein können. Ich verachte mich! Am Abend, wenn meine Leute schliefen, ging ich tapfer an den Teich; aber wenn ich am Ufer stand, schauderte meiner schwachen Natur vor der Vernichtung. Ich gestehe Ihnen, wie schwach ich bin. Als ich wieder im Bett war, schämte ich mich vor mir und wurde wieder mutig. In einem solchen Augenblick habe ich Laudanum genommen; ich habe schreckliche Qualen ausgestanden, aber ich bin nicht gestorben. Ich glaubte, ich hätte das ganze Fläschchen ausgetrunken; aber ich hatte die Hälfte darin gelassen." „Sie sind verloren, Frau Marquise," sagte der Pfarrer ernst und mit tränenerstickter Stimme; „Sie werden in

die Welt zurückkehren und werden die Welt betrügen. Sie werden eine Entschädigung für Ihre Leiden haben wollen und werden etwas suchen und etwas finden, was Sie dafür ansehen; und eines Tages werden Sie für Ihre Lüste zu büßen haben ..." „Ich," rief sie, „ich sollte dem ersten besten Schelm, der die Posse der Verliebtheit spielen kann, die letzten, kostbarsten Schätze meines Herzens überliefern und mein Leben für einen Augenblick zweifelhafter Lust zugrunde richten? Nein! meine Seele wird von einer reinen Flamme verzehrt werden. Herr Pfarrer, alle Männer haben die Sinne ihres Geschlechts; aber einer, der seine Seele hat und so allen Forderungen unserer Natur genugtut, deren Harmonie sich nur zur Freude beschwingt, wenn mächtiges Gefühl auf sie eindringt, so einer tritt nicht zweimal in unser Dasein. Meine Zukunft ist furchtbar, ich weiß es: die Frau ist nichts ohne Liebe; die Schönheit ist nichts ohne Lust; aber würde nicht die Welt mein Glück tadeln, wenn es noch einmal zu mir käme? Ich schulde meiner Tochter eine ehrbare Mutter. Oh! ich bin in einen eisernen Reif gespannt, und nie kann ich ohne Schmach aus ihm erlöst werden. Die Pflichten gegen die Familie, für deren Erfüllung es keinen Lohn gibt, werden mich langweilen; ich werde das Leben verfluchen; aber meine Tochter soll wenigstens den schönen Schein einer Mutter haben. Ich werde ihr einen Tugendschatz hinterlassen an Stelle der Schätze der Liebe, um die ich sie bringen muß. Ich habe nicht einmal den Wunsch zu leben, um nach Art der Mütter an dem Glück des Kindes Freude zu haben. Ich glaube nicht ans Glück. Was wird Helenens Los sein? Ohne Zweifel dasselbe wie meins. Was können die Mütter tun, um sicher zu sein, daß der Mann, dem ihre Töchter sich preisgeben, der Gatte ihres Herzens sein wird? Die Gesellschaft schmäht arme Geschöpfe, die sich für ein paar Taler an einen Mann, den sie auf der Straße treffen, verkaufen: diese flüchtigen Paarungen werden vom Hunger und der Not entschuldigt; aber die Gesellschaft duldet und ermutigt die in ganz anderer Art gräßliche Verbindung eines jungen unschuldigen

Mädchens mit einem Mann, den sie noch keine drei Monate gesehen hat; es ist auf Zeit seines Lebens verkauft. Allerdings um höheren Preis! Wenn ihr Männer, die ihr einer Frau keinerlei Entschädigung gewährt, sie wenigstens ehrtet! Aber nein, die Welt verleumdet die tugendhaftesten unter uns! Das ist unser Schicksal mit seinen zwei Seiten: öffentliche Prostitution und Schande auf der einen, geheime Prostitution und Unglück auf der andern Seite. Und die armen Mädchen ohne Mitgift verderben und sterben; für sie gibt es kein Mitleid. Schönheit und Tugend haben in eurem Menschenbasar keinen Wert, und diese Lasterhöhle des Egoismus nennt ihr Gesellschaft! Das beste wäre, die Frau kein Vermögen besitzen oder erben zu lassen! Dann würdet ihr doch wenigstens ein Naturgesetz bei der Wahl eurer Gefährtinnen erfüllen und würdet eure Gattinnen nach der Stimme eures Herzens wählen." „Frau Marquise, Ihre Reden beweisen mir, daß der Geist der Familie so wenig in Ihnen lebt, wie der Geist der Religion. Daher werden Sie auch zwischen dem sozialen Egoismus, der Sie verwundet, und dem Egoismus des Individuums, der Ihnen Lust und Genuß vorspiegelt, nicht schwanken ..." „Gibt es denn eine Familie, Herr Pfarrer? Ich leugne die Familie in einer Gesellschaft, die beim Tode des Vaters oder der Mutter den Besitz teilt und jeden seiner Wege schickt. Die Familie ist eine vorübergehende und zufällige Vereinigung, die der Tod ohne weiteres auflöst. Unsere Gesetze haben die Häuser, die Besitzungen, die Dauer der Tradition und des Beispiels zunichte gemacht. Ich sehe nur Schutt und Trümmerhaufen um mich." „Frau Marquise, Sie werden erst zu Gott zurückkehren, wenn seine Hand schwer auf Ihnen ruhen wird, und ich wünsche, Sie möchten Zeit genug haben, Ihren Frieden mit ihm zu machen. Sie suchen darin Ihren Trost, daß Sie die Augen zur Erde richten, anstatt sie zum Himmel emporzuheben. Die Philosophasterei und das persönliche Interesse haben von Ihrem Herzen Besitz ergriffen; Sie sind taub für die Stimme der Religion, wie es die Kinder dieses Jahrhunderts

sind, dem der Glaube fehlt! Die Freuden der Welt können nur Leiden erzeugen. Sie werden mit den Schmerzen abwechseln, das ist das einzige, wozu Sie es bringen." „Ich werde Ihre Prophezeiung Lügen strafen," erwiderte sie mit bitterem Lächeln, „ich werde dem treu bleiben, der für mich gestorben ist." „Der Schmerz", antwortete er, „ist nur in den Seelen, die der Religion zugänglich waren, lebensfähig."

Er senkte, wie um seine Achtung zu bezeigen, die Augen. Er wollte die Zweifel nicht sehen lassen, die in seinem Blick zum Ausdruck kommen konnten. Die Energie der Klagen, welche die Marquise vorbrachte, hatte ihn traurig gestimmt. Er kannte das Ich des Menschen, wie es sich in tausend Formen versteckt, und hatte keine Hoffnung, dieses Herz zu besänftigen, das das Unglück ausgedörrt hatte, anstatt es zu erweichen, dieses Herz, in dem das Samenkorn des himmlischen Sämanns nicht aufkeimen konnte, weil seine sanfte Stimme von dem lauten, fürchterlichen Schrei des Egoismus übertönt wurde. Trotzdem war er hartnäckig wie ein Apostel und kam mehrere Male wieder; er wollte die Hoffnung lange nicht aufgeben, diese edle und stolze Seele zu Gott zurückzuführen; aber als er eines Tages merkte, daß die Marquise nur gerne mit ihm plauderte, weil es ihr wohltat, von dem Verstorbenen zu reden, sank sein Mut. Sein heiliges Amt wollte er nicht damit herabwürdigen, daß er sich zum Diener einer Leidenschaft machte; er brach das Gespräch ab und half sich mit den üblichen Redensarten der Unterhaltung. So kam der Frühling heran. Die Marquise fand Beschäftigungen, die sie von ihrem tiefen Kummer ablenkten; zur Zerstreuung gab sie sich mit ihrer Besitzung ab, auf der sie diese und jene Arbeiten anordnete. Im Oktober verließ sie dann ihr altes Schloß Saint-Lange; sie war inzwischen in dem untätigen Bebrüten eines Kummers, der zuerst heftig wie ein Wurfgeschoß gewesen war, das mit starker Hand fortgeschleudert wird, schließlich aber, wie solch ein Geschoß allmählich ins Zittern und Schwanken kommt und dann sich nicht mehr bewegt, in Melancholie geendet hatte,

frisch und strahlend geworden. Die Melancholie setzt sich aus einer Reihe untereinander ähnlicher seelischer Erschütterungen zusammen, deren erste an die Verzweiflung, deren letzte aber an die Lust grenzt: in der Jugend ist sie das Morgenrot, im Alter das Abendrot.

Als ihre Equipage durchs Dorf fuhr, wurde die Marquise von dem Pfarrer gegrüßt, der gerade aus der Kirche ins Pfarrhaus ging; sie erwiderte den Gruß, hob aber die Augen nicht und wandte den Kopf, um ihn nicht noch einmal zu sehen. Der Priester hatte gegen diese arme Witwe von Ephesus zu sehr recht behalten.

3. Mit dreißig Jahren

Ein hoffnungsvoller junger Mann, der zu einer der historischen Familien gehörte, deren Namen immer, entgegenstehenden Gesetzen zum Trotz, mit Frankreichs Ruhm innig verknüpft sein werden, befand sich auf dem Ball bei Frau Firmiani. Die Dame hatte ihm ein paar Empfehlungsbriefe an zwei oder drei Freundinnen in Neapel gegeben. Charles von Vandenesse — so hieß der junge Mann — wollte ihr dafür danken und sich verabschieden. Vandenesse, der sich schon mehrerer Aufgaben geschickt entledigt hatte, war neulich Attaché eines unserer zum Kongreß nach Laibach entsandten Bevollmächtigten geworden und wollte seine Reise benutzen, um Italien kennen zu lernen. Das Fest von heute abend bedeutete ihm also eine Art Abschied von den Genüssen von Paris, von diesem stürmischen Leben, diesem Wirbel von Gedanken und Vergnügungen, den man so oft schlecht macht und dem man sich doch so gerne hingibt. Charles von Vandenesse war seit drei Jahren daran gewöhnt, je nach den Wechselfällen seiner diplomatischen Laufbahn, die Hauptstädte Europas zu grüßen und wieder zu gehen; er gab indessen in Paris nicht viel auf, was zu verlassen er hätte bedauern müssen. Die Frauen machten auf ihn fast keinen Eindruck mehr; es mag dahingestellt bleiben, ob er der Meinung war, eine wahre Leidenschaft nehme im Leben eines Politikers zuviel Platz ein, oder ob die Armselig-

keiten der oberflächlichen Galanterie ihn für eine starke Seele zu eitel dünkten. Wir möchten alle gern uns selber mit starker Seele begabt erscheinen. In Frankreich will kein Mensch, sei er noch so mittelmäßig, lediglich für gemütvoll gelten. So hatte Charles sich, wiewohl er noch jung war – er zählte kaum dreißig Jahre –, schon an die philosophische Art gewöhnt, dort Ideen, Resultate, Mittel zu sehen, wo die Männer seines Alters Gefühle, Freuden und Illusionen finden. Er verbannte die Wärme und den Überschwang, die den jungen Leuten natürlich sind, in die Tiefe seiner Seele, die von Natur aus edel war. Er bemühte sich, einen kalten Rechner aus sich zu machen, in Manieren, liebenswürdige Formen, Verführungskünste zu verwandeln, was ihm die Natur an seelischen Schätzen verliehen hatte: so übte er sich in der eigentlichen Aufgabe des Ehrgeizigen, in der tristen Rolle, die dem Zwecke dient, eine glänzende Karriere zu machen. Er warf einen letzten raschen Blick auf die Salons, in denen man tanzte. Er wollte offenbar, ehe er den Ball verließ, einen Gesamteindruck mitnehmen, wie kein Zuschauer seine Loge in der Großen Oper verläßt, ohne das Schlußbild anzusehen. Genau ebenso betrachtete Herr von Vandenesse in einer recht begreiflichen Anwandlung die ganz französischen Bewegungen, den Glanz und die lachenden Gesichter dieses pariserischen Festes und stellte sie in Gedanken neben die neuen Physiognomien, die malerischen Szenen, die ihn in Neapel erwarteten; dort wollte er ein paar Tage, ehe er sich auf seinen Posten begab, zubringen. Er schien das so verschiedenartige und doch so wohlbekannte Frankreich mit einem Lande vergleichen zu wollen, dessen Sitten und Landschaften ihm nur aus widerspruchsvollen Berichten oder aus meistens schlecht geschriebenen Büchern bekannt waren. Etliche Gedanken, die recht dichterisch waren, inzwischen jedoch ziemlich allgemein geworden sind, gingen ihm durch den Kopf; sie waren, vielleicht ohne daß er es wußte, Antworten auf die geheimen Wünsche seines Herzens, das mehr anspruchsvoll als blasiert, mehr unausgefüllt als verwelkt war.

‚Da sind nun', sagte er sich, ‚die elegantesten, reichsten und vornehmsten Frauen von Paris. Hier die Berühmtheiten des Tages, die Helden der Tribüne, die Repräsentanten der Aristokratie und der Literatur; dort die Künstler und die Machthaber. Und doch sehe ich nichts als kleine Intrigen, totgeborene Liebe, nichtssagendes Lächeln, grundlose Verachtung, glutlose Blicke, viel Geist, der ziellos verschwendet wird. All diese blühenden Gesichter suchen weniger die Lust als die Zerstreuung. Kein wahres Gefühl. Wenn einer nur gutgesteckte Federn, frische Gaze, hübsche Toiletten, zierliche Frauen sehen will; wenn das Leben für einen nur eitel Oberfläche ist, die er streift: so ist hier seine Welt. Er begnüge sich mit diesen nichtigen Phrasen, diesen entzückenden Grimassen und verlange kein Gefühl in der Brust. Mir aber ekelt vor diesen platten Kabalen, die mit der Hochzeit oder einem fetten Posten oder, wenn es sich um die Liebe handelt, mit geheimen Vergleichen schließen; so sehr schämt man sich des Anscheins der Leidenschaft. Ich sehe nicht ein einziges wahres, beredtes Gesicht, das eine Seele kündet, die sich einer Idee hingibt, wie man der Reue lebt. Hier verstecken sich die Sehnsucht oder das Leid schamhaft unter kleinen Schmerzen. Ich sehe keine einzige von den Frauen, mit denen ich kämpfen möchte, von den Frauen, die einen in einen Abgrund reißen. Wo ist in Paris Energie zu finden? Ein Dolch ist hier ein Kuriosum, das man an einen goldenen Nagel hängt oder in ein hübsches Futteral steckt. Weiber, Ideen, Empfindungen, alles ist einander gleich. Es gibt hier keine Leidenschaften mehr, weil die Individualitäten verschwunden sind. Rang, Geist, Vermögen, alles ist ausgeglichen worden; wir haben alle den schwarzen Rock angezogen, wie wenn wir um das gestorbene Frankreich Trauer tragen wollten. Wir mögen unsersgleichen nicht leiden. Zwischen zwei Liebenden müssen Unterschiede getilgt, Klüfte ausgefüllt werden. Dieser Zauber der Liebe ist Anno 1789 zugrunde gegangen! Unsere Langeweile, unsere faden Sitten sind das Ergebnis des politischen Systems. In Italien ist wenigstens noch alles zerklüftet. Dort sind die

Weiber noch Raubtiere, gefährliche Sirenen ohne Vernunft; ihre ganze Logik besteht in ihrem Geschmack, ihren Gelüsten, und man muß vor ihnen auf der Hut sein wie vor Tigern ...'

Frau Firmiani unterbrach diesen Monolog, dessen tausend einander widersprechende, fragmentarische, wirre Einfälle nicht wiederzugeben sind. Das ganze Verdienst der Träumerei besteht in ihrer Unbestimmtheit; ist sie nicht eine Art geistigen Nebels?

„Ich will Sie", sagte sie und legte ihm die Hand auf den Arm, „einer Frau vorstellen, die nach dem, was sie von Ihnen gehört hat, den lebhaftesten Wunsch hat, Sie kennen zu lernen."

Sie führte ihn in einen anstoßenden Salon und wies mit einer Gebärde, einem Lächeln und einem Blick, die echt pariserisch waren, auf eine Frau, die am Kamin saß.

„Wer ist das?" fragte der Graf von Vandenesse lebhaft. „Eine Frau, über die Sie sich gewiß mehr als einmal unterhalten haben, um sie zu rühmen oder zu lästern; eine Frau, die ein einsames Leben führt und die wahrhaft geheimnisvoll ist." „Wenn Sie je im Leben gnädig gewesen sind, nennen Sie mir ihren Namen!" „Die Marquise d'Aiglemont." „Ich will Unterricht bei ihr nehmen: sie hat aus einem sehr mittelmäßigen Mann einen Pair von Frankreich, aus einer Null einen Mann von politischer Bedeutung zu machen verstanden. Aber sagen Sie mir, glauben Sie, daß Lord Grenville für sie gestorben ist? Einige Frauen behaupten es." „Vielleicht. Seit diesem Erlebnis, wenn es eins war, hat sich die arme Frau sehr verändert. Sie ist noch nicht in Gesellschaft gegangen. Das will in Paris etwas heißen, eine vierjährige Treue. Sie sehen sie hier nur ..."

Frau Firmiani unterbrach sich und fuhr dann mit schlauem Gesichtsausdruck fort: „Ich vergaß, daß ich schweigen muß. Plaudern Sie mit ihr!"

Charles blieb für einen Augenblick unbeweglich; er lehnte sich leicht an das Türgesims und sah auf die Frau, die berühmt

geworden war, ohne daß jemand hätte sagen können, worauf sich diese Berühmtheit gründete. Es gibt viele solche Seltsamkeiten in der großen Welt. Der Ruf von Frau d'Aiglemont war sicherlich nicht ungewöhnlicher als der mancher Männer, die immer mit einer unbekannten Arbeit beschäftigt sind: Statistiker, die auf Rechnung von Tabellen, die sie sich hüten je zu veröffentlichen, für grundgelehrt gehalten werden; Politiker, die von einem Zeitungsartikel leben; Schriftsteller oder Künstler, deren Werk immer in der Mappe bleibt; Gelehrte in den Augen derer, die nichts von der Wissenschaft verstehen, wie Sganarelle bei solchen, die nicht Lateinisch können, ein großer Latinist ist; Männer, denen man in einem bestimmten Punkt eine ausgemachte Fähigkeit zuschreibt, etwa auf dem Gebiete der Kunst oder einer wichtigen Sendung. Das wunderbare Wort: ‚Er ist eine Spezialität' scheint für diese Art politischer oder literarischer Abnormitäten geschaffen worden zu sein. Charles blieb länger in Betrachtung versunken, als er wollte; er war unzufrieden, daß ihn eine Frau so stark beschäftigen konnte; aber der Anblick dieser Frau widerlegte auch die Gedanken, die der junge Mann bei der Betrachtung der Ballgesellschaft einen Augenblick vorher gehabt hatte.

Die Marquise, die jetzt dreißig Jahre zählte, war schön, obwohl ihre Gestalt sehr schlank und überaus zart war. Ihr größter Zauber lag auf dem Antlitz, dessen Ruhe von einer wunderbaren Seelentiefe sprach. Ihr Auge, das strahlend war und doch von einem ständigen Gedanken wie verschleiert schien, kündete ein fieberhaftes Leben und die stärkste Entsagung. Ihre Lider, die fast immer keusch zur Erde gesenkt waren, hoben sich selten. Sah sie einmal um sich, so lag fast etwas wie Trauer darin; man konnte den Eindruck haben, sie bewahre das Feuer ihrer Blicke für geheime Betrachtungen. So kam es, daß sich jeder bedeutende Mann zu dieser stillen, sanften Frau seltsam hingezogen fühlte. Der Verstand suchte die Geheimnisse des fortwährenden Rückzugs dieser Frau aus der Gegenwart in die Vergangen-

heit, aus der Welt in ihre Einsamkeit zu ergründen, und die Seele war nicht minder begierig, die Geheimnisse eines Herzens aufzuspüren, das sich mit seinen Leiden zu brüsten schien. Und nichts an ihr strafte die Eindrücke, die sie zuerst hervorrief, Lügen. Wie fast alle Frauen mit üppigem Haarwuchs, war sie blaß und hatte einen überaus reinen und zarten Teint, der — das Symptom trügt selten — eine echte Empfindsamkeit anzeigte. Davon sprachen auch ihre Züge, die ganz die zarten Linien hatten, wie sie die chinesischen Maler ihren phantastischen Frauengesichtern geben. Ihr Hals war vielleicht etwas lang; aber ein solcher Hals ist besonders graziös und verleiht dem weiblichen Kopf eine gewisse Ähnlichkeit mit den magischen Bewegungen der Schlange. Gäbe es kein einziges der tausend Anzeichen, in denen sich dem Beobachter die verborgensten Naturen offenbaren, so könnte es ihm genügen, die mannigfachen Bewegungen des Kopfes und die Wendungen des Halses, die so überaus ausdrucksvoll sind, zu studieren, um eine Frau kennen zu lernen. Bei der Marquise d'Aiglemont stand die äußere Erscheinung in Einklang mit dem innern Leben, das ihre Person beherrschte. Die reichen Flechten ihres Haares bildeten einen hohen Kranz über ihrem Kopf, der keinen weiteren Schmuck trug: sie schien den Toilettekünsten für immer den Abschied gegeben zu haben. So konnte man an ihr keine der koketten kleinen Berechnungen entdecken, die an so vielen Frauen ärgerlich sind. So bescheiden indessen auch ihr Mieder war, es konnte ihre zierliche, anmutige Taille nicht verbergen. Der Luxus ihres Schleppkleides bestand in einem überaus vornehmen Schnitt; und wenn es erlaubt ist, in der Behandlung eines Stoffes Ideen zu suchen, könnte man sagen, daß die zahlreichen schlichten Falten ihres Gewandes ihr einen stolzen Adel verliehen. Die unzerstörbaren Schwächen der Frau verriet sie vielleicht trotzdem durch die peinliche Sorgfalt, die sie auf ihre Hände und ihre Füße verwandte; obwohl sie diese indessen mit einem gewissen Vergnügen zeigte, wäre es der boshaftesten Rivalin schwer gefallen, ihre Handbewegungen

affektiert zu finden; sie schienen völlig unwillkürlich oder kindlichen Gewohnheiten zu entstammen. Dieser Rest von Koketterie wurde überdies aufgewogen durch die anmutigste Unbekümmertheit. Diese Menge von Zügen, diese Gesamtheit von kleinen Einzelheiten, die eine Frau köstlich oder schön, anziehend oder abstoßend machen, können nur angedeutet werden, besonders wenn, wie bei Frau d'Aiglemont, die Seele das Band aller Einzelheiten ist und ihnen eine entzückende Einheit aufprägt. So stimmte auch ihre Haltung völlig zu dem Charakter ihres Gesichtes und ihrer äußern Erscheinung. Nur in einem gewissen Alter können die Frauen, und auch da nur einige auserwählte, ihrer Haltung eine Art Sprache geben. Ist es der Kummer, ist es das Glück, das der Frau von dreißig Jahren, der glücklichen oder unglücklichen Frau, das Geheimnis dieser beredten Haltung verleiht? Das wird immer ein lebendiges Rätsel sein, das jeder je nach seinen Wünschen, seinen Hoffnungen oder seinem System zur Lösung bringen wird. Die Art, wie die Marquise ihre Ellbogen auf die Stuhllehnen stützte und die Fingerspitzen der beiden Hände wie in leichtem Spiel zusammenlegte; die Biegung ihres Halses, das Gehenlassen ihres müden, aber geschmeidigen Körpers, der wie vergehend zart in dem Sessel hing; die Art, wie sie ihre Beine hängen ließ, die Unbekümmertheit ihrer Stellung, ihre lässigen Bewegungen, alles offenbarte eine Frau, die kein Interesse im Leben hat, die die Wonnen der Liebe nicht gekannt, aber von ihnen geträumt hat, und die sich unter der Last ihrer Erinnerungen beugt; eine Frau, die seit langem an der Zukunft oder an sich selber verzweifelt ist; eine Frau ohne Beschäftigung, die die Leere für das Nichts nimmt. Charles von Vandenesse bewunderte dieses prächtige Bild, aber wie das Erzeugnis einer geschickteren Mache, als man sie bei gewöhnlichen Frauen antrifft. Er kannte d'Aiglemont. Beim ersten Blick auf diese Frau, die er noch nicht gesehen hatte, erkannte der junge Diplomat ein zu starkes Mißverhältnis, eine zu ausgeprägte Unvereinbarkeit zwischen diesen beiden Menschen, als

daß es der Marquise möglich sein konnte, ihren Gatten zu lieben. Indessen Frau d'Aiglemont führte ein vorwurfsfreies Leben, und ihre Tugend verlieh allen Geheimnissen, die ein Beobachter hinter ihr suchen konnte, einen noch höheren Preis. Als seine erste Überraschung überwunden war, suchte Vandenesse nach der besten Art, an Frau d'Aiglemont heranzukommen, und nahm sich mit einer nicht allzu ungewöhnlichen Diplomatenlist vor, sie in Verlegenheit zu setzen, um zu erfahren, wie sie eine Keckheit aufnehmen würde.

„Frau Marquise," sagte er, als er sich zu ihr setzte, „eine glückliche Indiskretion hat mich wissen lassen, daß ich, ich weiß nicht durch welchen Vorzug, das Glück habe, von Ihnen ausgezeichnet zu werden. Ich bin Ihnen um so größeren Dank schuldig, als ich niemals Gegenstand einer solchen Gunst geworden bin. Sie werden also für einen Fehler von mir verantwortlich sein. Von jetzt an will ich nicht mehr bescheiden sein . . ." „Da hätten Sie unrecht," erwiderte sie heiter; „die Eitelkeit muß man denen überlassen, die nichts anderes aufzuweisen haben."

Es entspann sich nunmehr zwischen der Marquise und dem jungen Mann ein Gespräch, das, wie üblich, in einem Augenblick eine Menge Gegenstände berührte: Malerei, Musik, Literatur, Politik, Männer, Ereignisse und Sachen. Dann kamen sie in unmerklicher Wendung auf das ewige Thema aller Plaudereien in Frankreich und im Ausland: Liebe, Empfindung und Frauen.

„Wir sind Sklavinnen." „Sie sind Königinnen."

Die mehr oder weniger geistreichen Reden, die Charles und die Marquise austauschten, konnten auf diesen einfachen Ausdruck aller gegenwärtigen und künftigen Gespräche über diesen Gegenstand zurückgeführt werden. Und diese zwei Sätze besagen in einem bestimmten Moment nie etwas anderes als: ‚Liebe mich. — Ich werde dich lieben.'

„Frau Marquise," rief Charles von Vandenesse halblaut, „Sie lassen es mich lebhaft bedauern, daß ich Paris verlassen

muß. Ich werde gewiß in Italien keine so geistvolle Stunde finden, wie es diese gewesen ist." „Vielleicht treffen Sie das Glück dort, und das ist mehr wert, als all die wahren oder falschen geistreichen Einfälle, die jeden Abend in Paris gesagt werden."

Als Charles sich von der Marquise trennte, hatte er die Erlaubnis, sie zu besuchen, um sich von ihr zu verabschieden. Er schätzte sich, als er sich zur Ruhe begab, sehr glücklich, seinem Begehr die Formen der Aufrichtigkeit gegeben zu haben, und am Tage darauf war es ihm den ganzen Tag über unmöglich, das Bild dieser Frau zu verjagen. Bald fragte er sich, warum die Marquise ihn ausgezeichnet hatte; was sie für Absichten haben konnte, als sie verlangte, ihn wiederzusehen; und er versuchte sich in unerschöpflichen Erklärungen. Bald glaubte er, die Motive dieses Interesses gefunden zu haben; er berauschte sich an Hoffnungen und ernüchterte sich wieder, je nach der Art, wie er diesen höflichen Wunsch, der in Paris so häufig ist, auslegte. Bald bedeutete er alles, bald nichts. Kurz, er wollte der Neigung, die ihn zu Frau d'Aiglemont zog, widerstehen; aber er ging hin. Es gibt Gedanken, denen wir gehorchen, ohne sie zu kennen; sie sind in uns, und wir wissen es nicht. Diese Erwägung mag mehr paradox als wahr scheinen; aber wer ehrlich ist, findet tausend Beweise für sie in seinem Leben. Als Charles sich zur Marquise begab, gehorchte er einem der von vornherein feststehenden Pläne, die in unserer Erfahrung und der bewußten Errungenschaft unseres Geistes nachher bloß zu ihrer deutlichen Entwicklung gelangen. Eine Frau von dreißig Jahren besitzt für einen jungen Mann unwiderstehlichen Zauber; nichts Natürlicheres, nichts stärker Gewebtes und fester Begründetes, als die tiefe Neigung zwischen einer Frau wie der Marquise und einem jungen Mann wie Vandenesse, für die wir in der Gesellschaft so viele Beispiele finden. Ein junges Mädchen hat in der Tat zu viele Illusionen, zuviel Unerfahrenheit, und zuviel hat mit ihrer Liebe das Geschlecht zu tun, als daß diese Liebe einen

jungen Mann bezaubern könnte; eine Frau aber kennt die ganze Tragweite der Opfer, die zu bringen sind. Wo die eine von der Neugier, von Verführungen, die nichts mit denen der Liebe zu tun haben, gezogen wird, gehorcht die andere einem bewußten Gefühl. Die eine gibt nach, die andere wählt. Ist nicht diese Wahl schon eine außerordentliche Schmeichelei? Die geprüfte Frau, die mit einem Wissen ausgerüstet ist, das sie fast immer teuer, mit ihrem Unglück, erkauft hat, scheint, wenn sie sich hingibt, mehr als sich selbst zu geben; das junge Mädchen hingegen, das noch unwissend und gläubig ist, weiß von nichts, kann nichts vergleichen, nichts recht einschätzen; sie trägt die Liebe und lernt sie erst kennen. Die eine leitet und lehrt uns in einem Alter, wo man sich gerne führen läßt, wo der Gehorsam ein Vergnügen ist; die andere will alles erfahren und zeigt sich da naiv, wo die erste zärtlich ist. Jene gewährt dem Manne nur einen einzigen Triumph; diese zwingt ihn zu unaufhörlichen Kämpfen. Die erste hat nur Tränen und Vergnügen, die andere hat Wollust und Reue. Damit ein junges Mädchen die Herrin ist, muß sie ganz verdorben sein, und der Mann verläßt sie mit Abscheu, während eine Frau tausend Mittel hat, um zugleich ihre Macht und ihre Würde zu behaupten. Die eine ist zu unterwürfig und gewährt dem Manne die eintönige Sicherheit der Ruhe, die andere hat zuviel zu verlieren, um nicht nach den tausend Verwandlungen der Liebe zu greifen. Die eine entehrt sich ganz allein, die andere tötet dem Mann zuliebe eine ganze Familie. Das junge Mädchen hat eine einzige Koketterie und glaubt alles getan zu haben, wenn es seine Kleider ablegt; die Frau hingegen hat ihrer unzählige und verbirgt sich unter tausend Schleiern; kurz, sie schmeichelt allen Formen der Eitelkeit, während die Anfängerin nur eine einzige befriedigt. Der junge Mann erregt sich überdies über das Zögern, die Angst, das Bangen, die Verwirrung und den Sturm bei der Frau von dreißig Jahren, die man alle niemals in der Liebe eines jungen Mädchens antrifft. Ist eine Frau in diesem Alter angekommen, so verlangt

sie von dem jungen Mann, er solle ihr die Achtung wiedergeben, die sie ihm geopfert hat; sie lebt nur für ihn, beschäftigt sich mit seiner Zukunft, will sein Leben glänzend gestalten, befiehlt ihm, die Berühmtheit zu erlangen; sie gehorcht, bittet und befiehlt, erniedrigt sich und steht über ihm; bei tausend Gelegenheiten kann sie Trost spenden, wo das junge Mädchen nichts kann als jammern. Schließlich kann sich die Frau von dreißig Jahren, abgesehen von den Vorzügen ihrer gesellschaftlichen Stellung, zum jungen Mädchen machen, kann alle Rollen spielen, kann züchtig und schamhaft sein und kann selbst durch ein Unglück schöner werden. Zwischen diesen beiden klafft der unermeßliche Abstand des Vorhergesehenen und des Ungeahnten, der Kraft und der Schwäche. Die Frau von dreißig Jahren hat Befriedigung für alles in sich, während das junge Mädchen, es sei denn, es wäre keins, in nichts Befriedigung gewähren kann. Diese Gedanken und Stimmungen kommen im Herzen eines jungen Mannes hoch und fügen sich in ihm zur stärksten Leidenschaft: sie vereinigt in sich die künstlichen Empfindungen, die von den Sitten erzeugt werden, mit den wirklichen Empfindungen der Natur.

Der wichtigste und entscheidendste Schritt im Leben der Frauen ist gerade der, den eine Frau immer als den unbedeutendsten ansieht. Wenn sie verheiratet ist, gehört sie sich nicht mehr, sie ist Königin und Sklavin des häuslichen Herdes. Die Heiligkeit der Frau ist unvereinbar mit den Pflichten und den Freiheiten der großen Welt. Die Frauen emanzipieren, heißt sie verderben. Einem Fremden erlauben, in das Heiligtum der Häuslichkeit einzutreten, heißt das nicht, sich auf Gnade oder Ungnade ausliefern? Wenn aber eine Frau ihn hinzieht, ist das nicht ein Fehltritt oder, genauer gesagt, der Anfang eines Fehltritts? Man muß diese Theorie in ihrer ganzen Strenge akzeptieren oder die Leidenschaften freigeben. Bis zum heutigen Tag hat die Gesellschaft in Frankreich sich mit einem ‚mezzo termine' beholfen: sie macht sich über das Unglück lustig. Wie die Spar-

taner, die nur die Ungeschicklichkeit bestraften, scheint sie den Diebstahl zuzulassen. Vielleicht indessen ist dieses System sehr klug. Die allgemeine Verachtung ist die furchtbarste aller Strafen, wenn sie die liebende Frau trifft. Das Allerwichtigste für die Frauen ist, daß sie geehrt werden, denn ohne Achtung existieren sie nicht mehr: darum ist Achtung das erste, was sie von der Liebe verlangen. Die Verderbteste unter ihnen verlangt vor allem andern Absolution für die Vergangenheit, wenn sie ihre Zukunft verkauft; sie versucht ihrem Liebhaber beizubringen, daß sie die Ehren, die die Welt ihr verweigern wird, gegen unwiderstehliche Wonnen eintauscht. Jeder Frau, die zum erstenmal einen jungen Mann bei sich empfängt und sich mit ihm allein sieht, muß die eine oder andere dieser Betrachtungen kommen, besonders wenn er, wie Charles von Vandenesse, von schöner Gestalt oder geistvoll ist. Und dementsprechend wird es kaum einen jungen Mann geben, der nicht auf das Zusammensein mit einer so schönen, geistvollen und unglücklichen Frau, wie es die Marquise d'Aiglemont war, einen geheimen Wunsch, eine Stimmung, die der angeborenen Liebe zu dieser Art Frauen benachbart ist, gebaut hätte. So war denn die Marquise, als ihr Herr von Vandenesse gemeldet wurde, verwirrt genug; und er war, trotz der Sicherheit, die bei den Diplomaten fast ein Stück ihrer Kleidung bildet, voller Scham. Jedoch nahm die Marquise bald die Miene der gewinnenden Freundlichkeit an, bei der die Frauen so gern gegen die Deutungen der Eitelkeit ihren Schutz suchen. Diese Haltung schließt jeden Hintergedanken aus und ist eine starke Stütze für die geheimen Wünsche, indem sie diese durch die Formen der Höflichkeit mildert. Die Frauen halten sich dann so lange, wie sie wollen, in dieser unbestimmten Situation wie an einem Kreuzweg auf, von wo die Straßen je nachdem zur Achtung, zur Gleichgültigkeit, zum Staunen oder zur Leidenschaft führen. Nur mit dreißig Jahren kann eine Frau die Vorteile dieser Situation beherrschen. Sie versteht es, in ihr zu lachen, zu scherzen, gerührt zu sein, ohne sich etwas zu vergeben.

Sie besitzt nunmehr den nötigen Takt, um bei einem Manne alle Saiten der Empfindung anzuschlagen und auf die Töne zu lauschen, die sie aus ihm hervorlockt. Ihr Schweigen ist ebenso gefährlich wie ihre Worte. Man errät nie, ob sie in diesem Alter aufrichtig oder falsch ist, ob sie sich verstellt oder ob sie es mit ihren Geständnissen ehrlich meint. Sie hat einem etwa das Recht gegeben, sich auf den Kampf mit ihr einzulassen, und beschließt dann das Geplänkel plötzlich mit einem Wort, einem Blick, einer der Gebärden, deren Stärke ihr vertraut ist; sie entläßt ihn und hütet ihr Geheimnis wohl; sie steht in gleicher Weise unter dem Schutz ihrer Schwäche wie der Stärke des Mannes und hat die Freiheit, ihn mit einem Scherz zu opfern oder sich mit ihm abzugeben. Obwohl die Marquise sich bei diesem ersten Besuch auf dieses neutrale Gebiet begab, verstand sie es doch, dabei die hohe Würde der Frau völlig zu bewahren. Ihre geheimen Leiden schwebten immer über ihrer künstlichen Heiterkeit wie ein leichtes Gewölk, das die Sonne nicht völlig verbirgt. Vandenesse schien es, als er ging, er hätte in dieser Unterhaltung ungekannte Wonnen gekostet; aber er blieb überzeugt, daß die Marquise eine der Frauen war, deren Eroberung einem zu teuer zu stehen kommt, als daß man es wagen darf, sie zu lieben.

‚Das wäre', sagte er sich beim Fortgehen, ‚eine unabsehbare Liebe aus der Entfernung, ein Briefwechsel, der jede Schreiberseele ermüden könnte! Freilich, wenn ich wollte . . .'

Dieses ‚wenn ich wollte' ist immer das Verhängnis der Eigensinnigen gewesen. In Frankreich führt die Eigenliebe zur Leidenschaft. Charles besuchte Frau d'Aiglemont zum zweitenmal und glaubte zu bemerken, daß sie an seiner Unterhaltung Gefallen fand. Anstatt sich naiv dem Glück, zu lieben, hinzugeben, wollte er eine Doppelrolle spielen. Er versuchte den Eindruck der Leidenschaftlichkeit zu machen und dabei den Gang des Spieles kühl zu beobachten, zugleich Liebender und Diplomat zu sein; aber er war jung und großherzig, und diese Analyse mußte ihn zu einer grenzenlosen Liebe bringen; denn ob sie nun

künstlich oder natürlich war, die Marquise war immer viel stärker als er. Jedesmal, wenn er Frau d'Aiglemont verließ, beharrte Charles in seinem Mißtrauen und unterwarf die Fortschritte, die in seiner Seele vor sich gingen, einer strengen Prüfung, die seine eigenen Empfindungen töten sollte.

‚Heute', sagte er sich nach dem dritten Besuch, ‚hat sie mir zu verstehen gegeben, daß sie sehr unglücklich ist und allein im Leben steht, daß sie, wenn ihre Tochter nicht wäre, brennend zu sterben begehrte. Sie war völlig entsagungsvoll. Ich bin aber doch weder ihr Bruder noch ihr Beichtvater, warum hat sie mir ihren Kummer anvertraut? Sie liebt mich.'

Zwei Tage später redete er beim Fortgehen die Sitten unserer Zeit also an: ‚Die Liebe nimmt die Farbe jedes Jahrhunderts an. Im Jahre 1822 ist sie doktrinär. Früher erprobte sie sich durch Tatsachen, jetzt diskutiert und erörtert man sie und verhandelt über sie auf der Tribüne. Die Frauen haben so ihre Zuflucht zu drei Mitteln genommen: erstens stellen sie unsere Leidenschaft in Frage, bestreiten uns die Kraft, so stark zu lieben wie sie. Koketterie! Eine richtige Herausforderung war das heute abend von der Marquise. Zweitens stellen sie sich als sehr unglücklich hin, um unsern natürlichen Edelmut oder unsere Eigenliebe zu erregen. Schmeichelt es einem jungen Menschen nicht, über ein großes Mißgeschick zu trösten? Und drittens haben sie die Manie der Jungfräulichkeit! Sie hat glauben müssen, ich hielte sie für ganz unberührt. Meine Gutgläubigkeit kann eine vortreffliche Spekulation werden.'

Eines Tages aber, nachdem er all seinen Vorrat an Mißtrauen erschöpft hatte, fragte er sich, ob nicht die Marquise aufrichtig sein könnte; wenn so viele Leiden gespielt werden könnten, warum Entsagung heucheln? Sie lebte in so tiefer Einsamkeit, sie verbarg schweigend Kümmernisse, die sie kaum in dem Ton eines mehr oder minder unterdrückten Ausrufs ahnen ließ. Von diesem Augenblick an nahm Charles ein lebhaftes Interesse an Frau d'Aiglemont. Wenn er jedoch zu dem gewohnten Rendez-

vous ging, das ihnen beiden unentbehrlich geworden war — es war ihm wie in instinktiver, stillschweigender Verabredung eine bestimmte Stunde reserviert —, fand Vandenesse seine Freundin immer noch mehr geschickt als wahrhaft, und sein letztes Wort war: ‚Auf mein Wort, die Frau ist klug.' Diesmal trat er ein und fand die Marquise in ihrer Lieblingshaltung, die tiefe Melancholie aussprach; sie hob die Augen zu ihm, ohne sich zu rühren, und sah ihm voll in die Augen; der Blick konnte für ein Lächeln gelten. Frau d'Aiglemont brachte Vertrauen, brachte wahrhafte Freundschaft zum Ausdruck, aber nicht Liebe. Charles setzte sich und konnte nichts reden. In ihm lebte ein Gefühl, für das es keine Sprache gibt.

„Was haben Sie?" fragte sie ihn mit weicher Stimme. „Nichts . . . Ja doch, ich denke an etwas, was Sie noch nicht gekümmert hat." „Woran denn?" „Ja . . . der Kongreß ist zu Ende." „Ach so," erwiderte sie, „Sie wollten zum Kongreß gehen?"

Eine direkte Antwort wäre die beredteste und zarteste Erklärung gewesen; aber Charles gab sie nicht. Auf den Mienen der Frau d'Aiglemont lag eine unschuldige Freundschaft ausgesprochen, die alle Berechnungen der Eitelkeit, alle Hoffnungen der Liebe, alle Listen des Diplomaten zerstörte, sie wußte nichts davon oder schien nichts davon zu wissen, daß sie geliebt wurde; und als Charles, der ganz verwirrt geworden war, sich wieder gesammelt hatte, mußte er sich gestehen, daß er nichts getan und nichts gesagt hatte, was diese Frau berechtigte, es anzunehmen. Herr von Vandenesse fand die Marquise an diesem Abend, wie sie immer war: schlicht und freundschaftlich, wahrhaft in ihrem Kummer, glücklich, einen Freund zu haben, stolz darauf, eine Seele getroffen zu haben, die die ihre verstehen konnte; sie ging nicht darüber hinaus und schien nicht daran zu denken, daß eine Frau sich zweimal verführen lassen konnte; aber sie hatte die Liebe kennengelernt und schien sie noch frisch in der Tiefe ihres verwundeten Herzens zu tragen; sie war offenbar nicht der Meinung,

daß das Glück einer Frau seinen berauschenden Zauber zweimal bringen konnte; denn sie glaubte nicht nur an den Geist, sondern vielmehr an die Seele; und für sie war die Liebe keine Verführung, wenn sie schon alle edlen Verführungen in sich trug. In diesem Augenblick verwandelte sich Charles wieder in den jungen Mann, er wurde vom Glanz einer so stolzen Natur erschüttert und wollte in alle Geheimnisse dieses Frauenlebens eingeweiht sein, das mehr durch den Zufall als durch einen Fehltritt gebrochen zu sein schien. Frau d'Aiglemont warf ihrem Freund, als er sie nach dem maßlosen Kummer fragte, der ihrer Schönheit die Weihe der Trauer verlieh, nur einen Blick zu; aber dieser eindringliche Blick war wie das Siegel unter einem feierlichen Vertrag.

„Stellen Sie mir solche Fragen nicht mehr!" erwiderte sie. „Genau heute vor vier Jahren ist der, der mich liebte, der einzige Mann, dessen Glück ich alles, bis auf meine Selbstachtung, geopfert hätte, gestorben; ist gestorben, um meine Ehre zu retten. Diese Liebe ist jung, rein, voller Illusionen zu Grabe gegangen. Ehe ich mich dieser Leidenschaft hingab, in die mich ein Verhängnis ohnegleichen hineintrieb, war ich durch etwas verführt worden, was das Unglück so vieler junger Mädchen wird: durch einen unbedeutenden Mann von angenehmen Formen. Die Ehe hat meine Hoffnungen eine nach der andern entblättert. Heute habe ich das legitime Glück und das Glück, das man sträflich nennt, verloren, und habe das Glück nicht gekannt. Es bleibt mir nichts. Ich habe nicht den Mut zum Sterben gehabt, aber ich will wenigstens meinen Erinnerungen treu bleiben."

Bei diesen Worten weinte sie nicht, sie hielt die Augen gesenkt und preßte ihre Finger, die sie in ihrer gewohnten Haltung gegeneinandergelegt hatte, etwas stärker als sonst zusammen. Die Worte wurden ganz schlicht gesagt, aber der Ton ihrer Stimme sprach von einer Verzweiflung, die so tief wurzeln mußte wie ihre Liebe, und ließ Charles keinerlei Hoffnung. Dieses furchtbare Schicksal, das nun in drei Sätzen ausge-

sprochen war und in einem schwachen Händeringen in die Erscheinung trat, dieser gewaltige Schmerz einer zarten Frau, dieser Abgrund in einem schönen Frauenkopf, die Schwermut und die Tränen einer vierjährigen Witwenschaft — all das bezauberte Vandenesse. Er blieb schweigsam und fühlte sich klein vor dieser großen und edeln Frau: er sah nicht mehr ihre erlesene und vollendete körperliche Schönheit, nur noch ihr seelenvolles Gemüt. Endlich traf er das ideale Geschöpf, von dem alle, die das Leben auf die Leidenschaft gründen, die glühend nach ihr suchen und oft sterben, ohne all ihre ersehnten Schätze genossen zu haben, so schwärmerisch träumen, das Geschöpf, das sie so sehnsüchtig begehren.

Angesichts dieser herrlichen Schönheit fand Charles, als er diese Sprache hörte, seine Gedanken dürftig. Er sah sich außerstande, Worte zu finden, die auf der Höhe dieser schlichten und doch erhabenen Situation standen; so antwortete er denn mit Gemeinplätzen über das Schicksal der Frauen.

„Frau Marquise," sagte er, „man muß seine Schmerzen vergessen können, sonst bleibt einem nur noch die Zuflucht des Grabes."

Aber die Vernunft hat gegen die Empfindung immer einen schlechten Stand: sie hat, wie alles Positive, ihre natürliche Beschränkung, während die Empfindung unendlich ist. Schwunglosen Seelen ist es eigen, die Vernunft walten zu lassen, wo es zu empfinden gilt. Vandenesse schwieg also, sah Frau d'Aiglemont lange an und ging. In ihm regten sich neue Gedanken, die ihm das Bild der Frau erhöhten, und er war einem Maler vergleichbar, der erst die gewöhnlichen Modelle seines Ateliers als typisch genommen und dann plötzlich die „Mnemosyne" des Museums, die schönste und unbekannteste der antiken Statuen, getroffen hätte. Charles war tief bewegt. Er liebte Frau d'Aiglemont mit der Treuherzigkeit der Jugend, mit der Glut, die der ersten Leidenschaft eine unsägliche Anmut und eine Unschuld verleiht, welche der Mann, wenn er später wieder liebt, nur

noch in Trümmern wiederfindet; köstlich ist diese erste Leidenschaft, und die Frauen, die sie hervorrufen, schlürfen sie fast immer mit Wonne: denn in diesem schönen Alter von dreißig Jahren, dem romantischen Gipfel des Frauenlebens, können sie den ganzen Lauf dieses Lebens umfassen und in die Vergangenheit und die Zukunft zugleich blicken. Die Frauen kennen dann den ganzen Preis der Liebe und genießen sie in der Furcht, sie zu verlieren: ihre Seele ist noch von der Jugend verschönt, die von ihnen geht, und ihre Leidenschaft stärkt sich an dem Ausblick auf die Zukunft, die sie schreckt.

‚Ich liebe,' sagte diesmal Vandenesse, als er von der Marquise fortging, ‚und zu meinem Unglück eine Frau, die an Erinnerungen gefesselt ist. Der Kampf gegen einen Toten, der nicht mehr da ist, der keine Torheiten mehr begehen kann, der sich niemals mißliebig macht und nur noch seine schönen Züge sehen läßt, ist schwer. Heißt das nicht die Vollkommenheit in Person entthronen wollen, wenn man versucht, den Zauber der Erinnerung und die Hoffnungen zu töten, die einen verlorenen Geliebten überleben, weil er nämlich nichts als Sehnsucht erweckt hat, gerade das Schönste also und das Verführerischste, was die Liebe zu bieten hat?"

Diese traurige Erwägung, die der Mutlosigkeit und der Furcht, kein Glück zu haben, entsprang — so fangen alle wahren Leidenschaften an —, war die letzte Berechnung seiner sterbenden Diplomatie. Von nun an hatte er keine Hintergedanken mehr, wurde der Spielball seiner Liebe und gab sich ganz den Nichtigkeiten dieses unbeschreiblichen Glückes hin, das sich von einem Wort, einem Schweigen, einer unbestimmten Hoffnung nährt. Er wollte platonisch lieben, kam Tag für Tag, um die Luft zu atmen, die Frau d'Aiglemont atmete, setzte sich in ihrem Hause fest und begleitete sie mit der Tyrannei einer Leidenschaft, die ihren Egoismus mit der völligsten Hingabe verschmilzt, überallhin. Die Liebe hat ihren Instinkt, sie findet den Weg zum Herzen, wie das winzigste Insekt mit einem unwiderstehlichen Willen,

der vor nichts zurückschreckt, auf seine Blume lossteuert. So ist denn das Geschick einer Empfindung, wenn sie wahrhaft ist, nicht zweifelhaft. Wird nicht eine Frau allen schrecklichsten Angsten preisgegeben, wenn sie denken muß, daß ihr Leben von der mehr oder weniger großen Aufrichtigkeit, Kraft, Ausdauer abhängt, mit denen ihr Liebhaber an seinen Wünschen festhält? Es ist einer Frau, einer Gattin, einer Mutter unmöglich, sich der Liebe eines jungen Mannes zu erwehren; das einzige, was in ihrer Macht steht, ist, ihn von dem Augenblick an, wo sie das Geheimnis des Herzens errät — und eine Frau errät es immer —, nicht mehr zu sehen. Aber ein solcher Entschluß scheint zu entscheidend, als daß er einer Frau in einem Alter zugetraut werden könnte, wo die Ehe drückt, ermüdet, zur Last fällt, wo die eheliche Neigung kaum noch lau zu nennen ist, wenn sich nicht gar der Mann schon von ihr abgewandt hat. Sind die Frauen häßlich, so schmeichelt ihnen eine Liebe, die sie schön macht; sind sie jung und reizvoll, so muß die Verführung auf der Höhe ihrer Reize sein und ist dann von unwiderstehlicher Wirkung; sind sie tugendhaft, so bringt ein erdenfrommes Gefühl sie dazu, gerade in der Größe der Opfer, die sie ihrem Geliebten bringen, eine gewisse Absolution und in diesem schweren Kampf ihren Ruhm zu finden. Alles wird zum Fallstrick. Und so ist denn keine Lehre stark genug gegen so starke Versuchung. Die strenge Einschließung, die früher der Frau in Griechenland und im Orient geboten war und die jetzt in England Mode wird, ist für die häusliche Moral die einzige Schutzwehr; aber die Lustbarkeiten der Welt gehen unter der Herrschaft dieses Systems zugrunde: Gesellschaft, Umgangsformen, Eleganz des guten Tones sind alsdann nicht mehr möglich. Die Völker haben zu wählen.

Einige Monate, nachdem Frau d'Aiglemont Vandenesse kennengelernt hatte, fand sie denn also ihr Leben mit dem dieses jungen Mannes aufs engste verbunden; sie staunte ohne viel Verwirrung, ja sogar mit einem gewissen Vergnügen, daß sie

seinen Geschmack und seine Gedanken hatte. Hatte sie das Gedankenleben Vandenesses angenommen, oder hatte sich Vandenesse all ihren Einfällen angepaßt? Sie grübelte nicht darüber. Die wunderbare Frau war schon vom Strudel der Leidenschaft ergriffen und redete sich immer noch mit der irreführenden Gutgläubigkeit der Angst vor: ‚O nein! Ich will dem treu bleiben, der für mich gestorben ist.'

Pascal hat gesagt: ‚An Gott zweifeln, heißt an ihn glauben.' Ebenso wehrt sich eine Frau nur, wenn sie gefangen ist. An dem Tage, an dem die Marquise sich gestand, daß sie geliebt wurde, schwankte sie zwischen tausend widerstreitenden Empfindungen. Die abergläubischen Vorstellungen der Erfahrung wollten sich einmischen. Würde sie glücklich sein? Konnte sie das Glück außerhalb der Gesetze finden, auf die die Gesellschaft, mit Recht oder Unrecht, ihre Moral gegründet hat? Bisher hatte ihr das Leben nur Bitternis zu kosten gegeben. Konnten die Bande, die zwei Wesen vereinten, zwischen denen die Konventionen der Gesellschaft eine Schranke errichteten, glücklich verknotet werden? Jedoch, kann das Glück je zu teuer erkauft werden? Vielleicht, daß sie endlich das Glück fände, das sie so glühend gewollt hatte, nach dem zu suchen denn doch auch so natürlich ist! Die Neugier verficht immer die Sache der Liebenden. Mitten in dieser geheimen Erörterung trat Vandenesse ein. Vor seiner Gegenwart versank der metaphysische Spuk der Vernunft. Wenn das die einander ablösenden Gestalten sind, in denen auch eine heftige und rasche Empfindung bei einem jungen Mann und einer Frau von dreißig Jahren auftreten, so kommt immer ein Augenblick, wo die Farbentöne sich verschmelzen, wo die Erwägungen in einem einzigen, letzten Gedanken aufgehen, der sich in einen Wunsch umwandelt und ihn immer stärker macht. Je länger der Widerstand gedauert hat, um so mächtiger ist dann die Stimme der Liebe. Hier hört denn also der Unterricht oder, besser gesagt, die Studie an der Muskelfigur auf, wenn es einer Geschichte, die die Gefahren und den Mechanismus der Liebe mehr erklären

als abbilden will, erlaubt ist, diesen Ausdruck der Malerei zu entlehnen. Von diesem Augenblick an gab jeder Tag dem Skelett Farben, bekleidete es mit den Reizen der Jugend, machte die Fleischtöne lebendig, belebte die Bewegungen, lieh ihm den Glanz, die Schönheit, das Verführerische der Empfindung und die Reize des Lebens. Charles fand Frau d'Aiglemont nachdenklich; und als er sie in dem eindringlichen Ton, den der Zauber der Seele mit süßer Überredung füllte, fragte: „Was haben Sie?" hütete sie sich zu antworten. Diese köstliche Frage sprach von einem völligen Einklang der Seelen, und die Marquise wußte mit dem wunderbaren Instinkt des Weibes, daß Klagen oder Aussprechen ihres Leides ein gewisses Entgegenkommen gewesen wäre. Wenn schon jedes Wort eine Bedeutung hatte, die sie alle beide verstanden, welchem Abgrund schritt sie entgegen? Sie las klar und scharf in ihrem eigenen Innern und schwieg. Auch Vandenesse sprach kein Wort.

„Ich bin leidend," begann sie endlich. Die Bedeutung des Augenblicks, in dem die Sprache der Augen ein völliger Ersatz für die Ohnmacht der Rede war, machte ihr bange.

„Frau Marquise," erwiderte Charles mit zärtlicher, aber heftig bewegter Stimme, „Seele und Leib, alles hängt zusammen. Wenn Sie glücklich wären, wären Sie jung und frisch. Warum lehnen Sie es ab, von der Liebe all das zu begehren, was die Liebe Ihnen geraubt hat? Sie halten das Leben in einem Augenblick für beschlossen, wo es für Sie erst beginnt. Vertrauen Sie sich der Pflege eines Freundes an. Es ist so süß, geliebt zu werden!" „Ich bin schon alt," versetzte sie, „nichts könnte mich also entschuldigen, daß ich nicht so fortfahre zu leiden, wie ich gelitten habe. Überdies, Sie sagen, man muß lieben! Ich aber muß nicht, und ich kann nicht! Außer Ihnen, dessen Freundschaft meinem armen Leben ein bißchen guttut, gefällt mir kein Mensch, und keiner könnte meine Erinnerungen auslöschen. Ich nehme den Freund an, ich will keinen Liebhaber. Wäre es edelmütig von mir, ein welkes Herz für ein junges

zum Tausch zu geben, Illusionen zu empfangen, die ich nicht teilen kann, ein Glück zu erzeugen, an das ich nicht glauben möchte oder das zu verlieren ich zitterte? Vielleicht, daß ich seine Hingabe nur mit Egoismus erwidern könnte; daß ich rechnete, wenn das junge Herz glühte; mein Gedächtnis wäre eine Kränkung für die Lebhaftigkeit seiner Wünsche. Nein, sehen Sie, für eine erste Liebe gibt es keinen Ersatz. Schließlich, welcher Mann wollte mein Herz um diesen Preis?"

Diese Worte, in denen eine furchtbare Koketterie lag, waren die letzte Verteidigung der Klugheit.

‚Wenn er den Mut verliert, gut; dann bleibe ich allein und treu.' Dieser Gedanke flog ihr durchs Herz und war für sie, was der Weidenzweig für den Schwimmer ist, ehe ihn die Wogen fortreißen.

Als Vandenesse diesen Spruch hörte, entrang sich ihm ein unwillkürliches Beben, das der Marquise stärker ans Herz griff als all sein bisheriges getreues Werben. In uns zarte Aufmerksamkeit oder Empfindungen zu treffen, die so erlesen sind wie ihre eigenen: das rührt die Frauen am meisten; denn für sie sind Zartheit und Hingebung die Kennzeichen des Wahren. Die Bewegung, die aus Charles hervorbrach, sprach eine wahre Liebe aus. Frau d'Aiglemont ermaß die Stärke von Vandenesses Liebe an der Stärke ihres Schmerzes. Der junge Mann sagte kalt: „Sie haben vielleicht recht. Neue Liebe, neues Leid."

Dann wechselte er den Gesprächsstoff und unterhielt sie von gleichgültigen Dingen; aber er war sichtlich erregt und sah so gespannt auf Frau d'Aiglemont, wie wenn er sie zum letztenmal sähe. Schließlich ging er mit den Worten, die er in großer Erregung sprach: „Leben Sie wohl, Frau Marquise!" „Auf Wiedersehen!" gab sie mit der feinen Koketterie zurück, deren Geheimnis nur wenigen Frauen gegeben ist.

Er antwortete nicht und ging.

Als Charles nicht mehr da war, als sein leerer Stuhl statt seiner sprach, empfand sie tausendfache Reue und machte sich

Vorwürfe. Die Leidenschaft macht in einer Frau, die wenig großherzig gehandelt oder ein edles Herz verwundet zu haben glaubt, in diesem Augenblick einen mächtigen Schritt vorwärts. Niemals soll man sich in der Liebe vor Verstimmungen hüten; sie sind sehr heilsam; die Frauen erliegen nur einer Tugend. Das Wort: ‚Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert' ist mehr als das Paradoxon eines Bußpredigers. Vandenesse ließ sich mehrere Tage nicht sehen. An jedem Abend zu der Stunde, wo sie sonst beisammen waren, erwartete ihn die Marquise mit einer Mischung aus Ungeduld und Reue. Schreiben wäre ein Geständnis gewesen; überdies sagte ihr der Instinkt, er würde wiederkommen. Am sechsten Tage meldete ihr Kammerdiener ihn an. Nie hatte sie diesen Namen mit größerer Freude gehört. Ihr Jubel erschreckte sie.

„Sie haben mich schwer bestraft!" redete sie ihn an. Vandenesse sah sie starr an.

„Gestraft!" gab er zurück. „Und wofür?"

Charles hatte die Marquise sehr wohl verstanden; aber er hatte sich in dem Augenblick, wo seine Qualen begonnen hatten, vorgenommen, Rache zu üben.

„Warum sind Sie nicht mehr zu mir gekommen?" fragte sie lächelnd. „Haben Sie niemanden bei sich gesehen?" Er gab diese Frage zur Antwort, um ihrer Frage auszuweichen. „Herr von Ronquerolles und Herr de Marsay waren gestern hier; und heute vormittag ist der kleine Esgrignon zwei Stunden hier gewesen. Ich habe, glaube ich, auch Frau Firmiani und Ihre Schwester, Frau von Listomère, bei mir gesehen."

Noch ein Schmerz! Diese Qual können nur die verstehen, die mit solcher wilden und despotischen Leidenschaft lieben, daß sie immer zu wahnsinniger Eifersucht geneigt sind und das geliebte Wesen jedem Einfluß, der der Liebe fernsteht, entziehen wollen.

‚Wie!' sagte Vandenesse bei sich selbst, ‚sie hat Gäste empfangen, sie hat zufriedene Leute bei sich gesehen und hat mit

ihnen geplaudert, während ich mich in Einsamkeit vergrub und unglücklich war!'

Er unterdrückte seinen Kummer und barg seine Liebe in der Tiefe seines Herzens, wie einen Sarg im Meer. Seine Gedanken gehörten zu denen, die man nicht äußert und die die Schnelligkeit der Säuren haben, die im Verdunsten den Tod bringen. Jedoch wurde seine Stirn umwölkt, und Frau d'Aiglemont gehorchte dem Instinkt des Weibes: sie teilte seine Trauer, ohne sie zu begreifen. Sie wußte nicht, was sie Schlimmes getan hatte, und Vandenesse merkte es wohl. Er sprach von seiner Verfassung und seiner Eifersucht, als ob es eine der Hypothesen wäre, wie sie Liebende gern erörtern. Die Marquise begriff alles und wurde jetzt so lebhaft gerührt, daß sie ihre Tränen nicht zurückhalten konnte. Das war der Augenblick, wo für sie der Himmel der Liebe begann. Himmel und Hölle sind zwei große Symbole und bezeichnen die beiden einzigen Punkte, um die sich unser Dasein dreht: Lust und Schmerz. Ist nicht der Himmel allezeit ein Bild für die Unendlichkeit unserer Empfindungen, das immer nur in Bruchstücken gemalt werden kann, weil das Glück ungeteilt ist? und stellt nicht die Hölle die unendlichen Martern unserer Schmerzen dar, aus denen wir ein Werk der Dichtung machen können, weil sie einander unähnlich sind?

Eines Abends saßen die beiden Liebenden schweigend beieinander; sie schauten aufs Firmament, nach dem klaren Abendhimmel, auf den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne goldene und purpurne Töne warfen. In dieser Stunde scheint das langsame Abnehmen des Lichts sanfte Gefühle zu erwecken; unsere Glut kommt dann in ein stilles, weiches Zittern, wir geben uns mit Behagen einer seltsamen Mischung aus Ruhe und Aufruhr hin. Die Natur zeigt uns in unbestimmten Bildern das Glück und fordert uns auf, es zu genießen, wenn es nahe bei uns ist, oder bringt uns zur Reue, wenn es geflohen ist. In diesen Augenblicken, die mit Entzückungen schwanger gehen, unter dem Baldachin dieses Schimmers, dessen zarte Harmonien

zu innigem Zauber verschmelzen, ist es schwer, den Wünschen des Herzens zu widerstehen, die jetzt so magisch emporquellen! Jetzt versinkt das alte Leid, die Freude wird zum Rausch, und der Schmerz des Augenblicks wird überwältigend. Die Pracht des Abends ruft die Wünsche aus ihrem Versteck und macht ihnen Mut. Das Schweigen wird gefährlicher als das Reden, die Augen bekommen die ganze Gewalt der Himmelsweite, die sie widerspiegeln. Wenn man spricht, trägt das kleinste Wort eine unwiderstehliche Gewalt in sich. Sind jetzt nicht die Stimmen wie in Licht getaucht, fließt nicht Purpur in den Blicken? Ist es nicht, als ob der Himmel in uns oder wir im Himmel wären? So sprachen denn nun Vandenesse und Julie miteinander — seit einigen Tagen ließ sie sich so vertraulich von ihm anreden und nannte ihn Charles —, aber der eigentliche Gegenstand ihrer Unterhaltung war ganz fern von ihnen; sie wußten kaum, wovon sie sprachen, und lauschten nur mit Entzücken auf die geheimen Gedanken, die von den Worten verhüllt wurden. Die Marquise überließ Vandenesse ihre Hand und hatte nicht mehr die Empfindung dabei, daß das eine Gunst sei.

Sie neigten sich zueinander, um eine der majestätischen Landschaften voller Schnee, Gletscher und grauen Schatten zu betrachten, die an den Abhängen phantastischer Wolkenungetüme lagen; eines der Gemälde voll heftiger Gegensätze, von den roten Flammen bis zu den schwarzen Tönen, die den Himmel mit einer unnachahmlichen flüchtigen Poesie schmücken: Geburt und Grab der Sonne war zugleich am Himmel zu schauen. In diesem Augenblicke streiften Juliens Haare die Wangen Vandenesses: sie spürte die leichte Berührung und schauerte zusammen, und er noch mehr; alle beide waren allmählich in eine der unbeschreiblichen Krisen gelangt, in denen die Ruhe die Sinne so empfindlich macht, daß der schwächste Stoß Tränen hervorruft und die Trauer zum Überströmen bringt, wenn das Herz in solche schwermütige Stimmungen versenkt ist oder unsagbare Wonnen auslöst, wenn es in den Taumel der Liebe ge-

kommen ist. Julie drückte fast unwillkürlich die Hand ihres Freundes. Dieser schmeichlerische Druck gab der Schüchternheit des Liebenden Mut. Die Wonne dieses Augenblicks und die Hoffnungen auf die Zukunft, alles schmolz zusammen zu einer ersten Zärtlichkeit, zu dem keuschen und bescheidenen Kuß, den Frau d'Aiglemont sich auf die Wange geben ließ. Je schwächer die Gunst war, um so mächtiger, um so gefährlicher war sie. Zu ihrer beider Unglück war kein Schein und kein Falsch darin. Es war das Einvernehmen zweier schönen Seelen, die von allem, was Gesetz ist, getrennt, und von allem, was Verführung in der Natur ist, zueinandergeführt wurden. In diesem Augenblick trat der General d'Aiglemont ein.

„Das Ministerium hat gewechselt," sagte er; „Ihr Onkel gehört dem neuen Kabinett an. Sie haben also die besten Aussichten, Botschafter zu werden, Vandenesse."

Charles und Julie sahen sich an und erröteten. Diese gegenseitige Scham war wiederum ein Band. Sie hatten beide den nämlichen Gedanken, denselben Gewissensbiß; das ist ein furchtbares Band, das zwei Räuber, die eben einen Menschen umgebracht haben, ebenso stark aneinanderkettet wie zwei Liebende, die sich eines Kusses schuldig gemacht haben. Der Marquis mußte eine Antwort bekommen.

„Ich will Paris nicht mehr verlassen," erwiderte Charles von Vandenesse. „Wir wissen, warum," versetzte der General und heuchelte die Schlauheit eines Mannes, der ein Geheimnis errät; „Sie wollen Ihren Onkel nicht verlassen, damit Sie zum Nachfolger in der Pairswürde ernannt werden."

Die Marquise flüchtete in ihr Schlafzimmer. Dort sagte sie für sich selbst das schreckliche Wort über ihren Gatten: ‚Er ist aber auch zu dumm!'

4. Der Finger Gottes

Zwischen der Barrière d'Italie und der Barrière de la Santé, auf dem innern Boulevard, der zum Jardin des Plantes führt,

gibt es einen Blick, der geeignet ist, jeden Künstler und selbst einen Reisenden, der schon die großartigsten Aussichten genossen hat, zu entzücken. Wenn man eine kleine Anhöhe erreicht hat, von der aus sich der Boulevard, der im Schatten großer buschiger Bäume liegt, mit der Anmut einer grünen, schweigsamen Waldstraße erstreckt, sieht man vor sich zu seinen Füßen ein tiefes Tal, in dem halbländliche Fabriken stehen; dazwischen grüne Matten, durch die das braune Wasser der Bièvre fließt. Auf dem gegenüberliegenden Abhang verbergen Tausende von Dächern, die wie die Köpfe einer Menschenmenge zusammengedrängt sind, das Elend des Faubourg Saint-Marceau. Die prächtige Kuppel des Pantheon, das düstere und melancholische Gewölbe des Val-de-Grâce ragen stolz über diese amphitheatralische Stadt, aus deren Terrassen die krummen Straßen sich grotesk herausheben. Von dieser Stelle machen die beiden Bauwerke einen riesenhaften Eindruck; sie erdrücken die armseligen Wohnhäuser und überragen die höchsten Pappeln des Tales. Zur Linken taucht die Sternwarte auf, in deren Fenstern und Galerien das Licht sonderbar spielt: sie sieht wie ein schwarzes fleischloses Gespenst aus. In der Ferne funkelt die elegante Dachkrönung des Hotel des Invalides zwischen den bläulichen Massen des Luxembourg und den grauen Türmen von Saint-Sulpice. Von da gesehen sind diese Linien der Gebäude mit Laubwerk und Schatten verschmolzen und sind den Launen eines Himmels ausgesetzt, dessen Farbe und Beleuchtung fortwährend wechseln. In der Entfernung schieben sich die Häuser in den Himmel; in der Nähe hat man rauschende Bäume, ländliche Fußwege. Zur Rechten gewahrt man in einer weiten Ausbuchtung dieser seltsamen Landschaft den langen Wasserstreifen des Saint-Martin-Kanals, der von roten Steinen umsäumt ist und an dessen Ufern Linden stehen. An ihm erheben sich die wahrhaft römischen Bauwerke der Getreidemagazine. Ganz hinten verschwimmen die dunstigen Hügel von Belleville, auf denen Häuser und Mühlen stehen, mit den Wolken. Zwischen der Reihe der Dächer jedoch,

die das Tal umsäumen, und diesem Horizont, der so unbestimmt ist wie die Erinnerung eines Kindes, liegt eine Stadt, die man nicht sieht, eine ungeheure Stadt, die wie in einem Abgrund zwischen den Dächern des Spitals de la Pitié und den Mauern des Ostkirchhofs liegt: zwischen Krankheit und Tod. Sie macht sich mit einem dumpfen Brausen vernehmlich, ähnlich dem Dröhnen des Ozeans, der hinter den Klippen schäumt, als wollte er sagen: ‚Ich bin da.' Wenn die Sonne ihre Lichtströme auf dieses Antlitz von Paris wirft, wenn sie seine Linien verschönt und vergeistigt; wenn sie einige Scheiben ins Glühen bringt, den Ziegelsteinen heitere Farben leiht, auf den goldenen Kreuzen funkelt, die Mauern wie mit Silber bekleidet und die Luft in einen Gazeschleier verwandelt; wenn sie die starken Gegensätze von Licht und phantastischen Schatten hervorbringt; wenn der Himmel blau ist und die Erde braust, wenn die Glocken reden: dann bewundert man von da oben ein märchenhaft beredtes Bild, das die Phantasie nie wieder vergißt und in das man gerade so vernarrt ist wie in einen wundervollen Blick von Neapel, Stambul oder Florida. Keine Nuance fehlt diesem harmonischen Gemälde. Man vernimmt das Brausen der Welt und den romantischen Frieden der Einsamkeit, die Stimme der Millionen Menschen und die Stimme Gottes. Da ruht eine Riesenstadt unter den friedlichen Zypressen des Père-Lachaise.

An einem Frühlingsmorgen, die Sonne strahlte auf alle Schönheiten dieser Landschaft, war ich da hinaufgegangen und stand in Bewunderung. Ich hatte mich an eine starke Ulme gelehnt, die dem Wind ihre gelben Blüten überließ. Beim Anblick dieses reichen, herrlichen Gemäldes dachte ich mit Bitterkeit an die Verachtung, die wir heutzutage selbst in unsern Büchern für unser Land bekunden. Ich verfluchte die armseligen Reichen, die unser schönes Frankreich satt haben und sich für schweres Geld das Recht kaufen, ihr Vaterland zu verachten, wenn sie im Galopp durch Italien reisen und seine Landschaften, die so ge-

wöhnlich geworden sind, durchs Lorgnon betrachten. Ich betrachtete voller Liebe das moderne Paris und träumte, als plötzlich der Laut eines Kusses meine Einsamkeit störte und die Philosophie verscheuchte. In der Seitenallee, auf der Höhe des steilen Abhanges, an dessen Fuß der Bach fließt, sah ich eine Frau, die mir noch recht jung vorkam, die mit höchst eleganter Einfachheit gekleidet war und in deren sanften Mienen das heitere Glück der Landschaft sich widerzuspiegeln schien. Ein schöner junger Mann setzte eben den hübschesten kleinen Jungen, den man sich denken konnte, nieder, so daß es unentschieden blieb, ob der schallende Kuß der Wange der Mutter oder des Kindes gegeben worden war. Der nämliche zarte und feurige Gedanke strahlte in den Augen, den Gebärden, dem Lächeln des jungen Paares. Sie hatten ihre Arme so freudevoll ineinander verschlungen und gingen so in gleichem Schritt, daß sie ganz nur sich hingegeben waren und meine Anwesenheit nicht bemerkten. Aber ein anderes Kind, das mürrisch und trotzig dreinblickte und ihnen den Rücken kehrte, warf mir einen Blick zu, in dem ein ergreifender Ausdruck lag. Dieses Kind, das ebenso schön, ebenso anmutig, aber zarter in den Formen war als das andere, ließ seinen Bruder bald hinter, bald vor seiner Mutter und dem jungen Mann allein sich tummeln und blieb stumm, regungslos und in der Haltung einer erstarrten Schlange. Es war ein Mädchen. Der Spaziergang der schönen Frau und ihres Gefährten hatte, ich möchte fast sagen, etwas Mechanisches an sich. Sie begnügten sich, vielleicht in Zerstreutheit, den kleinen Raum zwischen dem Steg und einem Wagen, der an der Biegung des Boulevards hielt, zu durchmessen, und begannen immer wieder denselben Gang. Sie blieben stehen, sahen sich an, lachten wohl auch, je nach dem Verlauf der Unterhaltung, die bald lustig, bald schmachtend, bald ausgelassen, bald ernst zu sein schien.

Die große Ulme schützte mich, und so konnte ich in Ruhe diese reizende Szene beobachten, deren Geheimnisse ich übrigens ohne

Zweifel geachtet hätte, wenn ich nicht auf dem Gesicht des träumerischen und verschlossenen Mädchens die Spuren einer Nachdenklichkeit bemerkt hätte, die seinem Alter nicht angemessen war. Als ihre Mutter und der junge Mann, die in ihre Nähe gekommen waren, jetzt wieder umkehrten, beugte sie sich mit einem tückischen Gesichtsausdruck vor und warf auf sie und ebenso auf ihren Bruder einen flüchtigen Blick, der wahrhaft erstaunlich war. Aber nun erst die durchdringende Schlauheit, die boshafte Naivität, die wilde Aufmerksamkeit, die dieses kindliche Gesicht belebten, wenn die schöne Frau oder ihr Begleiter die blonden Locken des kleinen Jungen streichelten oder ihm über den Nacken und die weiße Halskrause fuhren, wenn er mit seinen Kinderschrittchen versuchte, neben ihnen herzugehen! Es lag eine wahrhaft männliche Leidenschaft auf dem schmächtigen Gesicht dieses sonderbaren Mädchens. Sie war offenbar mit dem Leiden oder dem Denken vertraut. Was zeigt bei einem so blühenden Wesen sicherer den Tod an? Das Leiden, das im Körper wohnt, oder das vorzeitige Denken, das seine kaum aufgeblühte Seele verzehrt? Eine Mutter könnte es vielleicht entscheiden. Ich für mein Teil kenne schon fast nichts Schrecklicheres, als einen Greisengedanken auf einer Kinderstirn; ein Lästerwort auf den Lippen einer Jungfrau ist nicht so gräßlich. Darum interessierten mich die fast blöde Haltung dieses schon so früh nachdenklichen Kindes, die Seltenheit seiner Bewegungen und all seine Besonderheiten. Ich beobachtete sie neugierig. Ich verglich sie, da ich nichts Besseres zu tun hatte, mit ihrem Bruder und suchte ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszufinden. Das Mädchen hatte braune Haare, schwarze Augen und eine vorzeitige Energie; das stach alles stark ab gegen das blonde Haar, die meergrünen Augen und die schwächliche Zartheit ihres jüngeren Bruders. Die Schwester mochte etwa sieben bis acht, das Brüderchen kaum vier Jahre alt sein. Sie waren gleich gekleidet. Als ich sie jedoch aufmerksam ansah, bemerkte ich an ihren Halskragen einen recht unbedeutenden Unterschied, der

mir aber später einen ganzen Roman in der Vergangenheit, ein großes Drama in der Zukunft enthüllte. Ein einfacher Saum war an dem Kragen des brünetten Mädchens angebracht, während der Kragen des Knaben mit hübschen Stickereien verziert war, die ein Geheimnis des Herzens, eine verschwiegene Vorliebe anzeigten, welche die Kinder in der Seele ihrer Mütter lesen, wie wenn der Geist Gottes in ihnen wäre. Der sorglose, muntere Blondkopf sah mit seinem frischen Teint, seinen anmutigen Bewegungen, seinen freundlichen Mienen wie ein Mädchen aus; wohingegen die Ältere, trotz ihrer Energie, trotz ihren schönen Zügen und ihrer scheinbar gesunden Gesichtsfarbe doch den Eindruck eines kränklichen Jungen machte. Ihre lebhaften Augen, denen der feuchte Glanz fehlte, der den Augen von Kindern so viel Zauber verleiht, schienen, wie die der Höflinge, von einem innern Feuer ausgedörrt zu werden. Und ihr Teint hatte eine leise Beimischung von Glanzlosigkeit, etwas wie Olivenfarbenes, was auf einen starken Charakter hindeutet. Schon zweimal hatte der Bruder ihr mit rührender Anmut, einem reizenden Blick und einer ausdrucksvollen Miene, die das Entzücken Charlets — des Malers — gewesen wären, das kleine Jagdhorn hingestreckt, in das er ab und zu blies; aber beidemal hatte sie auf seine schmeichlerischen Worte: „Da, Helene, willst du es?" nur mit einem wilden Blick geantwortet. Das Mädchen schien unter seiner scheinbar gleichmütigen Miene düster und wütend zu sein; ja, sie zitterte und errötete merklich, wenn ihr Bruder zu ihr trat; aber der Junge schien die schlimme Laune seiner Schwester nicht zu bemerken, und die Mischung aus Sorglosigkeit und Teilnahme bei ihm stellte noch einmal den Gegensatz her zwischen dem Charakter echter Kindlichkeit und dem sorgenvollen, männlichen Wissen, das schon auf dem Antlitz des Mädchens ausgeprägt war und es mit seinen düstern Wolken umschattete.

„Mama, Helene will nicht spielen!" rief der Kleine. Er benutzte für seine Klage einen Augenblick, in dem seine Mutter

und der junge Mann schweigend auf dem Steg stehen geblieben waren. „Laß sie, Charles! Du weißt ja, daß sie immer mürrisch ist."

Diese Worte, die von der Mutter, die sich gleich wieder mit dem jungen Mann umdrehte, nur so hingesprochen wurden, entpreßten Helenen Tränen. Sie schluckte sie schweigend hinunter, warf ihrem Bruder einen der bohrenden Blicke zu, die mir unerklärlich schienen, und sah zuerst mit einer düstern Klarheit im Blick den Abhang hinunter, auf dem sie stand, dann auf das Flüßchen Bièvre, die Brücke, die Landschaft und auf mich.

Ich fürchtete, von dem frohen Paar bemerkt zu werden und seine Unterhaltung zu stören; ich zog mich also sachte zurück und verbarg mich hinter einem Holundergebüsch, dessen Laub mich allen Blicken völlig entzog. Ich setzte mich still auf die Böschung und sah schweigend bald auf die wechselnde Schönheit der Landschaft, bald auf das wilde Mädchen, das ich noch durch die Lücken des Buschwerks und die Stämmchen der Holundersträucher, an denen mein Kopf ruhte, fast unten am Boulevard sehen konnte. Als Helene mich nicht mehr erblickte, schien sie unruhig; ihre schwarzen Augen suchten mich mit unbeschreiblicher Neugier im Hintergrund der Allee und hinter den Bäumen. Was war ich denn für sie? In diesem Augenblick ertönte das unschuldige Lachen des kleinen Charles wie ein Vogelgezwitscher in das Schweigen. Der schöne, junge Mann, der blond wie das Kind war, ließ es in seine Arme laufen und umfaßte es; dabei rief er ihm die bunt aufeinanderfolgenden Worte zu, die in ihrer absichtlichen Entstellung fast keinen rechten Sinn mehr haben, wie wir sie so gern an die Kinder richten. Die Mutter lächelte bei diesem traulichen Spiel und sagte von Zeit zu Zeit, ohne Frage nur mit halber Stimme, ein paar Herzensworte; denn ihr Gefährte blieb stehen und sah sie mit seinen blauen Augen feurig und mit abgöttischer Verehrung an. Ihre Stimmen im Verein mit der des Kindes hatten einen wundersam schmeichlerischen Reiz. Sie waren alle drei entzückend. Diese liebliche Szene in

der himmlischen Landschaft breitete eine unglaublich anmutige Stimmung um sich. Eine schöne, strahlende, lachende Frau, ein Kind der Liebe, ein Mann, der von Jugend strotzt, ein klarer Himmel, alle Harmonien der Natur vereinigten sich, um die Seele zu erquicken. Ich ertappte mich auf einem Lächeln, wie wenn es mein eigenes Glück gewesen wäre. Der schöne junge Mann hörte neun Uhr schlagen. Er küßte seine Begleiterin, die nun ernst und fast traurig geworden war, zärtlich und bestieg sein Tilbury, das, von einem alten Diener gelenkt, langsam davon fuhr. Der kleine Liebling plauderte immer weiter, während ihm der junge Mann die letzten Küsse gab. Als dieser dann in seinem Wagen saß und die unbeweglich dastehende Frau dem rasselnden Wagen nachhorchte und noch auf die Staubwolke sah, die dieser in der grünen Allee des Boulevard aufwirbelte, lief Charles zu seiner Schwester, die bei der Brücke stand, und ich hörte, wie er mit silberheller Stimme zu ihr sagte: „Warum hast du denn meinem guten Freund nicht Adieu gesagt?"

Helene warf ihrem Bruder, der auf der Böschung stand, den fürchterlichsten Blick zu, der in den Augen eines Kindes je aufgeflammt ist, und stieß ihn wütend von sich. Charles glitt auf dem abschüssigen Ufer aus, fiel über Wurzeln, die ihn hart auf die scharfen Steine der Mauer warfen: er zerschlug sich den Schädel und fiel in das schlammige Wasser des Baches. Das braune Wasser spritzte über seinem blonden Köpfchen hoch auf. Ich hörte die grellen Schreie des armen Kleinen; aber bald verloren sich die Rufe und erstickten im Schlamm, wo er mit einem dumpfen Ton, wie wenn ein Stein aufklatscht, verschwand. Das Kind war schneller als der Blitz ins Wasser gefallen. Ich stand rasch auf und eilte hinab. Helene war außer sich und schrie durchdringend: „Mama! Mama!"

Die Mutter war zugleich mit mir da. Sie war mit der Schnelligkeit eines Vogels herbeigeflogen. Aber weder die Augen der Mutter noch meine konnten genau die Stelle erkennen, wo das Kind versunken war. Das dunkle Wasser war weithin auf-

gerührt worden. Das Bett der Bièvre hat an dieser Stelle zehn Fuß tiefen Schlamm. Das Kind mußte darin zugrunde gehen, es war unmöglich, ihm zu helfen. Zu dieser Stunde, es war ein Sonntag, war kein Mensch weit und breit. Auf der Bièvre gibt es keine Boote und keine Fischer. Ich sah keine Stange, um in dem stinkenden Wasser zu wühlen, und ringsum keinen Menschen. Warum hätte ich von diesem unheimlichen Vorfall reden oder das Geheimnis dieses Unglücksfalls aussprechen sollen? Helene hatte vielleicht ihren Vater gerächt. Ihre Eifersucht war gewiß das Schwert Gottes. Aber ich schauderte, wenn ich die Mutter ansah. Was für furchtbare Fragen würde ihr Gatte, ihr ewiger Richter ihr vorlegen? Sie hatte einen unbestechlichen Zeugen bei sich. Die Kindheit kann nichts hinter ihrer Stirn verbergen, ihre Haut ist durchsichtig; und die Lüge ist in ihr wie eine Fackel, die alles, selbst den Blick, in Flammen setzt. Die unglückliche Frau dachte noch nicht an das Strafgericht, das zu Hause auf sie wartete. Sie starrte in die Bièvre.

Solch ein Ereignis mußte im Leben einer Frau furchtbare Wirkungen zeitigen. Hier sei eine der schrecklichen Episoden aufgezeichnet, die von Zeit zu Zeit, wie ein Echo dieses tragischen Vorfalls, Juliens Liebesglück störten.

Zwei oder drei Jahre später befand sich eines Abends nach dem Essen beim Marquis von Vandenesse, der damals um seinen Vater trauerte und die Erbschaft zu regeln hatte, ein Notar. Dieser Notar war nicht der kleine Notar, den man von Lorenz Sterne her kennt, sondern ein vierschrötiger, dicker Notar von Paris, einer der Ehrenmänner, die ihre Dummheiten mit Gemessenheit begehen, den Fuß schwer und fest auf eine unbekannte Wunde setzen und dann verwundert fragen, warum man sich beklagt. Wenn sie zufällig das Wie und Warum ihrer mörderischen Dummheit erfahren, sagen sie: ‚Meiner Treu, ich hatte keine Ahnung!‘ Kurz, es war ein Notar, der in allen Ehren ein Schafskopf war und nie im Leben über seine Akten hinausgeblickt hatte. Der Diplomat hatte Frau d'Aiglemont zu Besuch. Der General

hatte sich, noch ehe das Diner zu Ende war, als höflicher Mann verabschiedet: er war mit seinen beiden Kindern auf die Boulevards ins Theater gegangen, ins Ambigu-Comique oder in die Gaité. Die Melodramen sind zwar übertrieben gefühlsselig, aber in Paris ist man der Meinung, sie eigneten sich für Kinder und seien unschädlich, weil in ihnen immer die Unschuld siegt. Der Vater war also gegangen, ohne das Dessert abzuwarten; seine Tochter und sein Sohn hatten ihn gar zu sehr geplagt, um noch vor Beginn ins Theater zu kommen.

Der Notar, der unerschütterliche Notar, der nicht fähig war, sich zu fragen, warum wohl Frau d'Aiglemont ihre Kinder und ihren Mann ins Theater schickte, ohne mit ihnen zu gehen, saß also seit dem Diner wie auf seinen Stuhl festgeschraubt. Eine Debatte hatte das Dessert in die Länge gezogen, und die Diener hatten erst spät den Kaffee serviert. Diese Zwischenfälle, die eine ersichtlich kostbare Zeit raubten, hatten die schöne Frau ungeduldig gemacht, und man sah das an ihren ungebärdigen Bewegungen, bei denen man an ein edles Pferd denken konnte, das vor dem Rennen den Boden stampft. Der Notar, der sich auf Frauen so wenig wie auf Pferde verstand, meinte lediglich, die Marquise wäre eine lebhafte, ausgelassene Frau. Er war entzückt, in Gesellschaft einer vornehmen Dame, die eine große Rolle in der Gesellschaft spielte, und eines berühmten Politikers zu sein, und bemühte sich, seinen Geist zu zeigen; das erzwungene Lächeln der Marquise, der er beträchtlich auf die Nerven fiel, nahm er als Zustimmung und ging seinen Trott weiter. Schon hatte der Herr des Hauses, dem es geradeso ging wie seiner Gefährtin, sich erlaubt, mehrere Male schweigend zu verharren, wo der Notar eine zustimmende Antwort erwartet hatte; aber während dieser vielsagenden Antworten sah der verfluchte Kerl ins Feuer und besann sich auf Anekdoten. Dann nahm der Diplomat die Zuflucht zu seiner Taschenuhr. Schließlich hatte die schöne Frau ihren Hut aufgesetzt, um fortzugehen, und war nicht gegangen. Der Notar sah und hörte nichts; er war entzückt von sich und

zweifelte nicht daran, daß er die Marquise dermaßen interessierte, daß sie das Fortgehen vergaß.

‚Diese Dame wird ganz sicher meine Klientin werden', sagte er sich.

Die Marquise stand, zog ihre Handschuhe an, preßte vor Ungeduld die Hände zusammen und sah abwechselnd auf den Marquis von Vandenesse, der ebenso wütend war, und auf den Notar, der sich krampfhaft bemühte, Geist aus sich herauszuquetschen. Bei jeder Pause, die der Ehrenmann machte, atmete das schöne Paar auf, nickte sich zu, und jeder schien zu sagen: ‚Endlich geht er!' Aber er dachte nicht daran. Er war wie ein Alpdruck, der schließlich die leidenschaftlichen zwei Menschen, auf die er wirkte wie die Schlange auf die Vögel, aufs äußerste reizte und sie zu einer Unhöflichkeit zwang. Mitten in der schönsten Erzählung von den schmutzigen Wegen, auf denen du Tillet, ein Sachwalter, der damals beliebt war, zu seinem Vermögen gekommen war, während sich der geistreiche Notar in den kleinsten Einzelheiten seiner Schmutzereien erging, hörte der Diplomat auf seiner Standuhr neun schlagen; er sah, daß sein Notar ganz einfach ein alberner Tropf war, den man kurzerhand verabschieden mußte, und unterbrach ihn plötzlich mit einer Handbewegung.

„Sie suchen die Zange, Herr Marquis?" fragte der Notar und reichte sie seinem Klienten. „Nein, aber ich muß Sie jetzt wegschicken. Die Frau Marquise will ihre Kinder abholen, und ich werde die Ehre haben, sie zu begleiten." „Schon neun Uhr! Die Zeit vergeht doch in angenehmer Gesellschaft wie im Nu", meinte der Notar, der seit einer Stunde allein gesprochen hatte.

Er suchte seinen Hut, dann pflanzte er sich vor dem Kamin auf, unterdrückte mit Mühe ein Aufstoßen und sagte, ohne die Blicke der Marquise zu beachten, die ihn zerschmettern wollten, zu seinem Klienten: „Fassen wir also zusammen, Herr Marquis. Die Geschäfte gehen allem andern vor. Morgen werden wir also Ihrem Herrn Bruder eine Ladung zustellen, um ihn in Verzug

zu setzen; wir beginnen mit der Vermögensaufnahme, und dann möcht ich doch ..."

Der Notar hatte die Meinung seines Klienten so wenig verstanden, daß er die Sache genau umgekehrt anpacken wollte, als der Marquis ihn instruiert hatte. Diese Sache war zu wichtig; Vandenesse mußte also die Auffassung des tölpelhaften Notars richtigstellen, und es ergab sich daraus eine Aussprache, die eine gewisse Zeit in Anspruch nahm.

„Hören Sie," sagte der Diplomat endlich, nachdem ihm die junge Frau ein Zeichen gemacht hatte, „ich bekomme Kopfschmerzen, kommen Sie morgen noch einmal mit meinem Anwalt." „Aber ich muß gehorsamst bemerken, Herr Marquis, daß wir nicht sicher sind, Herrn Desroches morgen zu treffen, und wenn die Verzugsetzung nicht bis morgen mittag zugestellt ist, läuft die Frist ab und ..."

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen in den Hof, und bei seinem Rasseln wandte sich die junge Frau rasch ab, um die Tränen zu verbergen, die ihr in die Augen gestiegen waren. Der Marquis klingelte, um sagen zu lassen, er sei nicht zu Hause; aber der General, der unerwarteterweise aus der Gaité zurückgekehrt war, trat vor dem Kammerdiener ein. Er führte an der einen Hand seine Tochter, deren Augen gerötet waren, und an der andern seinen Knaben, der ganz mürrisch und ärgerlich aussah.

„Was ist denn geschehen?" fragte die Frau ihren Gatten. „Wir werden später davon sprechen", versetzte der General. Er ging in ein benachbartes Boudoir, dessen Tür geöffnet war, und blätterte in den Zeitungen.

Die Marquise warf sich verzweifelt auf ein Sofa.

Der Notar hielt sich für verpflichtet, sich freundlich mit den Kindern abzugeben, nahm einen onkelhaften Ton an und fragte den Jungen: „Nun, junger Herr, was spielte man im Theater?" „‚Das Tal des Flusses'," antwortete Gustav brummig. „Meiner Treu," meinte der Notar, „die Schriftsteller sind heutzutage halb verrückt! ‚Das Tal des Flusses'! Warum nicht ‚Der Fluß des

Tals'? Es ist möglich, daß ein Tal keinen Fluß hat; so hätten also die Verfasser, wenn sie ‚Der Fluß des Tals' gesagt hätten, etwas Rundes, Klares, Bestimmtes, Sinnvolles ausgedrückt. Aber lassen wir das. Wie kann indessen ein Drama in einem Flusse und in einem Tale spielen? Man wird sagen wollen, heutzutage liege der Hauptreiz dieser Art Schaustücke in den Dekorationen, und dieser Titel verspricht sehr schöne. Hast du dich gut unterhalten?" Dabei setzte er sich behaglich neben das Kind.

In dem Augenblick, wo der Notar gefragt hatte, was für ein Drama in einem Flusse spielen könnte, hatte sich die Tochter der Marquise langsam umgedreht und unaufhaltsam zu weinen begonnen. Die Mutter ärgerte sich so furchtbar, daß sie nicht auf ihre Tochter achtete.

„O ja, ich habe mich gut unterhalten", antwortete der Kleine. „Es kam ein kleiner hübscher Junge in dem Stück vor, der ganz allein auf der Welt war, weil sein Papa nicht sein Vater sein konnte. Und da wirft ihn, wie er auf der Brücke steht, die über den Fluß führt, ein großer bärtiger Kerl, der ganz schwarz angezogen ist, ins Wasser. Da hat Helene angefangen zu weinen und zu heulen; alle Zuhörer haben über uns geschimpft, und mein Vater hat uns ganz schnell, ganz schnell weggeführt ..."

Herr von Vandenesse und die Marquise waren beide wie vom Donner gerührt, wie wenn sie etwas beträfe, was ihnen die Kraft zu denken und sich zu rühren nahm.

„Gustav, sei still!" rief der General; „ich habe dir verboten, von dem zu sprechen, was im Theater vorgefallen ist, und schon vergißt du, was ich dir gesagt habe." „Euer Gnaden verzeihen", meinte der Notar, „ich habe das Unrecht begangen, ihn zu fragen, aber ich wußte nicht, wie ernst ..." „Er durfte nicht antworten," sagte der Vater und sah seinen Sohn böse an.

Die Ursache der plötzlichen Heimkehr der Kinder und ihres Vaters mußte jetzt dem Diplomaten und der Marquise bekannt sein. Die Mutter sah ihre Tochter an, sah sie in Tränen und stand auf, um zu ihr zu gehen; aber dann zog sich ihr Gesicht

heftig zusammen, und es zeigte sich auf ihm eine durch nichts gemilderte Strenge.

„Es ist genug, Helene," sagte sie zu ihr, „geh ins Boudoir und trockne deine Tränen!" „Was hat denn die arme Kleine getan?" fragte der Notar, der zugleich den Zorn der Mutter und die Tränen der Tochter besänftigen wollte; „sie ist so hübsch, daß sie das artigste Kind der Welt sein muß, und ich bin sicher, gnädige Frau, daß sie Ihnen nur Freude macht. Nicht wahr, kleines Fräulein?"

Helene sah ihre Mutter zitternd an, trocknete ihre Tränen, versuchte eine ruhige Miene aufzusetzen und flüchtete ins Boudoir.

„Und gewiß, gnädige Frau," fuhr der Notar fort, der nicht aufhören konnte, „Sie sind gewiß eine so gute Mutter, daß Sie Ihre Kinder alle gleich liebhaben. Sie sind nebstdem viel zu tugendhaft, als daß Ihnen diese traurigen Bevorzugungen bekannt wären, deren unheilvolle Wirkungen ganz besonders wir Notare kennen lernen. Die Gesellschaft läuft durch unsere Hände; wir sehen ihre Leidenschaften in ihrer häßlichsten Gestalt: dem Interesse. Da will eine Mutter die Kinder ihres Mannes zugunsten der Kinder, die sie ihnen vorzieht, enterben, während der Gatte hinwiederum manchmal sein Vermögen dem Kinde zukommen lassen will, das den Haß der Mutter verdient hat. Und dann gibt es Kämpfe, Ängste, Akten, geheime Legate, fingierte Verkäufe, Fideikommisse; kurz, ein erbärmlicher Schmutz, mein Wort darauf, ganz erbärmlich! Dort bringen Väter ihr Leben damit zu, ihre Kinder zu enterben und den Frauen das Eingebrachte zu stehlen ... Jawohl, stehlen, das ist das rechte Wort! Wir sprachen von Dramen: oh! ich versichere Sie, wenn wir das Geheimnis mancher Schenkungen ausplaudern dürften, unsere Schriftsteller könnten furchtbare bürgerliche Tragödien daraus machen. Ich weiß nicht, was die Frauen für eine Macht gebrauchen, um zu tun, was sie wollen; denn gegen alle Wahrscheinlichkeit und trotz ihrer Schwäche tragen sie immer den Sieg davon. Aber potzblitz! mir streuen sie keinen Sand in die Augen,

mir nicht! Ich errate immer, warum ein Kind ihr besonderer Liebling ist, wenn man auch in der Gesellschaft von unerklärlichen Regungen spricht! Aber die Männer kommen nie dahinter, das muß man ihnen lassen. Sie mögen mir einwenden, es sei eine besondere Gunst, zu ..."

Helene, die mit ihrem Vater aus dem Boudoir wieder in den Salon gekommen war, hörte dem Notar aufmerksam zu und verstand seine Worte so gut, daß sie einen furchtsamen Blick auf ihre Mutter warf; sie fühlte mit dem ganzen Instinkt der Jugend voraus, daß dieser Vorfall die strenge Behandlung, der sie ausgesetzt war, nur verstärken konnte. Die Marquise erblaßte; mit einem ängstlichen Wink machte sie Vandenesse auf ihren Gatten aufmerksam, der nachdenklich die Blumen des Teppichs studierte. Jetzt konnte sich der Diplomat trotz seiner guten Lebensart nicht länger halten und warf dem Notar einen furchtbaren Blick zu.

„Kommen Sie mit mir!" sagte er zu ihm und schritt schnell dem Gemach zu, das vor dem Salon lag.

Der Notar folgte ihm zitternd, ohne seinen Satz zu Ende zu sprechen.

„Herr," sagte der Marquis von Vandenesse jetzt mit kaum verhaltener Wut zu ihm, nachdem er die Tür zum Salon, wo die Frau mit ihrem Mann blieb, rasch geschlossen hatte, „seit dem Essen haben Sie hier nichts als Torheiten gemacht und Dummheiten gesagt. In Gottes Namen, gehen Sie! Sie wären imstande, das größte Unglück anzurichten. Wenn Sie ein tüchtiger Notar sind, dann bleiben Sie in Ihrem Bureau; aber wenn Sie zufällig in Gesellschaft kommen, dann versuchen Sie, etwas weniger täppisch zu sein ..."

Er kehrte in den Salon zurück. Den Notar ließ er stehen, ohne sich von ihm zu verabschieden. Der Biedermann blieb ganz verdattert stehen; er war wie vor den Kopf geschlagen, er wußte nicht mehr, woran er war. Als sein Ohrensausen sich etwas gegeben hatte, glaubte er Stöhnen zu hören, im Salon war ein eiliges Kommen und Gehen, die Klingel wurde heftig gezogen.

Er fürchtete sich davor, den Marquis von Vandenesse noch einmal zu sehen, und fand den Gebrauch seiner Beine wieder, um sich aus dem Staube zu machen und die Treppe hinunterzukommen; an der Tür aber stieß er mit den Dienern zusammen, die in den Salon eilten, um die Befehle ihres Herrn zu vernehmen.

‚So sind die großen Herren alle,' sagte er schließlich für sich selbst, als er auf der Straße war und nach einer Droschke suchte, ‚sie fordern einen zum Sprechen heraus, sie machen einem mit allerlei Komplimenten Mut; man glaubt sie gut zu unterhalten; nichts damit! Sie benehmen sich unverschämt, setzen einen in die Ecke und werfen einen sogar ganz ungeniert hinaus! Und dabei war ich sehr geistreich; ich habe nichts gesagt, was nicht vernünftig und geziemend war und Hand und Fuß hatte. Meiner Treu, er empfiehlt mir, ich soll nicht täppisch sein! Das brauchts bei mir nicht. Was, zum Teufel, bin ich nicht Notar und Mitglied der Notariatskammer? Ach was, das ist so eine Botschaftergrille; den Leuten ist nichts heilig. Morgen soll er mir erklären, wieso ich nichts als Torheiten gemacht und Dummheiten gesagt habe. Er soll mir Rede stehen, das heißt, er soll vernünftig mit mir reden und mir die Sache erklären. Alles in allem, vielleicht hab ich unrecht ... Meiner Treu, ich bin ein Esel, daß ich mir den Kopf zerbreche! Was liegt mir denn daran?'

Der Notar kam nach Hause und legte das Rätsel seiner Notarin vor, indem er ihr Punkt für Punkt die Ereignisse des Abends berichtete.

„Lieber Crottat, Seine Exzellenz hat völlig recht gehabt, als er dir sagte, du hättest nur Torheiten gemacht und Dummheiten gesagt." „Wieso?" „Lieber Mann, das würde ich dir sagen, wenn es dich dazu brächte, es morgen nicht wieder gerade so zu machen. Ich rate dir nur, in Gesellschaft nie von etwas anderm als von Geschäften zu sprechen." „Wenn du es mir nicht sagen willst, frage ich morgen den ..." „Du lieber Himmel, die dümmsten Leute geben sich Mühe, solche Sachen verborgen zu halten,

und du glaubst, ein Botschafter würde sie dir sagen! Aber Erottat, ich habe dich nie so einfältig gesehen." „Danke schön, liebe Frau!"

5. Die zwei Begegnungen

Ein alter Ordonnanzoffizier Napoleons, den wir nur den Marquis oder den General nennen werden und der es unter der Restauration zu einem großen Vermögen gebracht hatte, war nach Versailles gekommen, um dort die schönen Tage zu verbringen. Er wohnte in einem Landhaus, das zwischen der Kirche und der Barrière de Montreuil liegt, an dem Wege, der zur Straße nach Saint-Cloud führt. Sein Dienst am Hofe erlaubte ihm nicht, sich weit von Paris zu entfernen.

Dieses Gartenhaus, das einst gebaut worden war, um den flüchtigen Liebschaften eines großen Herrn Unterschlupf zu gewähren, lag in einem recht umfänglichen Komplexe. Die Gärten, in die es gestellt war, trennten es nach rechts und nach links in gleichem Abstand von den ersten Häusern von Montreuil und den Hütten, die in der Nähe der Barrière standen; so genossen die Bewohner dieser Besitzung, ohne zu sehr von der Welt abgeschieden zu sein, unmittelbar vor der Stadt alle Freuden der Einsamkeit. Es war ein seltsamer Widerspruch, daß die Fassade und das Eingangstor des Hauses unmittelbar am Weg lagen, der vielleicht früher wenig benutzt war. Diese Annahme erscheint wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß er an dem köstlichen Pavillon endigt, den Ludwig XV. für Fräulein von Romans erbaute, und daß die Besucher von Versailles, ehe sie dahin kommen, hier und da mehr als ein „Kasino" sehen können, dessen Inneres und dessen äußere Ausstattung von den geschmackvollen Ausschweifungen unserer Vorfahren erzählen, die bei all der Zügellosigkeit, deren man sie beschuldigt, trotzdem das Dunkel und das Geheimnis suchten.

An einem Winterabend waren der Marquis, seine Frau und seine Kinder allein in diesem einsamen Haus. Ihre Dienerschaft hatte die Erlaubnis erhalten, in Versailles die Hochzeit eines

der Ihrigen zu begehen; und in der Annahme, daß die Weihnachtsfeier, die sie mit diesem Feste verbanden, sie bei ihrer Herrschaft genügend entschuldigen würde, machten sie sich keine Skrupel, etwas länger bei dem Fest zu verweilen, als ihnen erlaubt worden war. Da indessen der General als ein Mann bekannt war, der sein Wort mit unbeugsamer Redlichkeit hielt, waren die Säumigen nicht ohne Gewissensbisse bei ihrem Tanze, als die Stunde der Heimkehr gekommen war. Es hatte elf Uhr geschlagen, und noch war keiner von der Dienerschaft heimgekommen. In dem tiefen Schweigen, das auf dem Lande herrschte, hörte man die Stöße des Sturmes, der durch die schwarzen Äste der Bäume sauste, um das Haus tobte oder sich in den langen Gängen verlor. Der Frost hatte die Luft so rein, den Boden so hart gemacht und das Pflaster so fest verbunden, daß ringsum die dröhnende Härte war, deren Klang uns in strengen Wintern aufzufallen pflegt. Der schwere Schritt eines verspäteten Betrunkenen oder das Rasseln eines Fiakers, der nach Paris zurückfuhr, hallte lauter und ließ sich aus größerer Entfernung hören als sonst. Das welke Laub, das durch plötzliche Windstöße ins Wirbeln gebracht wurde, raschelte leise auf den Steinen im Hofe und lieh der Nacht zu einer Stunde, wo sie stumm werden wollte, eine Stimme. Kurz, es war eine der bitterkalten Nächte, wo unser Egoismus in wohlfeilem Mitleid den Armen oder den Reisenden bedauert, der jetzt unterwegs sein muß, und die uns den Kaminwinkel so behaglich machen. In diesem Augenblick beunruhigte sich die Familie, die im Salon beisammen war, weder um die Abwesenheit der Dienerschaft, noch um die Obdachlosen, noch um die Poesie, die solch ein langer Winterabend in sich birgt. Ohne überflüssiges Philosophieren überließen sich Frau und Kinder, die sich in der Hut eines alten Soldaten wohlgeborgen fühlten, der angenehmen Stimmung, die das häusliche Leben erzeugt, wenn die Gefühle durch nichts bedrückt sind und Neigung und Aufrichtigkeit die Reden, die Blicke und die Spiele beleben.

Der General saß oder, besser gesagt, lag überaus bequem in einem hohen, behaglichen Lehnstuhl, der am Kamin stand. Ein lebhaftes Feuer brannte und verbreitete die glühende Wärme, die immer ankündigt, daß es draußen bitterkalt ist. Der Kopf des wackern Vaters lag, leicht zur Seite geneigt, auf dem Rücken des Stuhles; seine Haltung sprach von einer völlig friedlichen Stimmung, einer gemächlichen Freude. Seine Arme, die halb eingeschlafen waren und lässig über die Lehnen herabhingen, trugen noch dazu bei, den Eindruck des ruhigen Glücks zu erhöhen. Er betrachtete das jüngste seiner Kinder, einen kaum fünfjährigen Knaben, der halb nackt war und sich von seiner Mutter nicht ausziehen lassen wollte. Der kleine Kerl rannte vor dem Nachtkittel oder der Nachtmütze, mit denen die Mutter ihm ab und zu drohte, davon; er wollte seinen gestickten Kragen anbehalten, lachte seine Mutter an, wenn sie ihn rief, weil er merkte, daß sie selbst über diese kindliche Rebellion lachen mußte; dann fing er wieder an mit seiner Schwester zu spielen, die ebenso lustig, aber unartiger war als er und schon deutlicher sprechen konnte, denn seine undeutlichen Worte und wirren Einfälle konnten kaum seine Eltern verstehen. Die kleine Moina, die zwei Jahre älter war als er, brachte ihn durch ihre schon ganz weiblichen Neckereien zu unauslöschlichem Lachen, das immer, scheinbar ohne Ursache, wie eine Salve losbrach; aber wenn die Eltern sie beide so vor dem Feuer sahen, wie sie sich herumwälzten und ungeniert ihre reizenden runden Körper, ihre weiße, zarte Haut zeigten, wie ihre schwarzen und blonden Locken ineinanderflossen, ihre rosigen Gesichter, in die das Lachen reizende Grübchen brachte, sich zusammenbogen, dann verstanden sie alle beide diese Kinderseelen, die für sie schon Charakter und ausgesprochene Gemütsart hatten. Diese beiden Engel stellten mit dem lebhaften Glanz ihrer feuchten Augen, ihren strahlenden Wangen, ihrer schimmernden Haut die Blumen des weichen Teppichs, auf dem sie sich tummelten, übereinanderstürzten und sich unbesorgt hin und her wälzten, in Schatten. Die Mutter saß auf einem Sofa,

auf der andern Seite des Kamins, ihrem Mann gegenüber; um sie herum lagen Kleidungsstücke verstreut. Sie hielt einen roten Schuh in der Hand und saß lässig und behaglich da. Ihre nicht recht ernst gemeinte Strenge erstarb in einem sanften Lächeln. Sie war ungefähr sechsunddreißig Jahre alt und war dank der seltenen Vollendung der Linien ihres Gesichts, dem die Wärme, das Licht und das Glück in diesem Augenblick einen wunderbaren Glanz verliehen, immer noch schön. Oft wandte sie den Blick von ihren Kindern ab, um ihre Augen zärtlich dem ernsten Gesicht ihres Mannes zuzuwenden, und oft tauschten die Blicke der beiden Gatten stille Freude und ernstes Sinnen aus. Der General hatte ein sehr sonnverbranntes Gesicht. Auf seiner hohen, klaren Stirn lagen ein paar Strähnen ergrauenden Haares. Das männliche Blitzen seiner blauen Augen, die energische Kraft, die in den Falten seiner Wangen zu liegen schien, sagten deutlich, daß er sich das rote Band, das sein Knopfloch zierte, in harten Kämpfen erworben hatte. In diesen Stunden spiegelten sich die unschuldigen Freuden, wie sie von den beiden Kindern ausgingen, auf seinen männlichen und festen Zügen und gaben ihm ein unglaublich gutmütiges und freundliches Aussehen. Dieser alte Krieger war ohne viele Mühe wieder kindlich geworden. Haben die Soldaten, die die Schläge des Schicksals genug erprobt haben, um das Elend der Kraft und das Vorrecht der Schwäche erkennen zu können, nicht immer eine gewisse Liebe zur Kindheit? Weiter entfernt saß an einem runden Tisch, der von den Astrallampen erhellt wurde, deren starkes Licht mit dem blassen Schein der Kerzen, die auf dem Kamin standen, kämpfte, ein Bursche von dreizehn Jahren und blätterte hastig in einem dicken Buche. Dieses gespannte Lesen des Knaben, der die Uniform der Lyzeumschüler trug, erklärt sich, wenn man erfährt, daß er die Wundergeschichten von Tausendundeiner Nacht las. Er saß unbeweglich, hatte einen Ellbogen auf den Tisch und den Kopf darauf gestützt und wühlte mit der Hand in seinem braunen Haar. Da das Licht hell auf sein Gesicht schien und sein übriger Körper im Dunkel

blieb, glich er den schwarzen Bildnissen, in denen Raffael sich selbst nachdenklich, nach vorn geneigt, in die Zukunft sinnend gemalt hat. Zwischen diesem Tisch und der Marquise saß ein großes, schönes, junges Mädchen vor einem Stickrahmen. Sie neigte den Kopf abwechselnd vor und zurück, so daß auf dem kunstvoll glattgekämmten, tiefschwarzen Haar die Reflexe des Lichtes spielten. Helene war ganz für sich allein ein Schauspiel. Ihre Schönheit zeichnete sich durch die seltene Vereinigung von Kraft und Zierlichkeit aus. Ihre Haare waren nach oben gezwungen und lagen wie ein Kranz um ihren Kopf, aber ihre Flut war so mächtig, daß sie dem Kamm entquollen und in Locken auf den Nacken fielen. Ihre sehr starken, schön geschwungenen Brauen hoben sich energisch von ihrer weißen Stirn ab. Sie hatte sogar auf der Oberlippe Spuren von Entschiedenheit, die wie ein schwärzlicher Hauch waren; darüber erhob sich die griechische Nase, deren Form ganz vollendet war. Aber die bezaubernde Rundung der Formen, der unschuldige Ausdruck in ihren sonstigen Zügen, die durchsichtige Rosenfarbe ihrer Wangen, die weiche Sehnsucht auf ihren Lippen, die Feinheit ihres Ovals und besonders die Heiligkeit ihres jungfräulichen Blicks, das alles gab dieser energischen Schönheit das weiblich Sanfte, die anmutige Bescheidenheit, die wir bei diesen Engeln des Friedens und der Liebe zu finden wünschen. Gebrechliches freilich war nichts an diesem jungen Mädchen, und ihr Herz mußte so zart, ihre Seele so stark sein, wie ihre Formen prachtvoll und ihr Antlitz liebreizend waren. Sie war, wie ihr Bruder, der Lyzeumschüler, still und schien sich einer der schicksalsschweren Betrachtungen, wie sie jungen Mädchen zu eignen pflegen, zu überlassen, die oft für die Beobachtung eines Vaters und sogar für den scharfen Blick der Mütter undurchdringlich sind; und so war es unmöglich zu entscheiden, ob die hin und wieder auftauchenden Schatten auf ihrem Gesicht, die wie leichtes Gewölk an einem klaren Himmel kamen und gingen, der Beleuchtung oder geheimen Schmerzen zuzuschreiben waren.

Die beiden Ältesten waren in diesem Augenblick von dem Gatten und seiner Frau völlig vergessen. Mehrmals jedoch hatte der forschende Blick des Generals die stumme Szene gestreift, die im Hintergrund des Zimmers die Hoffnungen, wie sie sich in den kindlichen Spielen im Vordergrund dieses häuslichen Schauspiels ausdrückten, in lieblicher Erfüllung zu zeigen schienen. Diese Gestalten bildeten eine Art lebendes Bild, in dem die Stufen des menschlichen Lebens dargestellt wurden. Die vornehme Einrichtung des Salons, die Verschiedenheit in der Haltung, die Gegensätze in den verschiedenfarbigen Gewändern, die Ungleichheit der Gesichter nach Alter und Konturen im Schein der wechselnden Lichter, all das gab diesen Verkörperungen des Lebens die Mannigfaltigkeit, die man von Bildhauern, Malern oder Schriftstellern verlangt. Die Stille und die winterliche Kälte, die Einsamkeit und die Nacht vervollständigten die Erhabenheit dieses pathetischen und rührenden Bildes, dieser trefflichen Komposition der Natur. Das eheliche Leben hat viele solche heilige Stunden, deren unbeschreiblicher Reiz vielleicht der Erinnerung an eine bessere Welt entstammt. Gewiß fallen himmlische Strahlen auf diese Szenen, die dazu dienen, dem Menschen einen Teil seiner Kümmernisse aufzuwiegen, ihm das Dasein erträglich zu machen. Es ist, wie wenn das Weltenall in einer märchenhaften Gestalt vor uns auftauchte und seinen großen Plan vor uns hinstellte, wie wenn das soziale Leben uns ein Bild der Zukunft zeigte und damit für seine Gesetze einträte.

Trotz dem gerührten Blick aber, den Helene auf Abel und Moina warf, wenn ihr Lachen wieder einmal losbrach; trotz dem Glück, das auf ihrem Gesicht leuchtete, wenn sie ihren Vater verstohlen ansah, prägte sich in ihren Gebärden, ihrer Haltung und vor allem in ihren Augen, die von langen Wimpern verschleiert wurden, eine tiefe Schwermut aus. Ihre weißen Hände, die energisch geformt waren und denen jetzt das Licht, das darauf fiel, eine durchsichtige und schimmernde Röte gab,

diese Hände zitterten. Ein einziges Mal trafen sich die Blicke Helenens und der Marquise, ohne sich scheu voneinander abzuwenden. Da faßten sich die beiden Frauen mit einem Blick, der auf Helenens Seite ausdruckslos, kalt und achtungsvoll, auf seiten der Mutter düster und drohend war. Helene beugte sich schnell auf den Stickrahmen, ließ die Nadel fliegen und hob ihren Kopf, der ihr zu schwer geworden schien, lange nicht mehr in die Höhe. War die Mutter gegen ihre Tochter zu streng, und hielt sie diese Strenge für notwendig? War sie eifersüchtig auf Helenens Schönheit, der sie immer noch, aber freilich nur durch das Aufgebot aller Toilettenkünste, standhalten konnte? Oder hatte die Tochter, wie viele Mädchen, wenn sie hellsehend werden, Geheimnisse erraten, die diese Frau, die dem äußern Anschein nach ihren Pflichten so getreulich nachkam, in den Tiefen ihres Herzens wie in einem Grab geborgen zu haben glaubte?

Helene war in einem Alter angelangt, wo die Reinheit der Seele an eine Härte grenzt, die das richtige Maß, in dem die Gefühle bleiben sollen, überschreitet. In manchen Köpfen nehmen die Fehler die Proportion des Verbrechens an; die Phantasie wirkt dann auf das Gewissen zurück; die jungen Mädchen übertreiben die Strafe, weil sie die Missetaten ins Ungeheure steigern. Helene glaubte, daß sie keines Menschen würdig sei. Ein Geheimnis ihres vergangenen Lebens, etwas Zufälliges vielleicht, das, anfangs unverstanden, sich in ihrem eindrucksfähigen Intellekt, der unter dem Einfluß religiöser Ideen stand, noch steigerte, hatte sie seit kurzem in ihren eigenen Augen förmlich erniedrigt. Diese Veränderung in ihrem Betragen begann an dem Tage, als sie in der neuen Übersetzung der ausländischen Theaterstücke das schöne Schauspiel ‚Wilhelm Tell' von Schiller gelesen hatte. Das Buch war ihren Händen entfallen, und die Mutter hatte sie ob dieses Versehens gescholten; durch diesen kleinen Zwischenfall wurde die Marquise darauf aufmerksam, daß die Verheerung, die diese Lektüre in

Helenens Seele angerichtet hatte, von der Szene herrührte, wo der Dichter zwischen Wilhelm Tell, der das Blut eines Mannes vergießt, um ein ganzes Volk zu retten, und Johannes Parricida eine Art Freundschaftsbund begründet. Helene hatte ein demütiges, frommes, in sich gekehrtes Wesen angenommen und wollte keine Bälle mehr besuchen. Niemals war sie so zärtlich gegen ihren Vater gewesen; besonders wenn ihre Mutter nicht zugegen war, überhäufte sie ihn mit ihren mädchenhaften Liebkosungen. Jedoch wenn zwischen Helene und ihrer Mutter eine gewisse Entfremdung eingetreten war, so tat sie sich auf eine so heimliche Weise kund, daß der General, der eifersüchtig über die Eintracht in seiner Familie wachte, nichts davon gewahr wurde. Kein Mann wäre scharfsichtig genug gewesen, um die Tiefe dieser beiden weiblichen Herzen zu ergründen: das eine war jung und großmütig, das andere empfindlich und stolz; das erste ein Born von Glück und Nachsicht, das zweite voller Hinterhältigkeit und Leidenschaft. Wenn die Mutter die Tochter durch einen geschickten weiblichen Despotismus quälte, so wurde dies einzig dem Opfer fühlbar. Im übrigen hat erst das folgende Ereignis diese nicht zu entscheidenden Mutmaßungen hervorgerufen. Bis zu dieser Nacht war kein erhellender Schein von den beiden Seelen ausgegangen; aber zwischen ihnen und Gott waltete sicherlich ein finsteres Geheimnis.

„Komm, Abel," rief die Marquise in einem Augenblick, als Moina und ihr Bruder, müde geworden, still dasaßen; „komm, mein Sohn, ich muß dich zu Bett bringen ..." Und mit einer unabweislichen Bewegung zog sie ihn auf ihren Schoß.

„Wie," sagte der General, „es ist halb elf Uhr, und noch ist keiner von den Dienstboten nach Hause gekommen? O die liederlichen Kerle!" Zu seinem Sohn gewandt fuhr er fort: „Gustav, ich habe dir dieses Buch nur unter der Bedingung gegeben, daß du um zehn Uhr mit Lesen aufhörst; du hättest es von selber um diese Zeit zumachen und, wie du mir versprochen hattest, schlafen gehen sollen. Wenn du ein tüchtiger Mann werden willst, dann

mußt du aus deinem Wort eine zweite Religion machen und daran festhalten wie an deiner Ehre. Fox, einer der größten Redner Englands, zeichnete sich vor allem durch die Vortrefflichkeit seines Charakters aus. Eine seiner bemerkenswertesten Eigenschaften war die Treue gegenüber seinem Wort. In seiner Kindheit hatte ihm sein Vater, ein Engländer von altem Schrot und Korn, eine so kräftige Lektion gegeben, daß sie auf Lebenszeit in dem Gemüt des Knaben nachwirkte. Als er so alt war wie du, kam Fox in den Ferien zu seinem Vater, welcher, wie alle reichen Engländer, einen ansehnlichen Park besaß, in dem sein Schloß stand. In dem Park befand sich ein alter Kiosk, der abgerissen und an einer Stelle wieder aufgebaut werden sollte, die ein besonders schöner Aussichtspunkt war. Kinder haben eine Freude daran, zuzusehen, wie etwas niedergerissen wird. Der kleine Fox wollte noch ein paar Tage länger Ferien haben, um bei dem Abbruch des Pavillons zugegen zu sein; aber sein Vater wünschte, daß er am bestimmten Tag zum Beginn der Schule dorthin zurückkehre. Es kam zwischen Vater und Sohn zu Uneinigkeit darüber. Die Mutter, wie alle Mütter, stand zum kleinen Fox. Nunmehr versprach der Vater dem Sohne feierlich, daß er mit dem Einreißen des Kiosks bis zu den nächsten Ferien warten würde. Fox kehrte in die Schule zurück. Der Vater, der der Meinung war, daß ein kleiner Junge, der zu lernen hatte, diese Sache bald vergessen würde, ließ den Kiosk abbrechen und an der andern Stelle wieder aufbauen. Der eigensinnige Junge dachte an nichts anderes als an diesen Kiosk. Als er nach Hause kam, war sein erstes, nach dem alten Häuschen zu sehen; aber er kam ganz niedergeschlagen zum Frühstück und sagte zum Vater: ‚Du hast mich betrogen.‘ Der alte englische Edelmann erwiderte darauf mit würdevoller Beschämung: ‚Es ist wahr, mein Sohn, aber ich werde meinen Fehler wieder gutmachen, man muß an seinem Wort mit mehr Beharrlichkeit festhalten als an seinem Besitz; denn wer sein Wort hält, kommt zu Besitz, und aller Reichtum kann den Makel nicht tilgen, den ein Wortbruch dem

Gewissen aufdrückt.' Der Vater ließ den alten Pavillon wiederherstellen, wie er gewesen war; hernach, als er aufgebaut war, wurde er vor den Augen des Sohnes niedergerissen. Laß dir das als Lektion dienen, Gustav!"

Gustav, der seinen Vater aufmerksam angehört hatte, schloß sofort das Buch. Es trat eine Stille ein, während welcher der General sich Moinas bemächtigte, die sich gegen den Schlaf wehrte, und sie sanft auf seine Knie setzte. Die Kleine legte ihren taumelnden Kopf mit den goldblonden Locken an die Brust des Vaters und schlief nun fest ein. In diesem Augenblick ertönten auf der Straße rasche Schritte, und drei Schläge an der Tür widerhallten im Hause. Diese drei nachdrücklichen Schläge waren so leicht zu verstehen, wie es der Schrei eines Mannes ist, der in Todesgefahr schwebt. Der Wächterhund bellte in wütendem Ton. Helene, Gustav, der General und seine Frau erschraken heftig; doch Abel, den seine Mutter für die Nacht ankleidete, und Moina wachten nicht auf.

„Der hat es eilig!" sagte der General, indem er die Kleine in den Lehnstuhl legte. Er verließ augenblicklich das Zimmer, ohne die Bitte seiner Frau zu beachten, die ihm zurief: „Geh nicht hinaus, Lieber ..." Der Marquis ging in sein Schlafzimmer, nahm ein paar Pistolen, zündete seine Blendlaterne an, stürzte auf die Treppe zu, rannte schnell wie der Blitz hinunter und war bald an der Haustür angelangt, wohin ihm sein Sohn unerschrocken gefolgt war. „Wer ist da?" fragte er. „Öffnen Sie!" antwortete eine von keuchenden Atemzügen nahezu erstickte Stimme. „Sind Sie Freund!" „Ja, Freund." „Sind Sie allein?" „Ja ..., aber öffnen Sie, denn man kommt!" Kaum hatte der General die Tür nur ein wenig geöffnet, so schlüpfte mit der phantastischen Geschwindigkeit eines Schattens ein Mann in die Halle herein; und bevor der General den geringsten Widerstand leisten konnte, stieß der Unbekannte die Tür mit dem Fuße zu und stemmte sich entschlossen dagegen, als wollte er verhindern, daß sie wieder geöffnet würde. Der

General, der, um ihn in Respekt zu halten, im Nu seine Pistole und die Laterne gegen die Brust des Fremden hielt, sah einen Mann von mittlerer Figur, der in einen weiten, schleppenden Pelz, das Kleidungsstück eines alten Mannes, das nicht für ihn gemacht worden zu sein schien, eingehüllt war. Der Flüchtling hatte, ob aus Klugheit oder aus Zufall, den Hut tief in die Stirn gedrückt.

„Mein Herr," sagte er zu dem General, „ziehen Sie Ihre Pistole zurück. Ich beanspruche nicht, ohne Ihre Einwilligung hierzubleiben; aber wenn ich hinausgehe, erwartet mich an der Barriere der Tod. Und welch ein Tod! Sie hätten ihn vor Gott zu verantworten. Ich bitte Sie auf zwei Stunden um Gastfreundschaft. Haben Sie wohl acht, mein Herr! So flehentlich ich auch bitte, so muß ich doch zugleich mit dem Despotismus der Notwendigkeit fordern. Ich fordere die Gastfreundschaft Arabiens! Ich muß Ihnen heilig sein; wenn nicht, öffnen Sie, ich werde sterben. Ich brauche Verschwiegenheit, Asyl und Wasser. Oh, Wasser!" wiederholte er mit röchelnder Stimme. „Wer sind Sie?" fragte der General, der mit höchstem Erstaunen dem fieberhaften Redeschwall des Unbekannten gefolgt war. „Ah! Wer ich bin? Nun, öffnen Sie, ich entferne mich!" antwortete der Mann mit bitterem Spott.

Obwohl der General in geschickter Weise mit dem Licht seiner Laterne operierte, konnte er doch nur den untern Teil des Gesichts sehen, und darin sprach nichts dafür, daß man eine auf so seltsame Art geforderte Gastfreundschaft hätte gewähren sollen: die Wangen zitterten, waren leichenfahl, und die Züge fürchterlich verzerrt. Unter dem Schatten des Hutrandes flackerten die Augen mit einem Glanz, vor dem der blasse Schein der Laterne verblich. Aber eine Antwort mußte gegeben werden. „Mein Herr," sagte der General, „Sie führen eine so ungewöhnliche Sprache, daß Sie an meiner Stelle ..." „Sie haben mein Leben in Händen!" unterbrach der Fremde den Hausherrn mit einem schrecklichen Klang in seiner Stimme. „Zwei Stunden?"

sagte der General unentschlossen. „Zwei Stunden!" wiederholte der Mann.

Dann schob er plötzlich mit einer Gebärde der Verzweiflung seinen Hut aus der Stirn, und als wollte er einen letzten Versuch machen, schleuderte er dem General einen Blick zu, dessen Feuer ihm bis ins Mark drang; es lag darin ein so zwingender Ausdruck und gebieterischer Wille, daß seine Wirkung niederschmetternd wie die des Blitzes war; denn in manchen Augenblicken sind die Menschen mit einer unerklärlichen Macht begabt. „Nun denn, wer Sie auch seien, Sie werden unter meinem Dache in Sicherheit sein!" versetzte der Herr des Hauses feierlich, der einer jener instinktiven Regungen zu gehorchen glaubte, die der Mensch nicht immer zu deuten weiß. „Gott vergelte es Ihnen!" hauchte der Unbekannte mit einem tiefen Seufzer. „Sind Sie bewaffnet?" fragte der General. Statt jeder Antwort öffnete der Fremde seinen Pelz und schloß ihn rasch wieder, so daß dem General kaum Zeit blieb, einen Blick auf seine Gewandung zu werfen. Er war anscheinend ohne Waffen und in dem Anzug eines jungen Mannes, der vom Ball kommt. So flüchtig der prüfende Blick des Generals gewesen war, er hatte genügt, um sein Mißtrauen zu verstärken. „Wo in aller Welt haben Sie sich bei dem trockenen Wetter so mit Kot bespritzen können?" rief er aus. „Schon wieder Fragen!" antwortete der Unbekannte hochmütig. In diesem Augenblick bemerkte der Marquis seinen Sohn und erinnerte sich der Lektion, die er ihm soeben in betreff der strengen Befolgung des gegebenen Wortes erteilt hatte. Er war so ärgerlich darüber, daß er zornig herausstieß: „Wie denn, kleiner Schlingel, du stehst hier, anstatt in deinem Bette zu sein?" „Weil ich glaubte, dir in der Gefahr nützlich sein zu können", antwortete Gustav. „Nun, geh in dein Zimmer hinauf", sagte der Vater, von der Antwort des Sohnes besänftigt. „Und Sie," wandte er sich an den Fremdling, „folgen Sie mir!"

Sie wurden schweigsam wie zwei Spieler, die einander mißtrauen. Des Generals bemächtigten sich finstere Ahnungen. Der

Unbekannte lag ihm schon wie ein Alpdruck auf dem Herzen; aber von seiner Eidespflicht gebunden, führte er ihn durch die Korridore, über die Treppen seines Hauses und ließ ihn in ein im zweiten Stockwerk gerade über dem Salon gelegenes großes Zimmer eintreten. Dieser unbewohnte Raum diente im Winter als Trockenkammer, stieß an keinen Wohnraum und hatte an seinen vier mißfarbenen Wänden keinen andern Schmuck, als über dem Kamin einen schlechten Spiegel, den der vorige Mieter dagelassen hatte, und dem Kamin gegenüber einen weiteren großen Spiegel, der, da man bei der Einrichtung keine Verwendung dafür gehabt hatte, provisorisch dort angebracht worden war. Der Fußboden dieser geräumigen Mansarde war nie gefegt worden, die Luft darin war eisig, und zwei Rohrstühle mit ausgerissenem Sitz bildeten das ganze Mobiliar. Nachdem der General seine Laterne auf den Kaminsims gestellt hatte, sagte er zu dem Unbekannten: „Damit Sie in Sicherheit sind, ist diese elende Mansarde der richtige Aufenthalt. Und da ich Ihnen mein Wort gegeben habe, Ihr Geheimnis zu bewahren, so werden Sie mir erlauben, daß ich Sie hier einschließe." Der Mann senkte den Kopf zum Zeichen der Zustimmung. „Ich habe nur ein Asyl, Verschwiegenheit und Wasser verlangt", bemerkte er. „Ich werde Ihnen welches bringen", erwiderte der Marquis. Er schloß sorgfältig die Tür und tappte im Dunkeln in den Salon hinunter, um dort einen Leuchter zu holen, damit er selbst in der Gerätekammer eine Wasserkaraffe besorgen könne. „Nun, was gibt es?" fragte die Marquise lebhaft ihren Mann. „Nichts, meine Liebe", antwortete er kalt. „Aber wir haben es doch gehört, du hast eben jemand da hinaufgeführt ...?" „Helene," versetzte der General mit einem Blick auf seine Tochter, die den Kopf zu ihm erhob, „denke daran, daß die Ehre deines Vaters auf deiner Verschwiegenheit beruht. Du darfst nichts gehört haben." Das junge Mädchen antwortete mit einer bedeutsamen Bewegung des Kopfes. Die Marquise blieb ganz sprachlos und innerlich empört über die Art und Weise, wie ihr Mann es an-

stellte, sie zum Schweigen zu nötigen. Der General holte eine Karaffe, ein Glas und ging wieder in das Zimmer hinauf, wo sein Gefangener war; er fand ihn stehend, mit bloßem Kopf, neben dem Kamin an die Wand gelehnt; seinen Hut hatte er auf einen der beiden Stühle geworfen. Der Fremde war sicher nicht darauf gefaßt gewesen, so hell beleuchtet zu werden. Er runzelte die Stirn, und sein Gesicht verzog sich in Besorgnis, als er den durchbohrenden Blicken des Generals begegnete; aber alsbald glätteten sich seine Züge, und er nahm einen freundlichen Ausdruck an, um seinem Beschützer zu danken. Nachdem dieser das Glas und die Karaffe auf den Kaminsims niedergesetzt hatte, warf ihm der Unbekannte einen glühenden Blick zu und brach das Schweigen. „Mein Herr," sagte er mit einer sanften Stimme, die nicht mehr die krampfhaften Kehllaute wie vorher hatte, aber die doch noch von starker innerer Erregung zeugte, „ich muß Ihnen seltsam vorkommen. Entschuldigen Sie, was als Schrulle erscheint, aber notwendig ist. Wenn Sie dableiben, muß ich Sie bitten, mich nicht anzusehen, während ich trinke."

Der General, dem es höchst widerwärtig war, einem Mann zu gehorchen, der ihm mißfiel, wandte sich kurz um. Der Fremde zog aus seiner Tasche ein weißes Taschentuch, umwickelte sich damit die rechte Hand, ergriff dann die Karaffe und trank das Wasser, das sie enthielt, mit einem Zuge aus. Ohne daß der Marquis daran gedacht hätte, seinen stillschweigenden Eid zu brechen, blickte er mechanisch in den Spiegel; nun aber, da die sich gegenüberhängenden Spiegel ihm das Bild des Unbekannten vollkommen wiedergaben, konnte er sehen, wie sich das Taschentuch plötzlich über den Händen, die voll Blut waren, rot färbte.

„Ah! Sie haben mich angesehen!" schrie der Mann, als er, nachdem er getrunken und sich in seinen Mantel gehüllt hatte, den General mit argwöhnischem Blick durchforschte; „ich bin verloren. Sie kommen, da sind sie!" „Ich höre nichts", sagte der Marquis. „Sie haben kein Interesse daran, wie ich, ins

Dunkel hinauszuhorchen." „Haben Sie sich denn im Duell geschlagen, da Sie so mit Blut bedeckt sind?" fragte der General, den die mit großen Blutflecken bedeckten Kleider seines Gastes in starke Erregung versetzten. „Ja, Sie haben es erraten, ein Duell", wiederholte der fremde Mann, und ein bitteres Lächeln glitt über seine Lippen.

In diesem Augenblick ertönte in der Ferne der Trab von Pferden in vollstem Galopp; doch das Geräusch war schwach wie der erste Schein des Morgens. Das geübte Ohr des Generals erkannte die Laufart von Pferden, die an die Zucht der Schwadron gewöhnt waren. „Das sind Gendarmen", sagte er.

Er sah seinen Gefangenen in einer Weise an, die angetan war, die Zweifel, die seine ungewollte Indiskretion in jenem hatte wachrufen müssen, zu zerstreuen, ergriff das Licht und kehrte in den Salon zurück. Kaum hatte er den Schlüssel von dem obern Zimmer auf den Kaminsims niedergelegt, als das Traben der Reiter stärker hörbar wurde und sich mit einer Schnelligkeit, die den General erbeben machte, dem Landhause näherte. In der Tat hielten die Pferde vor der Haustür. Ein Reiter, der einige Worte mit seinen Kameraden wechselte, stieg ab, klopfte ungestüm und nötigte den General, hinauszugehen, um zu öffnen. Beim Anblick von sechs Gendarmen, deren silberbetreßte Hüte im Mondschein glänzten, konnte dieser die innere Erregung nicht bemeistern.

„Haben Euer Gnaden nicht eben einen Mann gegen die Barriere laufen hören?" „Gegen die Barriere? Nein." „Sie haben Ihre Tür niemandem geöffnet?" „Sehe ich denn wie jemand aus, der selbst das Haustor aufschließt?" „Aber Verzeihung, Herr General, in diesem Augenblick scheint es mir, daß ..." „Alle Wetter!" rief der Marquis zornig, „wollen Sie mich zum besten haben? Haben Sie das Recht ...?" „Nichts, nichts derart, Euer Gnaden," begütigte der Brigadier; „Sie werden unsern Eifer entschuldigen. Wir wissen, daß ein Pair

von Frankreich zu dieser Stunde der Nacht keinen Mörder in seinem Hause aufnimmt; jedoch der Wunsch, eine Auskunft zu erhalten ..." „Einen Mörder!" rief der General; „und wer ist denn ...?" „Der Herr Baron von Mauny ist soeben durch einen Beilhieb getötet worden," erwiderte der Gendarm; „doch wir sind dem Mörder auf der Ferse. Wir sind sicher, daß er hier in der Gegend ist, und werden ihn aufspüren. Verzeihen Sie, Herr General!"

Der Gendarm sprach, indem er sein Pferd wieder bestieg, so daß es ihm glücklicherweise nicht möglich war, das Gesicht des Generals zu sehen. Sonst hätte der Brigadier, der gewöhnt war, alles mögliche zu mutmaßen, leicht beim Anblick dieser unverstellten Physiognomie, in der sich alle Regungen der Seele spiegelten, Verdacht schöpfen können. „Weiß man den Namen des Mörders?" fragte der General. „Nein," antwortete der Reiter; „er hat das Gold und die Banknoten, die in großer Menge im Schreibtisch lagen, nicht berührt." „Es wird ein Racheakt sein", meinte der Marquis. „Ach was! Gegen einen Greis ... Nein, nein, der Geselle wird nicht Zeit gehabt haben, den Streich auszuführen."

Und der Gendarm folgte seinen Gefährten, die schon weiter geritten waren. Der General war eine Weile der größten Bestürzung preisgegeben. Alsbald hörte er seine Dienstboten nach Hause kommen, die in einen hitzigen Disput geraten waren und die man schon von weitem auf der Straße von Montreuil hörte. Als er sie vor sich hatte, platzte sein Zorn, der einen Vorwand brauchte, um sich zu entladen, wie ein Gewitter los. Seine Stimme schallte bis in alle Winkel des Hauses. Als jedoch der Kühnste und Gewandteste unter ihnen, sein Kammerdiener, vortrat und die Verspätung damit entschuldigte, daß sie auf der Straße von Montreuil von Gendarmen und Polizeibeamten aufgehalten worden waren, die sich auf der Suche nach einem Mörder befanden, besänftigte er sich plötzlich und wurde still. Gleich darauf aber, von diesem Wort an die Pflichten seiner

eigentümlichen Position gemahnt, befahl er seinen Leuten kurz, sofort schlafen zu gehen, und versetzte diese in großes Erstaunen damit, daß er der Lüge des Kammerdieners so leicht Glauben geschenkt hatte.

Während diese Ereignisse sich im Hof zutrugen, hatte ein scheinbar unbedeutender Zwischenfall die Lage der andern Personen, die in dieser Geschichte eine Rolle spielen, sehr verändert. Sobald der Marquis das Zimmer verlassen hatte, neigte sich seine Frau zu ihrer Tochter, und indem sie abwechselnd Helene und den Mansardenschlüssel anblickte, sagte sie schließlich leise: „Helene, dein Vater hat den Schlüssel auf dem Kamin liegen lassen." Das erstaunte junge Mädchen hob den Kopf und sah die Mutter schüchtern an, deren Augen vor Neugierde funkelten. „Ja und ... Mutter?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Ich möchte gern wissen, was da oben vorgeht. Wenn ein Mensch da oben ist, so hat er sich noch nicht vom Fleck gerührt. Geh doch hinauf ..." „Ich?" rief das junge Mädchen mit wahrem Entsetzen aus. „Hast du Furcht?" „Nein, Mutter, aber mir war, als ob ich den Schritt eines Mannes gehört hätte." „Wenn ich selbst hinaufgehen könnte, würde ich dich nicht bitten, es zu tun, Helene," versetzte die Mutter mit würdevollem Ton; „wenn dein Vater hereinkäme und mich nicht fände, würde er mich vielleicht suchen, während er deine Abwesenheit gar nicht bemerken wird." „Mutter," antwortete Helene, „wenn du es mir befiehlst, werde ich gehen, aber es wird mich die Achtung meines Vaters kosten ..." „Wie denn!" sagte die Marquise mit harter Ironie; „da du ernst nimmst, was nur als Scherz gemeint war, befehle ich dir nun, nachzusehen, wer da oben ist. Hier ist der Schlüssel! Als dir dein Vater Schweigen gebot über das, was sich heute in seinem Hause zuträgt, hat er dir nicht untersagt, in dieses Zimmer hinaufzugehen. Geh nun und wisse, daß es einer Tochter niemals zusteht, über ihre Mutter zu richten ..."

Nachdem die Marquise diese letzten Worte mit der ganzen Strenge einer beleidigten Mutter gesprochen hatte, nahm sie

den Schlüssel und reichte ihn Helenen, die sich, ohne ein Wort zu sagen, erhob und den Salon verließ.

‚Meine Mutter wird immer seine Verzeihung zu erlangen wissen, aber ich werde in seinen Augen gesunken sein! Will sie mir denn das Herz meines Vaters rauben, mich aus seinem Hause jagen?‘

Diese Gedanken wirbelten ihr im Kopf herum, während sie ohne Licht den langen Korridor durchschritt, an dessen Ende sich die Tür zu dem geheimnisvollen Zimmer befand. Als sie dort angelangt war, hatte der Wirrwarr in ihrem Kopf etwas unheilvoll Drohendes angenommen. Tausend bisher unterdrückte Gefühle drangen während dieser dunklen Überlegung aus ihrem Innern hervor. In diesem schrecklichen Augenblick vollendete sich etwas in ihr, was sich vielleicht schon lange insgeheim angebahnt hatte: die Verzweiflung an ihrem Leben. Als sie den Schlüssel dem Schlosse näherte, befiel sie ein so krampfhaftes Zittern und ihre Erregung wuchs dermaßen, daß sie einen Augenblick innehielt und die Hand auf das Herz preßte, als könne sie dadurch sein heftiges Schlagen besänftigen. Endlich öffnete sie. Der Mörder schien das Kreischen der Türangeln überhört zu haben. Trotz seiner geschärften Sinne blieb er unbeweglich und wie in Gedanken verloren fest an die Wand gedrückt stehen. Der Lichtkreis, der von der Laterne ausging, beleuchtete ihn schwach, und in dem Halbdunkel glich er jenen finstern Ritterstatuen, die in gotischen Kapellen auf irgendeinem unbekannten Grabe in der Mauernische stehen. Auf seiner breiten, gelben Stirn perlte ein kalter Schweiß. Eine unerhörte Kühnheit lag auf seinem qualvoll verzogenen Gesicht. Seine flammenden, trocken starrenden Augen schienen in der Dunkelheit, die sich vor ihm ausbreitete, einem Kampfe zuzuschauen. Seine Züge, deren feste Entschlossenheit eine überlegene Seele erkennen ließen, veränderten ihren Ausdruck fortwährend unter dem Ansturm wechselnder Empfindungen. Die Proportionen seines Körpers und die Haltung standen im Einklang mit seinem

wilden Wesen. Dieser Mann war ganz Macht und Kraft, und er faßte die Finsternis wie ein sichtbares Bild seiner Zukunft ins Auge. Der General, der an die riesenhaften Gestalten gewöhnt war, die Napoleon umgeben hatten, und der ganz von geistiger Neugierde befangen war, hatte der physischen Eigentümlichkeit dieses außergewöhnlichen Mannes keine Beachtung geschenkt; aber Helene, die, wie alle Frauen, für äußere Eindrücke empfänglich war, war gepackt von der Mischung von Licht und Schatten, von Pathos und Leidenschaft, einem poetischen Chaos, das den Unbekannten Luzifer, der sich von seinem Fall erhebt, ähnlich machte. Plötzlich besänftigte sich wie durch einen Zauber der Sturm, der sich auf seinem Gesichte ausprägte, und die unerklärliche Macht, die dem Wesen des Fremdlings eignete, und deren Ursache und Wirkung er war, breitete sich, ihm vielleicht selbst unbewußt, von ihm aus mit der Gewalt einer reißend anwachsenden Überschwemmung. In dem Augenblick, da seine Züge sich glätteten, strömte seine Stirn eine Fülle geistigen Lebens aus. Das junge Mädchen, das von der Seltsamkeit der Begegnung und dem Geheimnis, in das sie eindrang, gefangen war, blickte in ein sanft belebtes Gesicht, für das sie von Bewunderung ergriffen wurde. Sie verharrte einige Zeit in einem wundersamen Schweigen, unter dem unbekannte Gefühle ihre junge Seele bestürmten. Bald aber, sei es, daß eine Bewegung oder ein unwillkürlicher Ausruf Helenens, sei es, daß die fremden Atemzüge den Mörder aus einer unsichtbaren Welt in die Wirklichkeit zurückriefen, wandte er den Kopf und bemerkte undeutlich im Schatten das himmlische Gesicht und die majestätischen Formen eines Wesens, das er für einen Engel halten mußte, da er sie unbeweglich und zerflossen wie eine Erscheinung stehen sah. „Herr!" sagte Helene mit zitternder Stimme. Der Mörder erbebte. „Eine Dame!" rief er sanft; „ist es möglich? Entfernen Sie sich! Ich erkenne niemandem das Recht zu, mich zu beklagen, mich freizusprechen oder zu verdammen! Ich muß in Einsamkeit leben! Gehen Sie,

mein Kind," fügte er mit einer Herrschergebärde hinzu, „ich würde den Dienst, den mir der Herr dieses Hauses erweist, schlecht lohnen, wenn ich einen einzigen seiner Bewohner die gleiche Luft mit mir atmen ließe! Ich muß mich den Gesetzen der Welt unterwerfen."

Dieser letzte Satz wurde mit leiser Stimme gesprochen. Aus einer tiefen innern Erkenntnis heraus schien er mit einem Blicke das ganze fürchterliche Ende zu übersehen, das dieser melancholische Gedanke umfaßte; er warf auf Helene einen Schlangenblick und rührte in dem Herzen dieses seltsamen Mädchens eine Welt noch schlummernder Gefühle auf. Es war, als ob ein Blitz unbekannte Länder vor ihr aufhellte. Ihre Seele war unterjocht, niedergeschmettert, ohne daß sie vermocht hätte, sich der magnetischen Macht dieses Blickes, so unwillkürlich er war, zu entziehen. Beschämt und zitternd ging sie hinaus und kehrte erst unmittelbar vor ihrem Vater in den Salon zurück, so daß sie ihrer Mutter nichts sagen konnte.

Der General ging mit gleichförmigen Schritten stumm zwischen den Fenstern, die auf die Straße blickten, und jenen, die nach dem Garten gerichtet waren, auf und ab. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt und war in tiefe Gedanken versunken. Seine Frau blickte auf den schlafenden Abel. Moina, die in dem großen Lehnstuhl wie ein Vogel in seinem Neste hockte, schlummerte sorglos. Die älteste Schwester hielt in der einen Hand einen Seidenknäuel, in der andern eine Nadel und starrte ins Feuer. Die tiefe Stille, die in dem Salon, außerhalb des Hauses und in seinem Innern herrschte, wurde nur von den schlürfenden Schritten der Dienstboten, die einer nach dem anderen schlafen gingen, auf den Korridoren oder von ihrem erstickten Lachen, dem Nachhall ihres Hochzeitsjubels, unterbrochen; dann hörte man noch die Geräusche der geöffneten und geschlossenen Zimmertüren; auch von ihren Betten her kam noch hie und da ein Laut. Ein Stuhl fiel um, man vernahm das schwache Husten eines alten Kutschers, das gleich wieder

verstummte. Bald aber herrschte überall die finstere Majestät, welche um Mitternacht von der schlafenden Natur ausgeht. Die Sterne glänzten. Der Frost hatte die Erde ergriffen. Kein Wesen sprach noch regte sich. Nur am Knistern des Feuers konnte man die Tiefe der Stille wahrnehmen. Die Kirchenuhr von Montreuil schlug ein Uhr. In diesem Augenblick war im obern Stockwerk der leise Hall von außerordentlich leichten Schritten zu vernehmen. Der Marquis und seine Tochter, die sicher waren, den Mörder Herrn von Maunys eingeschlossen zu haben, glaubten, daß diese Schritte von einem der weiblichen Dienstboten herrührten, und waren nicht erstaunt, als sie die Türen des vor dem Salon gelegenen Zimmers sich öffnen hörten. Mit einemmal erschien der Mörder unter ihnen. Die Bestürzung, in die der General geriet, die Neugierde der Marquise und das Erstaunen der Tochter waren so groß, daß er bis in die Mitte des Zimmers vorschreiten konnte. Er sagte zum General mit einer eigentümlich weichen, melodischen Stimme: „Mein Herr, die zwei Stunden gehen zu Ende." „Sie hier!" rief der General, „durch welche Macht ...?" Und mit einem fürchterlichen Blick befragte er seine Frau und seine Kinder. Helene wurde rot wie Feuer. „Sie," begann der General von neuem, „Sie in unserer Mitte! Ein mit Blut bedeckter Mörder hier! Sie schänden diesen Ort! Gehen Sie! Gehen Sie!" schloß er in höchstem Zorn.

Bei dem Wort ‚Mörder' stieß die Marquise einen Schrei aus. Was Helene angeht, so war es, als ob dies Wort über ihr Leben entschiede; ihr Gesicht verriet nicht das mindeste Erstaunen. Sie schien diesen Mann erwartet zu haben. Ihre unklaren Gedanken bekamen einen Sinn. Die Strafe, die der Himmel wegen ihrer Verfehlungen über sie verhängt hatte, ward offenbar. In dem Glauben, daß sie ebenso schuldig sei, wie es dieser Mann war, sah sie ihn mit ruhigem Auge an: sie war seine Gefährtin, seine Schwester. Ein Gebot Gottes gab sich für sie in dieser Begebenheit kund. Einige Jahre später hätte die

Vernunft ihre Gewissensqualen eingedämmt; in diesem Moment brachten sie sie von Sinnen. Der Fremde blieb unbeweglich und kalt. Ein verächtliches Lächeln trat auf seine Züge und die vollen, roten Lippen. „Sie danken mir die Vornehmheit meines Verhaltens gegen Sie schlecht," sagte er langsam; „ich habe das Glas, in welchem Sie mir Wasser gegeben haben, um meinen Durst zu stillen, nicht mit meinen Händen berühren wollen. Ich habe nicht einmal daran gedacht, meine blutigen Hände unter Ihrem Dache zu waschen, und nichts bleibt in Ihrem Hause von meinem Verbrechen" — bei diesen Worten preßte er die Lippen zusammen — „zurück als die Idee. Ich wollte von hier fortgehen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ich habe Ihrer Tochter nicht einmal erlaubt, zu ..." „Meine Tochter!" schrie der General mit einem entsetzten Blick auf Helene; „ah! Unglücklicher, geh, oder ich bringe dich um ..." „Die zwei Stunden sind noch nicht vorüber. Sie können mich weder töten noch ausliefern, ohne Ihre eigene Achtung einzubüßen ... und die meinige." Bei diesem letzten Wort versuchte der erschrockene General den Verbrecher näher anzusehen; aber er mußte die Augen niederschlagen, er fühlte sich außerstande, die unerträgliche Gewalt eines Blickes auszuhalten, der seine Seele zum zweitenmal ganz aus der Fassung brachte. Er fühlte seinen Willen wieder schwach werden und fürchtete, den Halt zu verlieren. „Einen Greis ermorden! Haben Sie denn nie eine Familie gesehen?" sagte er und deutete mit einer väterlichen Gebärde auf seine Frau und seine Kinder. „Ja, einen Greis", wiederholte der Unbekannte und runzelte die Stirn. „Fliehen Sie!" rief der General, ohne daß er es wagte, seinen Gast anzusehen; „unser Pakt ist gebrochen. Ich werde Sie nicht töten. Nein, ich werde mich nicht zum Kuppler des Schafotts machen. Aber gehen Sie, uns graut vor Ihnen!" „Ich weiß es," antwortete der Verbrecher gefaßt; „es gibt keinen Strich Landes in Frankreich, wo ich meinen Fuß in Ruhe hinsetzen könnte; aber wenn die Justiz, wie Gott, einen Unterschied zu

machen verstünde, wenn sie die Gnade hätte, zu erforschen, welcher von den beiden, der Mörder oder das Opfer, das Ungeheuer ist, dann würde ich stolzen Mutes unter den Menschen bleiben. Begreifen Sie denn nicht, daß es frühere Verbrechen gibt, um derentwillen man einen Mann erschlägt? Ich habe mich zum Richter und Henker gemacht, ich habe die Stelle der ohnmächtigen menschlichen Justiz vertreten. Das ist mein Verbrechen. Gott befohlen, mein Herr! Obwohl Sie Bitterkeit in Ihre Gastfreundschaft gemischt haben, werde ich doch dankbar an Sie denken. Ich werde noch für einen Menschen in der Welt ein Gefühl des Dankes in der Brust haben, und dieser Mann sind Sie. Aber ich hätte Sie großmütiger gewünscht." Er ging auf die Tür zu. In diesem Augenblick neigte sich das junge Mädchen zur Mutter und sagte ihr ein Wort ins Ohr. „Ah!" ... Dieser Schrei, der der Marquise entfuhr, machte den General erbeben, als hätte er plötzlich Moina vor sich tot gesehen. Helene war aufgestanden, und der Mörder hatte sich instinktiv umgedreht; sein Gesicht drückte eine gewisse Besorgnis für diese Familie aus. „Was hast du, meine Liebe?" fragte der Marquis. „Helene will ihm folgen", sagte sie. Der Mörder errötete. „Da meine Mutter eine fast unwillkürliche Äußerung so schlecht auslegt," sagte Helene leise, „so werde ich ihre Wünsche erfüllen." Das junge Mädchen warf einen stolzen, beinahe wilden Blick um sich und blieb in einer Haltung von bewunderungswürdiger Bescheidenheit stehen. „Helene," sagte der General, „du bist in das Zimmer hinaufgegangen, wo ..." „Ja, Vater." „Helene," fragte er mit einer Stimme, die von einem krampfhaften Zittern bebte, „ist es das erstemal, daß du diesen Mann gesehen hast?" „Ja, Vater." „Dann ist es aber nicht natürlich, daß du die Absicht hast, ihm ..." „Wenn es nicht natürlich ist, so ist es wenigstens wahr, Vater." „Ah, meine Tochter! ..." sagte die Marquise leise, aber so, daß ihr Mann es hören konnte; „Helene, du sprichst allen Begriffen von Ehre, Bescheidenheit und Tugend, die ich in deinem Herzen

zu entfalten gestrebt habe, Hohn. Wenn du bis zu dieser Stunde nur Lüge warst, dann brauchen wir dich nicht zu betrauern. Lockt dich die moralische Vollkommenheit dieses Unbekannten? Oder die Art Macht, welche denjenigen eigen ist, die ein Verbrechen begehen? Ich habe zu viel Achtung vor dir, um zu glauben ..." „Oh, glaube alles!" sagte Helene kalt.

Aber trotz der Charakterstärke, die sie in diesem Augenblick bewies, behauptete sich der Blitz ihres Blickes nur schwer vor den Tränen, die ihr aus den Augen drangen. An den Tränen der Tochter erriet der Fremde die Worte, die die Mutter zu ihr sprach. Er schleuderte der Marquise seinen Adlerblick zu, und diese konnte sich der unwiderstehlichen Macht, die sie zwang, den schrecklichen Verführer anzusehen, nicht entziehen. Als die Augen dieser Frau den klaren, leuchtenden Augen des Mannes begegneten, empfand sie einen Schauder in der Seele, wie er einen beim Anblick eines Reptils erfaßt, oder wie von dem elektrischen Schlag beim Berühren einer Leidener Flasche. „Mein Freund," rief sie ihrem Manne zu, „das ist der Teufel! Er errät alles ..." Der General erhob sich, um an einer Klingelschnur zu ziehen. „Er stürzt Sie ins Verderben", sagte Helene zu dem Mörder. Der Unbekannte lächelte. Er trat einen Schritt vor, griff nach dem Arm des Marquis und zwang ihn, einen Blick auszuhalten, der ihm die Fassung raubte und ihn wehrlos machte. „Ich werde Ihnen Ihre Gastfreundschaft vergelten," sagte er, „und wir werden quitt sein. Ich erspare Ihnen den Wortbruch und liefere mich selbst aus. Was soll ich schließlich noch mit dem Leben anfangen?" „Sie können bereuen!" antwortete Helene mit einem Blick, in dem eine Hoffnung zu lesen war, wie sie nur in den Augen eines jungen Mädchens aufleuchtet. „Ich werde niemals bereuen!" kam es stolz und mit tönender Stimme aus dem Munde des Mörders. „Seine Hände sind blutbefleckt!" sagte der Vater zur Tochter. „Ich werde sie reinwaschen", erwiderte sie. „Aber", fiel der General ein, der nicht wagte, seine Augen auf den Unbekannten zu

richten, „weißt du denn überhaupt nur, ob er dich haben will?"

Der Unbekannte trat auf Helene zu, deren Schönheit, keusch und streng wie sie war, gleichsam von einem innern Licht erleuchtet war, dessen Widerschein die feinsten Züge und zartesten Linien ihres Gesichts bestrahlte und verklärte. Er sah das reizende Geschöpf mit einem Blick an, der sanft, aber voller Glut war, und sagte tiefbewegt: „Heißt es nicht, Sie um Ihrer selbst willen lieben und Ihrem Vater die zwei Stunden Leben, die er mir verkauft hat, vergelten, wenn ich jetzt Ihr Opfer nicht annehme?" „So stoßen Sie mich also auch zurück!" rief Helene mit herzzerreißendem Ton. „So lebt denn alle wohl, ich will sterben!" „Was hat das zu bedeuten?" stießen Vater und Mutter gleichzeitig hervor.

Sie schwieg und schlug die Augen nieder, nachdem sie der Marquise einen vielsagenden Blick zugeworfen hatte. Seit dem Augenblick, da der General und seine Frau bestrebt waren, durch Wort und Tat das seltsame Recht zu bekämpfen, das der Fremde sich angemaßt hatte, indem er in ihrer Mitte blieb und sie unter dem Banne seines sinnverwirrenden Auges hielt, waren sie einer unerklärlichen Benommenheit verfallen, und ihre betäubte Vernunft vermochte nicht, die übernatürliche Macht zurückzustoßen, die sie unterjochte. Die Luft beklemmte sie, sie atmeten schwer und hatten nicht die Kraft, den, der sie so bedrückte, anzuklagen, obwohl eine innere Stimme ihnen zurief, daß der unbegreifliche Mann die Ursache ihrer Ohnmacht war. Inmitten dieser moralischen Ohnmacht wurde es dem General klar, daß er seine ganze Kraft darauf verwenden müsse, auf die ins Wanken geratene Vernunft seiner Tochter einzuwirken; er faßte sie um die Taille und trug sie in eine Fensternische, fern vom Mörder. „Mein geliebtes Kind," sagte er zu ihr mit leiser Stimme, „wenn eine seltsame Liebe plötzlich in deinem Herzen Wurzel geschlagen hat, so kann ich doch nicht glauben, daß du in deiner unschuldsvollen, reinen und frommen Seele nicht die

nötige Kraft aufbringen solltest, um eine Regung des Wahnsinns zu bezwingen. Hinter deinem Betragen steckt also ein Geheimnis. Sieh, mein Herz ist voller Nachsicht, du kannst dich ihm vertrauen; wenn du es auch zerreißen solltest, so würde ich meinen Schmerzen doch Schweigen gebieten und dein Geständnis in mir verschließen. Sag, bist du eifersüchtig auf unsere Liebe für deine Brüder und dein Schwesterchen? Hast du einen Liebeskummer in deinem Herzen? Fühlst du dich hier unglücklich? Sprich, erkläre mir die Gründe, die dich treiben, deine Familie zu verlassen, ihr das Liebste zu rauben, von deiner Mutter, deinen Brüdern, deiner kleinen Schwester wegzugehen!" „Lieber Vater," entgegnete sie, „ich bin weder eifersüchtig, noch in irgend jemand verliebt, nicht einmal in deinen Freund, den Diplomaten Herrn von Vandenesse." Die Marquise erbleichte, und ihre Tochter, die sie beobachtete, hielt inne. „Muß ich nicht früher oder später einem Manne angehören?" „Das ist wahr." „Wissen wir jemals," fuhr sie fort, „welcher Art der Mensch ist, mit dem wir unser Geschick verknüpfen? Ich glaube an diesen Mann." „Kind," beschwor sie der General, „du denkst nicht an alle Leiden, die deiner harren." „Ich denke an die seinen." „Was für ein Leben!" sagte der Vater. „Ein Frauenleben!" murmelte die Tochter. „Du bist sehr weise!" rief die Marquise, die endlich die Sprache wiederfand. „Mutter, die Fragen diktieren mir die Antworten; aber wenn du es verlangst, werde ich deutlicher sprechen!" „Sage alles, meine Tochter ... ich bin Mutter!" Hier sah die Tochter die Mutter an, und vor diesem Blick unterbrach sich die Marquise. „Helene, wenn du mir Vorwürfe zu machen hast, so will ich sie lieber hinnehmen, als daß ich dich einem Manne folgen sehe, den alle Welt mit Abscheu flieht." „Du siehst wohl, Mutter, daß er ohne mich allein wäre!" „Genug!" fiel der General ein; „haben wir also jetzt wirklich nur noch eine Tochter?..." Und er blickte auf Moina, die die ganze Zeit schlief. „Ich werde dich in ein Kloster sperren!" fügte er hinzu, indem er sich zu Helene wandte. „Gut,

Vater, ich werde dort sterben," antwortete sie mit unerschütterlicher Ruhe; „du bist nur Gott für mein Leben und für seine Seele verantwortlich."

Eine tiefe Stille folgte plötzlich diesen Worten. Die Zeugen dieses Auftritts, in dem alle hergebrachten Gefühle des sozialen Lebens über den Haufen geworfen wurden, wagten nicht, sich anzusehen. Plötzlich bemerkte der Marquis seine Pistolen, ergriff eine, spannte sie hastig und richtete sie auf den Fremden. Beim Geräusch, den das Spannen verursachte, drehte sich der Mann um, heftete seinen ruhigen, durchbohrenden Blick auf den General, dessen Arm mit unüberwindlicher Schlaffheit schwer herunterfiel und die Pistole auf den Teppich gleiten ließ ... „Meine Tochter," sagte hierauf der Vater, den dieser schreckliche Kampf erschöpft hatte, „du bist frei! Umarme deine Mutter, wenn sie es dir gestattet! Was mich betrifft, so will ich dich nicht länger sehen und hören ..." „Helene," sagte die Mutter zu dem jungen Mädchen, „bedenke, daß du ins Elend gerätst." Eine Art Röcheln, das der breiten Brust des Mörders entfuhr, zog die Blicke auf ihn. Ein verächtlicher Ausdruck lag auf seinem Gesicht. „Die Gastfreundschaft, die ich Ihnen gewährt habe, kommt mir teuer zu stehen!" rief der General und erhob sich; „vorhin haben Sie nur einen Greis getötet, hier morden Sie eine ganze Familie. Wie es auch kommen mag, in dieses Haus ist das Unglück eingekehrt." „Und wenn Ihre Tochter glücklich wird?" fragte der Mörder mit einem festen Blick auf den General. „Wenn sie mit Ihnen glücklich ist," entgegnete der Vater mit äußerster Anspannung seiner Kraft, „werde ich ihren Verlust nicht beklagen." Helene kniete schüchtern vor ihren Vater hin und sprach zu ihm mit zärtlicher Stimme: „O mein Vater, ich liebe und verehre dich, ob du mir die Fülle deiner Güte oder die Härte deiner Ungnade zuwendest ... Aber ich flehe dich an, laß deine letzten Worte keine Worte des Zornes sein!" Der General wagte nicht, seine Tochter anzusehen. In diesem Augenblick trat der Fremde vor, und indem er Helene ein Lächeln zu-

kehrte, in welchem sich Teuflisches und Himmlisches vermischte, sagte er: „Engel der Barmherzigkeit, der vor einem Mörder nicht zurückschreckt, komm, da du dabei beharrst, mir dein Schicksal anzuvertrauen." „Unfaßbar!" rief der Vater aus.

Die Marquise warf ihrer Tochter einen unbeschreiblichen Blick zu und öffnete die Arme. Helene stürzte weinend an ihre Brust. „Leb wohl, leb wohl, Mutter!" rief sie. Dann machte sie dem Fremdling, der zusammenfuhr, kühn ein Zeichen; sie küßte ihrem Vater die Hand, umarmte flüchtig und ohne Rührung Moina und den kleinen Abel und verschwand mit dem Mörder. „Welchen Weg schlagen sie ein?" rief der General, als er die Schritte der beiden Flüchtlinge sich entfernen hörte. „Mein Gott," fuhr er, zu seiner Frau gewendet, fort, „ich glaube zu träumen: hinter diesem Abenteuer steckt ein Geheimnis! Du mußt darum wissen." Die Marquise schauderte. „Seit einiger Zeit", versetzte sie, „war deine Tochter außerordentlich romantisch und seltsam exaltiert geworden. Trotz meiner Bemühungen, diese Neigung ihres Charakters zu bekämpfen ..." „Das ist nicht klar ..." Aber da er vermeinte, im Garten den Schritt seiner Tochter und des Fremden zu hören, unterbrach sich der General, um hastig das Fenster zu öffnen. „Helene!" rief er. Seine Stimme verhallte in der Nacht wie eine vergebliche Prophezeiung. Als er diesen Namen aussprach und ihm keine Antwort mehr entgegenklang, durchbrach der General wie durch Zauber den Bann, unter dessen diabolischem Einfluß er so lange gestanden hatte. Eine Art Erleuchtung glitt über seine Züge. Er sah deutlich die Szene, die soeben stattgefunden hatte, und verfluchte seine Schwäche, die er nicht begriff. Ein heißer Schauer lief ihm vom Herzen zum Kopf und zu den Füßen; er wurde wieder er selbst, schrecklich, rachedürstend, und stieß einen gellenden Ruf aus: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!" Er lief zum Klingelzug, zog daran, als sollte er zerreißen, so daß ein wildes Läuten durchs Haus gellte. Alle seine Leute sprangen aus den Betten. Immer schreiend, öffnete er die Fenster nach der Straße zu, rief nach Gendarmen,

nahm seine Pistolen und schoß sie ab, um den Ritt der Polizisten, das Zusammenlaufen seiner Leute und Nachbarn zu beschleunigen. Die Hunde erkannten die Stimme ihres Herrn und bellten, die Pferde wieherten und stampften. Es war ein fürchterlicher Aufruhr in der stillen Nacht. Als der General die Treppe hinunterrannte, um seiner Tochter nachzulaufen, sah er von allen Seiten seine entsetzten Leute herbeikommen. „Meine Tochter ... Helene ist geraubt worden. Geht in den Garten! Bewacht die Straße! Öffnet der Gendarmerie! Greift den Mörder!" In einem Anfall von Raserei riß er die Kette entzwei, an der der große Wachhund lag. „Helene! Helene!" sagte er zu ihm. Der Hund sprang in die Höhe wie ein Löwe, bellte wie rasend und stürzte sich mit solcher Schnelligkeit in den Garten, daß der General nicht folgen konnte. In diesem Augenblick erscholl der Galopp der Pferde auf der Straße, und der General beeilte sich, selbst zu öffnen. „Wachtmeister," rief er, „schneiden Sie dem Mörder des Herrn von Mauny den Rückzug ab! Er ist auf der Flucht durch meine Gärten. Schnell, halten Sie die Zugänge nach der Anhöhe besetzt! Ich will alle Felder, Parke und Häuser durchstöbern. — „Ihr", sagte er zu den Leuten, „überwacht die Straße und verfolgt den Weg von der Barriere bis nach Versailles. Vorwärts alle!" Er versah sich mit einem Gewehr, das ihm sein Kammerdiener brachte, und rannte in den Garten, indem er dem Hund, den er nicht mehr sah, zurief: „Such!" Ein fürchterliches Gebell antwortete ihm aus der Ferne. Er schlug die Richtung ein, woher das Hundegekläff zu kommen schien.

Um sieben Uhr morgens stellte es sich heraus, daß alle Nachforschungen der Gendarmerie, des Generals und der Nachbarn vergeblich gewesen waren. Der Hund war nicht wiedergekommen. Gänzlich abgemattet und schon vor Kummer gealtert, betrat der Marquis wieder den Salon, der für ihn verödet war, obwohl er seine drei andern Kinder dort vorfand. „Du bist sehr kalt gegen deine Tochter gewesen!" sagte er zu seiner Frau und

sah sie scharf an. „Das ist alles, was uns von ihr bleibt," fügte er hinzu und deutete auf den Stickrahmen, wo er eine angefangene Blume sah; „hier saß sie noch soeben, und nun verloren ... verloren!" Er weinte, barg seinen Kopf in den Händen und blieb so lange schweigend. Er wagte nicht mehr, sich in dem Zimmer umzusehen, das ihm vordem einen so reinen Anblick häuslichen Glückes dargeboten hatte. Der Schein der Morgenröte kämpfte mit den erlöschenden Lampen. Die Kerzen verbrannten ihre Papierhülsen; alles stimmte zu der Verzweiflung dieses Vaters. „Man wird dies hier zerstören müssen," sagte er nach einer Weile, indem er auf den Stickrahmen wies; „ich kann nichts mehr sehen, was mich an sie erinnert." — —

Die schreckliche Weihnachtsnacht, in der der Marquis und seine Frau das Unglück hatten, ihre älteste Tochter zu verlieren, ohne daß sie sich der rätselhaften Herrschaft, die der unfreiwillige Räuber auf sie ausübte, widersetzen konnten, war wie eine Vorbedeutung für eine Reihe von Schicksalsschlägen gewesen. Der Bankrott eines Wechselagenten ruinierte den Marquis. Er nahm Hypotheken auf die Güter seiner Frau auf, um eine Spekulation zu versuchen, deren Ergebnisse seiner Familie ihr früheres Vermögen zurückerstatten sollten; aber dieses Unternehmen richtete ihn vollends zugrunde. In seiner äußersten Verzweiflung wollte er noch einen Versuch machen und verließ sein Vaterland. Sechs Jahre waren seit seinem Weggang verflossen. Einige Tage, bevor Spanien die Unabhängigkeit der amerikanischen Republiken erklärte, hatte er seiner Familie, welche die ganze Zeit nur spärliche Nachrichten von ihm erhalten hatte, seine Rückkehr angezeigt.

An einem schönen Morgen befanden sich einige französische Kaufleute, die voller Ungeduld waren, mit den in mühseliger Arbeit und auf gefahrvollen Reisen nach Mexiko und Kolumbien erworbenen Reichtümern in ihr Vaterland zurückzukehren, auf einer spanischen Brigg, einige Meilen von Bordeaux entfernt. Ein Mann, durch Strapazen und Kummer mehr, als es

seine Jahre mit sich brachten, gealtert, stützte sich auf die Schiffsverschanzung und schien unempfindlich für das Schauspiel, das sich den Blicken der Passagiere, die auf dem Oberdeck standen, darbot. Den Gefahren der Seefahrt entronnen und von der Schönheit des Tages angelockt, waren sie hinaufgestiegen, um von weitem ihr Vaterland zu begrüßen. Die meisten unter ihnen behaupteten, in der Ferne die Leuchttürme, die Gebäude der Gascogne und den Turm von Cordouan zu sehen, die zwischen den phantastischen Gebilden einiger weißen Wolken am Horizont auftauchten. Das Meer war so ruhig, daß, ohne die Silberfranse, die das Fahrzeug einsäumte, ohne die lange, rasch zerfließende Furche, die es zog, die Reisenden hätten meinen können, ihr Schiff läge unbeweglich auf dem Ozean. Der Himmel war von einer wunderbaren Klarheit. Die dunkle Farbe seiner Wölbung floß in unmerklichen Abstufungen mit der Färbung des bläulichen Wassers zusammen, und den Punkt ihrer Verschmelzung bezeichnete ein leuchtender Strich, von dem ein Funkeln wie von Sternen ausging. Auf der ungeheuren Wasserfläche schimmerte die Sonne in Millionen Strahlenbrechungen, so daß noch mehr Glanz von unten auszugehen schien als von den Gefilden des Firmaments. Ein wunderbar sanfter Wind schwellte die Segel der Brigg, und diese blendendweißen Tücher, die flatternden gelben Flaggen, das Gewirr des Tauwerks zeichneten sich mit zarten Nebentönen, die von den Schatten herrührten, die die Segel warfen, scharf gegen den leuchtenden Hintergrund der Luft, des Himmels und des Ozeans. Ein schöner Tag, ein frischer Wind, die Heimatserde in Sicht, ein ruhiges Meer, ein melancholisches Rauschen, eine schmucke, einsame Brigg, die auf dem Ozean dahingleitet wie eine Frau, die zum Stelldichein eilt — das war ein Bild voller Harmonie, bei dessen Anblick die Seele von einem Punkt aus, wo alles Bewegung war, die unwandelbaren Räume der Ewigkeit umfassen mußte. Es war eine unvergleichliche Gegenüberstellung von Einsamkeit und Leben, von Stille und Ton, ohne daß man

wissen konnte, wo Ton und Leben, wo die Stille und das Nichts war; nicht eine menschliche Stimme brach diesen himmlischen Zauber. Der spanische Kapitän, seine Matrosen, die Franzosen standen oder saßen, ganz versunken in einer frommen Begeisterung, die voller Erinnerung war. Es war eine Trägheit in der Luft. Die heitern Gesichter zeugten von einem vollkommenen Vergessen vergangener Leiden, und all die Männer schaukelten sich auf diesem sanften Schiffe wie in einem goldenen Traume. Jedoch der alte Passagier, der sich auf die Schiffsverschanzung lehnte, betrachtete den Horizont von Zeit zu Zeit mit einer gewissen Unruhe. In seinen Zügen stand Mißtrauen gegen das Schicksal geschrieben, und er schien zu befürchten, daß sie nicht so bald den Boden Frankreichs betreten würden. Dieser Mann war der Marquis. Das Glück war für das Rufen und die Anstrengungen seiner Verzweiflung nicht taub gewesen. Nach fünf Jahren mühseliger Versuche und Arbeit war er Besitzer eines beträchtlichen Vermögens geworden. In seiner Ungeduld, in sein Vaterland zurückzukehren und seiner Familie das Glück zu bringen, war er dem Beispiel einiger französischen Handelsleute von Havanna aus gefolgt und hatte sich auf einem nach Bordeaux bestimmten spanischen Segler eingeschifft. Nichtsdestoweniger zauberte ihm seine Phantasie, die müde war, das Unglück vorauszusehen, die köstlichsten Bilder seines vergangenen Glückes vor. Als er von ferne den braunen Strich sah, den das Land zog, glaubte er seine Frau und seine Kinder zu sehen. Er war zu Hause, am heimischen Herd, und fühlte, wie man ihn an sich drückte und liebkoste. Er stellte sich Moina vor, schön, groß geworden, stattlich wie eine Jungfrau! Diese phantastische Vorstellung drängte sich ihm mit der Gewalt der Wirklichkeit auf, und die Tränen traten ihm in die Augen. Gleichsam um seine Rührung zu unterdrücken, blickte er nach dem dunstigen Horizont, der der nebligen Linie, die das Land ankündigte, gegenüberlag. „Da ist er ..." sagte er, „er folgt uns." „Was ists?" rief der spanische Kapitän. „Ein Schiff", erwiderte der General

leise. „Ich habe es schon gestern gesehen", sagte der Kapitän Gomez. Er sah den Franzosen an, wie um ihn zu befragen. Dann flüsterte er ihm ins Ohr: „Es hat uns immer nachgesetzt." „Und ich weiß nicht, warum es uns nicht eingeholt hat, denn es ist ein besserer Segler als Ihr verdammter ‚Sankt Ferdinand'." „Er wird Havarie gehabt, ein Leck bekommen haben ..." „Er holt uns ein!" rief der Franzose. „Er ist ein kolumbischer Korsar", sagte ihm der Kapitän ins Ohr. „Wir sind noch sechs Meilen vom Lande entfernt, und der Wind läßt nach." „Er fährt nicht, er fliegt, als ob er wüßte, daß ihm in zwei Stunden seine Beute entwischt. Welche Tollkühnheit!" „Da!" rief der Kapitän aus; „ah! er heißt nicht umsonst der ‚Othello'. Er hat kürzlich eine spanische Fregatte in den Grund gebohrt und hat doch nicht mehr als dreißig Kanonen. Ich habe mich nur vor ihm gefürchtet, denn ich wußte, daß er in den Antillen herumstreicht ... Ah, ah!" fuhr er nach einer Pause fort, während deren er auf die Segel seines Schiffes blickte; „der Wind erhebt sich, wir werden es schaffen. Wir müssen es, der ‚Pariser' wäre erbarmungslos." „Auch der schafft es!" versetzte der Marquis.

Der ‚Othello' war nicht mehr als drei Meilen entfernt. Obgleich die Mannschaft die Unterhaltung des Marquis mit dem Kapitän Gomez nicht gehört hatte, hatte das Auftauchen des Seglers den größten Teil der Matrosen und Passagiere an die Stelle geführt, wo die beiden standen; doch die meisten hielten die Brigg für ein Kauffahrteischiff und sahen es mit Interesse näher kommen, als plötzlich ein Matrose mit wilder Stimme ausrief: „Beim heiligen Jakob! Wir sind verloren, da ist der ‚Pariser Kapitän' ..."

Bei diesem schrecklichen Namen verbreitete sich das Entsetzen in der Brigg, und eine nicht zu schildernde Verwirrung bemächtigte sich aller. Der spanische Kapitän flößte seinen Matrosen durch sein Wort eine momentane Tatkraft ein, und da er in dieser Gefahr um jeden Preis das Land erreichen wollte,

ließ er alle obern und untern Beisegel aufstecken, Steuerbord und Backbord, um dem Winde die ganze Fläche der Leinwand, mit der seine Segelstangen ausgestattet waren, zu bieten. Aber all diese Handgriffe wurden unter großen Schwierigkeiten ausgeführt; sie ließen natürlicherweise das bewunderungswürdige Ineinandergreifen vermissen, das bei Kriegsschiffen so starken Eindruck macht. Obgleich der ‚Othello' vermöge der Stellung seiner Segel wie eine Schwalbe flog, gewann er anscheinend so wenig Raum, daß die unglücklichen Franzosen sich einer angenehmen Täuschung hingaben. Plötzlich, in dem Augenblick, wo der ‚Sankt Ferdinand' nach unerhörten Anstrengungen, dank der geschickten Manöver, die Gomez durch Stimme und Gebärde bewerkstelligte, neuerdings in Schwung gekommen war, legte der Untersteuermann durch eine falsche, wahrscheinlich beabsichtigte Bewegung des Steuers die Brigg quer vor den Wind. Die Segel, die den Wind nun von der Seite bekamen, schlugen so gewaltsam hin und her, daß die Brigg nicht mehr von der Stelle konnte; die Taue rissen, und das Schiff verlor vollständig die Richtung. Eine rasende Wut bemächtigte sich des Kapitäns, die ihn weißer machte als seine Segel: mit einem einzigen Satz sprang er besinnungslos mit seinem Dolch auf den Untersteuermann los, verfehlte ihn, stürzte ihn aber ins Meer. Dann ergriff er das Steuer und machte den Versuch, der entsetzlichen Verwirrung, die seine tapfere, beherzte Mannschaft befallen hatte, abzuhelfen. Tränen der Verzweiflung traten in seine Augen; denn ein Verrat, der uns um einen Erfolg bringt, welcher unserer eigenen Kraft zu danken wäre, trifft uns grausamer als ein sofortiger Tod. Aber je mehr der Kapitän fluchte, desto weniger geschah das Erforderliche. Er schoß selbst die Lärmkanone ab, in der Hoffnung, an der Küste gehört zu werden. In diesem Augenblick antwortete der Korsar, der mit rapider Geschwindigkeit herbeikam, indem er gleichfalls eine Kanone abfeuerte, deren Kugel etwa zwanzig Meter vom ‚Sankt Ferdinand' ins Wasser schlug. „Alle Wetter!" rief der General,

„war das gezielt! Sie scheinen eigens dazu gemachte Schiffskanonen zu haben." Ein Matrose versetzte darauf: „Ja, sehen Sie, der da, wenn der redet, muß man stille sein! Der ‚Pariser' würde sich vor keinem englischen Schiff fürchten." „Es ist alles aus!" rief in höchster Verzweiflung der Kapitän, der durch sein Fernrohr noch nichts vom Lande entdecken konnte; „wir sind noch viel weiter von Frankreich entfernt, als ich glaubte." Der General suchte ihn zu trösten. „Warum wollen Sie alle Hoffnung aufgeben? All Ihre Passagiere sind Franzosen. Sie haben Ihr Schiff an sie vermietet. Dieser Korsar ist Pariser, sagen Sie? Nun, hissen Sie die weiße Flagge und ..." „Und er wird uns in den Grund bohren," erwiderte der Kapitän; „er fragt nach gar nichts, wenn er sich eine reiche Beute aneignen will." „Ja, wenn es ein Seeräuber ist ..." „Seeräuber!" sagte der Matrose wild; „oh! er hält sich immer an das Gesetz oder weiß die Sache zu drehen." „Nun denn," erwiderte der General und hob die Augen zum Himmel „ergeben wir uns drein." Und er hatte noch so viel Kraft, seine Tränen zurückzudrängen. Kaum hatte er diese Worte gesagt, als eine zweite, besser gezielte Kugel in den Rumpf des ‚Sankt Ferdinand' eindrang. „Legt das Schiff back", sagte der Kapitän traurig.

Und der Matrose, der den ‚Pariser' verteidigt hatte, half dieses verzweifelte Manöver in sehr geschickter Weise ausführen. Die Mannschaft verharrte eine tödliche halbe Stunde in der fürchterlichsten Bestürzung. Der ‚Sankt Ferdinand' führte eine Million Piaster mit sich, die das Vermögen der fünf Passagiere ausmachten, und das des Generals betrug elfhunderttausend Franken. Der ‚Othello' befand sich nun in einer Entfernung von zehn Flintenschußweiten, und man konnte deutlich die drohenden Schlünde von zwölf Kanonen unterscheiden, die bereit waren, Feuer zu geben. Er schien von einem Winde getragen zu sein, den der Teufel eigens für ihn blies; doch das Auge eines geübten Matrosen konnte leicht erkennen, woher diese Geschwindigkeit kam. Man brauchte sich nur den schlanken

Bau der Brigg anzusehen, ihre langgestreckte Form, ihre Schmalheit, die Höhe ihres Mastwerks, den Schnitt ihrer Segel, die bewundernswerte Leichtigkeit ihrer Betakelung und die Fertigkeit, mit der die Gesamtheit ihrer Matrosen, von einem einzigen Willen gelenkt, die vollendete Stellung der weißen Fläche, die die Segel bildeten, ausnützte. Alles deutete auf eine ungeheure Machtsicherheit bei diesem schlanken Geschöpf aus Holz, das so behende, so kundig wie ein Streitroß oder ein Raubvogel war. Die Mannschaft des Korsaren verhielt sich ganz still und war bereit, falls sie auf Widerstand stoßen sollte, das arme Handelsschiff zu versenken, das sich zu seinem Glück, wie ein vom Lehrer ertappter Schüler, nicht rührte. „Wir haben Kanonen!" rief der General und drückte die Hand des spanischen Kapitäns. Dieser warf dem alten Soldaten einen beherzten, doch hoffnungslosen Blick zu und sagte: „Und Männer?" Der Marquis musterte die Mannschaft des ‚Sankt Ferdinand', und ihn überfiel ein Schauder. Die vier Kaufleute waren bleich und schlotterten; die Matrosen, die um einen von den Ihren herumstanden, schienen zu beraten, ob sie sich für den ‚Othello' entscheiden sollten, und starrten den Korsaren mit verschlagener Neugier an. Nur der Bootsmann, der Kapitän und der Marquis wechselten Blicke, die ein aufrichtiges Zusammenhalten versprachen. „Ach, Kapitän Gomez, ich habe vor sechs Jahren mit todbetrübtem Herzen von meiner Heimat und meiner Familie Abschied genommen; muß ich ihnen nun in dem Augenblick entsagen, wo ich die Freude und das Glück ins Haus bringe?" Der General wandte sich dem Meere zu, um seine das Schicksal anklagenden Tränen zu verbergen, und sah dabei, wie der Untersteuermann auf den Korsaren zuschwamm. „Diesmal", entgegnete der Kapitän, „werden Sie für immer von ihnen Abschied nehmen."

Der Franzose entsetzte den Spanier durch den verstörten Blick, den er auf ihn richtete. In diesem Augenblick lagen die Schiffe nahezu Bord an Bord; als der General das feindliche

Fahrzeug in so unmittelbarer Nähe vor sich sah, glaubte er an die schlimme Weissagung des Kapitäns. Neben jeder Kanone standen drei Mann. Mit ihrem athletischen Körperbau, ihren eckigen Zügen, ihren nackten, nervigen Armen glichen sie Bronzestatuen. Der Tod hätte sie treffen können, ohne daß sie umgesunken wären. Die regen, flinken, kraftvollen, gut bewaffneten Matrosen blieben unbeweglich. Ihre energischen Gesichter waren stark von der Sonne gebräunt, von schwerer Arbeit gehärtet. Ihre Augen funkelten wie Leuchtkugeln und zeugten von einem wilden Kraftbewußtsein, von rasenden Begierden. Die tiefe Stille, die auf dem von Menschen und Hüten schwarzen Verdeck herrschte, war ein Beweis für die unbeugsame Disziplin, unter die ein mächtiger Wille diese menschlichen Teufel beugte. Der Befehlshaber stand mit über der Brust gekreuzten Armen ohne Waffen am Fuße des Hauptmastes; nur eine Axt lag zu seinen Füßen. Um sich gegen die Sonne zu schützen, trug er einen großen Filzhut mit breitem Rande, der sein Gesicht beschattete. Wie Hunde, die vor ihrem Herrn liegen, heftete die Mannschaft, Soldaten und Matrosen, abwechselnd die Augen auf ihren Kapitän und das Handelsschiff. Als die beiden Briggs aneinanderstießen, wurde der Korsar aus seiner Träumerei gerissen, und er sagte einem jungen Offizier, der neben ihm stand, zwei Worte ins Ohr. „Die Enterhaken!" rief der Leutnant. Und der ‚Sankt Ferdinand' wurde von dem ‚Othello' mit bewundernswerter Schnelligkeit geentert. Den Befehlen gehorchend, die der Korsar leise erteilt und der Leutnant wiederholt hatte, begaben sich die zu den verschiedenen Dienstleistungen bestimmten Männer hintereinander, wie Seminaristen, die zur Messe gehen, auf das erbeutete Schiff, um den Passagieren und Matrosen die Hände zu binden und sich der Schätze zu bemächtigen. Im Nu waren die mit Piastern gefüllten Tonnen, die Lebensmittel und die Mannschaft des ‚Sankt Ferdinand' auf die Brücke des ‚Othello' transportiert. Der General glaubte unter dem Bann eines Traumes zu stehen, als er mit gebundenen Händen, wie wenn

er selbst eine Ware wäre, auf einen Warenballen geworfen wurde. Zwischen dem Korsaren, seinem Leutnant und einem Matrosen, der den Dienst des Bootsmanns zu versehen schien, fand eine Beratung statt. Als diese Unterredung, die nicht lange währte, beendet war, pfiff der Matrose seinen Leuten; auf einen Befehl, den er ihnen gab, sprangen sie alle auf den ‚Sankt Ferdinand', kletterten in das Tauwerk und fingen an, ihn seiner Segel, seiner Takelage zu berauben, mit der gleichen Behendigkeit, wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde einen toten Kameraden auszieht, dessen Schuhe und Rock ihm begehrenswert erscheinen. „Wir sind verloren", sagte der spanische Kapitän, welcher die Gebärden der drei Schiffsoberen während ihrer Beratschlagung und die Bewegungen der Matrosen, die die Plünderung der Brigg vornahmen, mit den Augen verfolgt hatte, kalt zum Marquis. „Wie denn?" fragte der General. „Was sollen sie mit uns anfangen?" entgegnete der Spanier. „Sie sind jedenfalls zu der Einsicht gekommen, daß sie den ‚Sankt Ferdinand' in den Häfen von Frankreich und Spanien schwer losschlagen können, und werden ihn in den Grund bohren, damit er ihnen nicht weiter zur Last ist. Was uns angeht, glauben Sie denn, sie werden sich unsere Beköstigung aufladen, wo sie doch in keinen Hafen einlaufen können?"

Kaum hatte der Kapitän diese Worte beendet, als ein entsetzliches Geschrei erscholl, dem ein dumpfes Geräusch folgte, welches von mehreren ins Wasser fallenden Körpern herrührte. Er drehte sich um und sah die vier Kaufleute nicht mehr. Acht Kanoniere mit wilden Gesichtern hatten die Arme noch hochgehoben, als der General sie mit Grauen anstarrte. „Habe ich es Ihnen nicht gesagt?" bemerkte der spanische Kapitän kalt. Der Marquis erhob sich hastig; das Meer hatte sich schon wieder geglättet, er konnte nicht einmal die Stelle sehen, wo seine unglücklichen Gefährten verschlungen worden waren; sie schwammen wohl mit gebundenen Füßen und Händen unter den Wogen, wenn die Fische sie nicht etwa schon gefressen hatten. Einige Schritte von

ihm entfernt schlossen der verräterische Steuermann und der Matrose des ‚Sankt Ferdinand', der die Stärke des Pariser Kapitäns gerühmt hatte, Freundschaft mit den Korsaren und bezeichneten ihnen mit dem Finger diejenigen von den Leuten der Brigg, die sie würdig erachteten, der Mannschaft des ‚Othello' einverleibt zu werden; den übrigen wurden, obwohl sie schreckliche Flüche ausstießen, von zwei Schiffsjungen die Füße gebunden. Nachdem die Wahl beendet war, bemächtigten sich die acht Kanoniere der Opfer und warfen sie ohne Umstände ins Meer. Die Korsaren beobachteten mit boshafter Neugier die verschiedenen Arten, wie diese Männer fielen: ihre Grimassen und Todesqualen; doch ihre Gesichter drückten weder Spott noch Erstaunen noch Mitleid aus. Es war für sie ein ganz einfaches Erlebnis, an das sie gewöhnt waren. Die älteren von ihnen betrachteten mit finsterem, beharrlichem Lächeln die Fässer voller Piaster, die am Fuße des Hauptmastes aufgestellt waren. Der General und der Kapitän saßen auf einem Warenballen und tauschten einen fragenden und nahezu stumpfen Blick. Sie waren beinahe die einzigen, die von der Mannschaft des ‚Sankt Ferdinand' übriggeblieben waren. Die sieben von den beiden Spionen unter den spanischen Seeleuten ausgewählten Matrosen hatten sich bereits wohlgemut in Peruvianer verwandelt. „Was für verdammte Schurken!" rief plötzlich der General aus, der in gerechtem Zorn seinen Schmerz und alle Klugheit außer acht ließ. „Sie gehorchen der Notwendigkeit," entgegnete Gomez kalt; „wenn Ihnen einer von diesen Männern nochmals begegnete, würden Sie ihm doch Ihren Degen in den Leib stoßen." „Kapitän," sagte der Leutnant zum Spanier gewandt, „der Pariser hat von Ihnen sprechen hören. Er sagt, Sie sind der einzige Mensch, der die Meerengen in den Antillen und die brasilischen Küsten wirklich kennt. Wollen Sie ...?" Der Kapitän unterbrach den Leutnant mit einem verächtlichen Ausruf und antwortete: „Ich werde als Seemann, als treuer Spanier und als Christ sterben ... Hörst du?" „Ins Meer!"

rief der junge Mann. Auf diesen Befehl ergriffen zwei Kanoniere Gomez. „Ihr seid Feiglinge!" rief der General und stellte sich vor die beiden Korsaren. „Erhitze dich nicht zu sehr, Alter! Vielleicht macht dein rotes Band auf unsern Kapitän Eindruck, ich schere mich den Teufel darum ... Wir werden gleich auch ein Wörtchen miteinander reden." In diesem Augenblick verkündigte ein dumpfer Fall, der von keinem Klageton begleitet war, dem General, daß der tapfere Gomez als Seemann gestorben war. „Mein Vermögen oder den Tod!" schrie er in rasender Wut. „Ah! du bist schlau," sagte höhnisch der Korsar; „jetzt glaubst du sicher etwas von uns herauszuschlagen..." Auf ein Zeichen des Leutnants eilten gleich zwei Matrosen herbei und versuchten, dem Franzosen die Füße zu binden; aber dieser versetzte ihnen mit unvermuteter Kühnheit einen Schlag, riß dem Leutnant mit einer plötzlichen Bewegung den Säbel von der Seite und fing an, als alter Kavalleriegeneral, der sein Handwerk verstand, höchst gewandt damit herumzufechten. „Ah, ihr Seeräuber, ihr sollt einen alten Soldaten Napoleons nicht wie eine Auster ins Wasser werfen!" Ein paar Pistolenschüsse, die in nächster Nähe auf den widerspenstigen Franzosen abgegeben wurden, erregten die Aufmerksamkeit des Parisers, der gerade das Herüberschaffen des Takelwerks vom ‚Sankt Ferdinand' beaufsichtigte. Ohne sich im mindesten aufzuregen, packte er den mutigen General von hinten, trug ihn hinweg, zog ihn an den Rand des Verdecks und schickte sich an, ihn wie eine unbrauchbar gewordene Stange ins Meer zu schleudern. In diesem Augenblick begegnete der General dem fahlen Auge des Räubers seiner Tochter. Der Vater und der Schwiegersohn erkannten sich auf der Stelle. Der Kapitän, der den General in einem Schwung hochgehoben hatte, machte eine jähe, entgegengesetzte Bewegung, als wäre er ein leichtes Gewicht, und stellte ihn neben dem Hauptmast nieder. Ein Gemurmel entstand auf dem Verdeck; doch der Korsar schleuderte seinen Leuten einen Blick zu, und alsbald herrschte die tiefste Stille. „Es ist der Vater Helenens,"

sagte er mit heller, fester Stimme; „wehe dem, der ihn nicht in Ehren hält!" Ein freudiges Hurrarufen erscholl auf dem Verdeck und erhob sich zum Himmel wie ein Gebet, wie das Anstimmen eines ‚Tedeum'. Die Schiffsjungen schaukelten sich in den Tauen, die Matrosen warfen ihre Mützen in die Luft, die Kanoniere stampften mit den Füßen, alle waren in Bewegung, heulten, pfiffen, wetterten. Der fanatische Ausbruch dieser Fröhlichkeit verursachte dem General ein Grauen, hinter dem er ein schreckliches Geheimnis witterte. Seine ersten Worte, als er die Sprache wiedererlangte, waren: „Meine Tochter! Wo ist sie?" Der Kapitän heftete auf den General einen Blick, vor dem auch der Unerschrockenste gezittert hätte, ohne daß man einen Grund dafür hätte angeben können. Er machte ihn zur großen Befriedigung der Matrosen, die sich freuten, daß sich die Macht ihres Herrn an allen Wesen bewährte, verstummen, führte ihn an eine Treppe, hieß ihn hinabsteigen und stieß die Tür einer Kabine mit den Worten auf: „Da ist sie."

Dann verschwand er und ließ den alten General in einer Art Betäubung vor dem Anblick des Bildes zurück, das sich ihm darbot. Als die Tür des Gemachs so heftig aufgestoßen wurde, erhob sich Helene von dem Diwan, auf welchem sie geruht hatte; sie sah den Marquis und stieß einen Schrei aus. Sie war so verändert, daß das Auge eines Vaters dazu gehörte, um sie wiederzuerkennen. Die Sonne der Tropen hatte ihr weißes Gesicht gebräunt und ihm ein wundervolles Kolorit verliehen, das einen Hauch von orientalischer Poesie darüberbreitete; es strömte etwas Hoheitsvolles, Majestätisches von ihr aus, ein starkes Gefühl, das selbst noch auf einen rohen Menschen Eindruck machen mußte. Ihr langes, üppiges Haar, das in schweren Locken auf ihren edelgeformten Hals fiel, erhöhte noch den stolzen Charakter ihrer Erscheinung. In ihrer Haltung, ihrer Gebärde brachte Helene das Bewußtsein, das sie von ihrer Macht besaß, zum Ausdruck. Eine triumphierende Selbstsicherheit tat sich in dem leichten Zittern ihrer Nasenflügel kund, und ihre ganze voll-

entwickelte Schönheit atmete friedliches Glück. Es lag in ihr etwas von der Sanftmut der Jungfrau und zugleich jener besondere Stolz, der den Frauen eigen ist, welche sehr geliebt werden. Sie war zugleich Sklavin und Herrscherin und wollte gehorchen, weil sie herrschen konnte. Sie war mit reizvoller und eleganter Pracht gekleidet. Zwar trug sie nur ein Kleid aus indischem Musselin, aber ihr Diwan und die Kissen waren aus Kaschmir; ein Perserteppich bedeckte den Fußboden ihrer geräumigen Kabine; ihre vier Kinder spielten zu ihren Füßen mit kostbaren Gegenständen und erbauten fremdartige Schlösser aus Perlenhalsbändern und Juwelen. In Vasen aus Sèvresporzellan, von Frau Jaquotot gemalt, standen balsamisch duftende Blumen; zwischen Jasmin aus Mexiko und Kamelien schaukelten sich kleine gezähmte exotische Vögel und schienen lebendige Rubine und Saphire zu sein. Ein Klavier befand sich in dem Gemach, und auf den mit roter Seide ausgeschlagenen Holzwänden sah man hier und da Bilder, zwar von kleinem Format, aber von den ersten Malern: ein Sonnenuntergang von Hippolyte Schinner hing neben einem Terborch; eine Madonna von Raffael machte einer Skizze von Géricault den Rang streitig; ein Gérard Dow übertraf alle Porträtmaler der Kaiserzeit. Auf einem Tischchen aus chinesischem Lack stand eine goldene Schale voll köstlicher Früchte. Kurz, Helene schien die Königin eines weiten Gebiets in ihrem Boudoir zu sein, in welchem ihr gekrönter Geliebter die erlesensten Dinge der Erde angehäuft hatte. Die Kinder betrachteten ihren Großvater mit lebhafter Neugierde. Inmitten des Tumults, der Kämpfe und Stürme, an die sie gewöhnt waren, glichen sie jenen nach Krieg und Blut begierigen kleinen Römern, die David auf seinem Gemälde ‚Brutus' dargestellt hat.

„Wie ist das möglich?" rief Helene aus und nahm ihren Vater bei den Händen, um sich von der Wirklichkeit seiner Erscheinung zu überzeugen. „Helene!" „Vater!" Sie fielen einander in die Arme, und Helene drückte ihn mit großer Kraft und

Zärtlichkeit an sich. „Du warst auf diesem Schiff?" „Ja", erwiderte er traurig. Er ließ sich auf den Diwan nieder und sah der Reihe nach die Kinder an, die ihn ihrerseits mit naiver Aufmerksamkeit betrachteten. „Ich wäre umgekommen ohne ..." „Ohne meinen Mann," unterbrach sie ihn, „ich verstehe." „Ach!" rief der General aus, „muß ich dich so wiederfinden, meine Helene, dich, die ich so beweint habe! So muß ich dein Schicksal von neuem bejammern." „Warum?" fragte sie mit einem Lächeln; „freut es dich nicht, wenn ich dir sage, daß ich die glücklichste aller Frauen bin?" „Glücklich?" entfuhr es mit einem Auffahren der Verwunderung dem General. „Ja, teurer Vater", erwiderte sie und ergriff seine Hände, die sie küßte und an ihre Brust drückte. Ihre Augen funkelten vor Vergnügen, und sie nickte noch bekräftigend mit dem Kopf. „Und wie ist das möglich?" fragte er voller Begierde, das Leben seiner Tochter kennen zu lernen. Ihr strahlendes Gesicht ließ ihn alles vergessen. „Höre, Vater," sprach sie, „ich habe zum Geliebten, zum Gatten, zum Diener, zum Herrn einen Mann, dessen Seele so grenzenlos ist wie dieses Meer, so unerschöpflich an Güte wie der Himmel, mit einem Wort: einen Gott. In sieben Jahren hat kein Wort, kein Gefühl, keine Miene den leisesten Mißklang in die himmlische Harmonie seiner Gespräche, seiner Liebkosungen und seiner Liebe gebracht. Nie hat er mich anders angesehen als mit einem holden Lächeln auf den Lippen, einem Freudenstrahl in den Augen. Dort oben übertönt seine donnernde Stimme oft das Heulen des Sturmes oder das Gewühl der Kämpfe, aber hier ist sie sanft und melodisch wie die Musik von Rossini, dessen Werke zu mir gelangen. Alles, was die Phantasie einer Frau ersinnen kann, wird mir zuteil. Oft werden meine Wünsche noch übertroffen. Kurz, ich herrsche auf dem Meere, und man gehorcht mir wie einer Fürstin ... Glücklich!" unterbrach sie sich, „glücklich ist kein Wort, die Seligkeit auszudrücken, die mich erfüllt. Mein Los steht über dem aller Frauen. Demjenigen, den man liebt, in grenzenloser Hingebung zugetan sein und von ihm ein unend-

liches Gefühl empfangen, in welchem die Seele einer Frau sich verliert, und dies unabänderlich und für immer! – sage, ist dies Glück? Ich habe schon tausend Leben gelebt. Hier bin ich allein, hier befehle ich. Nie hat ein Wesen meines Geschlechts den Fuß auf dieses herrliche Schiff gesetzt, wo Viktor immer in meiner Nähe ist. Er kann ohne mich nicht weiter gehen als von einem Teil des Schiffs zum andern", sagte sie mit leichter Schelmerei. „Sieben Jahre! Eine Liebe, die sieben Jahre diese immerwährende Freude, diese stündliche Erprobung überdauert, ist das Liebe? Nein, o nein! Es ist besser als alles, was ich vom Leben kenne... Die menschliche Sprache versagt, um ein so himmlisches Glück zum Ausdruck zu bringen."

Ein Tränenstrom stürzte aus ihren heißen Augen. Die vier Kinder stießen einen klagenden Schrei aus, kamen wie die Küchlein zu ihrer Mutter herbeigelaufen, und der Älteste versetzte dem General mit drohender Miene einen Schlag. „Abel, mein Liebling," sagte sie, „ich weine vor Freude!" Sie zog ihn auf ihre Knie; das Kind schlang zärtlich seine Arme um den stolzen Hals Helenens, wie ein junger Löwe, der mit seiner Mutter spielen will. „Hast du niemals Langeweile?" fragte der General, der die exaltierte Rede seiner Tochter mit Verwirrung angehört hatte. „O ja, wenn wir manchmal an Land sind; und auch da verlasse ich meinen Mann nie." „Du liebtest früher Feste, Bälle, Musik?" „Meine Musik ist seine Stimme; meine Feste, das sind die Gewänder und der Putz, den ich für ihn erfinde. Wenn ihm mein Anzug gefällt, ist es nicht so, als ob die ganze Welt mich bewunderte? Dies ist der einzige Grund, warum ich diese Diamanten, diese Halsbänder, diese funkelnden Diademe, diese Kleinode, diese Blumen und Kunstwerke, mit denen er mich überhäuft, nicht ins Meer werfe; er sagt: ‚Helene, wenn du auch nicht in die Welt kommst, so will ich doch, daß die Welt zu dir kommt.'" „Aber auf diesem Schiff sind Männer, verwegene, schreckliche Männer, deren Leidenschaften..." „Ich verstehe dich, Vater," beschwichtigte sie lächelnd; „sei ohne Sorge! Keine

Kaiserin ist je mit mehr Ehrerbietung behandelt worden als ich. Diese Leute sind abergläubisch. Sie glauben, daß ich der Schutzengel dieses Schiffes, ihrer Unternehmungen und Erfolge bin. Aber ‚er' ist ihr Gott! Eines Tages, ein einziges Mal, hat es ein Matrose an Achtung gegen mich fehlen lassen ... in Worten bloß", fügte sie lachend hinzu. „Bevor Viktor es erfahren konnte, und obwohl ich dem Manne meine Verzeihung schenkte, warfen ihn die Leute der Mannschaft ins Meer. Sie lieben mich wie ihren guten Engel. Ich pflege sie in ihren Krankheiten und habe schon manchen durch meine Sorgfalt und Wachsamkeit vom Tode errettet. Die armen Burschen sind zugleich Riesen und Kinder." „Und wenn Kämpfe stattfinden?" „Ich bin daran gewöhnt," antwortete sie; „ich habe nur beim erstenmal gezittert ... Jetzt ist meine Seele mit dieser Gefahr vertraut, ja, ich liebe sie sogar, ich bin deine Tochter." „Und wenn er umkäme?" „So würde ich ihm in den Tod folgen." „Und deine Kinder?" „Sie sind die Söhne des Meeres und der Gefahr, sie teilen das Leben ihrer Eltern ... Unsere Existenz ist die gleiche und läßt sich nicht scheiden. Wir leben alle von dem gleichen Pulsschlag, sind alle auf derselben Seite des Lebensbuches eingetragen; ein und derselbe Nachen trägt uns, wir wissen es." „Du liebst ihn also so sehr, daß er dir höher gilt als alles?" „Als alles!" wiederholte sie; „aber suchen wir nicht dieses Geheimnis zu ergründen. Sieh! dieser Knabe, das ist auch wieder er!" Sie preßte Abel mit außergewöhnlicher Kraft an sich und drückte flammende Küsse auf seine Wangen und Haare ... Der General rief aus: „Aber er hat doch eben neun Menschen ins Meer werfen lassen!" „Wahrscheinlich mußte es geschehen," gab sie zurück, „denn er ist menschlich und großmütig. Er vergießt so wenig Blut, als möglich ist, ohne die Interessen der kleinen Welt, die er beschützt, und die heilige Sache, die er verteidigt, zu schädigen. Rede mit ihm über das, was dir schlecht erscheint, und er wird deinen Sinn zu ändern wissen!" „Und sein Verbrechen?" sagte der General, als spräche er zu sich selber. „Wenn

es nun aber eine Tugend wäre?" versetzte sie mit kaltem Stolz; „wenn die menschliche Justiz ihn nicht hätte rächen können?" „Sein eigener Rächer sein!" rief der General. „Was ist denn die Hölle anderes als eine ewige Rache für die Vergehen eines Tages?" „Ah, du bist verloren! Er hat dich behext, dir den Sinn verkehrt. Du redest wider alle Vernunft." „Bleib einen Tag bei uns, Vater, und wenn du ihm zuhören, ihn ansehen willst, wirst du ihn lieben." „Helene," sagte der General bedeutungsvoll, „nur einige Meilen trennen uns von Frankreich ..." Sie erbebte, tat einen Blick durch das Fenster und zeigte auf das Meer, das seine ungeheuren grünen Wogen vor sich herrollte. „Dies hier ist meine Heimat", erwiderte sie und klopfte mit der Fußspitze auf den Teppich. „Aber willst du denn nicht deine Mutter, deine Schwester, deine Brüder wiedersehen?" „O ja," sagte sie mit Tränen in der Stimme, „wenn er es will und wenn er mich begleiten kann." „Du hast also weder Vaterland noch Familie mehr", fuhr der General in strengem Tone fort. „Ich bin seine Frau," gab sie stolz und voller Würde zurück; „seit sieben Jahren ist dies die erste Freude, die ich nicht von ihm empfange," dabei ergriff sie die Hand ihres Vaters und küßte sie, „und der erste Vorwurf, der mir gemacht worden ist." „Und dein Gewissen?" „Mein Gewissen? Aber das ist er." In demselben Augenblick fuhr sie heftig zusammen. „Da ist er," sagte sie; „selbst während eines Kampfes, unter allen Schritten, erkenne ich den seinen auf dem Verdeck." Und plötzlich färbte eine Röte ihre Wangen und gab ihren Zügen Glanz. Ihre Augen sprühten, in ihren Muskeln, ihren Adern, der unwillkürlichen Ergriffenheit ihrer ganzen Person drückten sich Liebe und Glück aus. Auf den General machte diese sensitive Erregbarkeit einen starken Eindruck. In der Tat trat gleich darauf der Korsar ein, ließ sich auf einen Fauteuil nieder, zog seinen ältesten Sohn zu sich heran und fing an, mit ihm zu spielen. Es herrschte eine Weile Schweigen, unter dem der General, von Träumerei wie von einem Luftgebilde umfangen, diese ele-

gante Kabine betrachtete, die einem Nest von Eisvögeln glich, wo diese Familie seit sieben Jahren zwischen Himmel und Wasser wohnte, von dem Willen eines einzigen durch die Gefahren der Kriege und Stürme geleitet, wie inmitten der sozialen Mißgeschicke ein Familienoberhaupt seine Angehörigen durchs Leben führt. Er blickte mit Bewunderung auf seine Tochter, die wie das phantastische Bild einer Meeresgöttin war und einen Hauch von unbeschreiblicher Poesie um sich her verbreitete, so daß von ihrer Seelenschönheit alle Schätze, die sie umgaben, verblassen mußten. Es lag eine Fremdartigkeit in diesem Lebenskreis, die ihn überwältigte, eine Kraft und Hoheit der Leidenschaft und der Denkungsart, die alle herkömmlichen Anschauungen über den Haufen warf. Die kalten, engherzigen Kombinationen der Gesellschaft wurden vor diesem Bilde zu nichts. Der alte Soldat fühlte dies alles und begriff, daß seine Tochter niemals ein Leben aufgeben würde, das so schrankenlos, so reich an Kontrasten, so von einer seltenen Liebe ausgefüllt war, und daß sie, nachdem sie erst einmal die Gefahr gekostet hatte, ohne davon erschreckt zu werden, nie mehr zu den kleinlichen Begebenheiten einer armseligen, beschränkten Welt zurückkehren könne.

Der Korsar brach die Stille mit einem Blick auf seine Frau und fragte: „Störe ich?" „Nein," erwiderte der General, „Helene hat mir alles offenbart. Ich sehe, daß sie für uns verloren ist ..." „Nein," fiel ihm der Korsar lebhaft ins Wort; „noch ein paar Jahre, dann erlischt meine Schuld, und ich kann nach Frankreich zurückkehren. Wenn das Gewissen rein ist und das Vergehen gegen eure Gesetze einem innern Gebot entsprang ..." Er hielt inne, als verschmähe er, sich zu rechtfertigen. „Und wie ist es möglich," warf der General ein, „daß Sie nicht angesichts der neuen Morde, die vor meinen Augen begangen worden sind, Gewissensbisse empfinden?" „Wir hatten keine Lebensmittel mehr", versetzte der Korsar. „Wenn Sie diese Leute an der Küste abgesetzt hätten ..." „Sie hätten uns durch irgendein Schiff den Rückzug abschneiden lassen, und wir wären

nicht nach Chile gekommen." Der General unterbrach ihn: „Bevor man von Frankreich aus die spanische Admiralität in Kenntnis gesetzt hätte ..." „Aber Frankreich hätte wohl nicht in Ordnung gefunden, daß ein Mann, der noch vor seinen Gerichtshof gehört, sich einer Brigg bemächtigt, die von Kaufleuten aus Bordeaux gemietet worden ist. Im übrigen, haben Sie nicht auf dem Schlachtfelde manchmal ein paar Schüsse zuviel abgegeben?" Der General, den der Blick des Korsaren einschüchterte, schwieg. Und seine Tochter sah ihn mit einer Miene an, die ebensoviel Triumph als Melancholie ausdrückte. „General," sagte der Korsar mit warmem Ton, „ich habe es mir zum Gesetz gemacht, niemals mehr, als mir zukommt, von der Beute für mich zu nehmen. Aber zweifellos wird mein Gewinn viel größer sein, als Ihr Vermögen war. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in anderer Münze zurückerstatte ..." Er nahm aus einer Schublade des Klaviers eine Menge Banknoten, ohne die Päckchen zu zählen, und überreichte dem Marquis eine Million. „Sie begreifen," begann er wieder, „daß ich mir das Vergnügen, die Leute auf der Straße von Bordeaux zu betrachten, nicht leisten kann ... Wenn es Sie also nicht reizt, die Gefahren unseres Vagabundenlebens mitzumachen, die Naturschauspiele Südamerikas, unsere tropischen Nächte, unsere Schlachten mitzuerleben und die Flagge einer jungen Nation oder den Namen Simon Bolivar siegreich zu sehen, so müssen Sie uns verlassen. Eine Schaluppe und ergebene Männer erwarten Sie. Hoffen wir auf eine dritte, vollends ganz glückliche Begegnung." „Viktor, ich möchte meinen Vater noch einen Augenblick sehen", bat Helene in einem leicht schmollenden Tone. „Zehn Minuten weniger oder mehr können uns mit einer Fregatte zusammenbringen. Gut, wir wollen uns ein bißchen amüsieren! Unsere Leute langweilen sich schon." „O geh, Vater," rief die Frau des Seemanns, „und bring meiner Schwester, meinen Brüdern, meiner ..." sie zögerte ein wenig, „meiner Mutter diese Erinnerungszeichen!" Sie ergriff eine Handvoll kostbarer Steine,

Perlenhalsbänder, Juwelen, wickelte sie in einen Kaschmirschal und reichte sie schüchtern ihrem Vater. „Und was soll ich ihnen von dir sagen?" fragte er. Das Widerstreben, das seine Tochter hatte merken lassen, bevor sie den Namen Mutter aussprach, schien ihn stutzig gemacht zu haben. „Oh, kannst du an meinem Herzen zweifeln? Ich bete jeden Tag für ihr Glück." Der alte Mann ließ einen langen Blick auf ihr ruhen und sagte dann: „Helene, soll ich dich niemals wiedersehen? Werde ich denn nie erfahren, aus welchem Grunde du uns verlassen hast?" Sie erwiderte mit traurig-ernstem Ton: „Dieses Geheimnis gehört nicht mir allein. Aber selbst wenn ich das Recht hätte, es dir zu enthüllen, so würde ich es vielleicht auch dann nicht tun. Ich habe zehn Jahre lang Unerhörtes erduldet ..."

Sie brach ab und reichte ihrem Vater die Geschenke hin, die sie für ihre Angehörigen bestimmt hatte. Der General, der durch das Gebaren im Kriege im Punkt der Beute an einige Weitherzigkeit gewöhnt war, nahm das von seiner Tochter Dargebotene entgegen und gab sich der Hoffnung hin, daß der Pariser Kapitän unter dem Einfluß einer so reinen und edlen Seele wie der Helenens ehrenhaft bleiben würde, auch wenn er die Spanier bekriegte. Schließlich siegte seine Liebe für diese Menschen über alle Bedenken. Er sah ein, daß es lächerlich wäre, spröde zu tun. Daher drückte er kräftig die Hand des Korsaren. Dann umarmte er seine Helene, seine einzige Tochter, mit der den Soldaten besonders eigenen Zärtlichkeit und benetzte ihr stolzes Gesicht, aus dem ihm schon immer eine kühne, männliche Entschlossenheit entgegengestrahlt hatte, mit Tränen. Der Seefahrer brachte ihm, tief erschüttert, seine Kinder, daß er sie segne. Zum Schluß sagten sich alle mit einem langen Blick voller Rührung Lebewohl. „Bleibt immer glücklich!" rief der Großvater und begab sich aufs Deck.

Auf dem Meere erwartete den General ein seltsames Schauspiel. Der ‚Sankt Ferdinand', der in Brand gesetzt worden war, loderte wie ein gewaltiges Strohfeuer zum Himmel empor.

Die Matrosen, die an der Arbeit gewesen waren, die spanische Brigg in den Grund zu bohren, hatten eine große Ladung Rum an Bord entdeckt, und da diese Flüssigkeit auf dem ‚Othello' in großen Mengen vorhanden war, so fanden sie es spaßhaft, mitten im Meere eine große Punschbowle anzuzünden. Für Leute, denen die Monotonie des Meeres so wenig Gelegenheit zur Abwechslung bietet, war dies eine verzeihliche Belustigung. Der General, der von der Brigg in die mit sieben starken Matrosen bemannte Schaluppe des ‚Sankt Ferdinand' gestiegen war, teilte seine Aufmerksamkeit ungern zwischen dem brennenden Schiffe und seiner Tochter, die, auf den Korsaren gestützt, auf dem Hinterteil ihres Fahrzeuges stand. Als er sie so stehen sah in ihrem weißen Kleide, das wie eins von den Segeln flatterte, groß und schön und weithin sichtbar, eine wahre Königin des Meeres, da hatte er, mit der beweglichen Gemütsart des Soldaten, schon vergessen, daß er auf dem Grabe des braven Gomez dahinfuhr. Über ihm schwebte, wie ein braunes Gewölk, eine ungeheure Rauchwolke, die von den Strahlen der Sonne hie und da farbige Reflexe empfing. Es war ein zweiter Himmel, eine dunkle Kuppel, unter welcher eine Art Kronleuchter glänzte und über welchem sich das unverändert azurblaue Firmament wölbte, das durch diesen flüchtigen Kontrast tausendmal schöner erschien. Der seltsam farbige Rauch, der bald gelb, bald rötlich und schwarz war, bald dunstig zerfloß, bedeckte das Schiff, das knisterte, krachte, prasselte. Die Flamme leckte an den Rahen und lief über das Fahrzeug, wie ein Volksaufstand durch die Straßen einer Stadt rast. Der Rum erzeugte bläulich flackernde Flammen, als ob der Geist der Meere, gleich einem Studenten, der in einer Orgie den Punsch zu einem Freudenfeuer auflodern läßt, diese dämonische Flüssigkeit vergossen hätte. Doch die Sonne, mächtiger noch in ihrer Leuchtkraft, überbot diese anmaßende Helligkeit und ließ die Farben der Feuersbrunst gegen ihre Strahlen kaum aufkommen. Es war, als ob ein Netz, ein Gespinst aus goldenen Fäden über dem Feuerstrom

flatterte. Um zu entkommen, hielt sich der ‚Othello' bei dem schwachen Wind in seiner neuen Richtung und neigte sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite, wie ein in den Lüften schaukelnder Papierdrache. Die schöne Brigg nahm den Weg nach Süden. Bald entzog sie sich den Augen des Generals und verschwand hinter der steil aufgerichteten Rauchsäule, deren Schatten auf das Wasser fiel, bald tauchte sie wieder auf, und sooft Helene ihren Vater sehen konnte, ließ sie ihr Taschentuch wehen, um ihn noch einmal zu grüßen. Alsbald ging der ‚Sankt Ferdinand' unter mit einem Zischen, das in den Wogen verlöschte, und von dem ganzen Schauspiel blieb nichts übrig als eine vom leichten Winde geschaukelte Wolke. Der ‚Othello' war weit; die Schaluppe näherte sich dem Lande. Die Wolke trat zwischen diese dürftige Landung und die Brigg. Zum letzten Male hatte der General seine Tochter durch eine Lücke in dem wogenden Rauch gesehen. Prophetische Vision! Das weiße Tuch und das Kleid hoben sich allein von dem schwärzlichen Grunde ab. Zwischen dem grünen Wasser und dem blauen Himmel verlor sich die Brigg. Helene war nur noch ein unmerklicher Punkt, eine matte Linie, ein Engel im Himmel, eine Idee, eine Erinnerung.

Nachdem der Marquis so wieder zu Vermögen gekommen war, starb er rasch an Entkräftung dahin. Einige Monate nach seinem Tode, im Jahre 1833, war die Marquise genötigt, Moina in die Bäder der Pyrenäen zu begleiten. Das eigenwillige Kind verlangte, die Schönheiten des Gebirges kennen zu lernen. Als sie an den Kurort zurückkehrten, trug sich folgende schreckliche Szene zu: „Mein Gott, Mutter," sagte Moina, „warum sind wir nicht ein paar Tage länger in den Bergen geblieben! Wir waren dort weit besser aufgehoben als hier. Hast du nicht das unaufhörliche Stöhnen dieses entsetzlichen Kindes und das Geschwätz der unglücklichen Frau gehört, die irgendeinen fremden Dialekt redet, denn ich habe kein einziges Wort verstanden, das sie sagte? Was sind das nur für Leute, die wir zu Nachbarn

haben! Diese Nacht war eine der schrecklichsten in meinem Leben." „Ich habe nichts gehört," erwiderte die Marquise; „aber ich werde die Wirtin aufsuchen, liebes Kind, und das daneben-liegende Zimmer verlangen; wir werden dann allein und nicht mehr gestört sein. Wie fühlst du dich diesen Morgen? Bist du müde?" Während die Marquise so redete, war sie aufgestanden und an das Bett Moinas getreten. „Laß sehen!" sagte sie und ergriff die Hand ihrer Tochter. „O laß mich, Mutter," gab Moina zur Antwort, „deine Hände sind so kalt." Das junge Mädchen wälzte sich unmutig auf ihrem Kopfkissen, doch mit so viel Grazie, daß es einer Mutter schwer werden mußte, sich gekränkt zu fühlen. In diesem Augenblick erscholl in dem angrenzenden Zimmer ein langer, herzzerreißender und dabei sanfter Klageton. „Aber wenn du das die ganze Nacht hindurch gehört hast, warum hast du mich nicht aufgeweckt? Wir hätten ..." Ein neues Stöhnen, tiefer als die vorhergehenden, unterbrach die Rede der Marquise, die ausrief: „Da liegt jemand im Sterben!" Und sie ging rasch aus dem Zimmer. „Schicke mir Pauline!" rief Moina, „ich will mich ankleiden." Die Marquise eilte in den Hof hinunter, wo sie die Wirtin von mehreren Personen umringt sah, die ihr aufmerksam zuzuhören schienen. „Frau Wirtin, Sie haben uns neben jemand einlogiert, der sehr zu leiden scheint ..." „Ach, reden Sie nicht davon!" hub die Wirtin an, „ich habe soeben nach dem Bürgermeister geschickt. Denken Sie sich, es ist eine arme, unglückliche Frau, die gestern abend zu Fuß hier angekommen ist; sie kommt aus Spanien und ist ohne Paß und ohne Geld. Sie trug auf ihrem Rücken ein sterbendes kleines Kind. Ich konnte nicht umhin, sie hier aufzunehmen. Heute früh habe ich mich selbst nach ihr umgesehen; denn gestern, wie sie hier ans Land gestiegen ist, hat sie mir schrecklich leid getan. Das arme Frauchen. Sie lag da mit ihrem Kind, und beide kämpften mit dem Tode ... Sie zog einen goldenen Ring von ihrem Finger und sagte zu mir: ‚Liebe Frau, ich besitze nur noch dies, nehmen Sie ihn als Zahlung; es wird genügen, mein

Aufenthalt hier wird kein langer sein. Armes Kind! wir werden zusammen sterben', hat sie gesagt, indem sie ihr Kind ansah. Ich nahm ihren Ring und fragte, wer sie sei. Aber sie wollte mir ihren Namen nicht sagen ... Ich habe nun eben nach dem Arzt und dem Bürgermeister geschickt." „Lassen Sie ihr alle Hilfe angedeihen, die nötig ist," sagte hierauf die Marquise; „mein Gott, vielleicht ist sie noch zu retten! Ich werde Ihnen alles vergüten, was es kostet." „Ach, gnädige Frau, sie scheint mir gar sehr stolz zu sein, und ich weiß nicht, ob sie es zulassen wird." „Ich will sie sehen ..."

Und sogleich begab sich die Marquise zu der Unbekannten, da sie ja nicht wissen konnte, welchen neuen Schmerz sie mit ihrem bloßen Erscheinen dieser Frau, die, wie es hieß, im Sterben lag, bringen mußte; denn noch war sie in Trauer. Die Marquise erbleichte bei ihrem Anblick. Trotz der entsetzlichen Leiden, die das schöne Gesicht Helenens verwandelt hatten, erkannte sie ihre älteste Tochter.

Als Helene eine schwarzgekleidete Frau eintreten sah, richtete sie sich auf, stieß einen fürchterlichen Schrei aus und sank langsam in ihr Bett zurück, als sie in dieser Frau ihre Mutter erkannte. „Meine Tochter," sagte Frau d'Aiglemont, „was fehlt dir? Pauline! ... Moina! ..." „Mir fehlt nichts mehr," erwiderte Helene mit schwacher Stimme; „ich hoffte meinen Vater wiederzusehen, aber deine Trauer verkündet mir ..." Sie vollendete nicht. Sie drückte ihr Kind an sich, wie um es zu erwärmen, küßte es auf die Stirn und heftete auf ihre Mutter einen Blick, der noch nicht frei von Vorwurf, wenn auch durch Verzeihung gemildert war. Die Marquise wollte diesen Vorwurf nicht sehen; sie vergaß, daß Helene ein Kind war, das sie ehemals in Tränen und Verzweiflung empfangen hatte, das Kind der Pflicht, ein Kind, das die Ursache ihrer schwersten Kümmernisse gewesen war. Sie näherte sich sanft ihrer ältesten Tochter, einzig in dem Gefühl, daß Helene die erste gewesen, die ihr die Süßigkeit der Mutterschaft zu kosten gegeben hatte. Die Augen der Mutter standen voll Tränen, sie küßte ihre Tochter und

rief: „Helene, mein Kind! ..." Helene verharrte in Schweigen. Ihr letztes Kind hatte eben seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

In diesem Augenblick traten Moina, Pauline, ihre Kammerzofe, die Wirtin und ein Arzt ins Zimmer. Die Marquise hielt die eiskalte Hand ihrer Tochter in der ihren und sah sie mit aufrichtiger Verzweiflung an. Die Witwe des Korsaren, die einem Schiffbruch entgangen war, aus dem sie von ihrer ganzen prächtigen Familie nur ein einziges Kind gerettet hatte, sagte mit schrecklicher Stimme zu ihrer Mutter: „All dies ist dein Werk! Wenn du für mich gewesen wärst, was ..." „Moina, geh hinaus, geht alle hinaus!" schrie Frau d'Aiglemont, um Helenens Stimme mit der ihrigen zu übertönen. „Ich flehe dich an, liebe Tochter, erneuern wir nicht in diesem Augenblick die schrecklichen Kämpfe ..." „Ich werde schweigen," gab Helene mit äußerster Anstrengung zur Antwort; „ich bin Mutter, ich weiß, daß Moina nicht ... Wo ist mein Kind?" Moina kam, von Neugierde getrieben, wieder herein. „Meine Schwester," sagte das verwöhnte Kind, „der Arzt ..." „Alles ist unnütz," erwiderte Helene; „ach, warum bin ich nicht mit sechzehn Jahren gestorben, als ich mir das Leben nehmen wollte! Es gibt kein Glück außerhalb der Gesetze ... Moina ... du ..."

Sie starb, den Kopf auf ihr Kind gebeugt, das sie krampfhaft an sich drückte.

„Deine Schwester wollte dir jedenfalls sagen, Moina," nahm Frau d'Aiglemont das Wort, als sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, wo sie in Tränen zerfloß, „daß das Glück für ein Mädchen niemals in einem romantischen Leben, außerhalb der herkömmlichen Anschauungen und besonders fern von seiner Mutter zu finden ist."

6. Das Alter einer schuldigen Mutter

An einem der ersten Junitage des Jahres 1844 erging sich eine etwa fünfzigjährige Dame, die jedoch noch älter schien, als es in der Natur ihrer Jahre lag, unter den Bäumen des Gartens,

der zu einem in der Rue Plumet in Paris gelegenen Hause gehörte. Sie war schon ein paarmal den leichtgekrümmten Fußpfad auf und ab gewandert, von dem aus sie die Fenster eines Gemachs im Auge behalten konnte, das ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien; schließlich ließ sie sich auf einem der halb ländlichen Stühle nieder, wie sie aus jungen Baumstämmen, die noch mit ihrer Rinde überzogen sind, hergestellt werden. Von ihrem Platze aus übersah die Dame durch ein Gartengitter sowohl die innern Boulevards, in deren Mitte sich der wundervolle Dom des Invalides erhebt, der mit seiner goldenen Kuppel zwischen den Kronen eines Ulmenwaldes emporragt, als auch ihren weniger großartigen Garten, den die graue Fassade eines der schönsten Häuser des Faubourg Saint-Germain abschloß. Überall war noch Stille, in den benachbarten Gärten, den Boulevards, um den Dom; denn in diesem vornehmen Viertel beginnt der Tag erst um zwölf Uhr. Falls nicht eine besondere Laune eine Ausnahme herbeiführt, eine junge Dame ausreiten will oder ein alter Diplomat ein Protokoll neu aufzusetzen hat, schläft zu dieser Stunde noch alles oder fängt erst an aufzuwachen, Diener und Herren.

Die alte Dame, die schon so frühzeitig auf war, war die Marquise d'Aiglemont, die Mutter von Frau von Saint-Héreen, der dieses schöne Haus gehörte. Die Marquise hatte zugunsten ihrer Tochter, der sie ihr ganzes Vermögen geschenkt hatte, auf das Haus verzichtet und für sich nur eine lebenslängliche Rente zurückbehalten. Die Gräfin Moina von Saint-Héreen war das letzte Kind von Frau d'Aiglemont. Um ihr die Heirat mit dem Erben eines der erlauchtesten Häuser Frankreichs zu ermöglichen, hatte die Marquise alles geopfert. Nichts war natürlicher, sie hatte nacheinander zwei Söhne verloren: der eine, Gustav d'Aiglemont, war an der Cholera gestorben, der andere, Abel, war vor Constantine gefallen. Gustav hatte eine Witwe nebst Kindern hinterlassen. Aber die geringe Zuneigung, die Frau d'Aiglemont ihren beiden Söhnen entgegenbrachte, war noch

schwächer geworden, da sie auf die Enkelkinder überging. Sie stand auf gutem Fuß mit der jungen Frau d'Aiglemont; aber sie ließ es bei dem oberflächlichen Gefühl bewenden, das man seinen nächsten Angehörigen zum mindesten bezeigen muß, wenn man nicht den guten Ton und die Schicklichkeit verletzen will. Da der Vermögensanteil ihrer verstorbenen Kinder ausbezahlt worden war, hatte sie für ihre geliebte Moina ihre Ersparnisse und ihr persönliches Eigentum bestimmt. Frau d'Aiglemont hatte für Moina, die von Kindheit an entzückend schön war, von jeher die unwillkürliche Vorliebe gehegt, wie sie bei Müttern häufig vorkommt: eine oft verhängnisvolle Sympathie, die unerklärlich scheint oder über die die Eingeweihten hinreichenden Aufschluß geben könnten. Das reizende Gesicht Moinas, der Klang ihrer Stimme, ihre Manieren, ihr Gang, ihre Physiognomie, ihre Bewegungen, alles weckte in der Marquise die tiefsten Empfindungen, die das Herz einer Mutter erfreuen, ängstigen oder entzücken können. Das Prinzip ihres gegenwärtigen, zukünftigen und vergangenen Lebens ruhte in dem Herzen dieser jungen Frau, der sie alle ihre Schätze in den Schoß geworfen hatte. Moina hatte ihre vier ältesten Geschwister zu ihrem Glück überlebt. Frau d'Aiglemont hatte in der Tat auf die entsetzlichste Art, wie die Leute sagten, eine schöne Tochter, deren Schicksal beinahe unbekannt war, und einen Knaben, der mit fünf Jahren durch einen schrecklichen Unfall ums Leben kam, verloren. Die Marquise erblickte zweifelsohne eine Fügung des Himmels darin, daß das Schicksal ihr am meisten geliebtes Kind verschont hatte, und sie widmete ihren der Willkür des Todes zum Opfer gefallenen Kindern nur ein schwaches Andenken, das so von andern Gefühlen verdeckt war, wie die Gräber auf einem ehemaligen Schlachtfelde allmählich verschwinden und von Gras und Blumen überwuchert werden. Die Welt hätte von der Marquise vielleicht strenge Rechenschaft für diese Gleichgültigkeit und diese Vorliebe verlangen können; aber in Paris stürzt das Leben in einem solchen Strom von

Ereignissen, Moden, neuen Ideen vorwärts, daß die Vergangenheit der Frau d'Aiglemont dort schon der Vergessenheit angehörte. Niemand dachte daran, ihr eine Kälte der Empfindung zum Verbrechen zu stempeln, die niemand interessierte, während ihre ungewöhnliche Zärtlichkeit gegen Moina für viele Leute von Interesse war und wie alle Vorurteile etwas Unantastbares an sich hatte. Im übrigen ging die Marquise nur noch wenig in Gesellschaft, und den meisten Familien, die sie kannten, erschien sie gut, sanft, fromm, nachsichtig. Es gehört schon ein sehr lebhaftes Interesse dazu, um über diesen Anschein hinaus, mit dem sich die Gesellschaft begnügt, Ansprüche zu erheben. Im übrigen, was verzeiht man nicht alles den alten Leuten, wenn sie wie die Schatten hinschwinden und nur noch eine Erinnerung sein wollen! Frau d'Aiglemont wurde also den Vätern von den Kindern, den Schwiegermüttern von ihren Schwiegersöhnen als Muster hingestellt. Sie hatte vor der Zeit Moina ihren Besitz abgetreten und lebte nur noch in dem Glück der jungen Gräfin, durch sie und für sie. Wenn vorsichtige Greise, grämliche Onkel dieses Vorgehen tadelten und sagten: „Frau d'Aiglemont wird es vielleicht eines Tages bereuen, ihr Vermögen aus den Händen gegeben zu haben; denn mag sie auch das Herz ihrer Tochter kennen, kann sie sich ebenso sicher auf ihren Schwiegersohn verlassen?" ... dann erhob sich gegen diese Propheten ein Gezeter, und von allen Seiten regnete es Lobreden auf Moina. „Man muß es anerkennen, daß Frau von Saint-Héreen dafür gesorgt hat, die Gewohnheiten ihrer Mutter in nichts zu beeinträchtigen", meinte eine junge Frau. „Frau d'Aiglemont hat eine wundervolle Wohnung, einen Wagen zu ihrer Verfügung und kann ganz wie früher in Gesellschaft gehen ..." „Nur nicht in die Italienische Oper," versetzte ganz leise ein alter Schmarotzer, einer von denen, die das Recht zu haben glauben, ihre Freunde mit Bosheiten zu überhäufen, um damit Proben von Unabhängigkeit abzulegen; „die alte Dame liebt nur noch die Musik, woraus sich vermutlich ihre angebetete

Tochter nichts macht. Sie war seinerzeit so ausnehmend musikalisch! Aber da die Loge der Gräfin immer von jungen Schmetterlingen umflattert ist, und sie die Kleine, die schon für eine recht kokette Person gehalten wird, mit ihrer Gegenwart genieren würde, geht die arme Mutter nie mehr in die Oper."
„Frau von Saint-Héreen hat entzückende Abende, einen Salon, wo ganz Paris hingeht", sagte ein heiratsfähiges junges Mädchen.
„Einen Salon, wo sich niemand um die Marquise kümmert", gab der Schmarotzer zur Antwort. „Immerhin ist Frau d'Aiglemont niemals allein", ließ sich ein junger Geck vernehmen, der die Meinung der jungen Dame stützen wollte. „Am Morgen", sagte der alte Beobachter wieder leise, „schläft die teure Moina. Um vier Uhr befindet sich die teure Moina im Bois. Am Abend geht die teure Moina zum Ball oder in die Italienische Oper ... Aber es ist wahr, daß Frau d'Aiglemont die Möglichkeit hat, ihre geliebte Tochter zu sehen, während sie sich ankleidet, oder beim Diner, wenn die teure Moina zufällig einmal mit ihrer Mutter diniert. Es sind noch nicht acht Tage her, mein Lieber," sagte der Schmarotzer und nahm einen schüchternen jungen Hauslehrer, der in dem Hause, in dem er sich befand, neu angekommen war, beim Arm, „daß ich diese arme Mutter traurig und allein am Kamin sitzen sah. ‚Was ist Ihnen?' fragte ich sie. Sie sah mich mit einem Lächeln an, aber sie hatte sicherlich geweint. ‚Ich dachte,' gab sie mir zur Antwort, ‚wie sonderbar es ist, daß ich so allein bin, da ich doch fünf Kinder geboren habe; aber das liegt in unserm Schicksal! Und im übrigen bin ich glücklich, wenn ich weiß, daß Moina sich amüsiert.' Mir konnte sie sich anvertrauen, ich habe vormals ihren Mann gekannt. Er war ein armer Kerl, der von Glück sagen konnte, sie zur Frau gehabt zu haben; er verdankte ihr sicherlich seine Pairswürde und sein Amt am Hofe Karls X."

Aber es laufen in den Unterhaltungen der Gesellschaft so viele Irrtümer unter, es werden dort leichten Sinnes so viele Wunden geschlagen, daß der Sittenschilderer genötigt ist, die

von so vielen Sorglosen sorglos hingeworfenen Behauptungen weise abzuwägen. Vielleicht läßt es sich niemals feststellen, wer recht oder unrecht hat: das Kind oder die Mutter. Zwischen diesen beiden Herzen gibt es nur einen Richter. Dieser Richter ist Gott. Gott, der seine Rache oft im Schoß der Familie übt, der sich ewig der Kinder gegen die Mütter, der Väter gegen die Söhne, der Völker gegen die Könige, der Fürsten gegen die Nationen, aller gegen alle bedient; der in der moralischen Welt die Gefühle von andern Gefühlen ablösen läßt, wie die jungen Blätter im Frühling die alten abstoßen; der nach einem unwandelbaren Gesetz und einem Zwecke, den er allein kennt, handelt. Kein Zweifel, jedes Ding geht schließlich in seinen Schoß oder vielmehr kehrt zu ihm zurück.

Diese religiösen Gedanken, die den Herzen der alten Leute so natürlich sind, wogten zerstreut in der Seele der Frau d'Aiglemont; sie gediehen nicht zu völliger Klarheit, waren bald ganz verschüttet, bald deutlicher faßbar, wie Blumen, die auf der Oberfläche des Wassers von einem Sturm gepeitscht werden. Von langem Nachdenken erschöpft, von einer jener Träumereien, in denen vor den Augen derjenigen, die den Tod herannahen fühlen, das ganze Leben aufersteht und sich wieder abspielt, hatte sie sich müde auf diese Bank gesetzt.

Diese Frau, die vor der Zeit gealtert war, wäre für einen Dichter, wenn etwa einer auf dem Boulevard vorübergegangen wäre, ein seltenes Bild gewesen. Wie sie so in dem schwachen Schatten einer Akazie dasaß, dem Schatten, den eine Akazie um die Mittagszeit wirft, waren auf ihrem blassen marmornen Gesicht tausend Dinge zu lesen. Ihr ausdrucksvolles Gesicht enthüllte noch etwas, was mehr erschütterte als ein zur Neige gehendes Leben, noch etwas Tieferes als eine von schweren Erlebnissen entkräftete Seele. Sie war eine von den Typen, die einen unter tausend Physiognomien, die man übersieht, weil sie ohne Charakter sind, zum Stillstehen, zum Nachdenken zwingen; so wie man unter tausend Bildern eines Museums

gepackt wird von dem herrlichen Kopf, in dem Murillo den Mutterschmerz zum Ausdruck bringt, oder von dem Antlitz Beatrice Cencis, in welchem Guido Reni die rührendste Unschuld inmitten des entsetzlichsten Verbrechens darstellt, oder von dem finstern Gesicht Philipps II., in dem Velasquez ein für allemal die schreckliche Majestät der Herrschermacht verkörpert hat. Manche menschlichen Gesichter sind herrische Mahner, die zu einem reden, einen befragen, einem auf geheime Gedanken Antwort geben und ganze Tragödien auszudrücken scheinen. Das eisige Antlitz Frau d'Aiglemonts war so eine erschütternde Dichtung, ein Gesicht, wie man sie zu Tausenden in der ‚Göttlichen Komödie' von Dante Alighieri auftauchen sieht.

Während der kurzen Blütezeit der Frau dienen die Ausdrucksmittel ihrer Schönheit vortrefflich der Verstellung, zu der ihre natürliche Schwäche und unsere sozialen Gesetze sie verdammen. Unter dem reichen Kolorit ihres frischen Gesichts, unter dem Feuer ihrer Augen, der harmonischen Einheit ihrer feinen Züge, so vieler gebogenen oder geraden, aber stets vollkommen reinen und festen Linien können ihre Empfindungen verborgen bleiben: die Röte, die ihre schon so lebhaften Farben noch kräftiger hervortreten läßt, enthüllt nichts; alle innere Wärme teilt sich so völlig dem Glanz mit, der aus ihren vor Leben blitzenden Augen strahlt, daß auch die zehrende Flamme des Leidens als ein Reiz mehr erscheint. Nichts ist so verschwiegen wie ein junges Gesicht, weil es unbeweglich ist. Das Antlitz einer jungen Frau hat die Ruhe, die Glätte, die Frische eines hellen Wasserspiegels. Die Physiognomie der Frauen fängt erst mit dreißig Jahren an. Bis dahin findet der Maler auf ihren Gesichtern nur Rot und Weiß, nur ein Lächeln und einen Ausdruck, die einen einzigen Gedanken wiederholen, Jugend und Liebe, einen einförmigen Gedanken ohne Tiefe; aber im Alter ist alles in der Frau zum Ausdruck gekommen: die Leidenschaften haben sich auf ihrem Gesicht eingegraben; sie ist Geliebte, Gattin, Mutter gewesen; die heftigsten Empfindungen der Freude und des Schmerzes

haben sie gepeinigt, ihre Züge verzerrt und sich mit tausend Runzeln in sie eingeprägt, die alle eine Sprache haben; der Kopf einer Frau wird dann zum Bilde schrecklicher Erhabenheit, tiefer Melancholie oder herrlicher Ruhe, — wenn es erlaubt ist, das seltsame Bild fortzusetzen: der ausgetrocknete See weist noch alle Spuren der Stürme auf, die über ihn weggegangen sind; der Kopf einer alten Frau gehört nicht mehr der frivolen Welt, die sich fürchtet, die Zerstörung aller ihrer Begriffe von Eleganz darin zu gewahren, an die sie gewöhnt ist, und ebensowenig den gewöhnlichen Künstlern, die nichts darin entdecken, sondern den wirklichen Dichtern, die ein Gefühl für das Schöne haben, das von allen Konventionen, auf welchen so viele Vorurteile in der Kunst und der Schönheit beruhen, unabhängig ist.

Obwohl Frau d'Aiglemont einen modernen Kapotthut trug, konnte man doch sehen, daß ihr ehemals schwarzes Haar von schmerzlichen Gemütserregungen vollkommen gebleicht war; aber die Art, wie sie es geteilt und der Stirn angeschmiegt hatte, die, obwohl welk und gerunzelt, doch noch von schöner Form war, verriet ihren guten Geschmack und die anmutigen Gewohnheiten der eleganten Frau. Der Schnitt ihres Gesichts, die Regelmäßigkeit ihrer Züge gaben einen wenn auch schwachen Begriff von ihrer früheren Schönheit, auf die sie hatte stolz sein dürfen; aber diese Merkmale zeugten noch mehr von den Schmerzen, die grausam genug gewesen waren, ihr Antlitz auszumergeln, die Schläfen eintrocknen, die Backen einfallen zu lassen, die Augenlider zu zerknittern und sie der Wimpern, die den Blick so anmutig zieren, zu berauben. Alles war still geworden in dieser Frau: ihr Gang und ihre Bewegungen hatten die feierliche Langsamkeit, die Ehrfurcht gebietet. Die in Schüchternheit verwandelte Bescheidenheit ihres Wesens schien das Resultat der seit mehreren Jahren angenommenen Gewohnheit zu sein, vor ihrer Tochter zurückzutreten; sie sprach wenig, und dann war ihre Rede immer sehr sanft, wie bei all denen, die viel zum Nachdenken gezwungen sind, sich sammeln und sich in

sich selbst zurückziehen. Diese Haltung und dieses Aussehen flößten ein unbestimmbares Gefühl ein, das weder Furcht noch Mitleid war, das aber die Ahnung dieser Regungen auf eine geheimnisvolle Weise weckte. Die fahle Blässe ihrer faltigen Haut, ihr wie erloschener, wehmutsvoller Blick sprachen beredt von Tränen, die vom Herzen aufgesogen werden und nie über den Rand der Lider treten. Die Unglücklichen, die es gewohnt sind, den Himmel in ihren Leiden anzurufen, hätten sofort in dem Auge dieser Mutter die beständige schmerzliche Gewohnheit des Gebetes erkannt und die leisen Spuren jener heimlichen Wunden, die in der Seele schließlich alles bis auf das Gefühl der Mütterlichkeit zerstören. Die Maler haben Farben für solche Bildnisse; aber die Gedanken und die Worte vermögen nicht, sie getreulich wiederzugeben. In den Tönen der Haut, den Mienen des Gesichts bergen sich Eigentümlichkeiten, die die Seele nur mit dem Auge erfaßt, aber der Dichter hat kein anderes Mittel, solche Zerrüttungen der Physiognomie zu schildern, als die Erzählung der Begebenheiten. Dieses Gesicht sprach von einem stillen und kalten Orkane, von einem verzweifelten Kampf zwischen dem Heroismus des Mutterschmerzes und der Schwäche unserer Empfindungen, die endlich sind wie wir und in denen es nichts Unendliches gibt. Diese immer zurückgedrängten Qualen hatten auf die Länge diese Frau geradezu körperlich heruntergebracht. Gewiß, Erregungen, die zu heftig waren, hatten dieses Mutterherz physisch verändert, und eine Krankheit, vielleicht eine Herzerweiterung, zehrte an Julie, ohne daß sie es wußte. Die wirklichen Qualen sind scheinbar sehr still in dem tiefen Bett, das sie sich ausgewühlt haben und in dem sie zu schlafen scheinen, während sie in Wahrheit an der Seele immerzu fressen, wie die schreckliche Säure, die den Kristall vernichtet. Zwei Tränen liefen der Marquise in diesem Augenblick die Wange herab, und sie stand auf, wie wenn ein Gedanke, der noch bohrender war als alle andern, sie heftig getroffen hätte. Sie hatte an Moinas Zukunft gedacht, und indem sie die Schmerzen voraussah, die

ihre Tochter erwarteten, waren ihr wieder alle Schicksalsschläge ihres eigenen Lebens schwer aufs Herz gefallen.

Man wird die Lage dieser Mutter verstehen, wenn wir von der Lage der Tochter sprechen.

Der Graf von Saint-Héreen war seit etwa einem halben Jahr verreist, um sich einer politischen Mission zu entledigen. Während dieser Abwesenheit hatte sich Moina, die die Eitelkeit einer kleinen Mätresse mit den kapriziösen Launen eines verzogenen Kindes verband, damit vergnügt — aus Leichtsinn oder aus einer der tausend Koketterien des Weibes, vielleicht um ihre Macht zu erproben —, mit der Leidenschaft eines geschickten, aber herzlosen Mannes zu spielen, der vorgab, er wäre trunken vor Liebe, nur daß sich mit dieser Liebe die ganze eitle Ehrsucht des Gecken verband, der in der Gesellschaft hochkommen wollte. Frau d'Aiglemont, deren lange Erfahrung sie gelehrt hatte, das Leben zu kennen, die Männer zu beurteilen und die Gesellschaft zu fürchten, hatte die Fortschritte dieser Intrige beobachtet und fürchtete nun, ihre Tochter werde zugrunde gehen, da sie die junge Frau in den Händen eines Mannes sah, dem nichts heilig war. Mußte es nicht furchtbar für sie sein, in dem Manne, den Moina mit Vergnügen erhörte, einen Roué zu finden? Ihr geliebtes Kind war also am Rand eines Abgrundes. Das war ihr zu furchtbarer Gewißheit geworden, und sie wagte sie doch nicht zurückzurufen, denn sie zitterte vor der Gräfin. Sie wußte im voraus, daß Moina auf keine ihrer weisen Warnungen hören würde; sie hatte keine Macht über diese Seele, die für sie kalt und hart und für alle andern so weich war. Ihre zärtliche Liebe hätte sie dazu gebracht, an dem Unglück einer Leidenschaft teilzunehmen, die von den edlen Eigenschaften des Verführers gerechtfertigt worden wäre; aber ihre Tochter ließ sich lediglich von ihrer Koketterie lenken, und die Marquise verachtete den Grafen Alfred von Vandenesse, da sie wußte, daß dieser Mann seinen Kampf mit Moina als eine Art Schachspiel ansah. Alfred von Vandenesse war der unglücklichen

Mutter grauenhaft, aber sie mußte die wahren Gründe ihrer Abneigung in den Tiefen ihres Herzens verbergen. Sie war mit dem Marquis von Vandenesse, Alfreds Vater, intim befreundet gewesen, und diese Freundschaft, die in den Augen der Welt durchaus ehrbar war, hatte dem jungen Mann das Recht gegeben, bei Frau von Saint-Héreen ein und aus zu gehen, indem er so tat, als ob er schon von der Kinderzeit her ihr tief ergeben wäre. Überdies wäre es ein ganz vergeblicher Entschluß gewesen, wenn Frau d'Aiglemont zwischen ihre Tochter und Alfred von Vandenesse ein furchtbares Wort hätte werfen wollen, das sie getrennt hätte; sie war sicher, trotz der Gewalt dieses Wortes, das sie in den Augen ihrer Tochter entehrt hätte, damit keinen Erfolg zu haben. Alfred war zu verdorben und Moina zu geistreich, um an diese Enthüllung zu glauben; die junge Gräfin hätte sie einfach übersehen, sie als mütterliche List behandelt. Frau d'Aiglemont hatte ihr Gefängnis mit ihren eigenen Händen gebaut und hatte sich darin eingemauert, um hier zu sterben; sie mußte zusehen, wie das schöne Leben Moinas, dieses Leben, das ihr Ruhm, ihr Glück und ihr Trost geworden war und an dem sie tausendmal mehr hing als an ihrem eigenen, zerstört wurde. Furchtbare, unglaubliche, unaussprechliche Leiden! Bodenloser Abgrund!

Sie wartete ungeduldig, bis ihre Tochter aufstand, und trotzdem fürchtete sie es; sie glich dem unseligen zum Tode Verurteilten, der mit dem Leben fertig sein will und den es trotzdem kalt überläuft, wenn er an den Henker denkt. Die Marquise war entschlossen, einen letzten Versuch zu wagen; aber sie fürchtete vielleicht weniger, bei diesem Versuch zu scheitern, als noch eine der Wunden zu empfangen, die für ihr Herz so schmerzlich waren, daß ihr aller Mut genommen war. Ihre Mutterliebe war in dem Stadium angelangt, daß sie ihre Tochter liebte, aber fürchtete, einen Dolchstoß zu erhalten, und ihm entgegenging. Die Mutterliebe ist in zärtlichen Herzen so groß, daß eine Mutter, ehe sie bei der Gleichgültigkeit angekommen ist, den Tod

oder irgendeine der großen Mächte, die Religion oder die Liebe, gefunden haben muß, auf die sie sich stützen kann. Seit sie aufgestanden war, hatte das verhängnisvolle Gedächtnis der Marquise ihr mehrere Geschehnisse von der Art zurückgerufen, die anscheinend so klein und doch im moralischen Leben so bedeutungsschwer sind. In der Tat trägt eine Gebärde manchmal eine ganze Tragödie in sich, der Ton, in dem ein Wort gesprochen wird, vernichtet ein ganzes Leben, ein gleichgültiger Blick tötet die glücklichste Leidenschaft. Die Marquise d'Aiglemont hatte zu viele solcher Gebärden gesehen, zu viele solcher Worte gehört, zu viele solcher Blicke, die der Seele so gräßlich sind, ausgestanden, als daß ihre Erinnerungen ihr hätten Hoffnung geben können. Alles bewies ihr, daß Alfred sie in dem Herzen ihrer Tochter ausgelöscht hatte und daß sie, die Mutter, darin nicht einmal mehr als eine Vergnügung, nur als eine Pflicht wohnte. Tausend Dinge, selbst Nichtigkeiten, waren ihr Zeugen für das schmähliche Benehmen der Gräfin ihr gegenüber, für diese Undankbarkeit, die die Marquise vielleicht als Züchtigung betrachtete. Sie suchte ihre Tochter mit den Plänen der Vorsehung zu entschuldigen, um noch die Hand küssen zu können, die sie schlug. An diesem Morgen dachte sie an das alles, und alles stach ihr noch einmal so scharf ins Herz, daß ihr Kelch, der voller Qualen war, überfließen mußte, wenn noch der leiseste Schmerz dazukam. Ein kalter Blick konnte die Marquise töten. Es ist schwer, diese häuslichen Vorkommnisse zu schildern, aber vielleicht genügen einige, damit wir sie alle verstehen. So hatte es zum Beispiel die Marquise, die etwas schwerhörig geworden war, nie erreichen können, daß Moina für sie etwas lauter sprach; und als sie einmal mit der Naivetät des Menschen, dem etwas fehlt, ihre Tochter gebeten hatte, einen Satz zu wiederholen, von dem sie nichts verstanden hatte, hatte die Gräfin das zwar getan, aber mit einem so ärgerlichen Gesicht, daß Frau d'Aiglemont nicht den Mut hatte, ihre bescheidene Bitte noch einmal auszusprechen. Von diesem Tage an wollte sich die Mar-

quise, wenn Moina zu ihr sprach, immer möglichst nahe zu ihr setzen; aber oft schien sich die Gräfin über das Leiden ihrer Mutter zu ärgern, das sie ihr in ihrem Leichtsinn zum Vorwurf machte. Dieses Vorkommnis, das unter tausend ähnlichen Beispielen herausgegriffen ist, konnte nur das Herz einer Mutter verletzen. Alle diese Dinge hätte ein Beobachter vielleicht gar nicht bemerkt, denn es handelte sich um kleine Nuancen, wie sie nur den Augen einer Frau auffallen. So hatte zum Beispiel Frau d'Aiglemont einmal ihrer Tochter erzählt, die Prinzessin von Cadignan wäre zu ihr zu Besuch gekommen, und Moina hatte in naivem Erstaunen ausgerufen: ‚Wie, um deinetwillen ist sie hergekommen?' Die Miene, mit der diese Worte gesagt wurden, der Ton, den die Gräfin darauf legte, enthielten ungeheuchelte Verwunderung und eine leichte Verachtung, die doch so stark waren, daß ein zartfühlendes junges Herz im Vergleich damit den Brauch der Wilden, ihre Greise zu töten, wenn sie sich nicht mehr an dem Ast eines Baumes, der stark geschüttelt wird, festhalten können, menschenfreundlich gefunden hätte. Frau d'Aiglemont stand auf, lächelte und ging hinaus, um still vor sich hin zu weinen. Gebildete Menschen, und besonders Frauen, verraten ihre Gefühle nur durch kaum wahrnehmbare Zeichen, an denen aber alle die, die Ähnliches erlitten haben wie diese unglückliche Mutter, nichtsdestoweniger die Zuckungen ihrer Herzen erkennen werden. Von ihren Erinnerungen überwältigt, mußte Frau d'Aiglemont wieder an eins dieser so verletzenden winzigen Vorkommnisse denken, das ihr wie kein anderes die grausame Geringschätzung, die sich unter einem Lächeln barg, zum Bewußtsein brachte. Aber ihre Tränen trockneten, als die Läden zum Schlafzimmer ihrer Tochter geöffnet wurden. Sie eilte auf dem Fußweg, der an dem Gitter entlang lief, durch das sie von ihrem Sitz aus geblickt hatte, auf die Fenster zu. Dabei bemerkte sie, mit welcher besondern Sorgfalt der Gärtner diesen Weg, der seit einiger Zeit vernachlässigt gewesen war, geharkt hatte. Als Frau d'Aiglemont unter den Fenstern

ihrer Tochter anlangte, wurden die Läden wieder heftig zugeschlagen.

„Moina!" rief sie. Keine Antwort. „Die Frau Gräfin befindet sich in dem kleinen Salon", sagte die Kammerzofe Moinas, als die Marquise sich erkundigt hatte, ob ihre Tochter aufgestanden sei.

Frau d'Aiglemont war zu bekümmert und zu sehr von ihren Gedanken eingenommen, um in diesem Augenblick diese kleinen Umstände auffällig zu finden. Sie trat rasch in den Salon ein, wo sie die Gräfin im Negligé fand, mit nachlässig unter einem Häubchen geordneten Haaren und den Füßen in Pantoffeln. Den Schlüssel zu ihrem Zimmer hatte sie im Gürtel stecken, und ihr heftig gerötetes Gesicht hatte einen fast drohenden Ausdruck. Sie saß auf einem Diwan und schien nachzudenken.

„Wer ist da?" fragte sie hart. „Ach du bist es, Mutter", fuhr sie dann mit zerstreuter Miene fort, als sie ihrer Mutter ansichtig wurde. „Ja, mein Kind, ich bin es — deine Mutter . . "

Der Ton, mit dem Frau d'Aiglemont diese Worte sprach, war von solch schmerzlicher, innerster Bewegung durchzittert, daß es schwer wäre, einen Begriff davon zu geben, ohne das Wort ‚heilig' anzuwenden. Über ihrem ganzen Wesen lag in diesem Augenblick in der Tat so sehr der heilige Charakter einer Mutter, daß ihre Tochter davon betroffen war und sich mit einer Bewegung zu ihr wandte, die zugleich Achtung, Scheu und Gewissensbisse ausdrückte. Die Marquise schloß die Tür dieses Salons, in den niemand eintreten konnte, ohne daß er schon von weitem gehört wurde. Diese Entfernung schützte vor jeder Indiskretion.

„Liebe Tochter," sagte die Marquise, „es ist meine Pflicht, dich über eine der wichtigsten Krisen in unserm Frauenleben aufzuklären, in der du dich, vielleicht ohne es zu wissen, befindest, aber von der ich, weniger als Mutter denn als Freundin, mit dir sprechen muß. Du bist verheiratet und also Herrin deiner Handlungen geworden; du bist nur deinem Manne dafür

Rechenschaft schuldig; aber ich habe dich die mütterliche Autorität so wenig fühlen lassen — es war vielleicht Unrecht —, daß ich mich im Recht glaube, wenn ich dich nötige, mich in der schwierigen Situation, in der du der Ratschläge bedarfst, anzuhören. Denke daran, Moina, daß ich dich mit einem Manne von großen Fähigkeiten verheiratet habe, auf den du stolz sein kannst, daß ..." „Ach, Mutter," unterbrach Moina sie unwillig, „ich weiß schon, was du mir sagen willst ... du willst mir wegen Alfred eine Rede halten ..." „Du würdest das nicht so gut erraten, Moina," versetzte die Marquise, die ihre Tränen zurückzuhalten strebte, „wenn du nicht fühltest ..." „Was?" gab sie hochmütig zurück; „wirklich, Mutter, ich weiß nicht ..." „Moina!" rief Frau d'Aiglemont mit äußerster Kraftanspannung, „du mußt aufmerksam anhören, was ich dir zu sagen habe ..." „Ich höre," sagte die Gräfin und kreuzte die Arme in höhnischer Unterwürfigkeit; „gestatte, daß ich zuerst mal Pauline rufe, um sie wegzuschicken ..." Sie klingelte. „Mein liebes Kind, Pauline kann nicht hören ..." „Mama," erwiderte darauf die Gräfin mit einem besondern Ton, der der Mutter hätte auffallen müssen, „ich muß ..." Sie verstummte, das Kammermädchen trat herein. „Pauline, gehen Sie selbst zu Baudran, um zu hören, warum ich meinen Hut noch nicht habe."

Sie setzte sich wieder und sah ihre Mutter aufmerksam an. Die Marquise, deren Herz zum Springen voll war, ergriff nun das Wort, um Moina die Gefahren, denen sie sich aussetzte, vorzustellen. Aber sei es, daß Moina sich wegen des Verdachts, den ihre Mutter in bezug auf den Sohn des Marquis von Vandenesse hegte, gekränkt fühlte oder daß sie sich einer jener tollen Anwandlungen, wie sie manchmal über junge, unerfahrene Menschen kommen, nicht erwehren konnte, kurz, sie benutzte eine Pause, die ihre Mutter eintreten ließ, um ihr mit einem gezwungenen Lachen die Worte ins Gesicht zu schleudern: „Aber Mama, ich dachte, du seist nur auf den Vater eifersüchtig ..."

Bei diesen Worten schloß Frau d'Aiglemont die Augen, neigte den Kopf und stieß einen unhörbar leisen Seufzer aus. Sie richtete den Blick nach oben, als folge sie dem unwiderstehlichen Gefühl, das einen zwingt, in den großen Krisen des Lebens Gott anzurufen. Dann heftete sie ihre Augen, die einen finster majestätischen Ausdruck bekommen hatten und von tiefstem Schmerz erfüllt waren, auf ihre Tochter und sagte mit veränderter Stimme: „Du bist gegen deine Mutter unbarmherziger gewesen, meine Tochter, als der Mann, der von ihr beleidigt worden war, unbarmherziger, als es vielleicht Gott sein wird!"

Sie stand auf; an der Tür drehte sie sich noch einmal um, sah in den Augen ihrer Tochter nur Erstaunen, ging hinaus und konnte noch den Garten erreichen. Da verließen sie ihre Kräfte. Sie fühlte einen heftigen Schmerz am Herzen und fiel auf eine Bank. Ihre Augen, die über den Sand schweiften, entdeckten die frische Spur von Männertritten, die sich deutlich erkennbar eingeprägt hatten. Ohne Zweifel, ihre Tochter war verloren, sie erriet, warum sie Pauline den Auftrag gegeben hatte. Diesem grausamen Gedanken folgte eine Klarheit, die schrecklicher war als alles, was sie bisher erfahren hatte. Sie mußte annehmen, daß der Sohn des Marquis von Vandenesse in Moinas Herzen die Achtung zerstört hatte, die eine Tochter ihrer Mutter schuldet. Ihre Schmerzen nahmen zu, sie wurde nach und nach ohnmächtig und lag wie eingeschlafen da. Die junge Gräfin fand, daß ihre Mutter sich erlaubt hatte, ihr eine zu grobe Lektion zu erteilen, und dachte, sie des Abends mit einer Liebkosung und ein paar Aufmerksamkeiten wieder zu versöhnen. Als sie einen Aufschrei im Garten hörte, beugte sie sich nachlässig aus dem Fenster und sah, wie Pauline, die noch nicht weggegangen war, um Hilfe rief und die Marquise in den Armen hielt. „Erschreckt meine Tochter nicht!" war das letzte Wort, das diese Mutter sprach.

Moina sah, wie ihre Mutter bleich, leblos, schwer atmend und die Arme hin und her bewegend, als ob sie nach Worten

ränge, hereingetragen wurde. Von diesem Anblick niedergeschmettert, folgte Moina ihrer Mutter, half schweigend sie auf ihr Bett niederlegen und sie entkleiden. Sie wurde sich ihrer Schuld auf einmal völlig bewußt. In dieser Stunde, wo sich nichts mehr gutmachen ließ, enthüllte sich ihr die Seele ihrer Mutter. Sie wollte mit ihr allein sein; und als niemand mehr im Zimmer war, als sie die Kälte dieser Hand fühlte, die für sie stets so zärtlich gewesen war, zerfloß sie in Tränen. Von diesen Tränen geweckt, heftete die Marquise ihre Augen auf Moina; und während des heftigen Schluchzens, das die zarte Brust der Tochter schüttelte, kam ein Lächeln über die Züge der Sterbenden. Dieses Lächeln war für die junge Muttermörderin das Wahrzeichen, daß das Herz einer Mutter auf seinem tiefsten Grunde immer Verzeihung birgt.

Sobald man den Zustand der Marquise erkannt hatte, wurden Leute zu Pferde nach dem Arzt, dem Wundarzt und den Enkelkindern der Frau d'Aiglemont geschickt. Die junge Marquise und ihre Kinder trafen zur gleichen Zeit mit den Männern der Wissenschaft ein und bildeten mit den Dienstboten eine feierliche, schweigsame und angsterfüllte Versammlung. Da die junge Marquise kein Geräusch vernahm, klopfte sie leise an die Tür. Auf dieses Zeichen stieß Moina, die wahrscheinlich aus ihrem Schmerz geweckt worden war, die beiden Flügel der Tür zurück, warf auf die Familienversammlung einen verstörten Blick und bot mit ihrem ungeordneten Anzug ein so sprechendes Bild, daß es keiner Worte mehr bedurfte. Beim Anblick dieser verkörperten Reue blieb jeder stumm. Die Füße der Leiche waren steif und noch wie im Krampf zusammengezogen. Moina lehnte sich an die Tür, blickte ihre Verwandten an und sagte mit hohler Stimme: „Ich habe meine Mutter verloren!"

Der Ehevertrag

*

Herr de Manerville der Vater war ein Edelmann aus der Normandie und ein guter Bekannter des Marschalls Richelieu[1], der ihn — zur Zeit als der alte Herzog in seiner Eigenschaft als Gouverneur von Guienne[2] in Bordeaux residierte — mit einer der reichsten Erbinnen Bordeaux' vermählte. Der Normanne verkaufte die Ländereien, die er in Bessin besaß, und wurde Gascogner, indem er sich auf dem reizenden Landsitz Lanstrac in der Gascogne, einer Besitzung seiner Frau, niederließ. In den letzten Tagen der Regierung Ludwigs XV. kaufte er sich das Amt eines Majors bei den Türgardisten[3] und lebte, nachdem er die Revolution glücklich überstanden hatte, bis zum Jahre 1813. Der Revolution war er entronnen, indem er gegen Ende des Jahres 1790 nach Martinique ging, wo seine Frau Besitzungen hatte. Die Verwaltung seiner Gascogner Güter übertrug er einem angesehenen Notariatsschreiber, der sich mit fortschrittlichen Ideen trug. Bei seiner Heimkehr fand der Graf de Manerville seine Ländereien in tadellosem Zustand und einträglich verwaltet. Im Jahre 1810 starb Frau de Manerville. Herr de Manerville, den die Verschwendungen seiner Jugend gelehrt hatten, sparsam zu sein, und der, wie so viele Greise, das Zinsensammeln als wichtigste Lebensaufgabe betrachtete, wurde mit der Zeit ein wahrer Geizhals. Ohne zu bedenken, daß der Geiz der Väter die Verschwendungssucht der Kinder großzieht, gab er seinem Sohn fast nichts, trotzdem dieser Sohn sein einziges Kind war.

Paul de Manerville, der gegen Ende des Jahres 1810 von Vendôme zurückkehrte, wo er das Gymnasium besucht hatte,

---

[1] Marschall Richelieu, Herzog Louis François Armand, 1696 bis 1788, Großneffe des Kardinals Richelieu. — [2] Das Gouvernement Guienne, zu dem auch die Gascogne gehörte, bestand bis zur Revolution von 1789. Später gilt Guienne nur noch als Name der betreffenden südwestfranzösischen Landschaft. — [3] Ehemalige Leibgardisten, die tagsüber an den Türen des königlichen Schlosses Wache hielten.

verblieb drei Jahre lang unter der väterlichen Gewalt. Die Tyrannei, die der neunundsiebzigjährige Greis auf seinen Erben ausübte, blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf dessen junges Herz und seinen noch unentwickelten Charakter. Paul, dem keineswegs der körperliche Mut mangelte, den die Gascogner schon mit der Luft einatmen, wagte nicht, seinem Vater zu trotzen, und verlor die Fähigkeit zum Widerstand; diese aber ist die Seele des Mutes. Seine unterdrückten Gefühle hegte er tief in seinem Herzen, ohne sie je verlauten zu lassen; später, als er fühlte, daß sie mit den Grundsätzen der Welt in Widerspruch standen, konnte er wohl gut denken, aber schlecht handeln. Er hätte sich um eines Wortes willen schlagen können und zitterte bei dem Gedanken, einem Dienstboten den Laufpaß zu geben; denn seine Schüchternheit äußerte sich gerade in den Kämpfen, die eine beständige Willensanspannung erfordert hätten. Großer Dinge fähig, sobald es galt, dem Ärger, der Belästigung auszuweichen, kannte er keinen systematischen Widerstand und verstand es nicht, durch mutige Entfaltung seiner Geisteskräfte den Widerwärtigkeiten die Stirn zu bieten. Er war im Denken träge, im Handeln kühn und von großer Aufrichtigkeit. Solche ehrlichen Naturen sind allen Angriffen ein williges Opfer; sie wagen nicht, sich zu erheben, sie dulden lieber, als daß sie klagen.

Er lebte im alten Palais seines Vaters wie ein Gefangener, denn er hatte nicht Geld genug, um mit den jungen Leuten der Stadt herumzuschwärmen; er beneidete sie um ihre Vergnügungen, an denen er nicht teilnehmen konnte. Der alte Edelmann führte ihn jeden Abend mit sich in einem alten Wagen, den alte, schlecht aufgezäumte Gäule zogen und alte, schlecht gekleidete Lakaien bedienten, in eine royalistische Gesellschaft, die sich aus den Trümmern des parlamentarischen und soldatischen Adels gebildet hatte. Dieses Faubourg Saint-Germain[1] von Bor-

[1] Das hier in Analogie gezogene Faubourg Saint-Germain in Paris war der Stadtteil des alten Adels.

deaux, das von der Geldaristokratie der Küstenstädte fast erdrückt wurde, begegnete dem Prunk, den Handel, Verwaltung und Militär damals entfalteten, mit hochmütiger Verachtung.

Paul, der zu jung war, um die sozialen Unterschiede und ihre Notwendigkeit zu begreifen, langweilte sich inmitten dieser Altertümer, ohne zu wissen, daß seine Jugendbeziehungen ihm späterhin einen gewissen aristokratischen Vorrang sichern würden — einen Vorzug, den Frankreich stets zu schätzen weiß. Er fand eine kleine Entschädigung für die Widerwärtigkeit dieser Abende in allerlei Leibesübungen, die jungen Leuten Freude machen und in denen sein Vater ihn ausbilden ließ. Dem alten Edelmann erschien die Ausbildung eines jungen Mannes vollendet, wenn er die Waffen handhaben konnte, ein vortrefflicher Reiter und Ballspieler war und vornehme Manieren hatte; kurz, ihm galt die eitle Erziehung von ehedem noch als maßgebend. Paul übte sich also allmorgendlich im Florettfechten, Pistolenschießen und ging in die Reitschule. Den Rest seiner Zeit verwendete er auf die Lektüre von Romanen, da der Alte ein ernstes geistiges Studium, mit dem man heutzutage die Erziehung abrundet, nicht zuließ.

Bei einem so einförmigen Leben wäre der junge Mann zugrunde gegangen, hätte nicht der Tod seines Vaters ihn befreit, gerade als die Tyrannei ganz unerträglich geworden war. Paul fand, dank des väterlichen Geizes, ein ansehnliches Kapital vor und Ländereien, die in vorzüglichem Zustande waren; aber er haßte Bordeaux und liebte Lanstrac ebensowenig, wohin sein Vater ihn alle Sommer entführt und von früh bis spät zur Jagd geschleppt hatte.

Als die Formalitäten der Erbschaftsübernahme erledigt waren, kaufte der junge Erbe, der nach den Freuden der Welt lechzte, mit seinem Barvermögen Rentenpapiere, überließ die Verwaltung seiner Güter dem alten Mathias, dem Notar seines Vaters, und verbrachte sechs Jahre fern von Bordeaux. Zunächst der Gesandtschaft in Neapel zugeteilt, ging er später als

Gesandtschaftssekretär nach Madrid und London und machte so die Runde durch ganz Europa. Als er die Welt kennen gelernt und viele Illusionen verloren hatte, und als er das flüssige Kapital, das sein Vater angesammelt, verausgabt hatte, zeigte es sich, daß Paul, um seine bisherige Lebensweise beibehalten zu können, die Einkünfte aus seinem Grundbesitz, die sein Notar zurückgelegt, angreifen mußte. In diesem kritischen Moment beschloß er, was er für sehr vernünftig hielt, Paris zu verlassen, nach Bordeaux zurückzukehren, auf Lanstrac das Leben eines Landedelmannes zu führen, die Bewirtschaftung seiner Ländereien selbst in die Hand zu nehmen und zu verbessern, sich zu verheiraten und eines Tages Deputierter zu werden.

Paul war Graf; er konnte und mußte eine gute Ehe eingehen. Wenn viele Frauen danach trachten, einen Adelstitel zu erheiraten, so trachten doch noch mehr nach einem Manne, der mit den Gefahren des Lebens vertraut ist. Nun, Paul hatte für die Summe von siebenhunderttausend Franken, die er in sechs Jahren verbrauchte, den Rang eines Weltmannes erworben, der sich nicht kaufen läßt und der mehr gilt als der Rang eines Börsenmannes. Auch jenen Rang erreicht man nur nach langen Studien, nach einer Vorbereitungszeit, nach gutbestandenem Examen; man muß Beziehungen haben, Freunde und Feinde, eine elegante Gestalt, vornehme Allüren und einen Namen, der leicht und schön auszusprechen ist. Es ist ein Rang, der seinem Träger überdies Vermögen einbringt — und Duelle, verlorene Wetten und getäuschte Hoffnungen, Arbeit und Langweile, und ihn zu unverdaulichen Genüssen zwingt. Kurz, Paul war ein eleganter Mann. Trotz seiner tollen Ausgaben hatte er es jedoch nicht bis zum Lebemann, zum gefeierten Modenarren bringen können. In der possierlichen Armee der Leute von Welt hat der Lebemann den Rang eines Marschalls von Frankreich, der elegante Mann nur den eines Generalleutnants. Paul genoß also als eleganter Mann einen gewissen Ruf und wußte sich diesen zu erhalten. Seine Leute hatten eine prächtige Livree, von seinen

schönen Wagen und Pferden wurde gesprochen, und seine Soupers waren beliebt, ja, sein Heim zählte zu den sieben oder acht Junggesellenheimen, deren Pracht sich mit den ersten Häusern in Paris messen konnte. Aber er hatte nicht eine Frau unglücklich zu machen gewußt, er spielte, ohne zu verlieren, er hatte viel kleines Glück, das wenig Aufsehen machte, er war so aufrichtig, daß er niemanden betrügen konnte, nicht einmal ein Mädchen; er ließ seine Billetdoux nicht herumliegen und besaß auch keinen Koffer voll Liebesbriefe, den seine Freunde durchstöbern konnten, während er sich rasierte oder einen neuen Kragen anlegte. Und da er seine Ländereien in Guienne nicht aufteilen wollte, mangelte ihm die Tollkühnheit, die große Dinge unternimmt und um jeden Preis die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen weiß. Auch lieh er sich nie von seinen Freunden Geld, hatte vielmehr die Schwäche, seinen Bekannten Geld zu borgen, die ihn dann verließen und nicht mehr von ihm sprachen, weder im Guten noch im Bösen. Seine leichtsinnigen Streiche hatten etwas Konventionelles und wandelten auf vorgeschriebenen Bahnen. Sein Charakter war eine Folge der väterlichen Tyrannei. Eines Morgens also sagte er zu einem seiner Freunde, zu de Marsay, der inzwischen berühmt geworden ist: „Mein lieber Freund, das Leben hat einen Sinn." „Man muß siebenundzwanzig Jahre geworden sein, um das zu begreifen", erwiderte de Marsay neckend. „Ja, ich bin siebenundzwanzig Jahre, und eben wegen meiner siebenundzwanzig Jahre will ich nach Lanstrac gehen und dort als Landjunker leben. Ich werde in Bordeaux im alten Schloß meines Vaters wohnen, wohin ich mein Pariser Mobiliar transportieren lassen will, und im Winter werde ich drei Monate hier in Paris zubringen, denn mein Haus hier will ich behalten." „Und du wirst dich verheiraten?" „Und ich werde mich verheiraten." Nach einem kleinen Schweigen sagte de Marsay: „Du weißt, mein lieber Paul, ich bin dein Freund. Nun also, werde ein guter Gatte und guter Vater, du wirst dich für den Rest deiner Tage lächerlich gemacht haben. Wenn dieser

Schritt dich nicht nur lächerlich, sondern auch glücklich machen würde, so hätte die Sache schließlich einen Sinn; aber du wirst nicht glücklich sein. Deine Faust ist nicht stark genug, um einen Haushalt zu regieren. Ich lasse dir Gerechtigkeit widerfahren: du bist ein vorzüglicher Reiter; keiner versteht es so wie du, die Zügel locker zu lassen und wieder anzuziehen, ein Pferd tanzen zu lassen und dabei fest im Sattel zu bleiben. Aber, mein Lieber, die Ehe erfordert eine andere Gangart. Ich sehe schon, wie die Frau Gräfin de Manerville mit dir davonjagt, so daß du gegen deinen Willen häufiger Galopp als Trab reiten mußt und am Ende abgeworfen wirst — so schmählich abgeworfen aber, daß du mit gebrochenen Beinen im Graben liegst. Merk auf! Es bleiben dir jetzt vierzig und einige Tausend Livres Rente aus deinen Besitzungen im Departement der Gironde. Gut. Richte dir dein Palais in Bordeaux ein, nimm deine Pferde, deine Leute mit dir, du wirst in Bordeaux ein kleiner König sein, du wirst dort unsern Pariser Geschmack, unsere Anschauungen verbreiten, du wirst der Verkünder unserer Dummheiten sein. Sehr gut. Mach tolle Streiche dort in der Provinz, begehe große Torheiten — noch besser! Vielleicht gewinnst du eine gewisse Berühmtheit. Aber — verheirate dich nicht! Wer heiratet heutzutage? Der Kaufmann im Interesse seiner Kapitalien oder um die Karre zu zweit in Gang zu halten; der Bauer, der viele Kinder zeugen und sich auf diese Weise billige Arbeitskräfte beschaffen will; Bankbeamte und Notare, die hohe Betriebskosten haben; unglückliche Könige, die unglückliche Dynastien am Leben erhalten wollen. Wir allein sind frei und ohne Sattel, und du willst dich selber anschirren? Also warum heiratest du? Du bist deinem besten Freunde Rechenschaft schuldig. Übrigens wenn du ein Mädchen heiraten solltest, dessen Vermögen dem deinigen gleichkäme, so würdest du bald sehen, daß achtzigtausend Livres Rente für zwei nicht dasselbe sind, wie vierzigtausend Livres Rente für einen; denn bald kommen die Kinder, und man sieht sich zu drei oder vier. Solltest du etwa Liebe empfinden zu diesem

törichten Geschlecht der Manerville, das dir nichts als Kummer bereiten wird? Du verkennst wohl den Beruf eines Vaters, einer Mutter? Die Ehe, mein alter Paul, ist das dümmste von allen Opfern, die man der Gesellschaft darbringt; unsere Kinder allein ziehen ihren Nutzen daraus und geben ihm erst dann Wert, wenn ihre Rosse die Blumen zerstampfen, die aus unsern Gräbern erblühen. Beklagst du den Tod deines Vaters, dieses Tyrannen, der deine Jugend vernichtete? Wie willst du es anstellen, um von deinen Kindern geliebt zu werden? Deine Maßregeln, deine Sorgen für ihr Wohlergehen, deine zuweilen notwendige Strenge wird dir ihre Zuneigung rauben. Die Kinder lieben nur einen freigebigen oder nachsichtigen Vater, den sie dann später verachten. Du hast also die Wahl, gefürchtet oder verachtet zu werden. Halte dir einmal alle unsere Freunde vor Augen und sage mir, wen von ihnen du wohl zum Sohn haben möchtest! Wir haben manchen gekannt, der seinen Namen entehrte. Die Kinder, mein Lieber, sind eine Ware, die ungemein sorgfältig behandelt sein will. Die deinigen werden Engel sein, mag sein! Hast du niemals in den Abgrund geblickt, der das Leben des Junggesellen vom Leben des Ehemannes scheidet! Hör zu! Als Junggeselle kannst du dir sagen: ‚Das und das an mir ist lächerlich, die Leute können nichts anderes von mir denken, als ich ihnen eben erlaube zu denken.' Bist du verheiratet, so stürzest du ins unendlich Lächerliche! Als Junggeselle bereitest du dir selbst dein Glück; heute nimmst du es dir, und morgen kannst du es entbehren; als Ehemann mußt du es nehmen, wie es sich bietet, und wenn du danach verlangst, mußt du darauf verzichten. Verheiratet wirst du zum Einfaltspinsel, berechnest Aussteuern, sprichst über gesellschaftliche und religiöse Moral, findest die jungen Männer unmoralisch und gefährlich; kurz, du wirst ein rechter Moralprediger. Du tust mir leid. Der alte Hagestolz, auf dessen Hinterlassenschaft man lauert, der sich bis zum letzten Atemzug gegen die Leibgarde von Erben wehren muß, die ihm nicht einmal den erbetenen Trunk reicht, ist be-

neidenswert gegenüber dem verheirateten Mann. Ich spreche dir gar nicht davon, wieviel Quälendes, Langweilendes, Verstimmendes, Tyrannisches, Widersinniges, Störendes, Verdummendes, Betäubendes und Lähmendes dir zustoßen kann in dem Kampf der zwei für ewig aneinander Gefesselten, die beide sich selbst betrogen, als sie vermeinten, zusammenzupassen; nein, das hieße die Satire Boileaus zitieren, und die kennen wir auswendig. Ich könnte dir deine lächerliche Idee verzeihen, wenn du mir versprechen würdest, dich als Grandseigneur zu verheiraten, mit deinem Vermögen ein Majorat zu gründen, den Honigmond zu benutzen, um zwei legitime Kinder zu zeugen, deiner Frau ein ganzes Haus zur Verfügung zu stellen, das nicht zu nah bei deiner Wohnung liegt, ihr nur mehr in Gesellschaft zu begegnen und nie von der Reise zurückzukehren, ohne dich durch einen Kurier anzumelden. Zweihunderttausend Livres Rente genügen für ein solches Leben, und deine Ahnenreihe gestattet dir, es mit Hilfe einer reichen, titelsüchtigen Engländerin zu begründen. Ah! solch ein aristokratisches Leben erscheint mir wahrhaft französisch, wahrhaft groß; nur dadurch erhalten wir uns den Respekt und die Freundschaft einer Frau, nur dadurch unterscheiden wir uns von der großen Masse, nur dafür darf ein junger Mann sein Junggesellenleben aufgeben! So gestellt, ist der Graf de Manerville ein Führer seiner Zeit, stellt sich hoch über alle und kann nichts anderes werden als Minister oder Gesandter. Über die Lächerlichkeit ist er weit erhaben, er hat die sozialen Vorteile der Ehe für sich gewonnen und bewahrt die Privilegien des Junggesellen." „Aber, mein guter Freund, ich bin nicht de Marsay; ich bin ganz einfach, wie du schon selber gesagt hast, Paul de Manerville, guter Gatte und guter Vater, Zentrumsabgeordneter und vielleicht Pair von Frankreich; meine Zukunft ist durchaus mittelmäßig, aber ich bin bescheiden — und ich bescheide mich." „Und deine Frau?" sagte der unerbittliche de Marsay, „wird sie sich bescheiden?" „Meine Frau, mein Lieber, tut, was ich will." „Ah, mein armer Freund, du stehst

noch auf dem Standpunkt? Leb wohl, Paul. Von heute ab versage ich dir meine Hochachtung. — Noch ein Wort, denn es fällt mir nicht leicht, deine Abdankung zu unterschreiben. Erkenne doch bitte, worin die Stärke unserer Position beruht. Ein Junggeselle, und hätte er nur sechstausend Livres Einkommen, und bliebe ihm für alle Zukunft nur sein Ruf eines eleganten Mannes, nur das Andenken an seine Eroberungen — nun, dies Schattendasein, dieser Traum enthielte noch tausend Werte; das Leben böte diesem Junggesellen noch Chancen. Ja, seine Wünsche können noch fliegen. Aber die Ehe, Paul, sie trägt die Devise: ‚Bis hierher und nicht weiter!' Verheiratet kannst du nie mehr werden, als du schon bist — es sei denn, daß deine Frau die Gnade hätte, sich mit deiner Zukunft zu befassen." „Aber", entgegnete Paul, „du zermalmst mich da unter Theorien, die wirklich lauter Ausnahmen sind! Ich habe es satt, für die anderen zu leben, Pferde zu halten, um sie zu zeigen, alles im Hinblick darauf zu tun, was man dazu sagen wird, mich zu ruinieren, nur damit nicht etwa irgendein Tropf sagt: ‚Sieh, Paul hat immer denselben Wagen. Wo hat er denn sein Vermögen hingebracht, vergeudet? Er spielt an der Börse, wie?' — ‚Nein, er ist Millionär. Gnädige, das heiße ich doch schon übertrieben: er hat sich aus England ein Gespann kommen lassen, das sicherlich das schönste in ganz Paris ist. Man hatte in Longchamp Gelegenheit, die Viererzüge der Herren de Marsay und de Manerville zu sehen, sie waren tadellos.' Kurz, tausend nichtige Reden, mit denen ein Haufen Dummköpfe uns am Bändel hält. Ich beginne einzusehen, daß ein Leben, in dem wir, statt zu gehen, gerollt werden, uns zu sehr mitnimmt und vorzeitig alt macht. Glaube mir, mein lieber Henri, ich bewundere deine großen Fähigkeiten, aber ich beneide dich nicht darum. Du kannst alles beurteilen, du kannst denken und handeln wie ein gewiegter Staatsmann, kannst dich über das Gesetz stellen, über die gesellschaftlichen Vorurteile und allgemeinen Sitten. Du weißt dir eine Lage vorteilhaft zu gestalten, die mir nichts als Unglück

bringen würde. Die kühle, berechnende Art, mit der du das Leben an dich reißest, ist in den Augen der Menge die zügellosesste Sittenverderbnis. Ich — ich gehöre zur Menge. Ich muß mein Leben nach den Gesetzen einrichten, die mein Gesellschaftskreis mir vorschreibt. Wenn du die Höhen der Menschheit erklimmst, dich einsam auf eisige Gipfel stellst, so findest du Anregung und Befriedigung; ich würde dort oben erfrieren. Das Leben der großen Mehrzahl der Durchschnittsmenschen, der ich angehöre, setzt sich aus eben den Gefühlserregungen zusammen, nach denen ich jetzt das Bedürfnis habe. Wie oft kokettiert ein vermögender Mann mit zehn Frauen — und hat nicht eine für sich; und ferner, wie stark, gewandt und lebensklug er auch sein mag, es kommen Krisen, Momente, wo er nahe daran ist, zwischen zwei Türen zermalmt zu werden. Ich, ich liebe das Beständige und Sanfte, ich wünsche mir ein stilles, geruhiges Leben an der Seite einer Frau." „Sie ist ein wenig bequem, die Ehe!" rief de Marsay.

Paul ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern fuhr fort: „Lache, wenn du willst; ich werde mich als der Glücklichste aller Sterblichen fühlen, wenn mein Diener mir meldet: ‚Die gnädige Frau erwartet den gnädigen Herrn zum Frühstück'; wenn ich abends beim Heimkommen ein Herz finde, dem ..." „Viel zu bequem, Paul! Nichts als Bequemlichkeit! Du hast noch längst nicht die sittliche Reife zur Ehe." „... ein Herz finde, dem ich meine Angelegenheiten und meine Geheimnisse anvertrauen kann. Ich will das Leben mit meinem Weibe so vertraut und innig gestalten, daß unsere Zuneigung nicht abhängig ist von einem Ja oder Nein, von einer Situation, in der der hübscheste Mann der Liebe die Illusionen nimmt. Also, ich habe den nötigen Mut, um, wie du sagst, ein guter Gatte und Vater zu werden! Ich fühle mich geschaffen für die Freuden des Familienlebens und will die mir von der Gesellschaft vorgeschriebene Bahn beschreiten, um eine Frau und Kinder zu bekommen ..." „Du kommst mir vor wie eine Fliege, die durchaus auf den

süßen Leim gehen will. Nur zu! Man wird dich dein Leben lang zum besten haben! Ah! du willst heiraten, um eine Frau zu haben? Mit andern Worten: du willst eines der schwierigsten Probleme, das die von der Revolution gezeitigten Sitten des heutigen Bürgertums aufzuweisen haben, glücklich und vorteilhaft für dich lösen; und in aller Einsamkeit willst du das tun! Glaubst du denn, daß deine Frau kein Verlangen haben wird nach dem von dir verachteten Leben der großen Welt? Wird es ihr wie dir zum Überdruß geworden sein? Wenn du nichts wissen willst von der einzig vernünftigen Ehe, deren Programm dein Freund de Marsay dir vorhin entwickelt hat, so höre denn einen letzten Rat: bleibe noch dreizehn Jahre lang Junggeselle, genieße das freie Leben bis zur Tollheit; dann, mit vierzig Jahren, wenn du den ersten Gichtanfall spürst, heirate eine Witwe von sechsunddreißig; und du kannst glücklich werden. Wenn du dir ein junges Mädchen zur Frau nimmst, so stirbst du vor Wut!" „Ja um Himmels willen, so sage mir doch nur warum?" rief Paul ein wenig gereizt.

„Mein Lieber," erwiderte de Marsay, „die Satire Boileaus über die Frauen ist nur eine Reihe poetisierter Gemeinplätze. Warum sollten die Frauen denn keine Fehler haben? Warum gerade ihnen das allernatürlichste Erbe des Menschengeschlechts absprechen? Auch liegt nach meiner Ansicht das Problem der Ehe nicht mehr dort, wo dieser Kritiker es zu sehen meinte. Meinst du denn, mit der Ehe sei es dasselbe wie mit der Liebe, und es genüge für einen Gatten, Mann zu sein, um Gegenliebe zu finden? Du gehst also in die Boudoirs, um nichts als glückliche Erinnerungen heimzutragen? Wahrhaftig, unsere bizarren Sitten sind schuld, daß alles in unserm Junggesellendasein dazu angetan ist, den spätern Ehegatten — er sei denn ein vorzüglicher Seelenkenner — hinters Licht zu führen. In den glücklichen Tagen seiner Jugend ist der Mann stets Sieger, er ist der Glückbringer, dem die Frauen hingerissen gehorchen. Da wirken dann auf beiden Seiten die Schranken, die das Ge-

setz aufbaut, da wirkt der Gefühlsüberschwang der Frau und ihre reizvolle Abwehr so belebend und anregend, daß oberflächliche junge Leute sich ein falsches Bild machen vom künftigen Eheleben; in der Ehe aber gibt es keine Hindernisse zu nehmen, und die Frau duldet die Liebe, statt sie zu gewähren, und weigert oft die Freuden, die sie begehren sollte. Von nun ab zeigt uns das Leben eine andere Seite. Der freie und sorglose Junggeselle ist immer Eroberer, er hat von einer Niederlage nichts zu fürchten. In der Ehe ist eine Schlappe nie wieder gutzumachen! Wenn es einem Liebhaber gelänge, eine Frau, die er nicht ganz zu befriedigen wußte, wiederzuerobern, für einen Gatten, mein Lieber, wäre dies das Waterloo. Wie Napoleon, so ist auch der Ehemann zu Siegen verdammt, die trotz ihrer großen Zahl nicht verhindern können, daß die erste Niederlage ihn vernichtet. Die Frau, die sich von der Beständigkeit des Liebhabers geschmeichelt fühlt und die sein Zorn glücklich macht, nennt diese Eigenschaften beim Gatten Brutalität. Wenn der Junggeselle sich sein Gelände auswählen kann, wenn ihm alles erlaubt ist, so ist einem Eheherrn alles verboten, und sein Operationsgebiet ist immer dasselbe. Alles ist jetzt umgekehrt. Eine Gattin ist imstande, zu verweigern, was sie schuldig ist; eine Geliebte hingegen gewährt, was sie nicht schuldig ist. Du, der du heiraten willst und heiraten wirst, hast du nie über das Bürgerliche Gesetzbuch nachgedacht? Ich habe mir in diesem Sumpf von Kommentaren noch kaum die Füße besudelt, in dieser Scheune voller Schwatzhaftigkeit, die man die juristische Fakultät nennt, ich habe das Gesetzbuch niemals aufgeschlagen, aber ich sehe seine Anwendung im täglichen Leben. Ich bin ein Gesetzeskundiger, wie der Vorstand einer Klinik Mediziner ist. Die Krankheit steht nicht in den Büchern, der Kranke trägt sie in sich. Das Gesetz, mein Lieber, hat die Frau unmündig gemacht, es behandelt sie als minderjährig, als Kind. Nun, wie beherrscht man die Kinder? Mit Gewalt! In diesem Wort, Paul, liegt des Pudels Kern! Prüfe dich selbst! Sieh zu, ob du dich zum Tyrannen aufwerfen kannst

— du, der Sanfte, der gute Kamerad, der Vertrauende; du, den ich zuerst verlachte und den ich heute so sehr liebe, daß ich dir meine Wissenschaft preisgebe. Ja, das ist eine Wissenschaft, der die Deutschen den Namen Anthropologie gegeben haben. Wahrhaftig, hätte ich mein Leben nicht nur der Freude geweiht, hätte ich nicht einen so tiefen Widerwillen gegen alle, die denken anstatt zu handeln, verachtete ich nicht so sehr die Dummköpfe, die an die Lebensdauer eines Buches glauben, während der Sand der afrikanischen Wüsten die Trümmer birgt von ich weiß nicht wieviel unbekannten zerfallenen London, Venedig, Paris und Rom — ich schriebe ein Buch über die moderne Ehe und was sie unter der Einwirkung des Christentums geworden ist; ja, ich würde den Haufen spitziger Steine grell beleuchten, auf den sich die Anhänger des sozialen Multiplicamini zu betten pflegen. Aber ist die Menschheit es wert, daß ich ihr eine Viertelstunde meiner kostbaren Zeit opfere? Und ferner, sollte man nicht Tinte und Feder nur dazu verwenden, Liebesbriefe zu schreiben und Herzen zu brechen? ... Und wirst du uns die Gräfin Manerville zuführen?" „Vielleicht", erwiderte Paul. „Wir werden Freunde bleiben", sagte de Marsay. „Wenn ...?" fragte Paul. „Beruhige dich, wir werden so höflich mit dir umgehen, wie die Musketiere mit den Engländern bei Fontenoy."

Obgleich diese Unterredung ihn etwas unsicher gemacht hatte, betrachtete es der Graf de Manerville doch als seine Pflicht, seinen Vorsatz auszuführen, und kehrte im Winter des Jahres 1821 nach Bordeaux zurück. Die Ausgaben, die er machte, um sein Palais instand zu setzen und zu möblieren, entsprachen durchaus dem Ruf der Eleganz, der ihm vorangegangen war. In der royalistischen Gesellschaft Bordeaux', der er seinem Namen und Vermögen und auch seinen Anschauungen nach angehörte, war er durch seine alten Beziehungen im voraus bestens empfohlen und wurde in allen Modefragen tonangebend. Seine Lebenskunst, seine Allüren, seine Pariser Erfahrungen entzückten das Faubourg Saint-Germain Bordeaux'. Eine alte Marquise bediente

sich einer Bezeichnung, die ehedem bei Hofe üblich war, um die Blüte der Jugend, die Stutzer von ehemals zu bezeichnen, deren Redeweise, deren Gebaren Gesetz war: sie sagte von ihm, er sei ‚la fleur des pois'.[1] Die liberalen Kreise griffen das Wort, von dem sie meinten, es sei Spott, gerne auf; den Royalisten aber galt es als Lob, als Schmeichelei. Paul de Manerville erfüllte glänzend alle Verpflichtungen, die sein Beiname ihm auferlegte. Es erging ihm wie dem mittelmäßigen Schauspieler: an Tagen, wo das Publikum ihm seine Aufmerksamkeit schenkt, leistet er Hervorragendes. Paul, der sich in seinem Element fühlte, entfaltete seine bescheidenen Vorzüge. Sein Witz war weder herb noch bitter, sein Wesen nicht hochmütig; den Frauen zeigte er die Ehrerbietung, die sie lieben: nicht zuviel Ergebenheit, nicht zuviel Vertraulichkeit. Er war ein wenig dünkelhaft; das äußerte sich aber nur in der Sorgfalt, die er seiner eigenen Person angedeihen ließ und die ihn liebeswürdig kleidete. Er nahm Rücksicht auf Rang und Stellung der anderen und erlaubte den jungen Leuten ein gewisses Sichgehenlassen, das seine Pariser Erfahrungen zu zügeln wußten. Obgleich er Meister war in der Führung der Pistole, des Säbels, war er von fast weiblicher Zartheit. Seine mittelgroße Gestalt und sein nicht übertriebenes Embonpoint boten ihm keine Hindernisse, seine Rolle als Brummel[2] von Bordeaux durchzuführen. Ein frischer, zarter Teint, schöne Hände, hübsche Füße, blaue, langbewimperte Augen, schwarze Haare, anmutige Bewegungen, ein klangvolles Organ, das nie übermäßig laut wurde und stets zu Herzen ging — alles an ihm harmonierte mit seinem Beinamen. Paul glich wirklich der Blüte jener zierlichen Pflanze, die sorgsamer Wartung bedarf, die nur auf gutem, fruchtbarem Boden gedeiht, die ungünstige Bedingungen in ihrer Entwicklung hemmen, die ein zu heißer Sonnenstrahl versengt und der Rauhreif niederwirft.

---

[1] Wörtlich: Erbsenblüte. — [2] Berühmter tonangebender englischer Modeheld (1778–1840).

Er schien mehr geschaffen, Glück zu empfangen, als zu geben; seine Verehrung für die Frauen war groß, er wollte erraten, ermutigt sein; kurz, er war einer der Männer, denen die eheliche Liebe zum Schicksal wird. Wenn ein solcher Charakter im intimen Leben nicht leicht zu behandeln ist, so ist er für die große Welt doch voller Anmut und Liebenswürdigkeit.

So hatte denn Paul große Erfolge im engen Kreise der Provinz, wo sein bescheidener Witz, der eher milde leuchtete als glänzend strahlte, mehr geschätzt wurde als in Paris. Die Instandsetzung und Einrichtung seines Palais in der Stadt und des Schlosses Lanstrac, die er mit englischem Luxus und Komfort ausstattete, zehrten die Kapitalien auf, die sein Notar seit sechs Jahren für ihn verwaltete. Er sah sich nun auf eine Rente von etwas über vierzigtausend Livres angewiesen und beschloß, sein Leben so einzurichten, daß er mit dieser Summe auskam. Nachdem er seine Equipagen öffentlich gezeigt und die vornehmsten jungen Leute der Stadt zu Gast geladen und ferner auf seinem Landsitz einige Jagdfestlichkeiten abgehalten hatte, begriff Paul, daß es sich in der Provinz nur leben läßt, wenn man verheiratet ist. Er war noch zu jung, um seine Zeit wie ein Geizhals der Betrachtung und Anhäufung des Goldes zu widmen oder sich für Spekulationen zur Aufbesserung seiner Besitzungen zu interessieren — diese zwei Hauptbeschäftigungen der Leute aus der Provinz, die für ihre Kinder vorarbeiten. Paul empfand also das Bedürfnis, sich Ersatz zu schaffen für das Leben voll Zerstreuung und Abwechslung, wie es dem Pariser zur Gewohnheit geworden war. Eine Heirat! Denn es galt, seinen Namen nicht untergehen zu lassen, es galt, Erben zu bekommen für seinen reichen Besitz, es galt, langweilige Liaisons abzubrechen, und es galt, ein Haus zu führen, in dem sich die ersten Familien des Landes wohlfühlen sollten. Das alles aber waren keine ausschlaggebenden Gründe. Seit seiner Ankunft in Bordeaux war er in die Königin von Bordeaux heimlich verliebt, in das berühmte Fräulein Natalie Evangelista.

Zu Anfang des Jahrhunderts hatte sich ein reicher Spanier mit Namen Evangelista in Bordeaux niedergelassen, wo ihm seine Empfehlungen wie auch sein Vermögen Zutritt zu den vornehmen Kreisen verschafften. Seine Gattin trug viel dazu bei, ihn hier bei der Hocharistokratie in gutem Geruch zu halten, die ihn vielleicht nur so gut aufgenommen hatte, um gegen den Kleinadel einen Streich zu führen. Frau Evangelista, die Kreolin war und den Frauen glich, die ein Heer von Sklaven um sich haben, und die übrigens zu den Casa-Réal, einem vornehmen Geschlechte Spaniens, gehörte, lebte als große Dame, achtete das Geld gering und ließ ihren kostspieligen Launen stets freien Lauf; ein liebender Gatte erfüllte ihr jeden Wunsch und verschonte sie rücksichtsvoll mit seinen Geldangelegenheiten. Der Spanier, den seine Geschäfte nötigten, in Bordeaux Aufenthalt zu nehmen, war glücklich, daß es ihr hier gefiel; er erwarb ein Palais, führte ein großes Haus und bewies in allen Dingen einen vornehmen Takt und feinen Geschmack. So war denn in den Jahren 1800 bis 1812 in Bordeaux nur von Herrn und Frau Evangelista die Rede. 1813 starb der Spanier und hinterließ eine Witwe von zweiunddreißig Jahren mit einem ungeheuren Vermögen und einem entzückenden kleinen Mädchen von elf Jahren. Die Kleine war schon jetzt eine Schönheit und versprach es zu bleiben.

Wie gewandt Frau Evangelista auch war, die Restauration erschütterte ihre Lage. Die royalistische Gesellschaft wurde exklusiver; einige Familien verließen Bordeaux. Trotzdem nun der Führung ihrer Angelegenheiten, die ihr als Kreolin gleichgültig und denen sie als Weltdame nicht gewachsen war, ihres Gatten Kopf und Hand mangelte, so wollte sie doch in ihrer Lebensweise nichts geändert wissen.

Zur Zeit, als Paul den Entschluß faßte, in seine Heimat zurückzukehren, war Fräulein Evangelista ein auffallend schönes Mädchen — und anscheinend das reichste in Bordeaux. Man wußte nicht, daß das Vermögen ihrer Mutter sich schnell verminderte,

daß diese, um möglichst lange am Ruder zu bleiben, ungeheure Summen ausgegeben hatte. Strahlende Festlichkeiten und eine geradezu königliche Lebensweise, eine Haushaltung, die nach wie vor dieselbe blieb, erhielten die Leute im Glauben an die Reichtümer des Hauses Evangelista.

Natalie zählte neunzehn Jahre, und noch war der Mutter kein Heiratsantrag zu Ohren gekommen. Fräulein Evangelista, die gewohnt war, jede ihrer Launen erfüllen zu können, kleidete sich in Kaschmir, hatte herrliche Juwelen und lebte in einem Luxus, der in einem Lande und zu einer Zeit, da die Kinder nicht weniger berechnend sind als die Eltern, den Beobachter entsetzen mußte. Der verhängnisvolle Ausspruch: ‚Nur ein Prinz könnte Fräulein Evangelista heiraten!' zirkulierte in allen Salons. Die Familienmütter, die Großmütter, die ihre Enkelkinder versorgt wissen wollten, die jungen Mädchen, die auf Natalie neidisch waren, deren sich stets gleichbleibende Eleganz und überragende Schönheit ihnen lästig war, sorgten dafür, daß diese Bemerkung Gift und Stachel bekam. Hörten die Mütter, daß ein Freier auf einem Balle beim Eintritt Nataliens begeistert ausrief: ‚Mein Gott, wie schön sie ist!' so erwiderten sie: ‚Ja, aber sie ist teuer.' Wenn irgendein Neuangekommener Fräulein Evangelista reizend fand und meinte, ein Mann könnte gar keine bessere Wahl treffen, so antwortete man: ‚Wer wäre wohl kühn genug, eine junge Dame zu freien, die von ihrer Mutter tausend Franken Garderobegeld im Monat bekommt, die ihre eigenen Pferde hat und ihre Kammerjungfer, und die sich in Spitzen kleidet? Sie hat Mechelner Spitzen an ihrem Frisiermantel. Von dem Geld, das sie auf ihre Leibwäsche verwendet, würde ein kleiner Beamter seinen Haushalt bestreiten können. Sie trägt Morgenröcke, deren Anfertigung sie Stück für Stück mit sechs Franken bezahlt hat.'

Solche Äußerungen und tausend ähnlich lautende erstickten selbst das lebhafteste Verlangen, das ein Mann nach einer Verbindung mit Fräulein Evangelista haben konnte. Königin aller

Bälle, abgestumpft gegen das Lächeln und die Bewunderung, die sie im Vorübergehen erntete, wußte Natalie nichts von der Mühsal des Lebens. Sie lebte wie der Vogel, der fliegt, wie die Blume, die sproßt, denn in ihrer Umgebung war niemand, der nicht bemüht gewesen wäre, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. Die Preise der Dinge waren ihr gleichgültig; sie wußte nichts davon, daß Einkünfte verwaltet und zusammengehalten werden müssen. Vielleicht glaubte sie, ein jedes Haus habe seine Köche, seine Kutscher, seine Kammerfrauen und Diener, wie die Wiesen ihr Gras und die Bäume ihre Früchte haben. Für sie waren Bettler und Arme, gestürzte Bäume und unfruchtbare Felder ein und dasselbe. Ihre Mutter pflegte und liebkoste sie wie eine schöne Hoffnung, und kein Ermüden störte ihr Vergnügen. Sie sprang und jagte durch Welt und Gesellschaft, wie ein Renner durch die Steppe, wie ein Renner ohne Halfter und Eisen.

Sechs Monate nach der Ankunft Pauls stellte die Gesellschaft Bordeaux' die Fleur des pois und die Königin der Bälle einander gegenüber. Die beiden Blumen musterten sich gegenseitig mit anscheinend kühlen Blicken und waren im stillen entzückt voneinander. Frau Evangelista, der daran lag, die Wirkung dieser absichtlich herbeigeführten Begegnung zu belauern, erspähte hinter Pauls Blicken sein wahres Empfinden und dachte bei sich: ‚Der wird mein Schwiegersohn werden!' Und Paul sagte sich beim Anblick Nataliens: ‚Sie soll meine Frau werden!' Der in Bordeaux sprichwörtlich gewordene Reichtum der Evangelistas war in Pauls Gedächtnis als eine unauslöschliche Kindheitserinnerung haften geblieben. Man konnte also mit den gegenseitigen Vermögensverhältnissen zufrieden sein und konnte alle den schüchternen wie den kühnen Seelen gleich gräßlichen Erkundigungen und Auseinandersetzungen vermeiden. Wenn einige Leute, obgleich sie das bezaubernde Wesen, die Unwiderstehlichkeit Nataliens zugeben mußten, Paul gegenüber versuchten, ihre berechnenden grausamen Warnungen anzubringen, so antwortete die Fleur des pois mit der Verachtung, wie sie solch

kleinlichen Provinzanschauungen gebührt. Pauls Denkungsart wurde bald bekannt, und die Ratgeber verstummten; denn er war nicht nur in Kleidung und Auftreten tonangebend, sondern auch in Gedanken und Worten. Er hatte vieles eingeführt: des Briten freie Entfaltung der Persönlichkeit und seine eisige Unnahbarkeit, Byrons Spott, seine Anklagen gegen das Leben, seine Mißachtung geheiligter Bande, englisches Silberzeug und englische Liebenswürdigkeit, Gleichgültigkeit gegen Provinzgeschmack und Provinzgebräuche, die Zigarre, das Pony, die gelben Handschuhe und den Galopp. Es erging also Paul ganz anders als seinen Vorgängern: kein junges Mädchen und keine besorgte Mutter wagte ihn zu entmutigen.

Frau Evangelista begann damit, daß sie ihn mehrmals zu ihren offiziellen Diners einlud. Konnte die Fleur des pois bei Festlichkeiten fehlen, die die vornehmsten jungen Leute der Stadt vereinigten? Trotz der Kälte, die Paul zur Schau trug und die weder Mutter noch Tochter zu täuschen vermochte, schritt er doch langsam und stetig hinein in den Engpaß der Ehe. Wenn de Manerville in seinem Tilbury ausfuhr oder sich auf einem schönen Pferd auf der Promenade zeigte, so blieben wohl ein paar junge Leute stehen, und er hörte, wie sie sagten: ‚Welch ein glücklicher Mann: er ist reich, er ist hübsch, und er wird, wie es heißt, Fräulein Evangelista heiraten. Es gibt Leute, für die die ganze Welt erschaffen worden zu sein scheint.‘

Wenn er dem Wagen Frau Evangelistas begegnete, so sah er mit Stolz, daß Mutter und Tochter in den Gruß, den sie ihm zollten, eine ganz besondere Auszeichnung zu legen suchten. Selbst wenn Paul nicht in Fräulein Evangelista heimlich verliebt gewesen wäre, die Welt hätte ihn trotz alledem mit ihr verheiratet. Die Welt, die niemals etwas Gutes stiftet, ist die Verbündete von vielem Unglück. Und ist das Übel, das sie mütterlich ausbrüten half, dann aus dem Ei gekrochen, so verleugnet sie es und rächt sich an ihm. Die Gesellschaft Bordeaux', die Fräulein Evangelista eine Mitgift von einer Million andichtete, gab

die beiden jungen Leute zusammen, ohne das Einverständnis der zwei Parteien abzuwarten, wie das so häufig vorkommt. Ihr Vermögen paßte ebenso gut zueinander, wie ihre Persönlichkeiten zueinander paßten. Paul führte ein Leben in Luxus und Eleganz — gerade wie Natalie. Nur ein Mann, der an das kostspielige Leben in Paris, an die kapriziösen Wünsche der Pariserinnen gewöhnt war, konnte das pekuniäre Unglück verhüten, das eine Ehe mit diesem Mädchen zur Folge haben mußte, die bereits ebensosehr Kreolin und große Dame war wie ihre Mutter. Da, wo ein in Fräulein Evangelista verliebter Provinzler sich ruiniert hätte, würde der Graf de Manerville, so sagte man, jedes Mißgeschick zu verhüten wissen. Es war also eine passende Heirat. Wenn in den hohen royalistischen Kreisen die Rede auf die Heirat kam, so sagte man Paul verbindliche Redensarten, die seiner Eitelkeit schmeichelten: „Alles spricht hier von Ihnen und Fräulein Evangelista, alle würden sich über diese Verbindung freuen. Sie könnten keine bessere Wahl treffen; Sie würden nie und nirgend, nicht einmal in Paris, ein so schönes Mädchen finden: sie ist vornehm, anmutig und stammt mütterlicherseits von den Casa-Réal. Sie werden ein ganz entzückendes Paar abgeben: Sie haben beide denselben Geschmack, dieselbe Lebensauffassung; Ihr Haus wird das liebenswürdigste sein in ganz Bordeaux. Ihre zukünftige Frau braucht keine Ausstattung mitzubringen, nur ihre Nachthaube. In einem ähnlichen Falle würde ein eingerichtetes Haus eine Mitgift aufwiegen. Wie glücklich sind Sie ferner, eine Schwiegermutter wie Frau Evangelista zu finden. Eine einnehmende, geistvolle Frau! Eine Frau, die Ihnen in den politischen Kreisen, denen Sie zustreben, von großem Nutzen sein wird. Übrigens opfert sie sich auf für ihre Tochter, sie betet sie an, und Natalie wird zweifellos eine gute Frau abgeben, schon der Mutter zuliebe. Man muß also zum Ende kommen." „Das ist alles schön und gut," antwortete Paul, der sich ungeachtet seiner Verliebtheit seine Willensfreiheit nicht nehmen lassen wollte, „aber das Ganze muß auch glücklich enden."

Paul kam häufig zu Frau Evangelista, um seine leeren Stunden auszufüllen, die für ihn schwerer zu ertragen waren als für jeden andern. Nur dort fand er die Vornehmheit und den Luxus, der ihm zur Gewohnheit geworden war.

Frau Evangelista war mit vierzig Jahren schön wie ein zaubervoller Sonnenuntergang an wolkenlosem Sommertag. Ihr tadelloser Ruf bot der Klatschsippe von Bordeaux endlosen Gesprächsstoff, und die Neugier der Frauen war um so lebhafter, als die Erscheinung der Witwe alle Merkmale einer edlen Rasse bot, Merkmale, wegen deren die Spanierinnen und besonders die Kreolinnen berühmt sind. Sie hatte schwarzes Haar und schwarze Augen, den Fuß und die Gestalt der Spanierin, diese biegsame Gestalt, deren Gelenkigkeit in Spanien einen Ruf hat. Ihrem schönen Gesicht verlieh der Teint der Kreolin, dessen durchglühte Zartheit nur vergleichbar ist mit über Purpur gebreitetem Musselin, verführerischen Reiz. Sie hatte volle Formen von jener Anmut, die Lässigkeit und Lebhaftigkeit, Kraft und Zartheit zu vereinigen weiß. Sie war anziehend und ehrfurchtgebietend, verführerisch, ohne zu verheißen. Sie war groß, wodurch es ihr leicht war, sich das Ansehen und die Haltung einer Königin zu geben. Wie Vögel am Leim klebten die Männer an ihrer Unterhaltung, denn sie hatte geniale Fähigkeiten, die fesselnden Gaben, mit denen die Notwendigkeit die Intriganten ausgestattet hat; wenn sie etwas erreichen wollte, drang sie schrittweise vor, von Forderung zu Forderung, rüstete sich mit dem, was man ihr zugestand, um sogleich mehr zu begehren, und wußte sich auf tausend Arten zurückzuziehen, sobald man von ihr eine Gegenleistung erwartete. Sie besaß keine tiefe Bildung, doch hatte sie die Höfe Spaniens und Neapels, die Berühmtheiten von Amerika und einige der bekanntesten Familien Englands und des Kontinents gekannt, was ihr so ausgedehnte oberflächliche Kenntnisse einbrachte, daß ihr Wissen für ungeheuer galt. Sie begegnete ihren Gästen mit dem feinen Geschmack, der Hoheit und Würde, die nicht erlernt werden können, die aber gewisse schönbegabte Seelen sich zur zweiten

Natur machen können, indem sie alles Vorteilhafte, das ihnen begegnet, aufzunehmen und sich zu eigen zu machen wissen. Daß der Ruf ihrer unantastbaren Tugend fast unerklärlich war, trug nicht wenig dazu bei, ihren Handlungen und ihren Reden Ansehen zu geben. Mutter und Tochter verband eine wahre Freundschafft. Sie verstanden sich ausgezeichnet miteinander, ihr immerwährendes Beisammensein hatte ihnen noch niemals ein Zerwürfnis gebracht. Es gab auch viele Leute, die den Grund für Frau Evangelistas Entsagung in ihrer Mutterliebe zu finden glaubten. Doch wenn auch Natalie der Mutter in ihrer eigensinnig festgehaltenen Witwenschaft ein Trost war, so war sie vielleicht doch nicht immer die Ursache dafür gewesen. Frau Evangelista hatte, so erzählte man, einen Mann geliebt, den die zweite Restauration in seine Rechte und in die Pairswürde wiedereingesetzt hatte. Dieser Mann, der 1814 sich glücklich geschätzt hätte, Frau Evangelista heiraten zu dürfen, hatte 1816 seine Beziehungen zu ihr sehr entschieden abgebrochen. Frau Evangelista, scheinbar die beste Frau der Welt, hatte eine entsetzliche Eigenschaft, die man am treffendsten mit der Devise Katharina de Medicis charakterisiert: ‚Odiate e aspettate' (hasse und warte). Sie war gewohnt, an der Spitze zu stehen, Gehorsam, Unterwürfigkeit zu finden, und hatte alle Eigenschaften der Herrschernaturen; liebenswürdig, sanft, zugänglich und tugendsam, wurde sie schrecklich und unversöhnlich, wenn ihr Stolz als Weib, als Spanierin und als eine Casa-Réal verletzt wurde. Sie verzieh niemals. Dieses Weib glaubte an die Macht ihres Hasses, der als unseliges Geschick über dem Haupte ihres Feindes schwebte; sie hatte diese Macht am Schicksal des Mannes erprobt, der mit ihr sein Spiel getrieben hatte. Die Ereignisse, die sich einstellten wie eine gewaltige Anklage gegen ihre ‚gettatura', befestigten in ihr nur das abergläubische Vertrauen in ihre persönliche Macht. Der betreffende Mann, der Minister und Pair von Frankreich war, begann sich zu ruinieren und richtete sich vollständig zugrunde. Sein Hab und Gut, sein politisches und persönliches Ansehen, alles war vernichtet. Eines

Tages konnte Frau Evangelista in den Champs-Elysées in ihrem strahlenden Wagen an ihm, dem Fußgänger, vorüberfahren und ihn mit einem Blicke niederschmettern, aus dem ihr ganzer funkelnder Triumph auf ihn herabsprühte. Ihre traurige Erfahrung, die sie zwei Jahre beschäftigte, hatte sie abgehalten, sich wieder zu verheiraten. Später hatte ihr Stolz sie immer veranlaßt, Vergleiche zu ziehen zwischen den Freiern, die sich boten, und ihrem verstorbenen Gatten, der sie so innig, so viel geliebt hatte. So hatte sie also von Irrtum zu Berechnung, von Hoffnung zu Enttäuschung schließlich das Alter erreicht, wo die Frauen keine andere Rolle mehr im Leben zu spielen haben als die der Mutter, wo sie sich ihren Töchtern opfern und alle ihre Interessen nicht mehr auf sich selber, sondern auf die Gründung einer neuen Haushaltung richten, deren Haupt ihr Kind sein soll, — gewissermaßen die letzte Anlage für menschliches Gefühlskapital.

Frau Evangelista war sich über Pauls Charakter bald im klaren und wußte ihren eigenen vor ihm zu verbergen. Paul war so recht der Mann, wie sie ihn sich zum Schwiegersohn wünschte, ein verantwortlicher Herausgeber ihrer Machtideen. Er gehörte von mütterlicher Seite her zu den Maulincours, und die alte Baronin de Maulincour, eine Freundin des Freiherrn de Pamiers, lebte im Herzen des Faubourg Saint-Germain. Der Enkel der Baronin, August de Maulincour, hatte eine schöne Position. Paul eignete sich also vortrefflich, die Evangelistas in die Pariser Welt einzuführen. Die Witwe hatte das Paris der Kaiserzeit nur in seltenen kurzen Besuchen kennen gelernt, sie wollte im Paris der Restauration ihr Licht erstrahlen lassen. Nur dort waren die Vorbedingungen für eine sieghafte Zukunft zu finden, nur dort strömten politische Elemente zusammen, und Politik ist die einzige Wissenschaft, der sich eine Frau anständigerweise widmen kann.

Frau Evangelista, die durch die Geschäfte ihres Gatten genötigt war, in Bordeaux zu leben, langweilte sich hier. Sie hielt ein großes Haus; jedermann weiß, wie viele Verpflichtungen einer

Frau daraus erwachsen. Aber Bordeaux war ihr gleichgültig geworden, sie hatte seine Freuden alle ausgekostet. Sie begehrte eine größere Bühne für ihr Auftreten; ein jeder Schauspieler drängt bekanntlich zum größten Theater. Sie beschloß also in ihrem eigensten Interesse, daß Paul eine große Zukunft haben solle. Sie nahm sich vor, alle Minen springen zu lassen, ihre vielseitigen Talente, ihre Lebenskenntnis zugunsten des Schwiegersohnes auszunutzen, um unter seinem Namen die Freuden eigener Machtherrlichkeit genießen zu können. Wie viele Männer sind auf diese Weise nur Schirme für versteckten weiblichen Ehrgeiz!

Frau Evangelista hatte übrigens ein sehr vielseitiges Interesse daran, sich des Gatten ihrer Tochter zu bemächtigen. Paul wurde von dieser Frau vollständig eingefangen und um so unentrinnbarer, als sie sich den Anschein gab, als wolle sie nicht den geringsten Einfluß auf ihn gewinnen. Mit feiner Berechnung tat sie alles, um sich und ihre Tochter zu heben, um allem im Hause Vornehmheit und Wert zu geben, kurz, um im voraus den Mann zu beherrschen, der ihr den Weg bereiten sollte, ihr aristokratisches Leben fortzusetzen.

Pauls Meinung von sich selber stieg gewaltig, als er sich von Mutter und Tochter so hochgeschätzt sah. Er hielt sich für viel geistvoller, als er war, wenn er so sah, wie Fräulein Evangelista seine Gedanken, jedes seiner Worte mit feinem Lächeln erriet, oder wenn die Mutter ihm Schmeicheleien sagte, die wie aufrichtigste Überzeugung klangen. Die beiden Frauen behandelten ihn mit solcher Aufmerksamkeit und Güte, sie wußten ihn so gut zu nehmen, indem sie ihn am Schnürchen der Eigenliebe tanzen ließen, daß Paul sicher war, ihnen zu gefallen, und er bald seine ganze freie Zeit im Hause Evangelista verbrachte.

Ein Jahr nach seiner Niederlassung in Bordeaux erwies Graf Paul, ohne sich erklärt zu haben, Fräulein Natalie so viel Aufmerksamkeit, daß man von seinen ernsten Absichten überzeugt war. Mutter und Tochter aber schienen an eine Heirat gar nicht zu denken. Fräulein Evangelista bewahrte ihm gegenüber die Zurück-

haltung der großen Dame, die es versteht, zu entzücken und liebenswürdig zu plaudern, ohne sich zu nahe treten zu lassen. Diese abwartende Ruhe, die sonst in der Provinz nicht üblich ist, gefiel Paul sehr. Schüchterne Menschen sind argwöhnisch, übereiltes Entgegenkommen erschreckt sie. Sie fliehen vor dem Glück, wenn es lärmend und gebietend auftritt, und schenken sich dem Unglück, wenn es bescheiden und leise naht. Da Paul also von seiten Frau Evangelistas nichts bemerkte, was darauf angelegt war, ihn verliebt zu machen, so verliebte er sich. Die Spanierin entzückte ihn, als sie ihm eines Abends sagte, daß für die geistvolle, überlegene Frau wie für den Mann ein Zeitpunkt komme, wo ein ehrgeiziges Streben die sanftern Gefühle der Jugend ersetzen müsse.

‚Diese Frau wäre fähig, mir einen schönen Gesandtschaftsposten zu verschaffen, noch ehe ich Deputierter bin‘, dachte Paul auf dem Nachhauseweg.

Wenn ein Mann nicht unter allen Umständen die Dinge nach jeder Seite betrachtet, so ist das eine bedauerliche Schwäche, die ihn zugrunde richten kann. Paul war diesmal zu optimistisch: er sah überall nichts als Vorzüge und sagte sich nicht, daß eine ehrgeizige Schwiegermutter zum Tyrannen werden kann. Jeden Abend, wenn er die Evangelistas verließ, träumte er sich in die Rolle des Ehemanns hinein und tat alles, um sich diesen Gedanken lieb und vertraut zu machen, ja, er schusterte selber an dem Pantoffel, unter dem er einst stehen sollte. Er hatte schon so lange seine Freiheit genossen, daß er sich nichts daraus machte, sie zu verlieren; er war das Junggesellenleben müde, das ihm nichts Neues mehr bieten konnte, er empfand nur noch seine Unzulänglichkeiten; und wenn er auch manchmal an die Schattenseiten des Ehelebens dachte, so sah er doch viel häufiger seine strahlende Sonne; alles erschien ihm hier neu und anziehend.

‚Die Ehe‘, sagte er sich, ‚ist nur für kleine Leute unangenehm; den Reichen ist die Möglichkeit gegeben, fast alle ihre Mängel zu beheben.‘

So hatte er jeden Tag einen neuen günstigen Einfall, der die Anzahl der Vorteile, die er für sich in einer Ehe zu erblicken glaubte, steigerte.

‚Eine wie hohe Stellung ich auch erklimmen werde, Natalie wird ihrer Rolle stets gewachsen sein,‘ sagte er sich ferner, ‚und das ist kein kleines Verdienst für eine Frau. Wie viele Männer des Kaiserreichs habe ich nicht entsetzlich unter ihren Frauen leiden sehen! Ist nicht die wichtigste Bedingung zum wahren Glück, daß unsere Eitelkeit, unser Stolz niemals verletzt werde von der Gefährtin, die wir uns erwählten? Ein Mann wird mit einer guterzogenen Frau niemals ganz unglücklich sein können; sie macht ihn nicht lächerlich, sie weiß ihm nützlich zu sein. Natalie wird es prächtig verstehen, Gäste zu empfangen.‘

Er rief seine Erinnerungen an alle die vornehmen Damen des Faubourg Saint-Germain zu Hilfe, um sich zu überzeugen, daß Natalie, wenn sie diese auch nicht überragte, so ihnen doch würdig zur Seite gestellt werden durfte. Alle Vergleiche sprachen zu ihren Gunsten; denn die Vergleiche, die Paul anstellte, schmiegten sich seinen Wünschen an. Paris hätte ihm alle Tage andere Charaktere gezeigt, junge Mädchen von mannigfaltiger Schönheit, und die Menge der Eindrücke hätte seine Vernunft im Gleichgewicht gelassen; hingegen in Bordeaux regierte Natalie, sie hatte keine Rivalin und zeigte sich gerade zu einer Zeit, als Paul von einer Idee tyrannisiert wurde, der die meisten Männer unterliegen. Seine Neigung, Vergleiche zu ziehen, verbunden mit seiner geschmeichelten Eigenliebe und einer wirklichen Verliebtheit, die nur in der Ehe befriedigt werden konnte, machten Pauls Liebe blind; doch diese Erkenntnis hielt er vor sich selbst geheim: er gestand sich nur das Verlangen zu, heiraten zu wollen. Er zwang sich sogar, Fräulein Evangelista zu studieren, wie ein Mann, der seine Zukunft nicht kompromittiert sehen will, denn die schrecklichen Warnungen seines Freundes de Marsay klangen ihm noch in den Ohren. Die Leute aber, die an den Luxus gewöhnt sind, wissen sich oft täuschend den Anschein von Einfach-

heit zu geben: sie bedienen sich seiner, verachten ihn, er ist ihnen Werkzeug, nicht der Inhalt ihres Lebens. Paul ahnte nicht, als er die Lebensweise der Damen so ähnlich seiner eigenen fand, daß sie nur einen Abgrund überbrückte. Nun gibt es wohl allgemeine Regeln, um die Sorgen des Ehelebens zu lindern, doch keine Regeln, nach denen man sie erraten oder ihnen vorbeugen könnte. Wenn zu zwei Wesen, die es unternommen haben, einander das Leben angenehm und leicht zu machen, das Unglück kommt, so wird ein Kontakt hergestellt, der die Folge beständiger Vertrautheit ist; diese Intimität aber ist vor der Hochzeit nicht vorhanden und wird nie vorhanden sein, solange die Sitten und Gesetze in Frankreich unverändert bleiben. Alles ist Täuschung zwischen den beiden, die sich miteinander verbinden wollen; doch ihre Täuschung ist unschuldig, unbeabsichtigt. Jeder setzt sich notwendigerweise in ein günstiges Licht; alle beide wetteifern, den besten Platz zu erlangen, und bekommen von sich selbst eine sehr günstige Meinung, der sie später nicht zu entsprechen vermögen. Wie das atmosphärische Wetter hat auch das Wetter des alltäglichen Lebens nicht mehr trübe und graue Momente aufzuweisen, die alles in Nebel hüllen, als Zeiten, wo die Sonne strahlt und die Landschaft entzückt. Junge Leute sehen nur die schönen Tage. Später machen sie dann für den Jammer des Lebens ausschließlich die Ehe verantwortlich, denn es liegt in der Natur des Menschen, die Ursachen seines Elends im Zunächstliegenden oder in dem ihm Zunächststehenden zu sehen.

Um in Gebaren und Ausdruck, in Worten und Gesten Fräulein Evangelistas die Beweise zu finden für die Unvollkommenheiten, die auch ihr Charakter wie jeder andere aufzuweisen hatte, hätte Paul nicht nur die Kenntnis und Einsicht eines Lavater und eines Gall haben, sondern überdies noch etwas besitzen müssen, was keine Wissenschaft lehren kann: die individuelle Gabe des Beobachtens, die ganz umfassende Erfahrungen erfordert. Wie alle jungen Mädchen hatte Natalie ein unerforschliches Gesicht. Der unendliche und himmlische Friede, den die

Bildhauer dem jungfräulichen Antlitz der ‚Justitia', der Unschuld und allen den Göttlichkeiten aufprägen, die nichts von irdischer Unruhe wissen, dieser Friede ist der größte Reiz eines jungen Mädchens, er ist das Zeichen der Reinheit; nichts hat noch ihre Jugend bestürmt, beunruhigt, keine verratene Liebe, keine getäuschte Hoffnung hat in das Gleichmaß ihrer sanften Mienen sein Linienspiel gegraben.

Wie alle Spanierinnen hatte Natalie eine rein religiöse Erziehung genossen, die durch einige mütterliche Lehren, die für ihr gesellschaftliches Auftreten wichtig waren, vervollkommnet wurde. Die Ruhe ihres Antlitzes war also eine natürliche; aber sie war wie ein Schleier, der ihre Frauenseele umhüllte, gleich wie die Puppe den Schmetterling umhüllt. Dessenungeachtet hätte ein Mann, der das Seziermesser der Analyse geschickt zu führen verstand, bei Natalie so manchen Zug bloßlegen können, der darauf hindeutete, welche Schwierigkeiten ihr Charakter bieten würde, sobald sie einmal mit dem ehelichen oder gesellschaftlichen Leben ins Handgemenge geriete. Ihre wirklich wunderbare Schönheit beruhte auf außergewöhnlicher Regelmäßigkeit der Gesichtszüge und feiner Harmonie der Kopf- und Körperproportionen. Solche Vollkommenheit des Leibes ist ein schlechtes Zeichen für die Geisteskräfte eines Menschen. Man findet wenig Ausnahmen von dieser Regel. Jeder bedeutende Mensch hat kleine körperliche Unvollkommenheiten, die einen unwiderstehlichen Zauber ausüben, hat bewegliche, leuchtende Mienen, in denen die widersprechendsten Empfindungen aufflammen und die Blicke an sich ziehen. Eine vollendete Harmonie des Leibes deutet auf kalte Halbnaturen. Nataliens Gestalt war voll und abgerundet — ein Zeichen von Kraft, aber auch ein sicherer Beweis eines Willens, der bei Naturen, deren Geist träge und deren Verstand gering ist, zu Trotz und Eigenwillen werden kann. Ihre griechisch-schönen Hände bestätigten die Anlagen, die schon in Gesicht und Gestalt ausgesprochen lagen: eine unlogische Herrschsucht, das Wollen nur um des Wollens willen. Ihre Augenbrauen waren

zusammengewachsen, und seine Beobachter behaupten, das deute auf Hang zur Eifersucht. Die Eifersucht bedeutender Menschen wird zum Streben, zur Nacheiferung, sie gebiert große Taten; die Eifersucht der kleinen Geister wird zum Haß. Das ‚Odiate e aspettate' ihrer Mutter trat bei Natalie unverhüllt zutage. Ihre Augen schienen fast schwarz, waren aber in Wirklichkeit von pomeranzengoldenem Braun und kontrastierten mit Haaren von jenem halben Blond, das die Römer so schätzten und das in England mit ‚auburn' bezeichnet wird; diese Haarfarbe ist den Kindern von schwarzhaarigen Eltern eigentümlich. Die Weiße und Zartheit von Nataliens Teint verlieh dem Widerspruch zwischen Haar- und Augenfarbe einen unaussprechlichen, aber rein äußerlichen Reiz. Denn wo den Umrissen eines Antlitzes eine gewisse weiche Rundung fehlt — mögen da die Einzelheiten noch so vollendet und anmutig sein, so dürft ihr doch von ihnen nicht auf eine schöne Seele schließen. Die Rosen trügerischer Jugend welken, und nach einigen Jahren seid ihr erstaunt, dort, wo ihr die Feinheit edler Eigenschaften zu bewundern glaubtet, Dürre und Härte zu erblicken. Obgleich die Konturen ihres Gesichts etwas Majestätisches hatten, so war Nataliens Kinn etwas zu dick aufgetragen, — ein Fachausdruck, der das Vorhandensein von gewissen Empfindungen andeuten soll, deren Heftigkeit sich erst auf der Höhe ihres Lebens offenbaren sollte. Ihr ein wenig zurücktretender Mund hatte etwas anmaßend Stolzes und harmonierte daher mit Hand und Kinn, mit ihren starken Augenbrauen und ihrer schönen Gestalt. Und schließlich ein letztes Kennzeichen, das allein schon einem Kenner genügt hätte, sein Urteil zu bilden: die klare Stimme Nataliens, diese so verführerische Stimme hatte metallischen Ton. Wie sanft das Kupfer auch gehandhabt wurde und wie anmutig die Töne die Windungen des Hornes durchliefen — dieses Organ verriet den Charakter des Herzogs von Alba, von dem die Casa-Réal als Seitenlinie abstammten. Alle diese Anzeichen sprachen von heftigen Gefühlen ohne Zärtlichkeit, von wilder Hingebung, von

unversöhnlichem Hassen, von Witz ohne Verstand und von der Sucht, zu herrschen, die eine Eigenschaft aller derer ist, deren Anmaßung größer ist als ihre Geistesgaben. Diese Mängel, eine Folge von Temperament und Körperbeschaffenheit, vielleicht ausgeglichen durch ein feuriges Blut, lagen in Natalie begraben wie das Gold in der Mine und sollten erst unter den rauhen Angriffen und heftigen Erschütterungen zutage treten, denen im Leben ein jeder Charakter unterworfen ist. Vorläufig gaben ihre jugendliche Anmut und Frische, ihr vornehmes Wesen, ihre heilige Unschuld, ihre mädchenhafte Liebenswürdigkeit ihren Zügen eine zarte Tönung, die oberflächliche Leute natürlich täuschen mußte. Auch hatte ihre Mutter ihr schon früh das angenehme Geplauder beigebracht, das wie Überlegenheit aussieht, das dem Widerspruch mit Schmeichelei begegnet und durch eine reizende Leichtigkeit bezaubert, unter der eine Frau die Leere ihres Geistes verbirgt, wie die Natur die unfruchtbaren Gelände unter einer Fülle kurzlebigen Unkrauts versteckt. Kurz, Natalie hatte den Reiz eines verwöhnten Kindes, das noch keinen Kummer kennt: sie verführte durch ihre Freimütigkeit, sie hatte nicht die feierliche Miene, die die Mütter ihren Töchtern beibringen, wenn sie heiratsfähig sind, indem sie sie mit einem ganzen Arsenal lächerlicher Manieren und Worte ausstatten. Sie war heiter und aufrichtig wie ein junges Mädchen, das noch nichts von Ehe weiß, das nur Freude und Vergnügen kennt und das Recht zu haben glaubt, stets seinen Willen durchzusetzen.

Wie hätte Paul, der liebte, wie man eben liebt, wenn das Verlangen die Liebe steigert, in einem jungen Mädchen von solcher Charakterveranlagung, in einem so blendend schönen jungen Mädchen die Frau von dreißig Jahren erkennen sollen, da doch so mancher Beobachter getäuscht worden wäre? Wenn es schwer war, in einer Ehe mit diesem jungen Mädchen sein Glück zu finden, so war es doch nicht unmöglich. Inmitten ihrer vielen Fehler erstrahlten auch einige gute Eigenschaften. Es gibt

keine gute Eigenschaft, die sich unter der Hand eines geschickten Meisters nicht prächtig entfalten und Fehler überdecken könnte, besonders bei einem jungen Mädchen, das liebt. Doch um ein so unnachgiebiges Weib wie Natalie zu lenken, hätte Paul die eiserne Faust haben müssen, von der de Marsay ihm gesprochen hatte. Der Pariser Stutzer hatte recht. Die einzigen unfehlbaren Mittel zur Macht über eine Frau sind Furcht und Liebe. Wer liebt, fürchtet, und wer fürchtet, ist der Liebe näher als dem Haß. Paul — würde er wohl die Kaltblütigkeit, Urteilsfähigkeit und Festigkeit haben, die für solchen Kampf erforderlich sind, den ein kluger Gatte ganz im geheimen führen sollte? Und Natalie — liebte sie Paul? Nach Art der meisten jungen Mädchen nahm Natalie die ersten Regungen des Instinkts und die Freude an Pauls äußerer Erscheinung für Liebe, ohne etwas von den wahren Anforderungen einer Ehe, eines Hausstandes zu wissen. Ihr schien der Graf de Manerville, der erfahrene Diplomat, der alle Höfe Europas kannte, der junge Pariser Elegant, kein gewöhnlicher Mensch zu sein, kein Mensch, dem es an sittlicher Kraft mangelte und der vor den Widerwärtigkeiten der Langweile, die das Glück stören, wehrlos dastünde. Würde sie später Takt genug besitzen, um unter seinen kleinen Fehlern die schönen Eigenschaften Pauls herauszufinden? Würde sie nicht die einen vergrößern und die andern vergessen, wie es die jungen Frauen zu tun pflegen, die nichts vom Leben wissen? Es gibt ein Alter, in dem die Frau jenem, der ihr nicht widerspricht, selbst ein Laster verzeiht, aber einen Widerspruch für das größte Unglück hält. Welche versöhnende Kraft, welche Hoffnung würde diesen jungen Haushalt bestrahlen? Würden Paul und seine Frau nicht schon glauben einander zu lieben, während sie noch auf jener Stufe ständen, wo die junge Frau erste schüchterne Zärtlichkeiten spendet und der Mann bei der Heimkehr vom Ball ihr Schmeicheleien sagt, da er noch die Anmut des Begehrens hat? Würde Paul in solcher Lage sich nicht der Tyrannei seiner Gattin unterwerfen, anstatt seine eigene Macht zu begründen?

Würde Paul „nein" sagen können? Alles war Gefahr für einen schwachen Mann dort, wo selbst der stärkste Mann auf seiner Hut sein mußte.

Es ist nicht Zweck dieser Studie, den Übergang des Junggesellen zum Ehemann zu schildern, ein Bild, das großzügig komponiert allerdings viel Anziehendes aufweisen könnte, womit unser stürmisches Gefühlsleben die alltäglichsten Begebenheiten auszustatten weiß. Die Ereignisse und Gedankenverbindungen, die zwischen Paul und Fräulein Evangelista zur Ehe führten, sind nur Einführung zu meinem Werk, das lediglich die große Komödie wiedergeben soll, die jedem Ehebund vorangeht. Die Dramatiker haben diese Szene bis jetzt vernachlässigt, obgleich sie ihnen neue Quellen eröffnet hätte. Diese Szene, die für Pauls Zukunft bestimmend war und der Frau Evangelista mit Schrecken entgegensah, ist die Unterhandlung, die der Ehevertrag in allen Familien, seien sie nun adlig oder bürgerlich, veranlaßt; denn die menschlichen Leidenschaften werden nicht nur von den großen, sondern auch von den kleinen Interessen stürmisch bewegt. Alle die Komödien, die vor einem Notar in Szene gehen, gleichen mehr oder weniger der hier geschilderten, deren Reiz weniger in den Blättern dieses Buches, als in der Erinnerung Verheirateter zu suchen ist.

Zu Beginn des Winters 1822 ließ Paul de Manerville durch seine Großtante, die Baronin de Maulincour, um die Hand Fräulein Evangelistas anhalten. Wenngleich die Baronin nie länger als zwei Monate in Médoc zuzubringen pflegte, so blieb sie diesmal doch bis Ende Oktober dort, um ihrem Großneffen in dieser Angelegenheit beizustehen und die Rolle der Mutter zu übernehmen. Nachdem sie bei Frau Evangelista die einleitenden Schritte unternommen hatte, suchte die alte erfahrene Frau Paul auf, um ihm das Resultat der Unterredung mitzuteilen.

„Mein Junge," sagte sie zu ihm, „deine Sache ist gemacht. Bei meiner Unterredung mit Frau Evangelista habe ich den Eindruck bekommen, daß sie von ihrem eigenen Vermögen nichts

herausrücken wird. Fräulein Nataliens Mitgift besteht in ihrem Recht auf einen gewissen Erbanspruch. Heirate, mein Lieber! Leute, die Namen und Landbesitz zu vererben und ein Geschlecht zu erhalten haben, müssen alle früher oder später dahin kommen. Ich möchte meinen lieben August denselben Weg nehmen sehen. Du wirst dich gut verheiraten, auch ohne mich; ich kann dir nur noch meinen Segen dazu geben, und so alte Frauen wie ich haben bei einer Hochzeit nichts mehr zu suchen. Ich werde also morgen nach Paris zurückfahren. Wenn du deine junge Frau der Gesellschaft vorstellst, werde ich sie bei mir sehen und anschauen können, viel bequemer als hier. Wenn du nicht schon ein Haus in Paris hättest, so hättet ihr bei mir Quartier nehmen können; ich hätte euch gern den zweiten Stock meines Hauses eingeräumt." „Liebe Tante," sagte Paul, „ich danke Ihnen. Aber was meinen Sie mit den Worten: ‚Ihre Mutter wird aus freien Stücken nichts herausrücken, sie ...'" „Die Mutter, mein Junge, ist eine Schlaubergerin, die aus der Schönheit ihrer Tochter Nutzen zieht, um Bedingungen zu stellen und dir nur das zu lassen, was sie dir nicht entziehen kann: das väterliche Vermögen. Wir alten Leute aber halten uns sehr an das ‚Wieviel hat er? Wieviel hat sie?' Ich rate dir, deinem Notar gute Verhaltungsmaßregeln zu geben. Der Ehevertrag, mein Kind, ist die heiligste aller Pflichten. Wenn dein Vater und deine Mutter ihr Bett nicht gut bereitet hätten, so wärest du heute vielleicht ohne Decken und Kissen. Du wirst Kinder haben, denn das ist die selbstverständliche Folge der Ehe, du mußt also an sie denken. Suche unsern alten Notar, den Herrn Mathias auf."

Frau de Maulincour ging, nachdem sie Paul in größte Bestürzung versetzt hatte. Seine Schwiegermutter eine Schlaubergerin! Es galt, beim Vertragsabschluß seine Interessen geltend zu machen und nötigenfalls zu verteidigen! Wer wollte sie denn angreifen? Er folgte dem Rat der Tante und übertrug die Sorge, den Vertrag abzufassen, dem Notar Mathias. Aber die Vorahnung kommender Auseinandersetzungen machte ihn un-

sicher, und er befand sich in sichtlicher Aufregung, als er bei Frau Evangelista vorsprach, um ihr seine Absichten kundzutun. Wie alle schüchternen Leute zitterte er davor, das Mißtrauen, das seine Tante ihm einzuflößen gewußt hatte und das ihm beleidigend schien, zu verraten. Um eine so achtunggebietende Persönlichkeit wie seine Schwiegermutter nicht zu verletzen, erfand er allerlei Umschweife, wie das Leute zu tun pflegen, die unangenehmen Dingen nicht die Stirn zu bieten wagen.

„Gnädige Frau," sagte er, die Gelegenheit ergreifend, als Natalie sich entfernt hatte, „Sie wissen, was das ist, ein Familiennotar: der meinige ist ein guter Alter, dem es aufrichtigen Kummer bereiten würde, nicht mit der Ausfertigung meines Ehevertrags . . ." „Selbstredend, mein Lieber," fiel Frau Evangelista ihm ins Wort, „Eheverträge werden ja immer durch Vermittlung der Notare der beiden Familien geschlossen."

Die ganze Zeit vorher, ehe Paul den Mut gefunden hatte, diese Frage anzuschneiden, hatte Frau Evangelista sich heimlich gefragt: ‚Woran denkt er nur?' Denn die Frauen besitzen in hohem Maße die Gabe, im Mienenspiel der anderen zu lesen. Sie erriet die Beobachtungen der Großtante aus den zerstreuten Blicken und der bebenden Stimme Pauls, die auf innere Kämpfe deuteten.

‚Also,' dachte sie, ‚der entscheidende Tag ist da, die Krise naht, wie wird das Resultat sein?' — „Mein Notar ist Herr Solonet," sagte sie nach einer Pause, „der Ihrige Herr Mathias; ich werde sie beide morgen zum Diner einladen, und sie können sich in der Sache verständigen. Ist es nicht ihr Amt, unsere Interessen zu wahren, wie die Köche die Verpflichtung haben, uns gute Speisen zuzubereiten?" „Da haben Sie vollkommen recht", erwiderte er mit einem heimlichen Seufzer der Befriedigung.

Durch ihr geschicktes Eingreifen hatte Frau Evangelista es erreicht, daß Paul, der gar nicht daran gedacht hatte, ihr einen Vorwurf zu machen, zitterte, während sie äußerlich ruhig schien, trotzdem sie entsetzliche Ängste ausstand. Die Witwe schuldete

ihrer Tochter ein Drittel des Vermögens, das Herr Evangelista hinterlassen hatte, eine Million zweihunderttausend Franken, und sah sich außerstande, diese Summe zu entrichten, selbst wenn sie sich ihres ganzen Besitzes entäußern würde. Sie war also in der Gewalt des Schwiegersohnes. Wenn sie auch wußte, daß Paul ihr tief ergeben war, würde er, nachdem sein Notar ihm Aufklärung gegeben, bei der Rechnungslegung der Vormundschaftsgelder einen Vergleich eingehen wollen? Wenn er sich zurückzog, so erfuhr ganz Bordeaux die Gründe, und Nataliens Verheiratung wurde hier unmöglich. Diese Mutter, die das Glück ihrer Tochter wollte, diese Frau, die von Kind auf vornehm gelebt hatte, wußte, daß es galt, am kommenden Tage eine Unredlichkeit zu begehen. Wie die großen Generäle den Augenblick aus ihrem Dasein tilgen möchten, der sie schwach gesehen hat, so hätte sie diesen einen Tag aus ihrem Leben streichen mögen. Sicherlich bekam sie manches weiße Haar in jener Nacht, in der sie den Tatsachen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand und nun, da sie ihre Notlage überblickte, sich ihre jahrelange Sorglosigkeit vorwarf.

Zunächst sah sie sich genötigt, sich ihrem Notar zu eröffnen, den sie zum Lever zu sich bestellt hatte. Es galt, eine geheime Not zu bekennen, die sie sich selber nie hatte eingestehen wollen, denn sie war dem Abgrund entgegengeschritten mit der bestimmten Hoffnung auf irgendeinen glücklichen Zufall — auf alle die Dinge, die niemals eintreten. In ihrer Seele erwachte ein Gefühl gegen Paul, das vorläufig noch weder Haß noch Abneigung war. Aber war er nicht in diesem stillen Kampf ihr Gegner? Wurde er nicht, ohne es zu wissen, zu einem Feind, den man besiegen mußte? Und hat wohl jemals einer den geliebt, den er zu prellen gedachte? Da sie zu einer List gezwungen war, beschloß die Spanierin nach Frauenart, in diesem Kampf, dessen Schmach nur ein vollständiger Sieg abwaschen konnte, ihre ganze Überlegenheit zu entfalten. In der Stille der Nacht erfand ihr Stolz eine Unzahl Gründe zu ihrer Entschuldigung. Hatte

Natalie nicht auch Vorteil gehabt von den verschwenderischen Ausgaben? War es denn irgendein niedriger Gedanke gewesen, der ihre Lebensführung beeinflußt hatte? Sie konnte nicht rechnen – war das ein Verbrechen, eine Schuld? Konnte ein Mann nicht überglücklich sein, ein Mädchen wie Natalie zu bekommen? Der Schatz, den sie behütet hatte, war er nicht eine Unterschrift wert? Erkaufen nicht viele Männer eine geliebte Frau durch tausend Opfer? Warum sollte man für eine legitime Frau weniger tun können als für eine Kurtisane? Übrigens, Paul war ein unbedeutender, unfähiger Mann; sie würde für ihn all ihren Geist aufwenden, würde ihm in der Gesellschaft seine Wege ebnen; er würde ihr einst seine Machtstellung danken. Würde sie also nicht eines Tages ihre Schuld voll bezahlen? Wenn er zurückträte, wäre er ein Dummkopf! Wegen einiger Taler mehr oder weniger zurücktreten? ... Es wäre nichtswürdig von ihm!

‚Sollte die Sache für mich erfolglos sein,' sagte sie sich, ‚so verlasse ich Bordeaux und werde Natalie noch immer eine schöne Zukunft bereiten können, indem ich alles, was mir bleibt, für sie zu Geld mache: Haus, Diamanten und Mobiliar, und für mich nur eine kleine Leibrente zurückbehalte.'

Wenn ein starker Geist sich einen Rückzug sichert, wie Richelieu bei Bordeaux, und sich ein glückliches Ende ausmalt, so schafft er sich damit einen Stützpunkt, der ihm zum Sieg verhilft. Die Lösung, mit der Frau Evangelista sich für den Fall eines Mißerfolgs zu trösten suchte, beruhigte sie sehr, und voll Vertrauen in ihren Sekundanten bei dem bevorstehenden Duell schlief sie ein.

Sie versprach sich viel von der Beihilfe des geschicktesten Notars von Bordeaux, des Herrn Solonet. Das war ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, der sich so eifrig für Wiedereinsetzung der Bourbonen bemüht hatte, daß er das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Glücklich und stolz, im Hause Evangelista empfangen zu werden, und zwar weniger in seiner Eigenschaft als Notar, als vielmehr weil er in Bordeaux zur royali-

stischen Gesellschaft gehörte, hatte Solonet für ‚den schönen Sonnenuntergang' eine jener Leidenschaften gefaßt, die Frauen wie Frau Evangelista zurückzuweisen pflegen, die ihnen aber dennoch schmeichelhaft ist. Solonets Benehmen war selbstgefällig, respektvoll und zuversichtlich abwartend.

Dieser Notar fand sich am folgenden Morgen mit der Demut eines Sklaven ein und wurde von der koketten Witwe im Schlafzimmer empfangen – in einem schlau berechneten Hauskleid.

„Kann ich", sagte sie zu ihm, „in der Verhandlung, die heute abend stattfinden wird, auf Ihre Diskretion und vollste Ergebenheit rechnen? Wie Sie sich denken können, handelt es sich um den Ehevertrag meiner Tochter." Der junge Mann erging sich in galanten Versicherungen. „Zur Sache!" sagte sie. „Ich höre", erwiderte er und tat, als sammle er sich.

Frau Evangelista schilderte ihm nun freimütig ihre Lage.

„Meine verehrte gnädige Frau, das hat nichts zu sagen", entgegnete Solonet, als Frau Evangelista ihm genaue Informationen gegeben hatte, und nahm eine selbstgefällige Miene an. „Wie haben Sie sich zu Herrn de Manerville gestellt? Hier kommt es auf Ihren persönlichen Einfluß an; diese Frage ist weit bestimmender als die Rechts- oder Finanzfrage."

Frau Evangelista hüllte sich in ihre Überlegenheit. Der junge Notar erfuhr mit lebhafter Freude, daß seine Klientin in ihren Beziehungen zu Paul die höchste Würde zu wahren gewußt hatte, daß sie, halb in wirklichem Stolz, halb in unbeabsichtigter Berechnung, sich stets so benommen hatte, als sei es für den Grafen de Manerville eine Ehre, Fräulein Evangelista freien zu dürfen. Weder sie noch ihre Tochter konnten in den Verdacht kommen, pekuniäre Interessen im Auge gehabt zu haben; ihr Benehmen und Empfinden schien frei von jeder Berechnung. Sollte Paul irgendwelche finanzielle Schwierigkeiten machen, so hatten sie das Recht, sich vollständig zurückzuziehen; kurz, sie besaß über den Schwiegersohn eine große Macht.

„Da die Sache so steht," sagte Solonet, „so nennen Sie mir die äußersten Konzessionen, die Sie machen wollen." „So wenig als möglich natürlich", meinte sie lachend. „Frauenantwort!" rief Solonet. „Gnädige Frau, liegt Ihnen daran, Fräulein Natalie zu verheiraten?" „Ja." „Sie möchten eine Quittung bekommen über die Summe von einer Million einhundertsechsundfünfzigtausend Franken, über die Sie als Vormund dem Schwiegersohn Rechnung abzulegen haben?" „Ja." „Wieviel wollen Sie behalten?" „Dreißigtausend Livres Rente mindestens", erwiderte sie. „Man muß siegen oder sterben!" „Ja." „Gut, ich werde über Mittel und Wege nachdenken, um dieses Ziel zu erreichen, denn wir müssen sehr gewandt vorgehen und unsere Kräfte schonen. Ich werde Ihnen, wenn ich abends wiederkomme, einige Winke geben, befolgen Sie sie gewissenhaft, und ich kann Ihnen schon jetzt einen vollständigen Sieg prophezeien. — Liebt der Graf Paul Fräulein Natalie?" fragte er, sich erhebend. „Er betet sie an." „Das genügt nicht. Begehrt er sie so sehr zur Frau, daß er über einige pekuniäre Schwierigkeiten hinwegkommen könnte?" „Ja." „Da hätten wir etwas, was im Vermögen eines jungen Mädchens als ein Haben anzusehen ist!" rief der Notar. „Machen Sie sie nur recht hübsch heute abend", fügte er mit schlauer Miene hinzu. „Wir haben die reizendste Toilette von der Welt." „Das Kleid, das die Braut beim Vertragsabschluß trägt, ist hier nach meiner Ansicht ausschlaggebend", sagte Solonet.

Dies letzte Argument schien Frau Evangelista so wichtig, daß sie bei Nataliens Ankleiden zugegen sein wollte, nicht nur um dasselbe zu überwachen, sondern um bei ihrer Finanzoperation die Tochter zu ihrer unschuldigen Mitverschwornen zu machen. Ihre Tochter, die ein weißes Kaschmirkleid mit rosa Schleifen trug und à la Sévigné frisiert war, erschien ihr so schön, daß sie den Sieg vorausfühlte.

Als die Kammerfrau sich entfernt hatte und Frau Evangelista sicher war, daß niemand sich in Hörweite befand, zupfte sie der

Tochter ein paar Löckchen zurecht und sagte mit anscheinend fester Stimme: „Liebes Kind, liebst du Herrn de Manerville ganz aufrichtig?" „Warum fragst du mich das heute, Mütterchen, statt gestern? Warum hast du mich ihn sehen lassen?" „Würdest du auf dieser Heirat bestehen, wenn es nötig werden sollte, daß wir uns für immer trennen?" „Ich würde darauf verzichten und nicht vor Kummer sterben." „Du liebst nicht, mein Kind", sagte die Mutter, die Tochter auf die Stirne küssend. „Aber warum spielst du denn den Großinquisitor, Mütterchen?" „Ich wollte wissen, ob du heiraten würdest, auch ohne in den Mann vernarrt zu sein." „Ich liebe ihn." „Du hast recht, er ist Graf, wir werden einen Pair von Frankreich aus ihm machen; aber es könnten Meinungsverschiedenheiten eintreten, Mißhelligkeiten." „Meinungsverschiedenheiten bei Leuten, die sich lieben? Nein, liebe Mutter. Die Fleur des pois hat hier zu feste Wurzel geschlagen," sagte sie, mit zierlicher Bewegung auf ihr Herz weisend, „als daß sie je die geringste Einwendung machen sollte; davon bin ich überzeugt." „Wenn es anders sein sollte?" fragte Frau Evangelista. „So würde er abgetan und vergessen werden", antwortete Natalie. „Schön. Du bist eine Casa-Réal! Aber trotzdem er närrisch verliebt ist — es könnten Unterhandlungen stattfinden, die ihn befremden und über die er um deinet- wie um meinetwillen hinwegkommen müßte, verstehst du? Wenn, ohne den Anstand im geringsten zu verletzen, ein recht liebenswürdiges Benehmen entscheidend werden könnte? Ein Nichts, ein Wort? Die Männer sind so beschaffen, daß sie bei einer ernsthaften Besprechung standhaft bleiben und ein Blick sie niederstreckt." „Ich verstehe! Ein kleiner Peitschenhieb, damit Favorit die Barriere nimmt", sagte Natalie mit einer entsprechenden Geste. „Mein Engel, ich verlange nichts von dir, was wie Verführung aussehen könnte. Wir haben in uns den uralten kastilianischen Ehrbegriff, der uns nicht erlaubt, die Grenzen zu überschreiten. Graf Paul wird meine Lage begreifen." „Welche Lage?" „Du würdest das nicht verstehen, Kind. Also

wenn er dich in all deinem Glanze erblickt haben wird, und ich sollte ihm dann noch anmerken, daß er irgendwelche Bedenken hat – ich würde bestimmt sofort alles abbrechen; ich würde mein Vermögen flüssig machen, Bordeaux verlassen und nach Douai zu den Claës gehen, die immerhin unsere Verwandten sind infolge ihrer Verbindung mit den Temninck. Und ich würde dich an einen Pair von Frankreich verheiraten, sollte ich mich auch, um dir all mein Geld geben zu können, in ein Kloster zurückziehen müssen." „Liebe Mutter, was ist denn zu tun, um ein solches Unglück zu verhüten?" fragte Natalie. „Ich habe dich noch nie so schön gesehen, mein Kind! Sei ein wenig kokett, und alles wird gut gehen."

Frau Evangelista überließ Natalie ihren Gedanken und machte sich an ihre eigene Toilette. Wenn Natalie um Pauls willen anziehend sein mußte, mußte die Witwe nicht Solonet, ihren Streiter, entflammen?

Mutter und Tochter waren in Waffen, als Paul kam und den Strauß brachte, den er seit einigen Monaten Natalie alltäglich zu überreichen pflegte. In Erwartung der Notare begann man eine freundliche Unterhaltung.

Dieser Tag brachte für Paul das erste Scharmützel in dem langen ermüdenden Kampf, den man die Ehe nennt. Es ist daher notwendig, die Kräfte der gegnerischen Parteien festzustellen, ferner die Haltung der kriegführenden Korps und das Gebiet, auf dem man sich schlagen sollte. Um diesen ersten Kampf zu führen, dessen Tragweite zu überschauen ihm vollständig abging, hatte Paul als einzigen Verteidiger seinen alten Notar Mathias. Alle beide sollten von einem unerwarteten Ereignis überrascht und wehrlos gemacht, von einem Feind, der sich sein Ziel gesteckt hatte, in die Enge getrieben und zum Handeln gezwungen werden, ohne daß man ihnen Zeit zum Überlegen ließ. Und hätten ihm selbst Cujas und Barthole[1] beigestanden, welcher Mann wäre

[1] Die zwei berühmtesten Rechtsgelehrten Frankreichs.

nicht unterlegen? Wie konnte man da an Verräterei glauben, wo alles leicht und natürlich schien? Was vermochte der alte Mathias als einzelner gegen Frau Evangelista, gegen Solonet und gegen Natalie, besonders als sein verliebter Klient zum Feind überging, sobald er sah, daß die Differenzen sein Glück bedrohten? Schon ging Paul ins Garn, denn seine Leidenschaft veranlaßte ihn zu hingebenden Worten, wie sie Verliebte anzuwenden pflegen; Frau Evangelista aber, die ihn in seinem eigenen Netze fangen wollte, schürte das Feuer – hatte doch jedes seiner Worte ungeheuren Wert für sie.

Die beiden Notare, diese Kondottieri des Ehevertrags, die sich für ihre Klienten zu schlagen beabsichtigten und deren persönliche Fähigkeiten bei diesem ernsten Gefecht so entscheidend werden sollten, repräsentierten die alte und die neue Methode, das alte und neue Notariat.

Herr Mathias war ein guter alter Mann von neunundsechzig Jahren, der mit Stolz auf seine vierzig Dienstjahre zurückblickte. Seine geschwollenen gichtischen Füße steckten in Schuhen mit silbernen Schnallen und bildeten den lächerlichen Abschluß ganz dünner Beine, deren Kniescheiben gleichfalls unverhältnismäßig stark hervortraten, so daß seine Beine in gekreuzter Stellung aussahen wie die Knochen eines Memento mori. Seine kurzen magern Schenkel versanken in weiten schwarzen, schleifengezierten Hosen und schienen unter der Last eines runden Bauches zusammenzuknicken. Er hatte die charakteristische Gestalt der Stubenhocker; sein dicker, kugeliger Oberkörper war stets in einen grünen Rock mit eckigen Schößen eingehüllt, den niemand jemals neu gesehen hatte. Seine wohlgeglätteten und gepuderten Haare vereinigten sich zu einem kleinen Ratienschwanz, der immer zwischen dem Rockkragen und dem Kragen seiner weißen geblümten Weste untergebracht wurde. Mit seinem runden Gesicht, das in allen Farben eines welken Weinblattes schimmerte, den blauen Augen, der Himmelfahrtsnase, den aufgeworfenen Lippen und dem fetten Doppelkinn erweckte der

teure kleine Mann überall, wo er sich zum erstenmal zeigte, das Gelächter, das wir Franzosen allen närrischen Schöpfungen der Natur freigebig spenden, die wir mit dem Namen ‚Karikaturen' bezeichnen. Bei Meister Mathias aber hatte der Inhalt über die Form triumphiert, die Vorzüge des Geistes hatten die Lächerlichkeiten des Leibes überwunden. Die meisten Leute in Bordeaux hatten für ihn eine respektvolle Hochachtung, eine freundschaftliche Ergebenheit. Die Stimme des Notars gewann die Herzen, sie war von überzeugender Redlichkeit. Er war nicht listig, sondern ging allem ehrlich zu Leibe und vernichtete hinterlistige Gedanken durch klare, präzise Fragen. Sein sicherer Blick und seine große Geschäftserfahrung hatten ihm eine tiefe Seelenkenntnis erworben; er vermochte die geheimsten Gedanken zu lesen. Obgleich er in Geschäften ernst und würdig war, besaß dieser Patriarch die Heiterkeit unserer Altvordern. Er mußte Tischreden halten, Familienfeste leiten und Geburtstage feiern, die Gesellschaften der Großmütter und der Kinder inszenieren, den Weihnachtsklotz feierlich verbrennen; er war einer, der es liebte, Neujahrsgeschenke und Überraschungen zu machen und Ostereier zu verstecken; er pflegte die Familienbeziehungen und versäumte niemals einen der Gebräuche, der das Leben von dazumal bunt und heiter gestaltete. Meister Mathias war ein edler und würdiger Vertreter jener ehemaligen Notare, die im stillen groß waren, die keine Quittung ausstellten, wenn man ihnen Millionen anvertraute, aber die Summen wiedererstatteten, wie sie sie empfangen hatten — im nämlichen Beutel, gebunden mit dem nämlichen Bindfaden; die die Fideikommisse mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verwalteten, Inventare auf das sorgfältigste ausarbeiteten, sich wie ein zweiter Vater der Interessen ihrer Klienten annahmen, zuweilen sogar den Verschwendern ein Hindernis in den Weg legten; kurz, einer der Notare, die sich für Fehler, die ihnen bei ihren Verhandlungen unterlaufen, verantwortlich fühlen und ihnen lange nachsinnen. Niemals während seiner Notarpraxis hatte einer seiner Klienten sich über eine verlorene

Kapitalsanlage, eine schlecht gewählte oder angelegte Hypothek zu beklagen gehabt. Sein langsam, aber redlich erworbenes Vermögen war ihm erst nach dreißig Jahren der Arbeit und Sparsamkeit geworden. Er hatte vierzehn seiner Schreiber selbständig gemacht. Fromm und freigebig, war Mathias überall da zu finden, wo das Gute ohne Lohn getan wird. Er war aktives Mitglied des Komitees für Kranken- und Armenhäuser, ferner des Unterstützungskomitees und zeichnete die größte Summe für freiwillige Abgaben zur Unterstützung plötzlich Verunglückter, zur Errichtung wohltätiger Anstalten. Weder er noch seine Frau besaßen eigenes Fuhrwerk, sein Versprechen war ihm heilig, in seinen Kellern lagen ebenso viele Kapitalien, wie die Bank besaß, man nannte ihn ‚den guten Meister Mathias', und als er starb, folgten dreitausend Personen seinem Sarge.

Solonet war der junge Notar, der trällernd daherkommt, eine gleichmütige Miene aufsetzt und behauptet, daß man die Geschäfte ebensowohl lachend als ernsthaft erledigen könne; der Notar, der sich ärgert, für einen Notar gehalten zu werden, und der sich um das Kreuz der Ehrenlegion bemüht, der seinen Wagen hat und das Prüfen und Registrieren der Akten seinen Schreibern überläßt; der Notar, der Bälle und Theater besucht, Gemälde kauft und Ecarté spielt, der eine Kasse hat, in die sich die Depots ergießen, und der in Banknoten wiedergibt, was er in Gold empfangen hat; der Notar, der mit seiner Zeit geht und die Kapitalien in gewagten Spekulationen anlegt, und der sich nach zehn Jahren Notariat mit einer Rente von dreißigtausend Livres zurückziehen will; der Notar, der sein Wissen seiner Doppelzüngigkeit verdankt, den aber viele Leute fürchten wie einen Mitschuldigen, der im Besitz ihrer Geheimnisse ist; der Notar, der in seinem Beruf ein Mittel sieht, sich eine reiche Erbin einzufangen.

Als der schmächtige und blonde Solonet, frisiert und parfümiert wie ein junger Held des Vaudeville, beschuht und gekleidet wie ein Dandy, dessen wichtigstes Geschäft das Duell ist, fast gleichzeitig mit seinem bejahrten Kollegen eintrat, dem die

Nachwehen eines Gichtanfalls nur langsames Gehen gestatteten, wirkten die beiden Männer wie die Verkörperung einer der Karikaturen, betitelt ‚Einst und jetzt', die unterm Kaiserreich so großen Erfolg hatten.

Wenn Frau und Fräulein Evangelista, denen der gute Herr Mathias unbekannt war, sich zuerst versucht fühlten, in Lachen auszubrechen, so wurden sie alsbald von der Anmut gerührt, mit der der Alte sie begrüßte. Die Rede dieses Mannes atmete jene Liebenswürdigkeit, die solche freundlichen Greise so selbstverständlich in sich tragen und auszudrücken wissen. So wurde der junge Notar mit der hastigen, heftigen Stimme für den Moment von ihm geschlagen. Mathias zeigte seine vornehme, überlegene Lebensart in der Gemessenheit, mit der er Paul begrüßte. Er achtete den Adel des jungen Mannes, ohne seinem Alter etwas zu vergeben, denn er wußte, daß dem Alter einige Ehrfurcht gebührt und daß alle gesellschaftlichen Rechte wechselseitig sind. Der Gruß und das Gutentag Solonets dagegen suchten eine vollkommene Ebenbürtigkeit auszudrücken; sie mußten einen Mann von Welt verletzen und den Notar in den Augen wahrhaft feiner Leute lächerlich machen. Der junge Notar gab Frau Evangelista ein vertrauliches Zeichen, mit ihm in die Fensternische zu treten. Sie sprachen einige Minuten miteinander und ließen ab und zu ein Lachen hören, ohne Zweifel um die andern über die Wichtigkeit dieser Unterredung zu täuschen, in der Notar Solonet seiner Herrin den Schlachtplan entwickelte.

„Aber", fragte er zum Schluß, „werden Sie den Mut haben, Ihr Haus zu verkaufen?" „Durchaus", antwortete sie.

Frau Evangelista wollte ihrem Notar nicht den Grund angeben für diesen Heroismus, der ihn überraschte. Der Eifer Solonets hätte nachlassen können, wenn er erfuhr, daß seine Klientin Bordeaux zu verlassen gedachte. Sie hatte sogar Paul noch nichts davon gesagt, um ihm nicht Entsetzen einzujagen vor der Ausdehnung der Vorarbeiten, die zu einem politischen Leben nötig sind.

Nach dem Diner ließen die beiden Bevollmächtigten die Liebenden in Gesellschaft der Mutter und begaben sich in einen nah gelegenen, zu ihren Verhandlungen bestimmten Raum. Es war also ein doppeltes Schauspiel: beim Kaminfeuer des großen Salons ein Liebesspiel, wo Lachen und heiterer Lebensgenuß herrschte, und im Nebenzimmer eine ernste und düstere Szene, wo nackte Geldinteressen schon im voraus die Rolle spielten, die sie später im geheimen weiterführen sollten.

„Mein lieber Meister," sagte Solonet zu Mathias, „der Vertrag wird bei Ihnen hinterlegt werden; ich weiß, was ich meinem älteren Kollegen schuldig bin." Mathias verneigte sich ernst. „Aber," fuhr Solonet fort und entfaltete einen vorläufigen Vertragsentwurf, den er von einem Schreiber hatte anfertigen lassen, „aber da wir der leidende Teil sind, so habe ich den Vertrag aufsetzen lassen, um Ihnen die Mühe zu ersparen. ‚Wir verheiraten uns mit allen unsern Rechten unter Gütergemeinschaft; einer schenkt dem andern sein ganzes Hab und Gut im Falle seines Ablebens ohne direkten Leibeserben; andernfalls Schenkung eines Viertels zur Nutznießung und eines Viertels als Eigentum. Die für die Gütergemeinschaft vorgesehene Summe soll ein Viertel der respektiven in die Ehe gebrachten Vermögen betragen. Der Überlebende behält das gesamte Mobiliar, ohne zu einer Inventaraufnahme verpflichtet zu sein.' Alles ist klar wie der Tag." „Ta ta ta ta!" sagte Mathias, „ich erledige kein Geschäft so, wie man ein Liedchen trällert. Worin besteht Ihr Vermögen?" „Worin besteht das Ihre?" fragte Solonet. „Unser Heiratsgut," sagte Mathias, „hier ist es: die Besitzung Lanstrac, mit einem jährlichen Ertrag von dreiundzwanzigtausend Livres in bar, abgesehen von den Einkünften in Naturalien. Item die Pachthöfe von Grassol und von Guadet, jeder mit einer Jahreseinnahme von dreitausendsechshundert Livres. Item die Meierei von Bellerose, mit einem durchschnittlichen Jahresertrag von sechzehntausend Livres: zusammen sechsundvierzigtausendzweihundert Franken Jahresrente. Item ein Stammschloß in Bordeaux, besteuert mit

neunhundert Franken. Item ein schönes Haus mit Hof und Garten, belegen in Paris, Rue de la Pépinière, besteuert mit fünfzehnhundert Franken. Die Urkunden über diese Besitztümer befinden sich in meinen Händen. Alles stammt aus dem Nachlaß unseres Vaters und unserer Mutter, ausgenommen das Haus in Paris, das von uns selbst erworben worden ist. Ferner ist das Mobiliar unserer beiden Häuser und das des Schlosses Lanstrac zu nennen, das zusammen auf vierhundertfünfzigtausend Franken veranschlagt wird. — Da haben Sie den Tisch, das Tischtuch und den ersten Gang. Was bringen Sie als zweiten Gang und zum Nachtisch?" „Unsere Erbansprüche", sagte Solonet. „Nennen Sie sie, lieber Meister", erwiderte Mathias. „Was bringen Sie mir? Wo ist die nach dem Hinscheiden des Herrn Evangelista vorgenommene Inventur? Zeigen Sie mir die Abrechnung, die Anlage der Kapitalien. Wo sind Ihre Kapitalien, wenn solche vorhanden sind? Wo sind Ihre Besitztümer, wenn es solche gibt? Kurz, zeigen Sie uns eine Vormundschaftsrechnung und nennen Sie uns, was Ihre Mutter Ihnen gibt oder Ihnen zusichert." „Liebt der Herr Graf de Manerville Fräulein Evangelista?" „Er will sie zu seiner Frau machen, falls die gegenseitigen Ansprüche erfüllt werden", sagte der alte Notar. „Ich bin kein Kind, es handelt sich hier um unsere Geschäfte und nicht um unsere Gefühle." „Das Geschäft kommt nicht zustande, falls Sie kein großmütiges Empfinden haben; hören Sie, warum", entgegnete Solonet. „Wir haben nach dem Tode unseres Gatten keine Inventur gemacht, wir waren Spanierin, Kreolin, und wir kannten nicht das französische Gesetz. Übrigens waren wir zu schmerzlich bewegt, um an elende Formalitäten zu denken, wie sie nur kalte Herzen erledigen können. Es ist öffentlich bekannte Tatsache, daß der Verstorbene uns anbetete und daß wir ihn ungeheuer beweint haben. Wenn wir dennoch eine notarielle Feststellung der Hinterlassenschaft besitzen, der eine beschränkte Inventaraufnahme voranging, so danken Sie das unserm Nebenvormund, der uns gezwungen hat, die Sachlage klarzustellen und unserer Tochter ein

entsprechendes Kapital zuzuerkennen, damals als wir genötigt waren, englische Rentenpapiere aus London zurückzuziehen und die betreffenden ungeheuren Kapitalien in Paris anzulegen, wodurch wir unsere Zinsen verdoppelten." „Machen Sie keine Scherze. Es gibt Mittel, eine Kontrolle auszuüben. Welche Summe haben Sie dem Schatzamt als Erbschaftssteuer bezahlt? Die Zahl genügt uns zur Aufstellung. Bleiben Sie doch bei der Sache. Sagen Sie uns offen, was Sie ererbten und was Ihnen bleibt. Nun gut, wenn wir allzu verliebt sind, so werden wir sehen." „Wenn Sie uns des Geldes wegen heiraten, so trollen Sie sich nur wieder! Wir haben das Anrecht auf mehr als eine Million; aber es bleiben unserer Mutter nur dieses Palais, sein Mobiliar und vierhundert und einige tausend Franken, die 1817 zu fünf Prozent angelegt wurden und eine Jahresrente von vierzigtausend Franken bringen." „Wie kommt es, daß Sie ein Leben führen, das hunderttausend Livres Rente erfordert?" rief Mathias bestürzt. „Unsere Tochter hat uns unheimlich viel gekostet. Übrigens lieben wir es, Geld auszugeben, und schließlich werden Ihre Jeremiaden uns keinen Centime wieder zurückbringen." „Mit den fünfzigtausend Franken Rente, die Fräulein Natalie gehörten, hätten Sie sie sehr vornehm erziehen und ausstatten können, ohne sich zu ruinieren. Aber da Sie als junges Mädchen mit so gutem Appetit gegessen haben, so werden Sie als Frau alles verschlingen?" „So lassen Sie ab von uns," sagte Solonet; „das schönste Mädchen von der Welt darf wohl mehr verzehren, als sie hat!" „Ich will meinem Klienten ein paar Worte sagen", erwiderte der alte Notar.

‚Geh, geh, alter Vater Kassander, geh und sage deinem Klienten, daß wir nicht einen Heller besitzen', dachte Notar Solonet, der hier im stillen Kabinett seine Kriegstruppen strategisch verteilt, seine Äußerungen staffelförmig aufgestellt, die Hindernisse in dieser Erörterung selber aufgerichtet und den Punkt vorbereitet hatte, wo die beiden Parteien, alles verloren glaubend, sich plötzlich vor einer glücklichen Wendung sehen würden, bei der seine Klientin triumphieren sollte.

Wie war es inzwischen Paul ergangen? Nataliens weißes Kleid mit rosa Schleifen, die Korkzieherlocken à la Sévigné, ihr kleiner Fuß, ihre koketten Blicke, ihre hübsche Hand, die unablässig beschäftigt war, die Locken, die gar nicht in Unordnung geraten waren, wieder zu ordnen — all dieses übliche Gebaren eines jungen Mädchens, das wie der Pfau in der Sonne sein Rad schlägt, hatten Paul dahin gebracht, wo seine zukünftige Schwiegermutter ihn haben wollte: er war trunken vor Begehren und verlangte nach seiner Braut wie ein Gymnasiast nach einer Kurtisane; seine Blicke, nach dem Seelen-Thermometer gemessen, verkündeten jenen Grad der Leidenschaft, bei dem der Mann zu tausend Dummheiten fähig ist.

„Natalie ist so schön," sagte er seiner Schwiegermutter ins Ohr, „daß ich die Tollheit begreife, die uns so weit treiben kann, einen Genuß mit dem Tode zu bezahlen."

Frau Evangelista erwiderte kopfschüttelnd: „Verliebte Worte! Mein Mann sagte mir keine so schönen Phrasen; aber er heiratete mich ohne Vermögen, und in den dreizehn Jahren unserer Ehe hat er mir niemals Kummer bereitet." „Wollen Sie mir damit eine Lektion erteilen?" fragte Paul lachend. „Sie wissen, wie gern ich Sie habe, liebes Kind!" sagte sie, ihm die Hand drückend. „Übrigens, muß ich Sie nicht sehr liebhaben, um Ihnen meine Natalie zu schenken?" „Mich verschenken, mich verschenken!" lachte das junge Mädchen und handhabte anmutig einen Fächer aus indischen Vogelfedern. „Was erzählen Sie sich da leise?" „Ich sagte," erwiderte Paul, „wie sehr ich Sie liebe, da mir die Sitte verbietet, Ihnen meine heißen Wünsche auszudrücken." „Warum?" „Ich fürchte mich." „Oh! Sie haben Geist genug, um die Kleinodien der Schmeichelei in passende Worte zu fassen. Soll ich Ihnen meine Meinung über Sie sagen? ... Also ich finde, Sie haben mehr Geist, als ein Verliebter haben sollte. Die Fleur des pois sein und dabei auch noch geistreich sein," sagte sie, die Augen senkend, „das heißt zu viele Vorzüge haben: eins von beiden wäre genug. Auch ich fürchte —" „Was?" „Reden

wir nicht so. — Findest du nicht, Mütterchen, daß eine solche Unterhaltung gefährlich ist, solange unser Vertrag nicht unterzeichnet ist?" „Er wird es werden." „Ich möchte wohl wissen, was Achilles und Nestor einander sagen", bemerkte Natalie, mit kindlicher Neugier die Tür nach dem Nebenzimmer musternd. „Sie sprechen von unsern Kindern, von unserm Tod und von ich weiß nicht was für andern gleichgültigen Dingen; sie zählen unsere Taler, um uns mitzuteilen, ob wir fünf Pferde in unsern Stall stellen dürfen. Sie befassen sich auch mit Schenkungen, aber ich bin ihnen zuvorgekommen." „Wieso?" fragte Natalie. „Habe ich mich nicht schon ganz und gar geschenkt?" sagte er, das junge Mädchen anblickend, dessen Schönheit sich verdoppelte, als die Freude über diese Antwort ihr Antlitz rötete.

„Liebe Mutter, wie kann ich solche Großmut erwidern?" „Mein liebes Kind, hast du nicht dein ganzes Leben, um sie zu vergelten? Das Glück eines jeden Tages bereiten, heißt das nicht: unerschöpfliche Schätze zutragen? Ich, ich hatte keine andere Mitgift." „Lieben Sie Lanstrac?" sagte Paul zu Natalie. „Wie sollte ich nicht lieben, was Ihnen gehört?" sagte sie, „auch Ihr Haus möchte ich gern sehen." „Unser Haus", sagte Paul. „Sie wollen wissen, ob ich Ihren Geschmack getroffen habe, ob Sie sich dort wohlfühlen werden? Ihre Frau Mutter hat es für einen Gatten schwer gemacht; Sie sind immer sehr glücklich gewesen; doch wenn die Liebe unendlich ist, so ist ihr auch nichts unmöglich." „Liebe Kinder," sagte Frau Evangelista, „könntet ihr wirklich in den ersten Tagen eurer Ehe in Bordeaux bleiben? Wenn ihr den Mut habt, der Welt zu trotzen, die euch kennt, euch nachspioniert, so sei es! Aber wenn ihr beide dieses schamhafte Empfinden habt, das die Seele verschließen und sich nicht äußern will, so werden wir nach Paris gehen, wo das Leben einer jungen Ehe sich im Großstadtlärm verliert. Dort allein könnt ihr zwei Liebende sein, ohne die Lächerlichkeit fürchten zu müssen." „Sie haben recht, verehrte Mutter, daran habe ich nicht gedacht. Aber ich werde kaum Zeit haben, mein Haus herzurichten. Ich werde

heute abend noch an de Marsay schreiben, einen meiner Freunde, der mir der zuverlässigste scheint, um die Handwerker anzustellen und zu überwachen."

Im Augenblick, als Paul, wie alle jungen Leute, die gewohnt sind, ihren Launen ohne weiteres nachzugeben, sich unüberlegterweise zu einem Aufenthalt in Paris bereit erklärte, trat Notar Mathias ein und machte seinem Klienten ein Zeichen, zu ihm zu kommen. „Was gibts, mein Freund?" sagte Paul und ließ sich abseits führen. „Herr Graf," sagte der Biedermann, „es gibt keinen Centime Mitgift! Mein Rat ist, die Verhandlungen auf einen spätern Tag zu verschieben, damit Sie dazu angemessen Stellung nehmen können." „Herr Paul," sagte Natalie, „jetzt möchte ich Ihnen mein Wörtchen ins Ohr sagen."

Frau Evangelistas Mienen waren unbewegt, doch hat wohl niemals ein Jude des Mittelalters in seinem Kessel voll kochenden Öles das Martyrium erlitten, das sie hier in ihrem violetten Samtkleid durchmachte. Solonet hatte ihr das Zustandekommen der Heirat zugesichert, aber sie kannte nicht die Mittel, deren er sich bediente, und sie erduldete die entsetzliche Qual der Ungewißheit. Vielleicht verdankte sie ihren Sieg dem Ungehorsam ihrer Tochter. Natalie hatte über die Worte ihrer Mutter, deren Unruhe ihr nicht entging, nachgedacht. Als sie den Erfolg ihrer Koketterie gewahrte, wurde ihr Herz von tausend widerstreitenden Empfindungen befallen. Ohne ihre Mutter zu tadeln, schämte sie sich doch ein wenig dieses Verfahrens, dessen Ziel irgendein Vorteil sein sollte. Dann wurde sie aber auch von begreiflicher eifersüchtiger Neugier ergriffen. Sie wollte wissen, ob Paul sie genügend lieb hatte, um die von ihrer Mutter vorausgesehenen Schwierigkeiten zu überwinden, auf deren Vorhandensein übrigens auch das etwas verdüsterte Antlitz des alten Mathias hindeutete. Diese Empfindungen veranlaßten sie zu einer ehrlichen Regung, die ihr überdies allerliebst stand. Die schwärzeste Gemeinheit hätte nicht so gefährlich sein können, als ihre Unschuld es war.

„Paul," sagte sie ganz leise zu ihm – und sie nannte ihn zum erstenmal so –, „wenn irgendwelche geschäftliche Schwierigkeiten eine Trennung notwendig machen sollten, so bedenken Sie, daß ich Sie Ihrer Zusage enthebe und Ihnen gestatte, Ihre Ungnade auf mich zu werfen und mit mir zu brechen."

Sie sagte die großmütigen Worte mit solcher Würde, daß Paul an das Unbeteiligtsein Nataliens glaubte, an ihre Unkenntnis des Sachverhalts, den sein Notar ihm soeben bekanntgegeben hatte. Er drückte dem jungen Mädchen die Hand und küßte diese dann, wie ein Mann, dem die Liebe wertvoller ist als das Geschäft. Natalie ging hinaus.

„Heiliger Papierkorb! Sie machen Dummheiten, Herr Graf", grollte der alte Notar, zu seinem Klienten tretend.

Paul blieb nachdenklich: er hatte erwartet, durch Vereinigung von seinem eigenen und Nataliens Vermögen etwa hunderttausend Livres Jahresrente zu erzielen, und wie leidenschaftlich verliebt ein Mann auch sein mag, er wird den Niedergang von hundert- auf sechsundvierzigtausend Livres Rente nicht ohne Gemütsbewegung hinnehmen, wenn er eine Frau bekommt, die an Luxus gewöhnt ist.

„Meine Tochter ist nicht mehr hier," begann Frau Evangelista, die sich hoheitsvoll ihrem Schwiegersohn und dem Notar näherte; „können Sie mir sagen, was sich ereignet hat?"

„Gnädige Frau," erwiderte Mathias, den Pauls Schweigen entsetzte, „es hat sich ein bedeutsames Hindernis eingestellt ..."

Bei diesen Worten kam Solonet aus dem kleinen Salon herbei und schnitt seinem alten Kollegen das Wort ab mit einer Äußerung, die Paul wieder aufatmen ließ. Die Erinnerung an seine zärtlichen Reden, an sein ganzes verliebtes Gebaren bedrückte ihn, er wußte nicht, wie er sie ungeschehen machen, noch wie er sein Benehmen ändern sollte; er hätte sich in einen Abgrund stürzen mögen.

„Es gibt ein Mittel, mit dessen Hilfe die gnädige Frau die der Tochter schuldige Summe beschaffen könnte", sagte der junge

Notar leichthin. „Frau Evangelista besitzt vierzigtausend Livres Rente in Staatsschuldscheinen zu fünf Prozent, die beinahe al pari stehen, so daß wir also mit achthunderttausend Franken rechnen können. Sie könnte diese Werte vertraglich ihrer Tochter vermachen – ohne die Nutznießung, denn ich glaube nicht, daß der Herr Graf die Absicht hat, seine Schwiegermutter ohne Hilfsquellen zu lassen. Wenn auch die gnädige Frau ihr eigenes Vermögen verbraucht hat, so gibt sie doch dasjenige ihrer Tochter bis auf eine Kleinigkeit zurück." „Es ist traurig, daß die Frauen so wenig von Geschäften verstehen", sagte Frau Evangelista. „Ich habe Nutznießungen? Mein Gott, was ist das?"

Paul war ganz entzückt über diese Lösung. Der alte Notar, der nicht nur die Schlinge gewahrte, sondern auch sah, daß sein Klient schon mit einem Fuß gefesselt war, stand wie versteinert; er dachte bei sich: ‚Mir scheint, man hält uns zum besten!'

„Wenn die gnädige Frau meinem Rate folgt, so wird sie sich ihre Ruhe sichern", fuhr der junge Notar fort. „Wenn sie sich schon aufopfert, so ist doch kein Grund dafür vorhanden, daß sie durch die jungen Leute in Unannehmlichkeiten gerät. Man kann nicht wissen, wer da lebt, wer stirbt! Der Herr Graf wird also vertraglich anerkennen, die Fräulein Evangelista aus dem Nachlaß ihres Vaters zustehende Summe voll erhalten zu haben."

Mathias konnte die Empörung nicht unterdrücken, die aus seinen Augen blitzte und ihm die Zornröte ins Gesicht trieb.

„Und diese Summe", sagte er zitternd, „ist . . .?" „Eine Million hundertsechsundfünfzigtausend Franken laut Testament . . ." „Warum verlangen Sie nicht vom Herrn Grafen hic et nunc die Abtretung seines Vermögens an seine zukünftige Gattin?" rief Mathias. „Denn das wäre redlicher, als was Sie da von uns verlangen. Den Ruin des Grafen de Manerville will ich nicht mit ansehen; ich ziehe mich zurück."

Er machte einen Schritt zur Tür, um seinen Klienten von dem Ernst der Situation zu überzeugen; aber er kam zurück und wendete sich an Frau Evangelista: „Glauben Sie ja nicht,

gnädige Frau, daß ich Sie für die Ideen meines Kollegen verantwortlich mache; ich halte Sie für eine ehrenhafte Frau, eine große Dame, die von Geschäften nichts versteht." „Danke, Herr Kollege", sagte Solonet. „Sie wissen wohl, daß es zwischen uns keine Injurien gibt", entgegnete Mathias. „Gnädige Frau, bedenken Sie wenigstens die Folgen solcher Bedingungen. Sie sind noch jung genug, noch schön genug, um sich wieder zu verheiraten. O mein Gott, gnädige Frau," sagte der Greis, als Frau Evangelista abwehrte, „wer kann für sich einstehen?" „Ich glaubte nicht, mein Herr," sagte Frau Evangelista, „daß man mich, nachdem ich sieben schöne Jahre Witwe geblieben und glänzende Partien aus Liebe zu meiner Tochter zurückgewiesen habe, mit neununddreißig Jahren einer solchen Dummheit verdächtigen würde! Wären wir hier nicht in Geschäften, so würde ich eine solche Mutmaßung als Ungezogenheit bezeichnen." „Wäre es nicht noch ungezogener, anzunehmen, daß Sie sich nicht mehr verheiraten könnten?" „Wollen und Können sind zwei verschiedene Dinge", sagte Solonet galant. „Also schön," sagte Notar Mathias, „sprechen wir nicht von Ihrer Ehe. Sie können, und wir wünschen es alle, noch fünfundvierzig Jahre leben. Und da Sie also die Nutznießung des Vermögens des Herrn Evangelista auf Lebenszeit für sich behalten wollen, sollen Ihre Kinder so lange nichts zu brechen und zu beißen haben?" „Was meinen Sie damit?" fragte die Witwe. „Was ist das: Nutznießung?"

Solonet, der Elegante, begann zu lachen.

„Ich will es erklären", erwiderte der Biedermann. „Wenn Ihre Kinder weise sein wollen, so werden sie an die Zukunft denken. An die Zukunft denken heißt für sie: die Hälfte ihres Einkommens zurücklegen, vorausgesetzt den Fall, daß sie nicht mehr als zwei Kinder bekommen, denen man zunächst eine gute Erziehung und später eine ansehnliche Mitgift geben muß. Ihre Tochter und Ihr Schwiegersohn müssen sich also auf zwanzigtausend Livres Rente beschränken, während sie, ehe sie einander

heiraten, jedes fünfzigtausend ausgegeben haben. Das ist noch das wenigste. Mein Klient wird eines Tages seinen Kindern Rechnung ablegen müssen über das Vermögen ihrer Mutter in Höhe von einer Million einhunderttausend Franken, ohne das Geld überhaupt schon bekommen zu haben – ein Fall, der vorliegen würde, wenn seine Frau vor Ihnen, gnädige Frau, sterben sollte. Aufrichtig – einen solchen Vertrag unterzeichnen, heißt das nicht, sich an Händen und Füßen gebunden in die Gironde werfen? Sie wollen das Glück Ihrer Fräulein Tochter begründen? Wenn sie ihren Gatten liebt, was ein Notar niemals in Zweifel zieht, so wird sie seinen Kummer zu dem ihren machen. Gnädige Frau, ich sehe da Leid genug, um sie in den Tod zu treiben, denn sie wird mit ihm ins Elend kommen. Ja, gnädige Frau, für Leute, die einer Jahresrente von hunderttausend Livres bedürfen, ist es ein Elend, nur zwanzigtausend zu haben. Wenn der Herr Graf aus Liebe irgendeine Tollheit begehen sollte, so würde seine Frau ihn eines Tages mit ihren Vorwürfen töten. Ich spreche hier für Sie, für Ihre Kinder, für Ihre Enkel, für alle Welt."

‚Der Biedermann hat alle seine Kanonen abgeschossen', dachte Notar Solonet und warf seiner Klientin einen Blick zu, der sie ermuntern sollte: ‚Vorwärts!'

„Es gibt einen Weg, um unser aller Interessen in Einklang zu bringen", sagte Frau Evangelista mit Würde. „Ich brauche mir nur eine entsprechende Summe zurückzubehalten, um in ein Kloster eintreten zu können, und Sie können mein Besitztum sogleich bekommen. Ich kann der Welt entsagen, wenn mein vorzeitiger Tod das Glück meiner Tochter sichert." „Gnädige Frau," sagte der alte Notar, „nehmen wir uns die Zeit, reiflich zu erwägen, wie die Differenzen behoben werden können." „Ach Gott, mein Herr," erwiderte Frau Evangelista, die wußte, daß sie verloren sei, wenn man die Verhandlungen vertagte, „es ist alles erwogen. Ich wußte nicht, was so eine Heirat in Frankreich bedeutet, ich bin Spanierin, Kreolin. Ich wußte nicht, daß ich meine Tochter nicht verheiraten könne, ohne vorher zu wissen,

wieviel Lebenstage Gott mir noch schenken werde; wußte nicht, daß mein Dasein meiner Tochter Kummer brächte; daß ich unrecht habe, zu leben, und unrecht, gelebt zu haben. Als mein Mann mich heiratete, hatte ich nichts als meinen Namen und meine Persönlichkeit. Mein Name allein war ihm eine Kostbarkeit, der gegenüber sein Vermögen ihm gering erschien. Welches Vermögen käme einem großen Namen gleich? Meine Mitgift waren Schönheit, Sitte, Abkunft und Erziehung. Kann Geld solche Werte ersetzen? Wenn der Vater Nataliens unsere Auseinandersetzung hörte, würde seine edle, großmütige Seele in alle Ewigkeit bekümmert sein, und sein Paradiesesglück wäre dahin. Ich habe – verschwenderisch vielleicht – mehrere Millionen verausgabt, ohne daß er jemals mit der Wimper gezuckt hätte. Seit seinem Tod bin ich sparsam und bescheiden geworden im Verhältnis zu der Lebensführung, die er von mir wünschte. Brechen wir also miteinander! Herr de Manerville ist derartig niedergeschlagen, daß ich ..."

Kein Dichter könnte das Durcheinander schildern, das nach dem Wort: ‚Brechen wir also miteinander' alle Anwesenden befiel; es mag genügen, mitzuteilen, daß diese vier wohlerzogenen Personen alle auf einmal redeten.

„Man verheiratet sich in Spanien auf spanisch und wie man will; aber in Frankreich heiratet man nach französischem Gesetz, vernünftig und so gut man kann!" sagte Notar Mathias. „Ach, gnädige Frau!" rief Paul, aus seiner Grübelei erwachend, „Sie verkennen meine Gefühle." „Es handelt sich hier nicht um Gefühle," sagte der alte Notar, seinem Klienten ins Wort fallend, „wir arbeiten hier für drei Generationen. Sind denn wir es, die die fehlenden Millionen aufgezehrt haben, wir, die wir doch nichts anderes wollen, als diese Schwierigkeiten beheben, an denen wir ganz unschuldig sind?" „Heiraten Sie uns und feilschen Sie nicht", sagte Solonet. „Feilschen! Feilschen! Nennen Sie es feilschen, wenn man die Interessen der Kinder, des Vaters und der Mutter wahrt?" sagte Mathias. „Ja," fuhr Paul zu

seiner Schwiegermutter gewendet fort, „ich beklage, früher so viel Geld verschleudert zu haben, daß es mir jetzt unmöglich ist, die Situation mit einem Wort zu klären, – wie Sie Ihre Geschäftsunkenntnis und unbeabsichtigte Nachlässigkeit beklagen. Gott ist mein Zeuge, daß ich jetzt nicht an mich denke; ein schlichtes Leben auf Lanstrac schreckt mich nicht – aber Fräulein Natalie? Muß sie nicht ihren Wünschen, ihren bisherigen Gewohnheiten entsagen? Wir müßten uns einschränken." „Wo nahm denn wohl Evangelista seine Millionen her?" sagte die Witwe. „Herr Evangelista machte Geschäfte, er spielte das Hasardspiel des Kaufmanns, er rüstete Schiffe aus und gewann ansehnliche Summen; wir sind ein Eigentümer, dessen Vermögen festliegt, dessen Einnahmen unveränderlich sind", erwiderte lebhaft der alte Notar. „Es gibt noch ein Mittel, alles beizulegen", sagte Solonet mit dünner Fistelstimme und lenkte damit die Blicke und Aufmerksamkeit der andern auf sich.

Der junge Mann glich einem geschickten Kutscher, der die Zügel eines Viergespanns in Händen hält und sich daran ergötzt, die Rosse je nach Laune anzufeuern und zurückzuhalten. Er entfesselte die Leidenschaften, er beruhigte sie wieder nach und nach und ließ Paul in Sattel und Zaumzeug schwitzen, Paul, dessen Lebensglück jeden Augenblick auf dem Spiele stand, und Frau Evangelista, die bei den raschen Wendungen, die das Gespräch nahm, nicht mehr aus noch ein wußte.

„Frau Evangelista", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „kann ihre fünfprozentigen Papiere aufgeben und kann ihr Palais verkaufen; ich denke ihr dafür dreihunderttausend Franken beschaffen zu können, indem ich es in Einzelanteilen verwerte. Von diesem Kaufpreis wird sie Ihnen hundertfünfzigtausend Franken geben. Also gibt Ihnen die gnädige Frau neunhundertfünfzigtausend Franken sofort. Wenn es auch nicht das ist, was sie ihrer Tochter schuldet, – fänden Sie wohl in Frankreich viele Mitgiftsummen von solcher Höhe?" „Gut," sagte der alte Mathias, „aber was wird aus der gnädigen Frau?"

Bei dieser Frage, die eine Anteilnahme verriet, sagte Solonet bei sich: ‚Vorwärts, alter Fuchs, haben wir dich?'

„Die gnädige Frau", sagte er mit erhobener Stimme, „wird die fünfzigtausend Taler behalten, die ihr vom Verkauf des Palais noch bleiben. Diese Summe, zusammen mit dem Erlös aus ihrem Mobiliar, kann als Leibesrente angelegt werden und wird ihr zwanzigtausend Livres Rente bringen. Der Herr Graf richtet ihr in seinem Hause eine Wohnung ein. Lanstrac ist groß. — Sie haben ein Haus in Paris," wendete er sich direkt an Paul, „Ihre Frau Schwiegermutter kann also überall bei Ihnen wohnen. Eine Witwe, die selbst nicht Haus zu führen braucht und zwanzigtausend Livres Rente bezieht, ist reicher, als die gnädige Frau es war, da sie sich ihres ganzen Vermögens erfreute. Frau Evangelista hat nur ihre Tochter, der Herr Graf ist ebenfalls alleinstehend, Ihre Erben werden erst später kommen; es ist kein Interessenstreit zu fürchten. Schwiegermutter und Schwiegersohn, die sich in den gleichen Verhältnissen befinden, wie Sie in diesem Falle hier, bilden stets eine Familie. Frau Evangelista wird das noch vorhandene Defizit durch eine Pension begleichen, die sie Ihnen von ihren zwanzigtausend Livres Leibrente bezahlt und die Ihnen Ihre Lebensführung auch erleichtern wird. Wir wissen, daß die gnädige Frau zu edelmütig, zu vornehm ist, als daß sie ihren Kindern zur Last fallen möchte. So werden Sie also gemeinsam und glücklich leben und können über hunderttausend Franken jährlich verfügen, eine ausreichende Summe — nicht wahr, Herr Graf? —, um überall Annehmlichkeiten genießen und seinen Launen Rechnung tragen zu können. Und, glauben Sie mir, junge Eheleute haben oft das Bedürfnis nach einem starken Band in ihrer Ehe. Nun, ich frage, welch innigeres Band gibt es als eine gute Mutter? ..."

Paul glaubte einen Engel reden zu hören. Er blickte Mathias an, um zu sehen, ob dieser seine Bewunderung für die glühende Beredsamkeit Solonets nicht teile, denn er wußte nicht, daß die Notare wie die Anwälte unter der erheuchelten Leidenschaftlich-

keit ihrer Worte die Kälte und gespannte Aufmerksamkeit der Diplomaten verbergen.

„Ein kleines Paradies!" rief der Greis.

Bestürzt über die Freude seines Klienten ließ sich Mathias auf einer Ottomane nieder, stützte den Kopf in die Hände und versank in schmerzliche Grübelei. Er kannte sie, die Phrasenhaftigkeit, unter der die Geschäftsleute ihre bösen Absichten verbergen, und er war nicht der Mann, der sich damit fangen ließ. Er betrachtete prüfend Frau Evangelista und seinen Kollegen, die fortfuhren, mit Paul zu unterhandeln; und er versuchte, die Beweise für ein Komplott zu erspähen, das wohl weise eingefädelt war, das er aber doch zu durchschauen glaubte.

„Mein Herr," sagte Paul zu Solonet, „ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich machen, unsere Angelegenheit zu ordnen. Das vorgeschlagene Übereinkommen löst die Schwierigkeiten glücklicher, als ich zu hoffen wagte — falls es auch Ihnen zusagt, gnädige Frau," wendete er sich an Frau Evangelista, „da ich selbstredend nichts für gut fände, das nicht auch Ihr Einverständnis hätte." „Mich", erwiderte sie, „wird alles, was das Glück meiner Kinder bedeutet, mit Freude erfüllen." „Das darf nicht sein", entgegnete Paul lebhaft. „Falls Ihre Existenz nicht durchaus gesichert und angenehm wäre, würden wir, Natalie und ich, mehr darunter leiden als Sie selbst." „Seien Sie unbesorgt, Herr Graf", sagte Solonet.

‚Ah!' dachte der alte Mathias, ‚sie wollen ihn noch die Rute küssen lassen, ehe sie ihn peitschen.'

„Beruhigen Sie sich," fuhr Solonet fort, „man macht jetzt in Bordeaux so viele geschäftliche Spekulationen, daß die Kapitalsanlage auf Leibrente zu vorteilhaftem Zinsfuß geschehen kann. Trotzdem von dem Erlös aus dem Verkauf des Palais und Mobiliars die Ihnen schuldigen fünfzigtausend Taler abgehen, glaube ich doch der gnädigen Frau garantieren zu können, daß ihr zweihundertfünfzigtausend Franken bleiben werden. Ich übernehme es, diese Summe in Leibrente auf erste Hypothek

anzulegen, und zwar auf Besitzungen, die eine Million wert sind, und so zehn Prozent, im ganzen fünfundzwanzigtausend Livres Zinsen pro Jahr zu erzielen. So wird also jeder Teil der Eheschließenden fast dasselbe Vermögen mitbringen. Tatsächlich stehen Ihren sechsundvierzigtausend Livres Rente gegenüber: vierzigtausend Livres Rente zu fünf Prozent und hundertfünfzigtausend Franken in bar, die eine Rente von siebentausend Livres ergeben müssen: in Summa also siebenundvierzig." „Das ist vollkommen einleuchtend", sagte Paul.

Als Solonet geendet hatte, warf er seiner Klientin einen ermunternden Blick zu, den Mathias auffing und der sagen wollte: ‚Heraus mit der Reserve!'

„Oh," rief Frau Evangelista mit einer Freude, die nicht geheuchelt schien, „ich könnte Natalie meine Diamanten geben, sie dürften mindestens hunderttausend Franken wert sein." „Wir können sie taxieren lassen," sagte ihr Notar, „und das ändert die ganze Sachlage. Nunmehr steht nichts mehr dem entgegen, daß der Herr Graf anerkennt, die volle, Fräulein Natalie aus dem Nachlaß ihres Vaters zustehende Summe erhalten zu haben, und daß die zukünftigen Gatten im Vertrag die Vormundschaftsabrechnung bestätigen. Wenn die gnädige Frau sich mit echt spanischer Treue und Großmut beraubt und ihrer Verpflichtung bis auf hunderttausend Franken nachkommt, so ist es gerecht, ihr Quittung zu erteilen." „Nichts ist gerechter," sagte Paul; „ich bin nur verwirrt über ein so großmütiges Verfahren." „Ist meine Tochter nicht mein zweites Selbst?" sagte Frau Evangelista.

Der Notar Mathias gewahrte auf dem Antlitz Frau Evangelistas eine große Freude, die Schwierigkeiten behoben zu sehen. Diese Freude und die absichtlich vergessenen Diamanten, die plötzlich frisch ins Gefecht geführt wurden, bestätigten ihm seinen Argwohn.

‚Die ganze Szene war eine abgekartete Sache,' sagte sich der Alte, ‚eine Bauernfängerei! Der arme Junge, den ich von Kind

auf kenne und liebe, soll nun von seiner Schwiegermutter lebendig gerupft, von der Liebe gebraten und von seiner Frau verschlungen werden? Soll ich, der seine prächtigen Besitzungen so gewissenhaft verwaltete, sehen, wie sie an einem einzigen Abend verpraßt werden? Dreieinhalb Millionen sollen mit mehr als einer Million Franken Hypothek belastet werden, die die zwei Frauen selbstredend sobald als möglich zu verzehren wissen werden!'

Als er in der Seele Frau Evangelistas Regungen wahrnahm, die allerdings keine Schurkerei und kein Verbrechen, weder Raub noch Betrug beabsichtigten und dennoch alle verbrecherischen Eigenschaften in sich trugen, empfand Herr Mathias weder Kummer noch besondere Entrüstung. Er war kein Misanthrop, er war ein alter Notar, den sein Beruf mit der Gier und Berechnung der Menge vertraut gemacht hatte, mit all den geschickten Betrügereien, die unheilvoller sind als ein Mord, den ein armer Teufel auf offener Straße begeht, und der dann dafür geköpft wird. Für die große Gesellschaft sind solche Wendepunkte im Leben, solche diplomatischen Verhandlungen wie kleine Schmutzwinkel, wo jeder seine Schändlichkeiten abladet. Voll Mitleid mit seinem Klienten, schickte der alte Mathias einen langen Blick in die Zukunft und erspähte dort nichts Gutes.

‚Treten wir also mit ebensolchen Waffen auf den Plan,' sagte er sich, ‚und schlagen wir sie.'

Paul, Solonet und Frau Evangelista, die das Schweigen des Alten beunruhigte, fühlten jetzt, wie sehr notwendig für sie seine Zustimmung war, und alle drei blickten gleichzeitig zu ihm hinüber.

„Also, mein lieber Herr Mathias, was denken Sie hiervon?" fragte ihn Paul. „Hier haben Sie, was ich denke", erwiderte der unbeugsame und gewissenhafte Notar. „Sie sind nicht reich genug, um so großartige Dummheiten zu machen. Der Wert des Gutes Lanstrac nebst Mobiliar, das sich zu drei Prozent verzinst, ist auf eine Million einzuschätzen; die Pachthöfe von Grassol und Guadet und Ihre Meierei von Bellerose ergeben eine zweite

Million; Ihre beiden Häuser mit Mobiliar eine dritte Million. Diesen drei Millionen, die eine Jahresrente von sechsundvierzigtausendzweihundert Franken ergeben, setzt Fräulein Natalie gegenüber: achthunderttausend Franken in Staatsschuldscheinen und — nehmen wir es an — hunderttausend Franken in Diamanten — ein sehr hypothetischer Wert! Ferner hundertundfünfzigtausend Franken in bar, alles in allem eine Million und fünfzigtausend Franken! Angesichts dieser Tatsachen sagt Ihnen mein Kollege stolz, die beiderseitigen Vermögen entsprächen einander! Er will uns unsern Kindern gegenüber mit hunderttausend Franken belasten, da wir laut Vormundschaftsabrechnung unserer Frau quittieren sollen, eine Million hundertsechsundfünfzigtausend Franken erhalten zu haben und tatsächlich doch nur eine Million und fünfzigtausend erhalten! Mit der Begeisterung des Verliebten hören Sie solche Narrheiten an und vermeinen, der alte Mathias, der nicht verliebt ist, könne alle Rechenkunst vergessen und den Unterschied nicht geltend machen, der zwischen Ihrem festliegenden Kapital besteht, das ein ganz enormes ist und stetig anwächst, und dem Einkommen der Mitgift, deren Kapital dem Zufall und der Zinsenverminderung unterworfen ist. Ich bin alt genug, um gesehen zu haben, daß der Wert des Geldes zurückgeht und der des Grundbesitzes sich steigert. Herr Graf, Sie haben mich ernannt, Ihre Interessen zu wahren, gestatten Sie mir, diese zu verteidigen, oder schicken Sie mich fort." „Wenn der Herr Graf ein Vermögen sucht, das an Kapital dem seinen gleich ist," sagte Solonet, „so haben wir allerdings keine dreieinhalb Millionen, das steht fest. Wenn Sie drei vernichtende Millionen besitzen, so können wir dem nur unsere arme kleine Million gegenüberstellen, also fast nichts! Dreimal die Mitgift einer österreichischen Erzherzogin. Bonaparte hat, als er Marie-Luise heiratete, zweihundertfünfzigtausend Franken bekommen." „Marie-Luise hat Bonaparte verloren", grollte der alte Mathias.

Nataliens Mutter erfaßte den Sinn dieser Äußerung.

„Wenn meine Opfer zu nichts nütze sind," rief sie, „so habe ich nicht die Absicht, eine derartige Unterredung fortzusetzen; ich rechne auf die Diskretion des Herrn Grafen und verzichte auf die Ehre seiner Hand für meine Tochter."

Nach den verschiedenen Schwenkungen, die der junge Notar gemacht hatte, war der Kampf dort angelangt, wo Frau Evangelista der Sieg gehören mußte. Die Schwiegermutter hatte ihr Herz hingegeben, ihre Habe ausgeliefert, hatte sich sozusagen preisgegeben. Unter dem Druck, den Gesetzen der Großmut, der wahren Liebe zu folgen, mußte der künftige Gatte die zwischen Solonet und Frau Evangelista im voraus vereinbarten Bedingungen annehmen. Wie der Zeiger einer Uhr durch sein Räderwerk getrieben wird, so wurde auch Paul ans Ziel gebracht.

„Wie! gnädige Frau," rief er, „Sie könnten so ohne weiteres...?" „Aber, mein Herr," entgegnete sie, „wem bin ich denn verpflichtet? Meiner Tochter! Sobald sie einundzwanzig Jahre ist, bekommt sie meine Abrechnung und bestätigt mir das schriftlich. Sie besitzt dann eine Million und kann, wenn sie mag, unter den Söhnen aller Pairs von Frankreich wählen. Ist sie nicht die Tochter einer Casa-Réal?" „Die gnädige Frau hat recht. Warum soll es ihrer Tochter heute schlechter ergehen als in vierzehn Monaten? Warum sie der Vorteile der Mündigkeit berauben?" sagte Solonet. „Mathias," rief Paul in tiefem Schmerz, „ich kann nicht mehr mit Ihnen gehen. Sie verlieren mich jetzt!"

Er machte einen Schritt auf ihn zu, ohne Zweifel, um ihm zu sagen, daß er den Vertrag zur Stunde zu unterzeichnen wünsche. Der alte Notar kam dem Unglück mit einem Blick zuvor, der sagen sollte: ‚Warten Sie!' Da gewahrte er Tränen in Pauls Augen, Tränen der Scham über diesen Streit, über den abweisenden Ausspruch Frau Evangelistas, der einen Bruch anzeigte, und er trocknete sie mit einer Geste, der Geste des Archimedes, da er ausrief: ‚Heureka!' Das Wort ‚Pair von Frankreich' war für ihn zu einer Fackel geworden, die im dunklen Keller leuchtet.

In diesem Augenblick erschien Natalie, schön wie eine Morgenröte, und sagte mit kindlicher Miene: „Bin ich zuviel?" „Durchaus zuviel, mein Kind!" erwiderte ihr die Mutter mit bitterer Grausamkeit.

„Kommen Sie, meine liebe Natalie," sagte Paul, nahm sie bei der Hand und führte sie zu einem Sessel beim Kamin, „alles ist geordnet!" Denn es war ihm unmöglich, seine Hoffnungen vereitelt zu sehen.

Mathias fiel ein: „Ja, noch kann alles geordnet werden."

Gleich einem General, der in einem Moment die strategischen Berechnungen des Feindes überblickt, hatte der alte Notar im Geiste die Tafeln des Gesetzes überflogen und auf ihnen eine Stelle gefunden, die ihm die Möglichkeit an die Hand gab, die Zukunft Pauls und seiner Kinder zu retten. Herr Solonet kannte für diese unvereinbaren Interessen keine andere Lösung als die, zu der den jungen Liebhaber die Liebe, der Sturm der Gefühle gebracht hatte; der Ausruf seines Kollegen versetzte ihn also sehr in Erstaunen.

Neugierig, das Mittel zu kennen, das Herr Mathias noch zu finden wußte, wo er alles für unrettbar verloren hätte ansehen müssen, sagte er zu ihm: „Was schlagen Sie vor?" „Natalie, mein liebes Kind, laß uns allein", sagte Frau Evangelista. „Das gnädige Fräulein ist nicht zuviel," entgegnete der alte Mathias lächelnd; „ich werde sowohl für sie wie für den Herrn Grafen sprechen."

Es entstand ein tiefes Schweigen, und jeder erwartete voll unbezwinglicher Neugier den unvermuteten Vorschlag des Alten.

„Heutzutage", begann Meister Mathias, „hat der Beruf des Notars ein anderes Gesicht als früher. Heute beeinflussen die politischen Revolutionen das Schicksal des einzelnen wie der Familie, was früher nicht vorkam. Früher waren die Existenzen feststehend und Rang und Würden begrenzt ..." „Wir wollen hier keinen Vortrag über Volkswirtschaft hören, sondern einen Ehevertrag machen", sagte Solonet, den Greis mit einer un-

geduldigen Gebärde unterbrechend. „Ich ersuche Sie, mich ausreden zu lassen", sagte der Alte.

Solonet nahm auf der Ottomane Platz und sagte mit leiser Stimme zu Frau Evangelista: „Sie werden jetzt das kennenlernen, was wir einen ‚Galimathias' nennen." „Die Notare sind also genötigt, dem Fortschritt der politischen Ereignisse zu folgen, die heutzutage zu dem Privatleben des einzelnen in enger Beziehung stehen. Hier ein Beispiel. Früher waren Vermögen und Besitz der Adelsfamilien unverletzlich. Dieses Gesetz wurde von der Revolution gebrochen, und heute sucht man es wieder aufzurichten", fuhr der alte Notar fort, sich ganz der Redelust des ‚tabellionaris boa constrictor' überlassend. „Der Herr Graf ist seinem Namen, seiner Fähigkeiten und seinem Vermögen nach berufen, eines Tages Deputierter zu werden. Vielleicht führt ihn sein Schicksal dereinst in den Reichsrat, und wir wissen, daß er Gaben genug hat, unsere Annahme wahrzumachen. — Teilen Sie nicht meine Ansicht, gnädige Frau?" fragte er die Witwe. „Sie haben meiner liebsten Hoffnung Worte gegeben", sagte sie. „De Manerville wird Pair von Frankreich werden, oder ich werde Kummers sterben." „Alles, was uns zu diesem Ziel führen kann ...?" fragte Herr Mathias, die arglistige Schwiegermutter liebenswürdig anblickend. „Ist mir lieb und wert", erwiderte sie. „Nun also," fuhr Mathias fort, „ist diese Ehe nicht eine passende Gelegenheit zur Begründung eines Majorats? Eine Gründung, die sicherlich gelegentlich bei der Leitung des Gouvernements für die Berufung meines Klienten sprechen wird. Der Herr Graf wird dafür das Besitztum Lanstrac, das eine Million wert ist, stiften. Ich verlange nicht, daß das gnädige Fräulein zu der beabsichtigten Gründung eine gleich hohe Summe beiträgt, das wäre ungerecht; aber wir können wohl ihrerseits auf achthunderttausend Franken rechnen. Ich weiß von zwei Domänen, die zur Zeit verkäuflich und Lanstrac benachbart sind, und wo die in Grundbesitz anzulegenden achthunderttausend Franken eines Tages zu viereinhalb Prozent angelegt werden können. Das

Haus in Paris müßte gleichfalls zum Majorat gehören. Der Rest des beiderseitigen Vermögens, weise verwaltet, wird zur Versorgung der andern Kinder reichlich genügen. Wenn die vertragschließenden Parteien diesem Vorschlag ihre Zustimmung geben, so kann Herr de Manerville Ihre Vormundschaftsabrechnung quittieren und mit der fehlenden Summe belastet bleiben. Ich bin einverstanden!" „Questa coda non è di questo gatto (der Schwanz ist nicht von dieser Katze)", rief Frau Evangelista, ihren Partner Solonet anblickend und auf Mathias weisend. „Da steckt etwas dahinter", flüsterte Solonet ihr zu. „Was soll denn wieder dieser neue Vorschlag?" fragte Paul, Mathias mit sich ins Nebenzimmer ziehend. „Ihren Ruin verhindern", antwortete der Notar leise. „Sie wollen durchaus eine Tochter samt ihrer Mutter heiraten, die zusammen in sieben Jahren zwei Millionen verbraucht haben, Sie nehmen Ihren Kindern gegenüber ein Debet von über hunderttausend Franken auf sich, da Sie ihnen eines Tages als Erbe ihrer Mutter eine Million einhundertsechsundfünfzigtausend Franken ausbezahlen müssen und heute nur eine knappe Million erhalten. Sie laufen Gefahr, Ihr Vermögen in fünf Jahren vergeudet zu sehen und nackt dazustehen wie der heilige Johannes, dabei bleiben Sie aber der Schuldner Ihrer Frau oder der Erben derselben — und zwar mit ganz enormen Summen. Wenn Sie sich auf dergleichen einlassen wollen, so tun Sie, was Sie nicht lassen können, Herr Graf, aber gestatten Sie wenigstens Ihrem alten Freund, das Haus de Manerville zu retten." „Wieso wollen Sie es auf diese Weise?" fragte Paul. „Passen Sie auf, Herr Graf! Sie lieben?" „Ja!" „Ein Liebender versteht zu schweigen wie eine Kanone, ich werde Ihnen also nichts sagen. Wenn Sie sprächen, ginge Ihre Heirat vielleicht in die Brüche. Ich stelle Ihre Liebe unter die Obhut meiner Verschwiegenheit. Haben Sie Vertrauen zu mir, zu meiner Ergebenheit?" „Schöne Frage!" „So erfahren Sie denn, daß Frau Evangelista, ihr Notar und ihre Tochter uns über den Löffel barbieren und mehr als schlau sind. Gerechter

Gott! Wie vorsichtig gehen sie zu Werke!" „Natalie?" schrie Paul. „Dafür lege ich nicht die Hand ins Feuer", sagte der Greis. „Sie wollen sie, nehmen Sie sie! Aber ich wollte lieber, daß diese Heirat nicht zustande käme, als daß Ihrerseits der geringste Fehler geschähe." „Warum?" „Dieses Mädchen würde das größte Vermögen durchbringen! Ferner setzt sie sich aufs hohe Roß, ist sozusagen emanzipiert: diese Art Mädchen geben schlechte Frauen ab."

Paul drückte dem Alten die Hand und sagte mit überlegener Miene: „Seien Sie ruhig! Aber für den Augenblick, was soll ich tun?" „Halten Sie sich genau an meine Bedingungen; sie werden einverstanden sein, da ihre Interessen nicht verletzt werden. Übrigens, Frau Evangelista will nichts, als ihre Tochter verheiraten; ich habe ihr in die Karten gesehen; hüten Sie sich vor ihr."

Paul trat in den Salon zurück, wo er seine Schwiegermutter in leisem Gespräch mit Solonet fand, so wie er soeben mit Mathias beraten hatte. Natalie, die man sich selbst überlassen hatte, spielte mit ihrem Fächer. Sie war beunruhigt und fragte sich: ‚Wie wunderlich, daß man mir selbst in meiner Angelegenheit alles verschweigt.'

Der junge Notar begriff im allgemeinen die spätern Folgen einer Majoratsgründung. Aber wenn Mathias nichts als Notar war, so war Solonet auch noch etwas Mensch und hatte auch bei Geschäften einen gewissen jugendlichen Ehrgeiz. Es kommt häufig vor, daß persönliche Eitelkeit einen jungen Notar dahin führt, das Interesse seines Klienten zu vergessen. In diesem Falle hier riet Notar Solonet, der die Witwe nicht glauben lassen wollte, daß Nestor Achilles geschlagen habe, auf die Vorschläge einzugehen. Ihm waren die späterhin zu erwartenden Folgen des Vertrags gleichgültig, ihm war es Sieg genug, Frau Evangelista befreit, ihre Existenz gesichert, Natalie verheiratet zu sehen.

„Bordeaux wird erfahren, daß Sie Natalie über eine Million mitgeben und daß Ihnen fünfundzwanzigtausend Livres Rente

bleiben", flüsterte Solonet Frau Evangelista zu. „Ich hätte nicht geglaubt, ein so günstiges Resultat zu erzielen." „Aber", sagte sie, „erklären Sie mir nur, wieso die Gründung des Majorats den Sturm so plötzlich besänftigt?" „Mißtrauen in Sie und Ihre Tochter! Ein Majorat ist unantastbar: keiner der Ehegatten darf daran rühren." „Aber das ist ja beleidigend." „Nein. Wir nennen das vorbauen. Der Biedermann hat Sie in eine Falle gelockt. Wenn Sie die Gründung des Majorats verweigern, so sagt er uns: ‚Sie wollen also das Vermögen meines Klienten — das im Falle einer Majoratsgründung nicht angegriffen werden kann — vergeuden?'"

Solonet beruhigte seinen eigenen Skrupel, indem er sich sagte: ‚Alle diese Bestimmungen haben erst in der Zukunft Wirkung, und dann ist Frau Evangelista tot und begraben.'

Frau Evangelista tröstete sich mit Solonets Erklärungen, denn sie setzte in ihren Notar das größte Vertrauen. Sie sah ihre Tochter verheiratet — vorläufig verlangte sie nicht mehr; sie war froh über den Erfolg. Also war es ganz so, wie Mathias es sich gedacht hatte: weder Solonet noch Frau Evangelista begriffen die volle Tragweite seines Einfalls, der einer weisen Erkenntnis entsprang.

„Also, Herr Mathias," sagte die Witwe, „dann ist ja alles aufs beste geordnet." „Gnädige Frau, wenn Sie und der Herr Graf meinem Vorschlag zustimmen, so müssen Sie einander die bindende Zusage geben. — Sie sind sich klar darüber, nicht wahr," sagte er, von einem zum andern blickend, „daß die Ehe nicht anders als unter der Bedingung der Majoratsgründung stattfinden soll? Das Majorat soll gebildet werden aus dem Gute Lanstrac und dem Pariser Palais des künftigen Gatten, item achthunderttausend Franken in bar, der Mitgift der künftigen Ehegattin entnommen, die in Grundbesitz angelegt werden sollen. Verzeihen Sie die Wiederholung, gnädige Frau: Hier ist eine positive und feierliche Zusage nötig. Die Errichtung eines Majorats erfordert gewisse Formalitäten, man muß bei der Kanzlei Schritte

tun, die Verfügung des Königs einholen, und wir müssen sofort den Ankauf des Grundbesitzes beraten, damit derselbe in der Aufzeichnung des Besitzes vermerkt werden kann, den die Gnade des Königs als unantastbar dokumentieren soll. In vielen Familien würde man im gleichen Falle eine schriftliche Vereinbarung treffen, doch zwischen Ihnen dürfte eine einfache Zusage genügen. Geben Sie diese Zusage?" „Ja", sagte Frau Evangelista. „Ja", sagte Paul. „Und ich?" lachte Natalie. „Sie sind minderjährig, gnädiges Fräulein, beklagen Sie sich nicht", erwiderte ihr Solonet.

Es wurde dann beschlossen, daß Herr Mathias den Vertrag verfassen, Herr Solonet die Vormundschaftsabrechnung aufsetzen und daß die Akten wie üblich einige Tage vor den Hochzeitsfeierlichkeiten unterzeichnet werden sollten. Nach einigen Abschiedsworten erhoben sich die beiden Notare.

„Es regnet, soll ich Sie vielleicht nach Hause fahren, Mathias?" fragte Solonet, „ich habe meinen Wagen da." „Mein Wagen steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung", sagte Paul und zeigte die Absicht, den Biedermann zu begleiten. „Ich möchte Ihnen nicht eine Minute rauben," sagte der Alte; „ich nehme das Anerbieten meines Kollegen an." „Nun," sagte Achilles zu Nestor, als der Wagen durch die Straßen rollte, „Sie sind sehr ehrwürdig aufgetreten. In der Tat, die jungen Leute hätten sich ruiniert." „Ich fürchtete für ihre Zukunft", sagte Mathias, das Geheimnis über die Gründe zu seinem Vorschlag für sich behaltend.

Die beiden Notare glichen jetzt zwei Schauspielern, die sich in den Kulissen die Hände reichen, nachdem sie auf der Bühne eine Szene voll Haß und Herausforderung gespielt haben.

„Aber", sagte Solonet, der noch an die Geschäfte dachte, „ist es nicht an mir, die Ländereien zu erwerben, von denen Sie sprachen? Ist es nicht die Kapitalsanlage unserer Mitgift?" „Wie können Sie unter einem Majorat, das der Graf de Manerville begründet, die Gelder Fräulein Evangelistas verstehen?" entgegnete Mathias. „Die Kanzlei wird uns darüber Antwort

geben", sagte Solonet. „Aber ich bin der Notar sowohl des Verkäufers wie des Käufers", erwiderte Mathias. „Übrigens, Herr de Manerville kann in seinem eigenen Namen kaufen. Nach der Bezahlung werden wir über die Anwendung der Mitgiftgelder Rechenschaft ablegen." „Sie haben für alles eine Antwort, alter Kollege", lachte Solonet. „Sie waren verblüffend heute abend, Sie haben uns geschlagen." „Für einen Alten, der sich Ihres Kartätschenfeuers nicht versah, war es nicht schlecht, wie?" „Oh, oh!" machte Solonet.

Der gehässige Kampf, in dem das Glück einer Familie so gefährlich aufs Spiel gesetzt worden war, war ihnen jetzt nichts weiter als eine fachliche Polemik.

„Wir laufen nicht umsonst vierzig Jahre im Geschirr!" sagte Mathias. „Hören Sie, Solonet, ich bin Ehrenmann, Sie können dem Abschluß des Grundbesitzankaufs zwecks Begründung des Majorats beiwohnen." „Danke, lieber Mathias. Bei erster Gelegenheit finden Sie mich zu Diensten."

Während die beiden Notare also friedlich davonfuhren und keine andern Folgen spürten als eine etwas trockene Kehle, fühlten sich Paul und Frau Evangelista als Opfer einer Nervenerschütterung, wie sie leidenschaftliche Leute nach einer Szene befällt, die ihre Interessen und ihre Gefühle heftig bedrohte; sie bebten und waren geistig wie körperlich sehr abgespannt. Bei Frau Evangelista flammte in dies letzte Grollen des abziehenden Gewitters ein entsetzlicher Gedanke, in den sie Klarheit bringen wollte.

‚Sollte der alte Mathias in wenigen Minuten mein Werk von sechs Monaten niedergerissen haben?' fragte sie sich. ‚Sollte er Paul meinem Einfluß entzogen haben, indem er ihm bei ihrer geheimen Beratung im kleinen Salon Mißtrauen und Argwohn eingab?'

Sie stand aufrecht neben dem Kamin, den Nacken auf den Marmorsims zurückgelehnt, und sann. Als das Haustor hinter dem Wagen der beiden Notare zufiel, wandte sie sich zu ihrem Schwiegersohn, ungeduldig, ihre Zweifel aufzuklären.

„Das war der schrecklichste Tag meines Lebens!" rief Paul, wahrhaft glücklich, die Differenzen beigelegt zu sehen. „Ich kenne keinen gröberen Menschen als diesen alten Vater Mathias. Möge Gott ihn erhören und mich zum Pair von Frankreich machen! Liebe Natalie, jetzt wünsche ich es, weniger für mich als für Sie. Sie sind all mein Ehrgeiz, ich lebe nur in Ihnen."

Als Frau Evangelista diesen Ausruf vernahm, der so von Herzen kam, — als sie vor allem das klare Blau von Pauls Augen gewahrte und weder in seinem Blick noch auf seiner Stirn einen Hintergedanken lesen konnte, war ihre Freude vollkommen. Sie warf sich vor, ihren Schwiegersohn mit gar zu scharfen Worten gestachelt zu haben; und in der Wonne des Triumphs beschloß sie, die Zukunft wieder aufzuheitern. Sie setzte ihre ruhige Miene wieder auf, gab ihren Augen den Ausdruck sanfter Freundschaft, der sie so anziehend machte, und antwortete Paul: „Ich könnte Ihnen dasselbe sagen. Vielleicht auch, lieber Sohn, hat mein spanisches Naturell mich fortgerissen, weiter, als mein Herz beabsichtigte. Bleiben Sie, was Sie sind, gut wie Gott! Tragen Sie mir irgendwelche unbeabsichtigte Worte nicht nach. Geben Sie mir die Hand ..."

Paul war verwirrt, er gab sich tausendmal unrecht, er umarmte Frau Evangelista.

„Lieber Paul," sagte sie sehr bewegt, „warum haben die beiden Schnapphähne nicht ohne uns alles geordnet, da alles so gut zu ordnen ging?" „Ich hätte dann nicht erfahren," antwortete Paul, „wie groß und edel Sie sind." „Recht so, Paul", sagte Natalie, ihm die Hand drückend. „Wir haben, lieber Sohn, allerlei miteinander zu regeln", sagte Frau Evangelista. „Wir, meine Tochter und ich, sind erhaben über gewisse Einfältigkeiten, denen andere Leute sich hingeben. Natalie braucht also von Ihnen keinen Diamantschmuck zum Geschenk, ich gebe ihr den meinigen." „O liebe Mutter, glaubst du, ich könnte das annehmen?" rief Natalie aus. „Ja, mein Kind, er ist eine Bedingung des Vertrags." „Ich will ihn nicht, ich heirate nicht!" entgegnete Natalie lebhaft.

„Behalte die Steine, die mein Vater dir mit so inniger Freude verehrte. Wie kann Herr Paul verlangen ...?"

„Schweige, mein Kind!" sagte die Mutter, deren Augen sich mit Tränen füllten. „Meine Unkenntnis in geschäftlichen Dingen erfordert mehr als dieses Opfer!" „Was noch?" „Ich werde mein Haus verkaufen, um meine Schulden dir gegenüber zu begleichen." „Was könntest du mir schulden," antwortete sie, „mir, die dir das Leben schuldet? Kann ich meine Schuld, die ich bei dir habe, wohl jemals tilgen? Wenn meine Heirat dir auch nur das geringste Opfer auferlegt, so will ich nicht heiraten." „Kind!" „Liebe Natalie," sagte Paul, „begreifen Sie doch, daß nicht ich, noch Ihre Mutter, noch Sie diese Opfer fordern, sondern die Kinder ..."

„Und wenn ich mich nicht verheirate?" fiel sie ihm ins Wort. „Sie lieben mich also nicht?" sagte Paul. „Höre, dummes Mädel, glaubst du, ein Vertrag sei ein Kartenhaus, das du nach Belieben umblasen kannst? Liebe Kleine, du hast keine Ahnung, welche Mühe wir hatten, für deinen Ältesten ein Majorat aufzubauen! Nun wirf uns nicht in alle die Sorgen zurück, denen wir kaum entronnen sind." „Weshalb meine Mutter ruinieren?" fragte Natalie, Paul anblickend. „Weshalb sind Sie so reich?" fragte er lächelnd zurück. „Streitet nicht zuviel, meine Kinder, ihr seid noch nicht verheiratet", sagte Frau Evangelista. „Paul," fuhr sie fort, „es bedarf also keines Brautschmucks, keiner Juwelen, keiner Ausstattung; Natalie hat alles im Überfluß. Bewahren Sie lieber das Geld, das Sie für ein Hochzeitsgeschenk aufgewendet hätten, um sich für Lebenszeit einen gewissen häuslichen Luxus zu gestatten. Ich kenne nichts Spießbürgerlicheres, als hunderttausend Franken für eine Brautgabe aufzuwenden, von der eines Tages nicht mehr übrigbleibt als ein alter weißseidener Kasten. Hingegen ersparen fünftausend Franken, die man dem Toilettegeld der Frau jährlich hinzufügt, dieser tausend kleine Sorgen, und es bleibt ihr etwas fürs ganze Leben. Übrigens wird das Geld für Instandsetzung Ihres Pariser Palais notwendig sein. Im Frühjahr kehren wir nach Lanstrac zurück, denn

im Laufe des Winters wird Solonet die Angelegenheit geregelt haben." „Alles ordnet sich aufs beste", sagte Paul in höchstem Glück. „Ich werde also Paris sehen!" rief Natalie mit einer Betonung, die einen de Marsay entsetzt haben würde. „Wenn wir uns also so einrichten wollen," sagte Paul, „so werde ich an de Marsay schreiben, mir zum Winter eine Loge fürs ‚Italiens'[1] und für die Oper zu nehmen." „Sie sind sehr liebenswürdig; ich wagte nicht, Sie darum zu bitten", sagte Natalie. „Die Ehe ist eine sehr angenehme Einrichtung, sofern sie den Gatten die Gabe verleiht, die Wünsche ihrer Frauen zu erraten." „So ist es", sagte Paul. „Aber es ist Mitternacht, ich muß gehen." „Warum heute so früh?" fragte Frau Evangelista mit jener Schmeichelei, für die die Männer so empfänglich sind.

Obgleich alles in den besten Formen, nach den Gesetzen ausgesuchtester Höflichkeit vonstatten gegangen war, so hatte diese Geschäftsdebatte doch sowohl dem Schwiegersohn als der Schwiegermutter einen Keim zu Mißtrauen und Feindschaft eingepflanzt, den irgendein Zornesausbruch oder die Glut verletzter Gefühle emporschießen lassen konnte. In den meisten Familien eröffnen die Verhandlungen über Mitgift und Brautgabe, wie sie bei Aufstellung des Ehevertrags stattfinden müssen, die Feindseligkeiten, die dann vom Egoismus und dem Wunsch, so wenig als möglich zu opfern, genährt und gesteigert werden; muß es nicht bei jeder Schwierigkeit einen Sieger und einen Besiegten geben? Die Eltern beider Teile suchen einen möglichst günstigen Abschluß der in ihren Augen rein geschäftlichen Angelegenheit zu erzielen, bei der es ganz kaufmännisch darauf ankommt, mit List und Betrug einen Vorteil zu gewinnen. Zumeist ist es der Gatte allein, der in diese Debatten eingeweiht wird, und die junge Braut hat, wie hier Natalie, keine Ahnung von den vereinbarten Bedingungen, die sie reich oder arm machen.

[1] Zur Zeit, als die dramatische und musikalische Kunst Italiens in Frankreich sehr beliebt war, wurde in Paris ein Theater gegründet, das den Namen „Théâtre des Italiens" führte.

Als Paul sich jetzt nach Hause begab, dachte er, daß, dank der Geschicklichkeit seines Notars, sein Vermögen fast vollständig sichergestellt sei. Wenn Frau Evangelista sich nicht von ihrer Tochter trennte, so würden dem gemeinsamen Haushalt künftighin hunderttausend Franken im Jahr zur Verfügung stehen; so schienen sich denn seine Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft zu erfüllen.

‚Meine Schwiegermutter scheint eine prächtige Frau zu sein', sagte er sich, noch unter dem Eindruck der schmeichelnden Liebenswürdigkeit, mit der Frau Evangelista sich bemüht hatte, die während der Unterredung heraufgezogenen Wolken zu zerstreuen. ‚Mathias täuscht sich. Diese Notare sind seltsam, alles übertreiben sie. Das ganze Übel hat der kleine rechthaberische Kerl, der Solonet, verschuldet, weil er sich wichtig machen wollte.'

Während Paul sich in Gedanken an die Vorteile, die der heutige Abend ihm eingetragen, schlafen legte, maß Frau Evangelista sich ebenfalls den Sieg bei. „Nun, liebste Mutter, bist du zufrieden?" sagte Natalie, der Mutter in deren Schlafzimmer folgend. „Ja, mein Herz," antwortete die Mutter, „alles hat sich erfüllt, wie ich es hoffte, und mir ist eine Last von den Schultern genommen, die mich heute morgen schwer bedrückte. Paul ist wirklich eine ehrliche Haut. Der liebe Junge! Ja gewiß, wir wollen ihm ein schönes Leben bereiten. Du wirst ihn glücklich machen, und ich werde mich mit seiner politischen Zukunft befassen. Der spanische Gesandte ist einer meiner Bekannten, ich werde auch zu ihm die Beziehungen wieder anknüpfen. Oh! bald wird alles geregelt sein und Glück und Freude bringen. Für euch die Freude, liebe Kinder, für mich die letzte Unterhaltung im Leben, ein ehrgeiziges Streben. Erschrick nicht, wenn du siehst, daß ich mein Haus hier verkaufe. Glaubst du, wir kehren je nach Bordeaux zurück? Nach Lanstrac, ja. Aber wir werden jeden Winter in Paris verleben, wo unsere wahren Interessen liegen. Na also, Natalie, war es so schwer, zu tun, was ich wünschte?" „Ja, liebes Mütterchen, manchmal schämte

ich mich ein wenig." „Solonet rät mir, mein Haus gegen eine Leibrente einzutauschen," sagte Frau Evangelista, „aber das soll nicht sein, ich will dir nicht einen Centime deines Vermögens vorenthalten." „Ich habe dich doch recht in Zorn gesehen," meinte Natalie; „wie hat sich dieser Sturm denn gelegt?" „Durch das Angebot meiner Diamanten", erwiderte Frau Evangelista. „Solonet hatte recht. Mit welcher Geschicklichkeit er die Sache zu leiten wußte! Doch", fuhr sie fort, „hol einmal mein Schmuckkästchen, Natalie! Ich habe mich niemals ernstlich gefragt, was die Diamanten eigentlich wert seien. Als ich tausend Franken angab, war ich ja toll. Sagte Frau de Gyas nicht, daß der Halsschmuck, den dein Vater mir am Hochzeitstage schenkte, allein schon mindestens so viel wert sei? Mein armer Mann war von solcher Freigebigkeit! Dann ist da mein Familiendiamant, der Stein, den Philipp II. dem Herzog von Alba gegeben hat und den meine Tante mir vermachte, der Discreto; man bewertete ihn früher, glaube ich, mit viertausend Doppelpistolen."

Natalie trug auf den Toilettetisch ihrer Mutter den Schmuck zusammen: ihre Perlenketten und goldenen Armbänder, Geschmeide und Juwelen aller Art, und breitete sie anmutig aus; sie empfand dabei das unvergleichliche Entzücken, von dem so manche Frauen beim Anblick dieser Kostbarkeiten ergriffen werden, mit denen, wie Talmudkenner behaupten, die gefallenen Engel die Töchter Evas verführten, denn sie kannten im Innern der Erde die Plätze, wo die Blumen des himmlischen Feuers zu finden waren.

„Wahrhaftig," sagte Frau Evangelista, „obgleich ich von Schmucksachen nicht mehr verstehe, als sie entgegenzunehmen und zu tragen, so scheint mir doch, als repräsentierte das Häufchen da beträchtliche Summen. Ferner kann ich, wenn wir ein gemeinsames Haus führen, mein Silberzeug verkaufen, das an Gewicht allein dreißigtausend Franken Wert hat. Ich entsinne mich, daß, als wir es von Lima hierherbrachten, das Zollamt es in dieser Höhe bewertete. Solonet hat recht. Ich werde Elias

Magus kommen lassen. Der Jude wird die Kleinodien abschätzen. Vielleicht werde ich es gar nicht nötig haben, den Rest meines Vermögens auf Leibrenten anzulegen." „Das schöne Perlenkollier!" sagte Natalie. „Ich hoffe, daß er es dir läßt, wenn er dich liebt. Müßte er nicht alle Juwelen, die ich ihm übergeben werde, neu fassen lassen und sie dir schenken? Laut Vertrag gehören die Diamanten dir. Doch nun gute Nacht, mein Engel. Nach einem so anstrengenden Tag bedürfen wir beide der Ruhe."

Die elegante Weltdame, die Kreolin, die den noch gar nicht formulierten Vertrag nicht zu überblicken vermochte, entschlummerte also in freudigem Bewußtsein, daß ihre Tochter an einen Mann verheiratet werde, der leicht zu leiten war, der sie alle beide als Herrinnen über sich anerkannte, und dessen Vermögen, mit dem ihrigen vereinigt, gestattete, daß man die gewohnte Lebensweise beibehalten konnte. Frau Evangelista, die nun ihrer Tochter deren Vermögen zurückerstattet hatte, fühlte sich sicher und behaglich.

‚Ich war wohl verrückt, mich so zu beunruhigen?' sagte sie sich; ‚ich wollte, die Heirat wäre vollzogen.'

Frau Evangelista, Paul, Natalie und die beiden Notare waren also vom Anfang dieses ersten Gefechts entzückt. Das Tedeum erschallte in beiden Lagern — gefährliche Situation! Es kommt ein Augenblick, wo der Irrtum des Besiegten endet. Für die Witwe war ihr Schwiegersohn der Besiegte.

Am andern Morgen kam Elias Magus zu Frau Evangelista; infolge der Gerüchte, die über eine bevorstehende Heirat Nataliens mit dem Grafen Paul umliefen, meinte er, man wolle von ihm Juwelen kaufen. Der Jude war daher erstaunt, als er erfuhr, es handle sich im Gegenteil um eine möglichst genaue Schätzung der Diamanten der Schwiegermutter. Der Instinkt des Juden und gewisse verfängliche Fragen ließen ihn begreifen, daß der betreffende Wert im Vertrag mitzählen sollte. Da er die Diamanten also nicht kaufen sollte, veranschlagte er sie so, wie sie vom Händler

an den Privatmann veräußert werden. Nur die Juweliere können die asiatischen Diamanten von den brasilianischen unterscheiden. Die Steine von Golconda und von Visapour zeichnen sich durch eine Weiße, durch eine Reinheit des Feuers aus, die den andern mangelt, deren Wasser eine gelbliche Tönung hat, die sie im Werte herabsetzt.

Die Ohrringe und der Halsschmuck Frau Evangelistas, durchweg aus asiatischen Diamanten bestehend, wurden von Elias Magus auf zweihundertfünfzigtausend Franken geschätzt. Was den Discreto anlangte, so war dieser nach seiner Ansicht einer der schönsten Diamanten, die sich in Privathänden befanden, er war in der Geschäftswelt bekannt und hatte einen Wert von hunderttausend Franken. Als Frau Evangelista einen Preis erfuhr, der ihr die Freigebigkeit ihres Gatten offenbarte, fragte sie, ob sie diese Summe sofort erhalten könne. „Gnädige Frau," antwortete der Jude, „wenn Sie verkaufen wollen, so gebe ich dem Brillanten nur fünfundsiebzigtausend und dem Halsband und den Ohrringen zusammen hundertsechzigtausend Franken." „Und weshalb dieser Abzug?" fragte Frau Evangelista erstaunt. „Gnädige Frau," erwiderte der Jude, „je schöner die Diamanten sind, desto länger behalten wir sie. Die Seltenheit, mit der sich eine Verkaufsmöglichkeit bietet, ist es, was die Steine so wertvoll macht; denn da der Verkäufer die Zinsen dieses Kapitals nicht verlieren will, so muß er diese Zinsen dem Käufer anrechnen, und die Preisschwankung, der diese Ware unterworfen ist, erklärt den großen Unterschied zwischen Ein- und Verkaufspreis. Sie haben seit zwanzig Jahren die Zinsen von dreihunderttausend Franken verloren. Wenn Sie Ihre Diamanten zehnmal im Jahre tragen würden, würden sie Sie jedesmal tausend Taler kosten! Wer also sein Geld in Diamanten anlegt, ist toll; zu unserm Glück aber wollen die Frauen keine Vernunft annehmen." „Ich danke Ihnen für Ihre Kalkulationen, ich werde daraus Nutzen ziehen!" „Sie wollen verkaufen?" fragte der Jude habgierig. „Wie bewerten Sie den Rest?" sagte Frau Evangelista.

Der Jude prüfte das Gold der Fassungen, hielt die Perlen ins Licht, untersuchte eingehend die Rubinen, die Diademe, die Agraffen, die Armbänder, die Schließen, die Ketten und murmelte: „Es sind viele portugiesische Diamanten darunter, die aus Brasilien stammen! Das hat für mich persönlich nur einen Wert von hunderttausend Franken; es wäre jedoch möglich, daß sich ein Käufer fände, der mehr als fünfzigtausend Taler dafür bezahlte." „Wir behalten sie", sagte Frau Evangelista. „Sie haben unrecht", entgegnete Elias Magus. „Mit den Zinsen der Summe, die sie repräsentieren, können Sie in fünf Jahren ebenso schöne Diamanten haben und würden außerdem das Kapital behalten."

Diese eigenartige Unterredung wurde bekannt und bekräftigte gewisse Gerüchte, die nach der Vertragsverhandlung laut geworden waren. In der Provinz weiß man alles. Die Dienstboten im Hause, die hier und da ein paar heftige Worte erlauscht hatten, stellten die Auseinandersetzung weit lebhafter dar, als sie tatsächlich gewesen war; ihren Klatschgevattern gegenüber übertrieben sie die Sache mehr und mehr, und von diesen niedern Regionen gelangte die Kunde wieder hinauf zu den Herrschaften. Das Interesse der Gesellschaft und der ganzen Stadt beschäftigte sich mit der bevorstehenden Heirat der beiden jungen Leute, deren Vermögen einander gleichkam; hoch oder niedrig — man interessierte sich so allgemein, daß acht Tage später die seltsamsten Gerüchte in Bordeaux in Umlauf waren: — Frau Evangelista verkaufe ihr Haus, sie stehe also vor dem Ruin. Sie habe Elias Magus ihre Diamanten angeboten. Zwischen ihr und dem Grafen de Manerville sei nichts abgeschlossen worden. Diese Ehe, würde sie zustande kommen? Die einen sagten ja, die andern nein. Die beiden Notare, befragt, dementierten diese Verleumdungen und sprachen von rein formellen Schwierigkeiten, die infolge der beabsichtigten Majoratsgründung eingetreten seien. Doch wenn die öffentliche Meinung eine bestimmte Richtung eingeschlagen hat, ist es schwer, sie wieder davon abzubringen. Obgleich Paul

alle Tage zu Frau Evangelista ging, und trotz der Behauptung der beiden Notare nahmen die widerlichen Schwätzereien kein Ende. Ein paar junge Mädchen, ihre Mütter oder ihre Tanten, die für sich beziehungsweise für ihre eigene Familie diese Verbindung erhofft hatten, verziehen Frau Evangelista ihr Glück ebensowenig, wie ein Autor einem andern den Erfolg gönnt. Andere Leute wieder rächten sich für zwanzig Jahre voller Reichtum und Luxus, mit denen das spanische Haus ihre Eigenliebe gekränkt hatte. Die Zeit, die zur Begründung des Majorats notwendig war, bestärkte die Vermutungen der schlauen Provinzler.

‚Sie werden uns den ganzen Winter mit gleichgültigen Redensarten hinhalten, und dann, im Frühjahr, gehen sie ins Bad, und übers Jahr werden wir hören, daß die Heirat nicht zustande gekommen sei.‘

‚Sie begreifen,‘ sagten die einen, ‚daß, um die Ehre beider Teile zu wahren, selbstverständlich keine der Parteien an den Differenzen Schuld trägt, vielmehr ist es die Kanzlei, die Einwendung erhoben hat; es sind die Schwierigkeiten der Majoratsbegründung, die einen Bruch herbeigeführt haben.‘

‚Frau Evangelista‘, sagten die andern, ‚machte einen Aufwand, dem die Minen von Valencia nicht genügt haben würden. Als es galt, zur Teilung zu schreiten, wird sich nichts mehr vorgefunden haben!‘

Welch ausgezeichnete Gelegenheit für jeden, die Ausgaben der schönen Witwe nachzurechnen, um ihren Ruin endgültig festzustellen! Das Gerede war so stark, daß es zu Wetten für und gegen die Heirat kam. Wie das so üblich ist, liefen diese Klatschereien um, ohne daß die Beteiligten selbst etwas davon wußten. Keiner war mit Paul oder Frau Evangelista so sehr verfeindet oder befreundet, um sie davon zu unterrichten. Paul hatte in Lanstrac einiges zu erledigen und benutzte die Gelegenheit, um einige junge Leute aus der Stadt zur Jagd einzuladen, gewissermaßen als Abschied vom Junggesellenleben. Diese Jagd-

partie galt bei der Gesellschaft als ein ausschlaggebender Beweis für die Richtigkeit ihrer Vermutungen. Unter solchen Umständen hielt es Frau de Gyas, die eine heiratsfähige Tochter hatte, für angebracht, das Gelände zu erkunden und sich über den Schlag, den die Evangelistas erlitten hatten, glücklich zu betrüben. Natalie und ihre Mutter waren recht erstaunt, als sie das sauersüße Gesicht der Marquise erblickten, und fragten sie, ob ihr etwas Unangenehmes widerfahren sei. „Aber", sagte diese, „wissen Sie denn nichts von den Gerüchten, die in Bordeaux in Umlauf sind? Obgleich ich sie für falsch halte, komme ich, um die Wahrheit zu erfahren und ihnen Einhalt zu tun, zumindest in meinem Freundeskreise. Als Ihre aufrichtige Freundin ist es mir unangenehm, Mitwisser oder Mitverbreiter eines falschen Gerüchts zu sein." „Was geht denn eigentlich vor?" fragten Mutter und Tochter.

Frau de Gyas machte sich das Vergnügen, die Aussage eines jeden zu wiederholen, ohne ihren beiden Freundinnen einen einzigen Faustschlag zu ersparen. Natalie und ihre Mutter blickten einander lächelnd an, sie hatten die Absicht der guten Freundin verstanden. Die Spanierin rächte sich fast auf dieselbe Weise wie Celimene an Arsinoë. „Meine Liebe," sagte sie, „wissen Sie denn nicht — Sie, die Sie das Provinzleben kennen —, wissen Sie nicht, wessen eine Mutter fähig ist, für deren Tochter sich kein Mann findet, weil es überhaupt an einem Liebhaber fehlt, und dies darum, weil es dem jungen Mädchen an Mitgift, an Schönheit, an Geist, kurz an allem mangelt? Eine solche Mutter ist fähig, dem Eilpostwagen in die Speichen zu fallen, zu morden, einen Mann von der Straße heraufzuholen, sie würde hundertmal sich selbst hingeben, wenn sie selbst irgendeinen Wert hätte. Es sind nicht wenige hier in Bordeaux, die uns ihr eigenes Tun und Denken unterschieben. Die Naturforscher haben uns viel berichtet vom Gebaren der wilden Tiere, aber sie haben eins vergessen: Mutter und Tochter auf der Jagd nach dem Mann. Das sind Hyänen, die, um das Wort des Psalmisten zu ge-

brauchen, herumgehen und suchen, was sie verschlingen, und die mit der Wildheit der Bestie den Verstand des Mannes und die Raffiniertheit des Weibes vereinen. Daß diese kleinen Spinnen von Bordeaux, Fräulein de Belor, Fräulein de Trans usw., die schon so lange ihre Netze weben, ohne daß sich je eine Fliege hätte blicken lassen, wütend sind, begreife ich, und ich verzeihe ihnen ihre üblen Nachreden; aber daß Sie den Schwätzereien Glauben schenken konnten, Sie, die Sie Namen und Vermögen haben, Sie, deren Tochter geistreich, hübsch und begabt ist und nur zu wählen braucht, Sie, die Sie über die Provinzler weit erhaben sind — das ist für uns verwunderlich! Bin ich der Öffentlichkeit Rechenschaft schuldig über die einzelnen Punkte des Ehevertrags, deren genaue Festlegung die Notare infolge der politischen Stellung meines Schwiegersohns als notwendig erachtet haben? Soll man der öffentlichen Neugier gestatten, in unser Familienleben einzudringen? Soll man die Väter und Mütter in Ihrer Provinz hier durch ein Kabinettschreiben ersuchen, ihre Stimme für oder gegen unsern Ehevertrag abzugeben?"

Ein Regen von Spottreden ergoß sich über Bordeaux. Frau Evangelista wollte die Stadt verlassen, sie konnte also ihre Bekannten Revue passieren lassen, sie karikieren, ihnen nach Gefallen die Peitsche geben, ohne die Folgen fürchten zu müssen. Sie ließ ihren zurückgedrängten Rachegefühlen freien Lauf, und ihr Scharfsinn spürte die Gründe auf, die dieser und jener hatte, am hellen Tag das Sonnenlicht zu leugnen.

„Aber meine Liebe", sagte die Marquise de Gyas, „der Aufenthalt des Herrn de Manerville in Lanstrac, diese Jagdgesellschaften unter solchen Umständen ..." „Ah, Verehrteste!" fiel ihr die große Dame ins Wort, „glauben Sie denn, wir hätten die kleinliche Sinnesart des Spießbürgers? Müssen wir Graf Paul am Gängelbande führen wie einen, der ausreißen könnte? Meinen Sie, wir hätten es nötig, ihn polizeilich bewachen zu lassen? Fürchten wir, eine Verschwörerbande von Bordeaux

könne ihn uns entführen?" „Seien Sie überzeugt, liebe Freundin, daß es mir eine große Freude ist, zu hören ..."

Der Kammerdiener trat ein und meldete Pauls Ankunft. Wie alle Verliebten, hatte Paul es herrlich gefunden, vier Meilen zu reiten, um eine Stunde mit Natalie zu verbringen. Er hatte seine Jagdgesellschaft verlassen und kam gestiefelt und gespornt, die Reitpeitsche in der Hand.

„Lieber Paul," sagte Natalie, „Sie ahnen nicht, welch sprechende Antwort Sie mit Ihrem Erscheinen der gnädigen Frau hier zuteil werden lassen."

Als Paul die Verleumdungen erfuhr, die in Bordeaux in Umlauf waren, lachte er, anstatt in Zorn zu geraten.

„Die braven Leutchen ahnen wahrscheinlich, daß sie um die in der Provinz sonst üblichen Gelage und Festlichkeiten kommen und um die kirchliche Trauung; sie sind wütend darüber. Nun also, liebe Mutter," — er küßte Frau Evangelista die Hand — „wir wollen ihnen am Tage der Vertragsunterzeichnung einen Knochen hinwerfen, wie man dem Volk im großen Hof der Champs-Elysees sein Fest hinwirft, und wir werden unsern guten Freunden das schmerzliche Vergnügen bereiten, einen Vertrag unterzeichnet zu sehen, wie er nicht oft in der Provinz geschlossen werden dürfte."

Dieser Einfall wurde mit großer Wichtigkeit ausgeführt. Frau Evangelista bat am Tage der Vertragsunterzeichnung ganz Bordeaux zu sich und bekundete die Absicht, bei diesem letzten Fest einen Luxus zu entfalten, der die blöden Lügen der Gesellschaft aufs glänzendste widerlegen sollte. Sie wollte gewissermaßen der Öffentlichkeit die feierliche Versicherung geben, Paul und Natalie miteinander zu verheiraten. Die Vorbereitungen zu diesem Fest dauerten vierzig Tage; man nannte es die Kameliennacht, denn es gab eine ungeheure Menge dieser Blumen im Treppenhaus, im Vorzimmer und in dem Saal, wo das Souper serviert wurde. In der Zeit der Vorbereitungen zu dem Fest erledigte man natürlich auch alle für die Eheschließung notwen-

digen Formalitäten und die Reisen nach Paris zwecks Gründung des Majorats. Der Ankauf der Lanstrac benachbarten Ländereien fand statt, das Aufgebot wurde erlassen, die Zweifel schwanden. Freund und Feind dachten nur noch daran, eine Festtoilette vorzubereiten. Die Zeit, die all dies in Anspruch nahm, ließ die Mißhelligkeiten vergessen, die seinerzeit bei den ersten Verhandlungen eingetreten waren. Weder Paul noch seine Schwiegermutter dachten mehr daran. War das nicht, wie Frau Evangelista gesagt hatte, Sache der beiden Notare? Wem aber ist es nicht inmitten des hastenden Lebens begegnet, daß plötzlich — und oft zu spät — ihm eine Erinnerung kommt an eine bedeutsame Tatsache, eine nahe Gefahr? Am Morgen des Tages, an dem der Vertrag von Paul und Natalie unterzeichnet werden sollte, glomm in Frau Evangelistas Halbschlummer ein Funke der Erinnerung. Der Ausruf: ‚Questa coda non è di questo gatto!' den sie machte, als der Notar Mathias den Vorschlägen Solonets beistimmte, gellte ihr in die Ohren. Trotz ihrer Unerfahrenheit in geschäftlichen Dingen sagte Frau Evangelista bei sich selber: „Wenn der schlaue Mathias sich zufriedengab, so war es sicherlich auf Kosten eines der beiden Eheschließenden." Und sicher war nicht Paul, wie sie es erhofft hatte, der Benachteiligte. Würde also das Vermögen ihrer Tochter die Kriegskosten bezahlen müssen? Sie nahm sich vor, über den Inhalt des Vertrags Aufklärung zu verlangen, ohne weiter zu überlegen, was sie tun werde, falls ihre Interessen ernstlich verletzt sein sollten.

Dieser Tag war für das Eheleben Pauls so bedeutsam, daß es notwendig ist, den festlich geschmückten Ort näher zu beschreiben, denn gerade die äußern Umstände sind meist von großer Einwirkung auf die Gemütsverfassung.

Da das Palais Evangelista verkauft werden sollte, hatte die Schwiegermutter des Grafen de Manerville keine Ausgaben für das bevorstehende Fest gescheut. Der Hof war mit Kies bestreut, mit einem Zeltdach überspannt und trotz des Winters

mit Strauchwerk geschmückt. Die Kamelien, von denen von Angoulême bis nach Dax die Rede ging, schmückten das Treppenhaus und das Vestibül. Man hatte ganze Wände niedergerissen, um den Bankettsaal und den Tanzsaal zu vergrößern. Bordeaux, das den Luxus so manchen in den Kolonien erworbenen Vermögens kannte, harrte der angekündigten Herrlichkeiten. Gegen acht Uhr, als die letzten Verhandlungen stattfanden, versammelte sich das Volk, um die Gäste in großer Toilette aus den Wagen steigen zu sehen, vor dem Haustor und bildete Spalier. So belebte also eine feierliche Feststimmung die Gemüter zur Zeit, als der Vertrag unterzeichnet werden sollte; Flammenbecken flackerten auf Dreifüßen, und das Rollen der ersten Wagen tönte vom Hofe herauf. Die beiden Notare speisten mit den Verlobten und der Schwiegermutter. Der erste Schreiber des Herrn Mathias, damit beauftragt, im Laufe des Abends die Unterschriften einzusammeln und darüber zu wachen, daß der Vertrag nicht indiskreterweise gelesen werde, war ebenfalls Tischgast.

Ein jeder mag in seiner Erinnerung blättern: keine Toilette, keine Frau könnte eine ebenso schöne Erscheinung bieten als Natalie, die, in Seide und Spitzen gekleidet, mit unzähligen auf den Nacken herabfallenden Locken einer von Laub umhüllten Blüte glich. Frau Evangelista, in kirschfarbenem Sommerkleid — sie hatte diese Farbe gewählt, um den Glanz ihres Teints, ihrer schwarzen Augen und schwarzen Haare zu heben —, erstrahlte in aller Schönheit der Frau von vierzig Jahren; sie trug ihr Perlenkollier, das der Discreto zierte — ein strahlender Beweis für die Unwahrheit der Gerüchte.

Für das Verständnis der Szene muß gesagt werden, daß Paul und Natalie nahe beim Feuer auf einer Causeuse Platz genommen hatten und der Verlesung der Vormundschaftsabrechnung kein Gehör schenkten. Sie waren wie Kinder und kindlich glücklich. Der eine, weil er sich der Erfüllung seiner Wünsche nahe sah, die andere aus neugieriger Erwartung; das

Leben erschien ihnen blau wie der Himmel, sie fühlten sich reich, jung, verliebt und hatten ununterbrochen miteinander zu flüstern. Paul, der seine Liebe schon als rechtskräftig ansah, gefiel sich darin, Nataliens Fingerspitzen zu küssen, ihren schneeigen Nacken zu berühren und ihre Haare zu streicheln; so enthüllte er den Blicken aller Anwesenden die Freuden seiner kleinen, noch unberechtigten Freiheiten. Natalie spielte mit einem Fächer aus Straußenfedern, den Paul ihr geschenkt hatte, eine Gabe, die nach dem Aberglauben mancher Gegenden von ebenso unheilvoller Vorbedeutung für die Liebe ist, wie das Geschenk einer Schere oder eines Messers, deren abergläubische Bedeutung vermutlich von den Parzen der Mythologie herzuleiten ist.

Frau Evangelista saß neben den beiden Notaren und widmete der Verlesung der Aktenstücke die gespannteste Aufmerksamkeit. Nachdem sie die Verlesung der von Solonet kunstgerecht aufgestellten Vormundschaftsabrechnung angehört hatte, die von der Hinterlassenschaft Herrn Evangelistas in Höhe von drei Millionen und einigen hunderttausend Franken Nataliens Erbgut auf die besagte Summe von einer Million hundertsechsundfünfzigtausend Franken herabsetzte, sagte sie zu dem jungen Paar: „So hört doch zu, liebe Kinder, jetzt kommt euer Vertrag!"

Der Schreiber trank ein Glas Zuckerwasser, Solonet und Mathias schneuzten sich. Paul und Natalie betrachteten die vier Leute, hörten die Einleitung mit an und begannen wieder leise zu plaudern. Die Festsetzung der beiderseitigen Vermögensobjekte, die Generalübertragung im Todesfalle, falls die Ehe kinderlos bliebe, die Schenkung eines Viertels zum Nießbrauch und eines weiteren Viertels zum vollen Eigentum, so wie es das Gesetz, einerlei wieviel Kinder da sind, vorschreibt, die Feststellung des in die Ehegemeinschaft eingebrachten Vermögens, die Abgabe der Diamanten an die junge Ehefrau, der Bibliothek und der Pferde an den Ehemann — alles das ging spurlos an ihnen vorüber. Folgte die Begründung des Majorats. Da,

als alles verlesen war und es nur noch zu unterzeichnen galt, fragte Frau Evangelista, was die Folgen dieser Majoratsgründung seien.

„Ein Majorat, gnädige Frau," sagte Solonet, „ist ein unveräußerliches Vermögen, das mit dem Kapital der beiden Ehegatten begründet und zum Vorteil des Erstgebornen jeder Generation errichtet wird, ohne daß letzterer dadurch seines Anteils an der übrigen Hinterlassenschaft verlustig ginge."

„Was bedeutet das für meine Tochter?" fragte sie.

Herr Mathias, der mit der Wahrheit nicht zurückhalten konnte, ergriff das Wort: „Gnädige Frau, das Majorat ist ein Vermögensobjekt, das von dem sonstigen Vermögen der beiden Ehegatten abgesondert wird. Wenn nun die künftige Gattin ihrem Mann im Tod vorangeht und eines oder mehrere Kinder, darunter ein männliches, hinterläßt, so hat der Graf de Manerville ihnen nur über hundertsechsundfünfzigtausend Franken Rechnung abzulegen, und auch in bezug auf diese steht ihm noch das Recht zu auf ein Viertel zum Nießbrauch, auf ein zweites Viertel zum freien Eigentum. So ist also seine Schuld ihnen gegenüber auf etwa hundertsechzehntausend Franken vermindert; außerdem bleiben ihm noch die aus der ehelichen Gütergemeinschaft stammenden Vermögensteile, seine Ersparnisse usw. Andernfalls, wenn er früher hinscheidet, gleichfalls unter Hinterlassung männlicher Erben, hat Frau de Manerville nur Anspruch auf dreihundertsechsundfünfzigtausend Franken, auf ihre Eintragungen, auf die Liegenschaften des Herrn de Manerville, soweit sie nicht zum Majorat gehören, auf ihre Diamanten und auf ihr Teil aus der Gütergemeinschaft."

Der Erfolg von Mathias' weiser Politik trat nun klar zutage.

„Meine Tochter wird zugrunde gerichtet", sagte Frau Evangelista mit leiser Stimme.

Der alte und der junge Notar vernahmen den Ausspruch.

„Heißt es sich zugrunde richten," entgegnete ihr Mathias leise, „wenn man seiner Familie ein unantastbares Vermögen gründet?

Der junge Notar, der den empörten Ausdruck auf dem Antlitz seiner Klientin gewahrte, glaubte das Mißgeschick klar bezeichnen zu müssen.

„Wir wollten ihnen dreihunderttausend Franken vorenthalten, dafür nehmen sie uns nun achthunderttausend; die Chancen gleichen sich aus infolge eines Verlustes unsererseits von vierhunderttausend Franken zum Vorteil der Kinder. Jetzt heißt es biegen oder brechen!" sagte Solonet zu Frau Evangelista.

Das Schweigen, in dem nun diese vier Menschen verharrten, ließe sich nicht beschreiben. Herr Mathias erwartete in der Haltung eines Triumphators die Unterschrift der beiden Leute, die seinem Klienten das Fell über die Ohren zu ziehen gedacht hatten. Natalie, außerstande, zu begreifen, daß sie soeben ihr halbes Vermögen verloren, und Paul, der nicht wußte, welche Summe dem Haus de Manerville gewonnen war, lachten und schwatzten immerfort. Solonet und Frau Evangelista sahen einander an, er in gleichgültiger Ruhe, sie unter einer Flut erbitterter Gefühle. Die Witwe, die sich zuerst mit Selbstvorwürfen geplagt, die Paul als Ursache ihres unredlichen Vorgehens haßte, die sich zu häßlichen Manövern entschlossen, um die Folgen ihrer nachlässigen Vormundschaftsführung auf ihn fallen zu lassen, hatte ihn als ihr Opfer betrachtet. Jetzt gewahrte sie in einem Augenblick, daß da, wo sie zu siegen meinte, sie vernichtet wurde, und daß ihre eigene Tochter das Opfer war. Sie hatte sich also schuldig gemacht, ohne davon einen Vorteil zu haben; ein ehrlicher Greis hatte sie zum besten gehalten, mißachtete sie vielleicht. Hatte nicht ihre geheime Absicht die Handlungsweise des Notars Mathias bestimmt? Schrecklicher Gedanke! Mathias hatte Paul aufgeklärt! Wenn er noch nicht gesprochen hatte, so würde der alte Luchs sicher, sobald der Vertrag unterzeichnet war, seinem Klienten die überstandene Gefahr schildern, und sei es nur, um Anerkennung zu ernten, nach der ja jeder lüstern ist. Würde er ihn nicht warnen vor einer Frau, die hinterlistig genug war, eine so unfeine Verschwörung anzu-

zetteln? Würde er nicht die Macht zerstören, die sie über ihren Schwiegersohn gewonnen hatte? Wenn schwache Naturen erst einmal Mißtrauen gefaßt haben, so halten sie eigensinnig daran fest und kommen nicht davon ab. Alles war also verloren! Damals, als die Verhandlungen einsetzten, hatte sie mit Pauls weicher Natur gerechnet: damit, daß es ihm unmöglich sei, eine schon so weit gediehene Verbindung aufzulösen. Jetzt war sie die Gefesselte. Vor drei Monaten hätte Paul wenig Hindernisse zu überwinden gebraucht, um seine Heirat rückgängig zu machen; heute aber wußte ganz Bordeaux, daß die Notare seit zwei Monaten die Schwierigkeiten aus dem Wege räumten. Das Aufgebot war erfolgt; in zwei Tagen sollte die Hochzeit sein. Freunde und Bekannte beider Familien, die ganze hohe Gesellschaft der Stadt versammelte sich bereits zum Fest. Womit sollte man einen Aufschub rechtfertigen? Die wahre Ursache des Bruches würde bekannt werden, niemand zweifelte an der strengen Redlichkeit des alten Mathias, man würde ihm unbedingten Glauben schenken. Die Lacher würden auf seiner Seite sein, denn die Evangelistas hatten Neider und Feinde. Es hieß also nachgeben! Diese grausamen Gedanken fielen über Frau Evangelista her wie ein Wirbelwind und tobten in ihrem Hirn. Sie bewahrte die feierliche Ruhe des Diplomaten, aber ihr Kinn zuckte; es war das dieselbe Äußerung innerer Wut, wie Katharina II. sie gezeigt, als ihr in Gegenwart des ganzen Hofes und unter ganz ähnlichen Umständen der junge Schwedenkönig Trotz geboten. Solonet gewahrte das Muskelspiel, das von tödlichem Haß sprach, von einem Orkan ohne Blitz und Donner. Es war augenscheinlich: Frau Evangelista schwor in diesem Augenblick ihrem Schwiegersohn unersättlichen Haß, einen Haß, dessen Keim schon die Araber nach Spanien verpflanzt haben mochten.

„Mein Herr," flüsterte sie ihrem Notar ins Ohr, „das war es, was Sie einen Galimathias nannten! Ich meine, nichts hätte klarer sein können!" „Gnädige Frau gestatten ..." „Mein Herr," fuhr die Witwe fort, ohne Solonet anzuhören, „wenn

Sie die Folgen dieser Vertragsbedingung damals bei unserer Vorbesprechung nicht übersehen konnten, so ist es äußerst seltsam, daß Sie nicht in der Stille Ihres Arbeitszimmers darüber nachgedacht haben. Das zeugt geradezu von Unvermögen."

Der junge Notar entführte seine Klientin in den nah gelegenen kleinen Salon, indem er bei sich selber dachte: ‚Ich bekomme für Ausarbeitung der Vormundschaftsabrechnung tausend Taler Honorar, tausend Taler für den Vertrag, sechstausend Franken Provision bei Verkauf des Hauses; alles in allem gilt es, fünfzehntausend Franken zu retten: ärgern wir uns nicht.'

Er schloß die Tür, warf Frau Evangelista den kalten Blick des Geschäftsmannes zu, der die Empfindungen, die in ihr tobten, bändigen sollte, und sagte: „Gnädige Frau, wenn ich in Ihrem Interesse vielleicht die Grenzen erlaubter Politik etwas überschritten habe, wie können Sie da meine Ergebenheit durch ein solches Wort belohnen?" „Aber, mein Herr ..." „Gnädige Frau, es ist wahr, ich habe die Wirkung der Schenkungen nicht vorhergesehen, aber wenn Sie Graf Paul nicht zum Schwiegersohn wollen, wer zwingt Sie denn, ihn zu nehmen? Ist der Vertrag unterzeichnet? Geben Sie Ihr Fest und verschieben Sie die Unterzeichnung. Es ist besser, ganz Bordeaux wird angeführt, als man selber." „Wie könnte ich der ohnedies gegen uns eingenommenen Gesellschaft gegenüber die Vertagung der Angelegenheit rechtfertigen?" „Ein in Paris vorgekommenes Versehen, das Fehlen eines Aktenstückes", sagte Solonet. „Aber die Landerwerbungen?" „Herrn de Manerville wird es niemals an Mitgiften und an guten Partien fehlen." „Ja, er wird nichts verlieren; aber wir verlieren alles, wir!" „Sie," erwiderte Solonet, „Sie können leichtern Kaufs zu einem Grafen kommen, wenn es der Titel ist, der Sie zu dieser Eheschließung bestimmte." „Nein, nein, wir können nicht so unsere Ehre aufs Spiel setzen! Ich bin in die Falle gegangen, Herr Notar. Ganz Bordeaux wird morgen voll sein von der Angelegenheit. Wir haben ernste Versprechungen ausgetauscht."

„Sie wollen das Glück Fräulein Nataliens?" entgegnete Solonet. „Vor allem!" „Glücklich sein in Frankreich," sagte der Notar, „heißt das nicht: die Herrin sein im Haus? Sie wird diesen Dummkopf de Manerville an der Nase herumführen; er ist so unbedeutend, daß er nicht einmal etwas gemerkt hat. Selbst wenn er Ihnen jetzt mißtrauen sollte, seiner Frau wird er stets vertrauen. Und seine Frau — sind Sie das nicht? Das Schicksal des Grafen Paul ruht noch durchaus in Ihrer Hand!" „Wenn Sie wahr sprächen, mein Herr, — ich wüßte nicht, was ich Ihnen verweigern könnte", sagte sie in einer Erregung, die ihren Blicken Glut verlieh. „Gehen wir wieder hinein, gnädige Frau," sagte Solonet, der seine Klientin verstand; „aber auf alle Fälle hören Sie mir gut zu! Später können Sie mich ungeschickt finden, wenn Sie wollen."

„Mein lieber Kollege," sagte der junge Notar wiedereintretend, „trotz Ihrer Geschicklichkeit haben Sie weder den Fall vorgesehen, daß Herr de Manerville verscheidet, ohne Kinder bekommen zu haben, noch den andern Fall, daß er stirbt und nur Töchter hinterläßt. In diesen beiden Fällen würde das Majorat Veranlassung zu einem Prozeß mit den de Manerville geben, denn es wird sich dann schon jemand melden, darauf können Sie sich verlassen. Ich halte es also für nötig, vertraglich festzustellen, daß im erstern Falle das Majorat mit zur Schenkung des Gesamtbesitzes gehört, die zwischen beiden Gatten im Falle des Ablebens des einen ausgemacht ist, und daß im zweiten Falle das Majorat hinfällig sei. Diese Abmachung geht lediglich die junge Ehefrau an." „Das scheint mir vollkommen gerecht", sagte Notar Mathias. „Was ihre Genehmigung anbetrifft, so wird Herr de Manerville sich zweifellos mit der Gerichtsschreiberei verständigen, falls es nötig sein sollte."

Der junge Notar nahm eine Feder und verzeichnete auf dem Rand des Vertrags die schreckliche Klausel; Paul und Natalie beachteten es nicht. Frau Evangelista senkte die Augen, während Herr Mathias den Vermerk durchlas.

„Unterschreiben wir!" sagte die Mutter.

Kaum vermochte Frau Evangelista ihre Erregung zu verbergen, die Stimme zu dämpfen. Sie sagte sich: ‚Nein, meine Tochter wird nicht zugrunde gerichtet, sondern er! Meine Tochter wird alles bekommen, Namen, Rang und Vermögen. Wenn Natalie gewahr werden sollte, daß sie ihren Mann nicht liebt, wenn sie eines Tages einen andern lieben sollte, wird Paul aus Frankreich verbannt! Und meine Tochter wird frei und reich und glücklich sein!'

Wenn der alte Mathias es verstand, das persönliche Interesse des einzelnen zu durchschauen, so verstand er sich doch wenig auf die menschlichen Leidenschaften. Er nahm das entscheidende Wort Frau Evangelistas hin wie eine ehrliche Abbitte, anstatt darin eine Kriegserklärung zu erblicken.

Während Solonet und sein Schreiber darüber wachten, daß Natalie unter alle Aktenstücke ihren Namenszug setzte, was Zeit in Anspruch nahm, führte Mathias Paul beiseite und verriet ihm das Geheimnis der Bedingungen, auf die er verfallen war, um ihn vor dem sichern Untergang zu retten.

„Sie haben", sagte er zum Schluß, „auf dies Haus eine zweite Hypothek von hundertfünfzigtausend Franken, die morgen eingetragen wird. Die Staatsschuldscheine, dank meiner Sorgfalt auf den Namen Ihrer Frau umgeschrieben, befinden sich in meiner Verwahrung. Alles ist geordnet. Der Vertrag quittiert jedoch über den von den Diamanten repräsentierten Wert, verlangen Sie sie: Geschäft ist Geschäft. Der Wert der Diamanten steigt gegenwärtig, er kann wieder fallen. Der Ankauf der Domänen von d'Auzac und Saint-Froult gestattet Ihnen, alles zu Geld zu machen, um nicht die Einnahmen Ihrer Frau anzugreifen. Darum, Herr Graf, keine falsche Scham! Die erste Zahlung ist nach Erledigung der Formalitäten einzufordern, sie beträgt zweihunderttausend Franken, verlangen Sie da auch die Diamanten. Sie werden die Hypothek auf das Wohnhaus Evangelista an zweiter Stelle haben, und die Einkünfte aus dem Majorat wer-

den Sie bald instand setzen, auch den Rest zu erwerben. Wenn Sie die Selbstbeherrschung haben, innerhalb drei Jahren nicht mehr als fünfzigtausend Franken zu verausgaben, so werden Sie wieder im Besitz der zweihunderttausend Franken sein, die Sie gegenwärtig schulden. Wenn Sie im Hügelgelände von Saint-Froult Reben anpflanzen würden, so könnten Sie die Einnahmen des Gutes auf sechsundzwanzigtausend Franken erhöhen. Ihr Majorat wird eines Tages, Ihr Haus in Paris nicht mit inbegriffen, fünfzigtausend Livres Rente tragen, es wird eines der herrlichsten Majorate sein, die ich kenne. So werden Sie also eine ausgezeichnete Verbindung geschlossen haben."

Paul drückte seinem alten Freunde innig die Hand. Das entging Frau Evangelista nicht, die an Paul herantrat, um ihm die Feder zu reichen. Sie sah ihre Ahnung verwirklicht, sie war nun fest davon überzeugt, daß Paul und Mathias sich miteinander verständigt hatten. Wut und Haß rasten in ihrem Blut, bestürmten ihr Herz. Alles war aufgedeckt.

Nachdem Mathias sich überzeugt hatte, daß alle Akten unterzeichnet waren, daß die drei Vertragschließenden unter jedes Blatt ihre Unterschrift gesetzt hatten, blickte er abwechselnd auf Paul und dessen Schwiegermutter, und da er seinen Klienten keine Anstalten treffen sah, die Diamanten einzufordern, sagte er: „Ich glaube nicht, daß die Übergabe der Diamanten irgendwie in Frage steht; Sie sind ja jetzt eine Familie." „Es wäre das richtigste, wenn gnädige Frau sie übergeben würde; die Vormundschaft ist nunmehr auf Herrn de Manerville übergegangen, und man weiß nie, wer lebt, wer stirbt", sagte Notar Solonet, der hier ein Mittel sah, die Schwiegermutter gegen den Schwiegersohn aufzubringen.

„O meine liebe Mutter," sagte Paul, „so handeln, hieße uns alle beleidigen. — Summum jus, summa injuria, mein Herr", sagte er zu Solonet.

„Und ich," sagte Frau Evangelista, die in ihrer wütenden Stimmung in der indirekten Aufforderung Mathias' eine Be-

leidigung erblickte, „ich zerreiße den Vertrag, wenn Sie sie nicht annehmen!"

Sie ging hinaus, ein Opfer ihres heißblütigen Zornes, jenes spanischen Zornes, der nach Macht schreit, um alles um sich her zu vernichten, und dessen Ohnmacht zum Wahnsinn führen kann.

„Um Himmels willen, Paul, nehmen Sie die Diamanten", sagte Natalie ihm ins Ohr. „Meine Mutter ist böse; heute abend werde ich wissen weshalb und werde es Ihnen sagen; wir werden sie dann schon beruhigen."

Erfreut, die erste boshafte Äußerung gewagt zu haben, behielt Frau Evangelista ihre Ohrringe und ihr Kollier zurück. Sie ließ die Schmucksachen herbeibringen, die Elias Magus auf hundertfünfzigtausend Franken abgeschätzt hatte. Notar Mathias und Solonet, die bei Erbschaftsregelungen häufig Familiendiamanten zu Gesicht bekamen, prüften die Juwelen und lobten ihre außerordentliche Schönheit.

„Sie verlieren nichts von der Mitgift, Herr Graf", sagte Solonet und machte Paul dadurch erröten. „Ja," sagte Mathias, „diese Juwelen werden zur Zahlung der ersten Rate für Ankauf der Domänen hinreichen." „Und für die Kosten des Vertrags auch noch", sagte Solonet. Der Haß nährt sich wie die Liebe von wahren Kleinigkeiten, alles weiß er sich mundgerecht zu machen. So wie die geliebte Person niemals etwas schlecht macht, macht die gehaßte Person niemals etwas recht. Frau Evangelista deutete Pauls Verlegenheit, die einer begreiflichen Schamhaftigkeit entsprang, für Ziererei. Er wollte die Diamanten nicht annehmen und wußte nicht, wo er sie hintun sollte; er hätte sie zum Fenster hinauswerfen mögen. Frau Evangelista, die sein Zögern belauerte, blickte ihn befehlend an und schien ihm zuzurufen: ‚Hinweg damit!'

„Liebe Natalie," sagte Paul zu seiner künftigen Gattin, „schließen Sie selbst die Schmucksachen weg; sie gehören Ihnen, ich schenke sie Ihnen."

Natalie tat sie in das Schubfach einer Konsole. Da schallte Wagengerassel herauf, und aus den nächstliegenden Räumen drang Stimmengewirr. Die Gäste kamen, Natalie und ihre Mutter begaben sich zu ihnen. Die Säle füllten sich rasch, und das Fest nahm seinen Anfang.

„Benutzen Sie den Honigmond, um Ihre Diamanten zu veräußern", sagte der alte Notar, als er sich von Paul verabschiedete.

Als das Zeichen zum Beginn des Tanzes gegeben wurde, sprach alles leise miteinander über diese Hochzeit, und einige Leute bezweifelten das zukünftige Glück der Verlobten.

„Ist alles beendet?" wandte sich eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt an Frau Evangelista. „Wir hatten so viel Aktenstücke vorzulesen und anzuhören, daß wir uns ein wenig verspätet haben; aber man entschuldigt uns ja wohl", entgegnete sie. „Was mich anbetrifft," sagte Natalie, „so habe ich nichts gehört", und sie ergriff Pauls Arm, um den Tanz zu eröffnen.

„Diese beiden jungen Leute lieben zu verschwenden, und die Mutter versteht es nicht, sie zurückzuhalten", sagte eine Greisin. „Aber", erwiderte man, „sie haben ein Majorat von fünfzigtausend Livres Rente begründet." „Bah!" „Ich sehe, der gute Herr Mathias scheint sich tüchtig ins Zeug gelegt zu haben", sagte ein Richter. „Wenn es so ist, so hat der gute Alte gewiß die Zukunft der zu gründenden Familie sichern wollen." „Natalie ist zu schön, um nicht entsetzlich kokett zu sein. Wenn sie erst zwei Jahre verheiratet ist," sagte eine junge Frau, „so stehe ich dafür, daß de Manerville sich innerlich tief unglücklich fühlt." „Die Fleur des pois würde also Stangen bekommen?"[1] erwiderte ihr Solonet. „Weiter hat ihm auch nichts gefehlt als

[1] Im Original ‚serait ramée'. Ramé heißt sowohl: mit Stangen oder Stäben gestützt (bei Pflanzen) als auch: Geweih aufsetzend (beim Hirsch). Diesem Wortspiel entsprechend ist der hier gewählte deutsche Ausdruck aufzufassen.

diese lange Stange[1]", sagte ein junges Mädchen. „Finden Sie nicht, daß Frau Evangelista unzufrieden aussieht?" „Ja, meine Liebe, irgendwer hat mir soeben mitgeteilt, daß ihr selbst nicht mehr als fünfundzwanzigtausend Livres Rente bleiben, und was ist ihr so ein Sümmchen?" „Ein Elend, liebe Freundin." „Ja, sie hat für die Tochter alles hingegeben. Herr de Manerville war von einer Anmaßung . . ." „Unerhörten Anmaßung!" sagte Solonet. „Aber er wird Pair von Frankreich werden. Die Maulincour, der Freiherr de Pamiers werden ihn protegieren; er gehört zum Faubourg Saint-Germain." „O nein! Man empfängt ihn nur in jenen Kreisen", sagte eine Dame, die ihn selber gern zum Schwiegersohn bekommen hätte. „Sie ist die Großnichte des Herzogs von Casa-Réal." „Mütterlicherseits!"

Das Thema war bald erschöpft. Die älteren Leute setzten sich an die Spieltische, die Jugend tanzte; das Souper wurde aufgetragen, und der Lärm des Festes verebbte erst gegen Morgen, als das erste Tageslicht durch die Fenster graute.

Nachdem sie sich von Paul verabschiedet hatte, der als Letzter ging, stieg Frau Evangelista zu ihrer Tochter hinauf, denn ihr eigenes Zimmer hatte zur Erweiterung der Festräume Verwendung gefunden. Obschon Natalie und ihre Mutter sehr müde waren, sprachen sie doch noch ein paar Worte miteinander, als sie sich allein sahen.

„Nun, liebes Mütterchen, sage, was hast du eigentlich?" „Mein Engel, ich habe heute abend an mir selbst erfahren, wie weit die Aufopferung einer Mutter gehen kann. Du verstehst nichts von Geschäften und weißt nicht, welchen Verdächtigungen meine Redlichkeit ausgesetzt gewesen ist. Nun, ich habe meinen Stolz mit Füßen getreten, handelte es sich doch um dein Glück und unser Ansehen." „Meinst du die Diamanten? Er weinte deshalb, der arme Junge. Er hat sie nicht gewollt, ich

[1] Wiederum doppelsinnig: ‚perche' im Original bedeutet sowohl eine lange dürre Person als auch Stange am Hirschgeweih.

habe sie." „Schlafe, liebes Kind. Morgen früh reden wir weiter von diesen Geschäften," sagte sie seufzend, „denn wir haben nun Geschäfte, und jetzt besteht ein festes Band zwischen uns." „Ach, liebe Mutter! Paul wird unserm Glücke nie im Wege stehen", sagte Natalie beim Einschlafen.

‚Armes Kind, sie ahnt nicht, daß dieser Mann soeben ihren Ruin beschlossen hat.'

Frau Evangelista wurde von einer ersten Regung des Geizes ergriffen, dem alle alternden Leute zum Opfer fallen. Sie wollte zugunsten ihrer Tochter das ganze von Evangelista hinterlassene Vermögen wieder herbeischaffen. Es war ihr eine Ehrensache. Ihre Liebe zu Natalie machte sie nun plötzlich zu einer ebenso geschickten Rechnerin, wie sie bisher sorglose Verschwenderin gewesen war. Sie gedachte ihr Kapital zu realisieren, nachdem sie einen Teil desselben in Staatspapieren angelegt hatte, die damals einen Wert von ungefähr achtzig Franken hatten. Ein Augenblick verwandelt nicht selten eine Leidenschaft in ihr Gegenteil: der Schwätzer wird zum Diplomaten, der Feigling wird plötzlich tapfer. Der Haß machte die verschwenderische Frau Evangelista geizig. Die Zukunft sollte ihre jetzt noch verworrenen Rachepläne zur Klarheit reifen lassen. Sie schlief ein mit dem Gedanken: ‚Auf morgen!' Durch jenes unerklärliche Phänomen, dessen Kraft den Psychologen wohlbekannt ist, sollte ihr Geist während des Schlafs ihre Ideen ausarbeiten, klären, sie miteinander verknüpfen, ihr ein Mittel verschaffen, das Leben Pauls zu beherrschen, und ihr einen Plan eingeben, dessen Ausführung sie am folgenden Tage schon in Angriff nahm.

Wenn der Trubel des Festes die besorgten Gedanken verjagte, die Paul nach den Eröffnungen seines Notars bestürmt hatten, so kehrten sie doch quälend zurück, sobald er daheim allein und im Bette war.

‚Es scheint mir,' sagte er sich, ‚daß ich ohne den guten Mathias von meiner Schwiegermutter gehörig hineingelegt worden wäre. Ist es zu glauben? Welch ein Interesse kann sie daran haben,

mich zu täuschen? Müssen wir nicht unser Geld zusammentun und miteinander leben? Doch was nützt es, sich Sorgen zu machen? In einigen Tagen ist Natalie meine Frau, unsere gemeinsamen Interessen sind geregelt, nichts kann uns veruneinigen. Komme, was kommen mag! Immerhin, ich will auf der Hut sein. Übrigens wenn Mathias auch recht gehabt haben sollte, so bin ich ja doch schließlich nicht verpflichtet, meine Schwiegermutter zu heiraten.'

In dieser zweiten Schlacht hatte Pauls Zukunft ein ganz anderes Gesicht bekommen, ohne daß er es wußte. Von den beiden Personen, mit denen er sich nun verband, war die intelligentere sein schlimmster Feind geworden und hatte im Sinn, ihr eigenes Interesse von dem seinen völlig zu trennen. Er war nicht fähig, wahrzunehmen, daß ihre Kreolennatur seine Schwiegermutter von andern Frauen wesentlich unterschied, und ahnte nichts von ihrer unerhörten Schlauheit und Lebensgewandtheit. Die Kreolin ist ein ganz besonderes Wesen; sie hat vom Europäer die Intelligenz, vom Tropenbewohner die unvernünftige zügellose Leidenschaftlichkeit und vom Indianer die Gleichgültigkeit, mit der sie das Gute oder Böse tut oder erduldet; ein anmutiges Geschöpf ist sie, aber gefährlich, wie ein Kind gefährlich ist, sobald es unbewacht ist. Wie ein Kind will diese Frau jedes Verlangen sofort befriedigt sehen; wie ein Kind würde sie das Haus in Brand setzen, um ein Ei zu kochen. Solange nichts ihre Trägheit stört, denkt sie an gar nichts; ist sie leidenschaftlich erregt, so denkt sie an alles. Sie hat etwas von der Nichtswürdigkeit der Neger, die sie von der Wiege an umgeben haben, aber sie ist auch ebenso naiv wie sie. Wie diese und wie die Kinder weiß sie mit immer wachsendem Verlangen eine bestimmte Sache zu begehren und versteht ihre Gedanken zu verbergen, bis sie reif zur Tat sind. Frau Evangelistas Charakter war eine seltsame Mischung von Vorzügen und Fehlern, auf die französische Wohlerzogenheit den Glanz der Politur geworfen hatte. Dieser Charakter, der sechzehn Jahre lang im Glück geschlafen, sich

späterhin mit den Kleinlichkeiten des Gesellschaftslebens befaßt hatte und dessen ganze Kraft dies erste Haßempfinden nun plötzlich weckte, erwachte und flammte auf wie eine Feuersbrunst; und diese kam gerade jetzt zum Ausbruch, da die Mutter den Gegenstand ihrer zärtlichen Neigungen hingeben mußte und ihr rastloser Tätigkeitsdrang nach neuer Nahrung suchte.

Natalie blieb noch drei Tage unter dem Einfluß der Mutter. Frau Evangelista, die Besiegte, hatte also noch diese Tage für sich, die letzten der Zeit, da ein Mädchen dem Einfluß der Mutter untersteht. Mit einem einzigen Wort konnte die Kreolin das Leben der beiden Wesen nach ihrem Willen lenken — der beiden Wesen, deren Bestimmung es war, gemeinsam das Dickicht und die breiten Straßen der Pariser Gesellschaft zu durchwandern; Natalie setzte in ihre Mutter ein blindes Vertrauen. Welche Tragweite hatte nicht der Ratschlag einer so voreingenommenen Seele! Eine ganze Zukunft konnte mit einer Redewendung vernichtet werden. Kein Gesetzbuch, keine staatliche oder menschliche Einrichtung kann das moralische Verbrechen hindern, mit dem ein Wort zu töten vermag. Da liegt der Mangel der sozialen Gerechtigkeit; das ist der Unterschied zwischen den Sitten der großen Welt und denen des Volkes: dieses ist aufrichtig, jene scheinheilig; diese führen das Messer, jene das Gift der Rede oder des Gedankens; dem einen wird Tod, dem andern Straffreiheit.

Am andern Tage gegen Mittag befand sich Frau Evangelista an Nataliens Bett. Sie gaben einander Kosenamen und gedachten zärtlich der glücklichen Stunden ihres gemeinsamen Lebens, währenddessen kein Mißklang weder die Harmonie ihrer Empfindungen noch die Einmütigkeit ihrer Gedanken und Freuden gestört hatte.

„Arme liebe Kleine," sagte die Mutter, aufrichtige Tränen vergießend, „ich kann meine Bewegung nicht zurückhalten, wenn ich bedenke, daß du, der bisher jeder Wunsch erfüllt wurde, morgen abend einem Manne gehören wirst, dem du gehorchen

mußt." „O liebe Mutter, ihm gehorchen!..." sagte Natalie und widersprach mit einer anmutigen Bewegung des Kopfes. „Du lachst?" fuhr sie fort. „Hat mein Vater nicht stets deine Launen befriedigt? Und warum? Er liebte dich. Und ich — werde ich denn nicht geliebt sein?" „Ja, Paul empfindet Liebe zu dir; aber wenn eine verheiratete Frau nicht immer darauf bedacht ist, so verflüchtigt nichts sich schneller als die eheliche Liebe. Der Einfluß, den eine Frau auf ihren Gatten gewinnen kann, hängt von ihrem ersten Auftreten in der Ehe ab, du bedarfst vorzüglicher Ratschläge." „Doch du wirst mit uns sein..." „Vielleicht, liebes Kind! Gestern, während des Balls, habe ich über unser Zusammenleben viel nachgedacht. Wenn meine Gegenwart dir schadete, wenn die kleinen Handlungen, mit denen du ganz allmählich deine weibliche Autorität geltend machen mußt, meinem Einfluß zugeschrieben würden — würde deine Ehe nicht zur Hölle werden? Stolz wie ich bin, würde ich nicht beim ersten Stirnrunzeln, das dein Gatte sich erlaubte, sofort das Haus verlassen? Wenn ich es also eines Tages verlassen müßte, ist es nicht besser, es gar nicht erst zu betreten? Ich würde deinem Manne niemals verzeihen, wenn er zwischen uns Uneinigkeit säte. Hingegen wenn du erst einmal die Herrin bist, wenn dein Mann dir das sein wird, was dein Vater mir war, wird dieses Unglück nicht mehr zu befürchten sein. Und fällt ein solches Vorgehen einem Herzen, das jung und zärtlich ist wie das deine, auch schwer, so verlangt doch dein Glück, daß du bei dir unumschränkte Herrscherin bist." „Warum sagtest du denn da, liebe Mutter, daß ich ihm gehorchen müsse?" „Liebes Töchterchen, um zu herrschen, muß eine Frau sich den Anschein geben, als folge sie stets dem Willen ihres Gatten. Wenn du das nicht wüßtest, könntest du durch stürmische Widersetzlichkeit deine Zukunft für immer verderben. Paul ist eine schwache Natur, er könnte sich von einem Freund beherrschen lassen, vielleicht sogar der Macht eines Weibes verfallen; beide würden dich ihren Einfluß fühlen lassen. Beuge solchem Kummer vor, indem du dich zu seiner

Herrin aufwirfst. Ist es nicht besser, er wird von dir geleitet als von irgendeinem andern?" „Gewiß," sagte Natalie, „ich kann ja nur sein Bestes wünschen." „Mir ist es wohl erlaubt, mein liebes Kind, ausschließlich an dein Bestes zu denken und zu wünschen, daß du dich in einer so ernsten Angelegenheit nicht ohne Kompaß findest inmitten der Klippen, denen du begegnen wirst." „Aber, geliebte Mutter, sind wir nicht alle beide stark genug, um zusammen bei ihm zu bleiben und dies Stirnrunzeln zu verhüten, das du zu befürchten scheinst? Paul hat dich gern, Mama." „Oh, oh! Er fürchtet mich mehr, als er mich liebt. Paß nur auf, wenn ich ihm heute sagen werde, daß ich euch allein nach Paris gehen lasse, wirst du — soviel Mühe er sich auch gibt, es zu verbergen — auf seinem Antlitz seine große Freude lesen können." „Warum?" fragte Natalie. „Warum? Höre, ich werde es machen wie Johann Chrysostomos und kein Blatt vor den Mund nehmen, ich werde es ihm selber sagen, und in deiner Gegenwart." „Aber wenn ich mich nur unter der Bedingung verheirate, mich nicht von dir zu trennen?" sagte Natalie. „Unsere Trennung ist notwendig geworden," entgegnete Frau Evangelista, „da allerlei Erwägungen mich veranlassen, meine zukünftige Lebensführung einzuschränken. Ich bin ruiniert. Ihr werdet in Paris ein glänzendes Leben führen, wollte ich mich dem anpassen, so müßte ich das Wenige, was mir bleibt, aufzehren; wenn ich hingegen auf Lanstrac verbleibe, würde ich eure Interessen wahren und durch Sparsamkeit mein Vermögen wiedererlangen." „Du, Mama, Ersparnisse machen?..." ergötzte sich Natalie. „Werde doch nicht jetzt schon zur Großmutter! Wie! aus solchen Gründen willst du mich verlassen? Liebe Mutter, Paul kann dir ein ganz klein wenig dumm vorkommen, aber er ist auch nicht im geringsten eigennützig..." „Ah!" sagte Frau Evangelista in einem Tonfall, der Natalie erbeben machte, „die Vertragsverhandlungen haben mich mißtrauisch gemacht und erwecken mir einige Zweifel. Aber sei unbesorgt, liebes Kind," und sie umschlang die Tochter, zog sie zu sich heran und küßte sie, „ich werde dich nicht lange

allein lassen. Sobald meine Rückkehr zu euch keine Schatten heraufbeschwört, sobald Paul mich verstehen gelernt hat, werden wir unser liebes behagliches Leben wieder aufnehmen, unser abendliches Plauderstündchen ..." „Wie, Mütterchen, du könntest ohne deine Ninie leben?" „Ja, mein Engel, denn ich werde für dich leben. Mein Mutterherz, wird es nicht stets Befriedigung finden in dem Bewußtsein, daß ich, wie es meine Pflicht ist, zu eurem beiderseitigen Glücke beitrage?" „Aber liebe, geliebte Mutter, soll ich denn allein sein mit Paul, gleich, sofort? Was wird aus mir werden? Was muß ich tun? Was muß ich lassen?" „Arme Kleine, meinst du, ich würde dich so ohne weiteres der ersten Schlacht überliefern? Wir werden uns dreimal wöchentlich schreiben, wie zwei Liebende, und so werden wir einander immerwährend im Herzen tragen. Es wird dir nichts begegnen, das ich nicht wüßte, und ich werde dich vor jedem Unglück bewahren. Ferner wäre es lächerlich, wenn ich euch nicht besuchen würde, das hieße ja deinen Mann in Mißachtung bringen; ich werde immer ein oder zwei Monate bei euch in Paris verleben." „Allein, schon allein, und mit ihm!" unterbrach Natalie entsetzt die Mutter. „Willst du nicht seine Frau sein?" „Ich will es gern; aber sage mir wenigstens, wie ich mich benehmen muß, du, die du mit meinem Vater machtest, was du wolltest, die du dich auskennst; ich folge dir blindlings!"

Frau Evangelista küßte Natalie auf die Stirn; sie hatte diese Bitte gewünscht und erwartet.

„Kind, mein Rat muß sich den Umständen anpassen. Die Männer gleichen einander nicht. Der Löwe und der Frosch sind einander nicht unähnlicher, als ein Mann dem andern, in moralischer Beziehung. Weiß ich heute, was dir morgen zustoßen kann? Ich kann dir jetzt nur allgemeine Ratschläge geben." „Liebe Mutter, so sage mir schnell alles, was du weißt." „Zunächst, mein liebes Kind: der Grund dafür, daß verheiratete Frauen, die sich die Liebe ihres Mannes bewahren wollen ..., und", fügte sie in Parenthese hinzu, „die Liebe des Mannes be-

wahren bedeutet so viel wie sein Herz leiten und beherrschen ..., doch ich will mich deutlicher ausdrücken: der Hauptgrund für das so häufige Schwinden der Gattenliebe liegt in dem beständigen Beisammensein, das früher nicht üblich war und das in diesem Lande Eingang fand mit der Manie für die Familie. Seit der Französischen Revolution haben die bürgerlichen Sitten von den aristokratischen Häusern Besitz ergriffen. Dies Unglück hat einer ihrer Schriftsteller verschuldet, Rousseau, ein elender Ketzer, der nichts als antisoziale Ideen gehabt und der, ich weiß nicht wie, die unvernünftigsten Dinge rechtfertigte. Er hat behauptet, alle Frauen hätten dieselben Rechte, dieselben Fähigkeiten, und im sozialen Staat müsse man der Natur gehorchen. Als ob die Frau eines spanischen Granden, als ob du und ich irgendwelche Gemeinsamkeit hätten mit einer Frau aus dem Volke! Und seitdem haben die Frauen ihre Kinder gesäugt, ihre Töchter erzogen und haben das Haus gehütet. Daher ist das Eheleben so schwierig und kompliziert geworden, daß ein Glück fast unmöglich scheint, denn eine Übereinstimmung zweier Charaktere, wie sie etwa uns beide als Freunde miteinander leben läßt, ist eine Ausnahme. Die beständige Berührung zwischen Eltern und Kindern ist kaum weniger gefährlich, wie die zwischen zwei Ehegatten. Es gibt nur wenige Seelen, bei denen die Liebe der Allgegenwärtigkeit widersteht, dieses Wunder kommt nur Gott zu. Wenn zwei Wesen, um bis ans Ende miteinander durchs Leben zu gehen, nichts als ihr Liebesgefühl haben, so sind ihre Quellen schnell erschöpft, und bald stellt sich Gleichgültigkeit, Übersättigung, Widerwille ein. Ist die Liebe erst einmal hingeschwunden, was soll dann werden? Bedenke wohl, daß eine erloschene Zuneigung nur von Gleichgültigkeit und Verachtung ersetzt wird. Sei darum immer jung und immer neu für ihn. Daß er dich langweilt, kann eintreten; du aber langweile ihn niemals! Sich gelegentlich langweilen zu können, ist eine Eigenschaft jedes Mächtigen. Du kannst in dein Liebesglück weder durch Vermögenssorgen noch häusliche Beschäftigung Abwechslung bringen; wenn du also deinen Mann

nicht teilnehmen ließest an deinen gesellschaftlichen Zerstreuungen, wenn du nicht verständest, ihn zu unterhalten, so würdet ihr bald beim Überdrusse landen. Das ist der Tod der Liebe. Aber man liebt den immer, der uns unterhält oder uns glücklich macht. Glücklich machen und sich glücklich machen lassen, sind zwei Systeme weiblicher Lebensführung, die ein Abgrund trennt." „Liebe Mutter, ich höre dir eifrig zu, aber ich verstehe nichts." „Wenn du Paul so liebst, daß du alles tust, was er von dir verlangt, wenn er dich wahrhaft glücklich macht, so ist alles gesagt, du wirst nicht die Herrin sein, und die weisesten Ratschläge von der Welt können dir nichts nützen." „Das ist schon klarer; jedoch ich lerne die Regel, ohne sie anwenden zu können", sagte Natalie lachend. „Ich habe die Theorie; die Praxis wird schon kommen." „Meine arme Ninie," antwortete die Mutter und ließ in Gedanken an die Heirat ihrer Tochter eine aufrichtige Träne fallen, „es wird dir manches begegnen, was dir meine Worte ins Gedächtnis rufen wird. Übrigens", fuhr sie nach einer Pause fort, während der Mutter und Tochter einander innig umarmt hielten, „bedenke es wohl, Natalie, wir haben als Frau jede unsere Bestimmung, wie die Männer ihren Beruf haben. Eine Frau ist also geboren, eine Dame von Welt zu sein, die entzückende Gebieterin im Hause, gleichwie ein Mann zum General oder zum Dichter geboren ist. Dein Beruf ist, zu gefallen. Auch bist du für die große Welt erzogen. Heutzutage muß die Frau für den Salon erzogen werden, wie voreinst für das Frauengemach. Du bist weder zur Familienmutter noch zur Haushälterin geschaffen. Wenn du Kinder bekommst, so hoffe ich, sie stellen sich nicht auf die Weise ein, daß sie dir schon unmittelbar nach der Heirat die Figur verderben. Nichts ist spießbürgerlicher, als schon einen Monat nach der Hochzeit ein Kind zu tragen, und übrigens beweist es, daß der Gatte uns nicht wahrhaft liebt. Wenn du also Kinder bekommst im zweiten oder dritten Jahre deiner Ehe, nun gut, so mögen Erzieherinnen und Hauslehrer sie überwachen. Sei du die große Dame, die dem Luxus und den Festen des

Hauses vorsteht; aber zeige deine Überlegenheit nur da, wo sie der Eigenliebe des Mannes schmeichelt, und verbirg die Überlegenheit, die du in großen Dingen dir aneignen kannst." „Du erschreckst mich, liebe Mutter!" rief Natalie. „Wie soll ich mich dieser Ratschläge erinnern? Wie soll ich es anstellen, wo ich so verwirrt und ängstlich bin, berechnend zu sein, erst zu denken und dann zu handeln?" „Meine liebe Kleine, ich sage dir heute nicht mehr, als du mit der Zeit schon von selber lernen wirst, vielleicht aber müßtest du solche Erfahrung durch grausame Irrtümer bezahlen, durch ein falsches Benehmen, das du bereuen würdest und das dir dein Leben verbittern könnte." „Doch womit anfangen?" fragte Natalie naiv. „Der Instinkt wird dich leiten", entgegnete die Mutter. „Vorläufig begehrt Paul dich weit mehr, als er dich liebt; diese vom Verlangen geborene Liebe ist nicht von Dauer; die Liebe, die nach der Befriedigung noch fortbesteht, das allein ist die wahre. Da, liebes Kind, liegt deine Macht begründet, das allein ist der springende Punkt. Welche Frau wäre am Hochzeitsabend nicht geliebt? Bist du es am andern Morgen, so wirst du es immer sein. Paul ist ein schwacher Mann, der sich leicht der Gewohnheit fügt; ist er dir erst einmal gefolgt, so wird er es immer tun. Eine heißbegehrte Frau kann alles verlangen; begehe nicht die Dummheit, die ich schon viele Frauen begehen sah: sie kannten nicht die Wichtigkeit der ersten Stunden unserer Herrschaft und verwendeten sie auf Nichtigkeiten, auf alberne Belanglosigkeiten. Benutze die Macht, die deines Gatten erste Leidenschaftlichkeit dir verleiht, um ihn daran zu gewöhnen, daß er dir gehorcht. Um aber die Größe deiner Übermacht durch die Größe seiner Folgsamkeit zu ermessen, so muß dein Wunsch, dem er sich fügen soll, recht unvernünftig sein. Welchen Wert hättest du selbst, wenn er dir in einer vernünftigen Sache nachgäbe? Gehorchte er damit dir? ‚Man muß den Stier stets bei den Hörnern packen', sagt ein kastilisches Sprichwort; hat er erst einmal die Nutzlosigkeit seiner Abwehr und seines Kraftaufwandes eingesehen, so ist er gebändigt. Wenn dein Mann für

dich eine Dummheit begeht, so hast du ihn in der Gewalt." „Mein Gott, warum das?" „Weil, mein Kind, die Ehe ein Leben lang dauert, und weil nie ein Mann dem andern gleicht. Begehe daher niemals die Torheit, dich in irgendeiner Sache preiszugeben. Wahre in Worten wie Handlungen beständig eine gewisse Zurückhaltung; du kannst sogar ungefährdet bis zur Kälte gehen, da man sie modifizieren kann; hingegen gibt es nichts, das über die vollständige liebende Hingabe hinausginge. Ein Gatte, meine Liebe, ist der einzige Mann, mit dem eine Frau sich nichts erlauben darf. Nichts ist übrigens leichter, als seine Würde zu wahren. Die Worte: ‚Deine Frau darf nicht, deine Frau kann nicht das und das tun oder sagen!' sind der große Talisman. Für die Frau liegt alles in diesem ‚Ich will nicht! Ich kann nicht!' ‚Ich kann nicht' ist das überzeugende Argument der Schwachheit, die sich anschmiegt, die weint und bezaubert. ‚Ich will nicht' ist das letzte Argument. Da zeigt sich die weibliche Stärke in all ihrer Gewalt; auch darf man dies Wort nur in wichtigen Fällen anwenden. Der Erfolg ist ganz und gar abhängig von der Art und Weise, wie eine Frau sich dieser beiden Worte bedient, sie auslegt und verändert; aber sie sind ein besseres Mittel, zur Herrschaft zu kommen, als andere Worte, die eine Erörterung zulassen. Ich, liebes Kind, habe durch das Vertrauen geherrscht. Wenn dein Mann an dich glaubt, erreichst du alles. Um ihm diese Religion beizubringen, mußt du ihn davon überzeugen, daß du ihn verstehst. Und du mußt nicht meinen, das sei eine leichte Sache. Wohl kann eine Frau ihrem Gatten stets beweisen, daß er geliebt wird, aber ihn davon zu überzeugen, daß er verstanden wird, ist schwieriger. Ich muß dir alles sagen, mein Kind, denn für dich beginnt morgen das Leben mit all seinen Wirrnissen, das Leben, bei dem zwei Willen sich einander anpassen sollen! Bedenkst du recht, wie schwer das ist? Das beste Mittel, sie miteinander in Einklang zu bringen, ist, daß du nur einen einzigen Willen im Hause anerkennst. Viele Leute behaupten, eine Frau renne ins Unglück, wenn sie derartig die

Rollen tauschen wolle; aber, liebe Kleine, eine Frau ist Herrscherin genug, über den Ereignissen zu stehen, statt ihnen zu unterliegen, und dieser einzige Vorteil wiegt alle erdenklichen Unzuträglichkeiten auf."

Natalie küßte der Mutter die Hand; Tränen der Dankbarkeit fielen darauf. Wohl bei den meisten Frauen hat die Liebe wenig mit der Moral zu tun, und so begriff auch sie auf einmal den hohen Wert der schlauen weiblichen Politik. Doch wie ein verwöhntes Kind sich durch die wichtigsten Gründe nicht für geschlagen hält und hartnäckig seinen Wunsch immer wieder vorbringt, kam sie auf den Ausgangspunkt des Gesprächs zurück, und zwar mit einem jener persönlichen Einwände, wie die sichere Logik des Kindes sie eingibt.

„Liebe Mutter," sagte sie, „vor einigen Tagen noch sprachst du viel von den Schritten, die du für Pauls künftige Stellung unternehmen wolltest, weshalb änderst du deine Absicht, indem du uns nun selbst überlassen willst?" „Ich kannte weder den Umfang meiner Verpflichtungen noch die Höhe meiner Schulden", antwortete die Mutter, die ihr Geheimnis nicht preisgeben wollte. „Übrigens werde ich dir in ein oder zwei Jahren darüber Rechenschaft geben. Paul wird bald kommen, wir müssen uns anziehen! Sei recht lieb, wie du es damals warst, als wir die verhängnisvolle Vertragsbesprechung hatten, denn es handelt sich heute darum, einen Rest unserer Habe zu retten und dir einen Gegenstand zu vermachen, an dem ich ungeheuer hänge." „Was?" „Den Discreto."

Paul kam gegen vier Uhr. Obgleich er sich bei Begrüßung seiner Schwiegermutter bemühte, eine heitere Miene zu zeigen, bemerkte Frau Evangelista auf seiner Stirn die Wolken, die des Alten Ratschläge und die besorgten Gedanken der Nacht dort angesammelt hatten.

‚Mathias hat gesprochen!' sagte sie sich und gab sich das Versprechen, das Werk des alten Notars zu zerstören. „Liebes Kind," sagte sie zu Paul, „Sie haben Ihre Diamanten in der Konsole

zurückgelassen, und ich gestehe Ihnen, daß ich die Dinge nicht mehr sehen möchte, die uns Unannehmlichkeiten bereiteten. Übrigens müssen sie, wie Mathias richtig bemerkt hat, verkauft werden, um die erste Rate des Kaufpreises für die von Ihnen erworbenen Ländereien zu bestreiten." „Sie gehören nicht mehr mir," antwortete er, „ich habe sie Natalie gegeben, damit Sie, wenn Sie die Tochter damit geschmückt sehen, nicht mehr des Kummers gedenken, den sie Ihnen verursacht haben."

Frau Evangelista ergriff Pauls Hand und drückte sie freundschaftlich; eine Träne der Rührung drängte sie tapfer zurück.

„Hört, meine guten Kinder," sagte sie, Paul und Natalie anblickend, „wenn es so ist, will ich euch einen Vorschlag machen. Ich bin genötigt, mein Perlenhalsband und meine Ohrringe zu verkaufen. Ja, Paul, ich will nicht einen Sou meines Vermögens in Leibrente anlegen, ich vergesse nicht, was ich Ihnen schulde. Nun also, ich bekenne meine Schwäche: den Discreto zu verkaufen, erscheint mir ein Verbrechen! Einen Diamanten verkaufen, der den Beinamen Philipps II. trägt, dessen königliche Hand er schmückte, einen historischen Stein, den der Herzog von Alba zehn Jahre lang auf seinem Schwertknauf trug und streichelte — nein, das kann nicht sein! Elias Magus hat mein Kollier und die Ohrringe auf hundert und einige tausend Franken geschätzt, tauschen wir sie ein gegen die Juwelen, die ich Ihnen ausliefere, um meine Verpflichtungen gegen meine Tochter einzulösen! Sie gewinnen dabei, aber was macht mir das? Ich will ja kein Geschäft dabei machen. So können Sie also, Paul, mit unsern Ersparnissen sich das Vergnügen machen, für Natalie Stück für Stück ein Diadem oder eine Agraffe zusammenzustellen. Statt des unfeinen Phantasieschmucks und des Firlefanzes, der nur bei kleinen Leuten Mode ist, wird Ihre Frau köstliche Diamanten besitzen, an denen sie wirkliche Freude haben wird. Verkaufen, nur um zu verkaufen — ist es nicht besser, sich des alten Plunders zu entledigen und die wertvollen Kleinodien in der Familie zu behalten?" „Aber liebe Mutter, und Sie?"

fragte Paul. „Ich," erwiderte Frau Evangelista, „ich habe keine Bedürfnisse mehr. Ja, ich will Ihr Verwalter auf Lanstrac sein. Wäre es nicht eine Narrheit, zu einer Zeit nach Paris zu gehen, wo ich hier den Rest meines Vermögens liquidieren muß? Ich will für meine Enkelkinder geizig werden." „Liebe Mutter," sagte Paul tiefbewegt, „darf ich diesen Tausch ohne Aufzahlung eingehen?" „Lieber Gott, seid ihr nicht mein teuerstes Interesse? Meinen Sie denn, es bedeute mir nicht eine Freude, wenn ich mir beim warmen Ofen sagen kann: ‚Natalie wird heute abend bei der Herzogin von Berry in strahlendem Glanz erscheinen? Wenn sie sich mit meinen Diamanten, meinen Ohrringen geschmückt sieht, genießt sie die kleine selbstgefällige Freude, die so viel zum Glück der Frau beiträgt und sie fröhlich und liebenswürdig macht!' Nichts bekümmert eine Frau mehr, als wenn ihre Eitelkeit verletzt ist, ich habe nie und nirgend eine schlechtgekleidete Frau liebenswürdig und bei guter Laune gesehen. Und, Paul, geben wir es zu: wir erfreuen uns weit mehr an der geliebten Person, als an uns selbst."

‚Lieber Himmel, was mag Mathias nur gewollt haben?' dachte Paul. „Nun gut, Mama," sagte er gedämpft, „ich nehme an!"

„Ich bin ganz verwirrt", sagte Natalie.

In diesem Augenblick kam Solonet, um seiner Klientin eine gute Nachricht zu bringen; er hatte unter den Spekulanten seines Bekanntenkreises zwei Unternehmer gefunden, die sich für das Haus interessierten, dessen Gartenanlagen Raum für Nebenbauten boten.

„Sie bieten zweihundertfünfzigtausend Franken," sagte er; „aber wenn Sie einverstanden sind, könnte ich sie auf dreihunderttausend hinauftreiben. Sie haben zwei Morgen Gartenland." „Mein Mann hat das Ganze mit zweihunderttausend Franken bezahlt, also bin ich einverstanden," sagte sie; „aber Sie müssen mir das Mobiliar, die Spiegel usw. zurückbehalten." „Ah!" sagte Solonet lachend, „Sie verstehen sich auf Geschäfte." „Ach

Gott," seufzte sie, „man muß wohl." „Ich habe gehört, daß viele Leute der nächtlichen Trauung beiwohnen werden", sagte Solonet, der gewahrte, daß er überflüssig sei, und sich zurückzog.

Frau Evangelista begleitete ihn bis zur Tür des letzten Salons und sagte ihm ins Ohr: „Ich habe jetzt für zweihundertfünfzigtausend Franken Werte; wenn ich vom Kaufpreis des Hauses zweihunderttausend Franken für mich bekomme, kann ich ein Kapital von vierhundertfünfzigtausend Franken aufbringen. Ich möchte dasselbe so gut als irgend möglich anlegen, und ich rechne dabei auf Sie. Ich bleibe voraussichtlich auf Lanstrac."

Der junge Notar küßte seiner Klientin dankbar die Hand; denn der Tonfall, in dem die Witwe sprach, ließ Solonet glauben, daß die von Geschäftsinteresse angebahnte Verbindung mit ihr sich ein wenig vertiefen könne.

„Sie dürfen auf mich zählen," sagte er, „ich werde Ihnen das Geld so unterbringen, daß Sie nichts riskieren und einen ansehnlichen Gewinn haben." „Auf morgen," sagte sie, „denn Sie und der Herr Marquis de Gyas sind unsere Zeugen."

„Warum, liebe Mama," sagte Paul, „weigern Sie sich, nach Paris zu kommen? Natalie schmollt mit mir, als sei ich schuld an Ihrem Beschluß." „Ich habe mir das wohl überlegt, liebe Kinder, ich würde euch stören. Ihr würdet euch verpflichtet fühlen, mich an allem, was ihr unternehmt, teilnehmen zu lassen, und junge Leute haben ihre eigenen Gedanken, denen ich unwillkürlich widerstreben könnte. Geht allein nach Paris. Ich will den sanften Einfluß, den ich auf Natalie ausgeübt, nicht auf die Gräfin de Manerville übertragen, ich muß sie Ihnen ganz abtreten. Sehen Sie, Paul, es bestehen zwischen uns Bande, die gebrochen werden müssen. Mein Einfluß muß dem Ihren weichen. Ich möchte, daß Sie mich lieben lernen und überzeugt sind, daß ich hier Ihre Interessen aufs gründlichste wahren werde. Die jungen Ehemänner sind immer früher oder später eifersüchtig auf die Zuneigung, die eine Tochter der Mutter entgegenbringt. Sie haben vielleicht recht. Wenn ihr ganz eins geworden seid,

wenn die Liebe eure Seelen in eine einzige zusammengeschmolzen hat, dann, mein lieber Junge, werden Sie bei meinen Besuchen keinen nachteiligen Einfluß mehr fürchten. Ich kenne die Welt, die Menschen und die Ereignisse; ich habe manch eine Ehe zerstört werden sehen von der blinden Liebe der Mütter, die sich den Töchtern wie den Schwiegersöhnen gleicherweise unerträglich machten. Die Zuneigung alter Leute ist oft kleinlich und quälend. Vielleicht könnte auch ich einem solchen Betragen nicht ausweichen. Ich habe die Schwäche, mich noch für schön zu halten, es gibt Schmeichler, die mich von meiner Anziehungskraft zu überzeugen suchen, ich würde vielleicht zu anspruchsvoll sein. Laßt mich eurem Glück noch ein letztes Opfer bringen: ich habe euch mein Vermögen gegeben, ich opfere euch auch noch meine letzten kleinen Eitelkeiten. Ihr alter Mathias, Paul, ist sehr bejahrt, er könnte Ihre Besitzungen nicht überwachen; ich möchte mich zu Ihrem Verwalter machen, mich der Beschäftigung hingeben, der sich alle alten Leute einmal widmen; dann, wenn es nötig ist, komme ich nach Paris, um Ihnen in Ihren ehrgeizigen Plänen beizustehen. Seien Sie offen, Paul, mein Entschluß ist Ihnen recht, nicht wahr?"

Paul wollte das zwar nicht zugeben, aber er war sehr glücklich, seine Freiheit zu haben. Der Argwohn, den der alte Notar ihm gegen seine Schwiegermutter eingeflößt hatte, war durch diese Unterredung vollständig zerstreut.

‚Meine Mutter hatte recht', sagte sich Natalie, die Pauls Mienen studierte. ‚Er ist äußerst zufrieden, mich von ihr getrennt zu sehen ... Warum?'

Dieses ‚Warum', war es nicht die erste Frage, die das Mißtrauen stellte, und gab es nicht den mütterlichen Belehrungen eine große Autorität?

Es gibt gewisse Charaktere, die infolge eines einzigen Beweises an wahre Freundschaft zu glauben vermögen. Bei so gearteten Leuten verjagt der Nordwind ebenso schnell die Wolken, wie der Westwind sie herbeiführt. Sie halten sich an Tatsachen,

ohne nach den Gründen zu forschen. Paul gehörte zu jenen vollkommen gläubigen Naturen, die nie etwas Schlechtes denken, aber auch keine warnende Vorahnung kennen. Seine Schwäche entsprang weit mehr seiner Güte, seinem Glauben an das Gute, als geistiger Hilflosigkeit.

Natalie war nachdenklich und traurig, denn sie vermochte ihre Mutter nicht zu entbehren. Mit der Anmaßung des Verliebten lächelte Paul über die Melancholie seiner Zukünftigen, da er sich sagte, die Freuden der Ehe und die Zerstreuungen von Paris würden sie bald erheitern. Frau Evangelista äußerte inniges Vergnügen über Pauls Vertrauen in sich selbst — denn die erste Bedingung zur Rache ist Heuchelei. Ein offen zugegebener Haß ist machtlos. Die Kreolin war schon zwei wichtige Schritte vorwärts gekommen. Ihre Tochter war schon im Besitz eines prächtigen Schmucks, der Paul zweihunderttausend Franken kostete und den er zweifellos vervollständigen würde. Ferner überließ sie die beiden Kinder sich selber und ihrer unvernünftigen Liebe. Sie bereitete auf diese Weise ihre Rache ohne Wissen der Tochter vor, die früher oder später ihre Bundesgenossin werden würde. Würde Natalie Paul lieben? Das war eine noch unentschiedene Frage, deren Lösung bestimmend auf ihre Pläne einwirken würde, denn sie liebte die Tochter zu aufrichtig, als daß sie nicht deren Glück geschont hätte. Das Schicksal Pauls lag also noch bei ihm. Gelang es ihm, die Liebe seiner Frau zu erwecken, so war er gerettet.

Endlich, am folgenden Abend, nach einem mit den vier Zeugen eingenommenen Festmahl, das der gesetzlichen Eheschließung folgte, erschienen die Ehegatten und Familienfreunde zu einer nächtlichen Messe, der einige hundert Neugierige beiwohnten. Eine nächtliche Trauung bringt stets düstere Vorahnungen. Das Licht ist ein Symbol der Lebenskraft, der Freude, und für die Freude gibt es keine Vorahnungen. Fragt die unerschrockenste Seele, weshalb sie erstarrt? Weshalb das kalte Schwarz der Gewölbe sie schaudern macht? Weshalb das Geräusch der Schritte sie erschreckt? Weshalb sie die Rufe des Käuzchens mit Grausen

vernimmt? Obgleich gar kein Grund vorhanden ist zu zittern, so zittert doch ein jeder, und die Finsternis, das Sinnbild des Todes, stimmt traurig. Natalie, die sich von ihrer Mutter getrennt sah, weinte. Das junge Mädchen war ein Opfer der Zweifel und Ängste, die das Herz beim Eintritt in ein neues Leben befallen, wo trotz aller Zusicherungen von Glück es tausend Schlingen gibt, in die die Frau geraten kann. Ihr war kalt, ihr fehlte ein Mantel.

Die Haltung Frau Evangelistas und des jungen Paares gab der vornehmen Versammlung, die den Altar umdrängte, zu einigen Bemerkungen Anlaß.

‚Solonet sagt mir soeben, daß die Ehegatten morgen früh allein nach Paris abreisen.' ‚Frau Evangelista sollte eigentlich mit ihnen ziehen.' ‚Graf Paul hat sich ihrer schon entledigt.' ‚Welch ein Fehler!' sagte die Marquise de Gyas. ‚Seiner Schwiegermutter die Tür verschließen, heißt das nicht, sie einem Liebhaber öffnen? Er weiß also nicht, wieviel eine Mutter bedeutet?' ‚Er war sehr hart gegen Frau Evangelista; die arme Frau hat ihr Haus verkauft und wird auf Lanstrac leben.' ‚Natalie ist recht traurig.' ‚Würden Sie wohl gern den Tag nach Ihrer Hochzeit auf der Landstraße verbringen?' ‚Das ist wirklich peinlich.' ‚Ich bin froh, hergekommen zu sein,' sagte eine Dame, ‚um mich von der Notwendigkeit zu überzeugen, eine Hochzeit mit ihrem gewohnten Pomp zu umgeben; denn ich finde das hier recht nackt, recht traurig. Und wenn Sie ehrlich wissen wollen, wie ich darüber denke,' fügte sie am Ohr der Nachbarin hinzu, ‚diese Hochzeit erscheint mir geradezu unschicklich.'

Frau Evangelista nahm Natalie in ihren Wagen und führte sie selbst dem Grafen Paul zu.

„Nun, mein Mütterchen, alles ist gesagt ..." „Liebes Kind, gedenke meiner letzten Ratschläge, und du wirst glücklich sein. Sei stets seine Frau und nicht seine Geliebte."

Als Natalie zu Bett gebracht war, spielte die Mutter die kleine Komödie, dem Schwiegersohn weinend um den Hals zu fallen.

Dies war die einzige Spießbürgerlichkeit, die Frau Evangelista sich erlaubte, und sie hatte ihre Gründe dafür. Inmitten ihrer Tränen und anscheinend wirren und verzweifelten Worte rang sie Paul das Zugeständnis ab, das fast alle jungen Ehegatten geben.

Am andern Tag setzte sie das junge Paar in den Wagen und gab ihm bis jenseits der Fähre, mit der man über die Gironde hinübersetzt, das Geleit. Natalie hatte Frau Evangelista mit einem Wort davon verständigt, daß, obgleich Paul bei Vertragsabschluß das Spiel gewonnen, ihre Rache doch schon begonnen habe. Natalie hatte von ihrem Gatten bereits ergebensten Gehorsam erlangt.

Fünf Jahre später, an einem Novembernachmittag trat der Graf de Manerville, in einen Mantel gehüllt, den Kopf gesenkt, bei Herrn Mathias in Bordeaux ein. Zu alt, um seinen Geschäften nachgehen zu können, hatte der Greis sein Notariat verkauft und sich in eins seiner Häuser zurückgezogen. Als sein Gast ankam, hatte ihn gerade eine dringende Angelegenheit abgerufen, aber seine alte Haushälterin, die von der Ankunft Pauls unterrichtet war, führte diesen in das Zimmer der Frau Mathias, die seit einem Jahre tot war. Ermüdet von der eiligen Reise, schlief Paul bis zum Abend. Als der Greis heimgekehrt war, begab er sich zu seinem einstigen Klienten hinauf und freute sich an seinem Schlaf, wie eine Mutter am Schlaf ihres Kindes. Josette, die Haushälterin, hatte ihren Herrn hinaufbegleitet und blieb vor dem Bette stehen, die Hände in die Hüften gestemmt.

„Es ist heute ein Jahr her, Josette, daß ich hier den letzten Seufzer meiner lieben Frau vernahm; ich wußte nicht, daß ich ein Jahr später an der nämlichen Stelle den Herrn Grafen sozusagen tot erblicken würde." „Armer Herr! Er wimmert im Schlaf", sagte Josette.

Der alte Notar erwiderte nur ein „Heiliger Papierkorb!" — ein harmloser Fluch, den der Geschäftsmann in ihm stets ausstieß,

wenn er unüberwindlichen Hindernissen begegnete. ‚Immerhin,' sagte er sich, ‚ich habe ihm den Nießbrauch von Lanstrac, d'Auzac und Saint-Froult und sein Haus gesichert!'

Mathias zählte an den Fingern nach und rief aus: „Fünf Jahre! In diesem Monat sind es genau fünf Jahre, daß seine jetzt verstorbene Tante, die ehrenwerte Frau de Maulincour, um die Hand dieses kleinen Krokodils in Frauenkleidern anhielt, das ihn, wie ich es ahnte, vollständig ruiniert hat."

Nachdem er den jungen Mann lange betrachtet hatte, begab sich der gute gichtische Alte in seinen kleinen Garten, wo er sich langsamen Schrittes erging. Um neun Uhr wurde das Abendbrot aufgetragen. Der Alte war nicht wenig erstaunt, Pauls ruhige Stirn und heiteres Antlitz zu gewahren, wenn schon der junge Mann sich sehr verändert hatte. Wenn der Graf de Manerville mit dreiunddreißig Jahren aussah, als sei er vierzig, so waren lediglich seelische Erschütterungen die Ursache hiervon; körperlich ging es ihm gut. Er ergriff die Hände des Alten, den er bat, sitzen zu bleiben, und drückte sie sehr herzlich, indem er sagte: „Lieber, guter Herr Mathias! Sie haben viel Kummer gehabt, Sie Armer!" „Mein Kummer hatte eine natürliche Ursache, Herr Graf, aber der Ihrige ..." „Von mir sprechen wir dann, beim Essen." „Wenn ich nicht einen Sohn beim Gericht und eine Tochter verheiratet hätte," sagte der biedere Greis, „Sie hätten überzeugt sein können, Herr Graf, beim alten Mathias mehr zu finden als bloße Gastfreundschaft. Was führt Sie nach Bordeaux, gerade jetzt, wo die Passanten an allen Straßenecken die Ankündigung der Beschlagnahme der Grundstücke von Grassol und Guadet, der Meierei von Bellerose und Ihres Hauses lesen können? Ich kann gar nicht ausdrücken, welchen Schmerz ich empfinde, wenn ich die Plakate sehe, ich, der ich vierzig Jahre diese Ländereien hütete, als seien sie meine eigenen; ich, der ich sie als dritter Schreiber des würdigen Herrn Chesneau, meines Vorgängers, für Ihre Frau Mutter angekauft habe, und der ich mit dieser Hand den Kaufakt in schöner Rundschrift

auf Pergament aufsetzte; ich, der ich im Aktenschrank meines Nachfolgers die Besitztitel aufbewahrte, der ich die Abrechnungen ausführte; ich, der ich Sie kannte, als Sie noch so klein waren", sagte der Notar, die Hand zwei Fuß hoch vom Boden haltend. „Man muß, wie ich, einundvierzig und ein halbes Jahr lang Notar gewesen sein, um den Kummer zu begreifen, den es mir verursacht, wenn ich vor aller Leute Augen in den Prozeßakten der Zwangsversteigerung meinen ehrlichen Namen gedruckt sehe. Wenn ich durch die Straßen gehe und sehe, wie die Leute diese gräßlichen gelben Plakate lesen, schäme ich mich, als handle es sich um meinen eigenen Ruin, um meine eigene Ehre. Es gibt Dummköpfe, die diese Anzeigen laut lesen, wie um absichtlich Neugierige anzulocken; und alle beginnen sie dann, ihre albernen Ansichten auszupacken. Ist man denn nicht Herr seines Besitzes? Ihr Vater hatte zweimal ein ganzes Vermögen aufgezehrt, ehe er dieses dritte zusammenbrachte, das er Ihnen hinterließ. Sie wären kein Manerville, wenn Sie nicht desgleichen täten. Übrigens nimmt die Beschlagnahme von Immobilien ein ganzes Kapitel im Gesetzbuch ein, man hat dergleichen vorgesehen, Sie befinden sich also in einem gesetzlich zulässigen Fall. Wäre ich nicht ein weißhaariger Greis, der schon mit einem Fuß im Grabe steht, ich würde alle durchbleuen, die vor der greulichen Ankündigung stehen bleiben: ‚Auf Antrag der Frau Natalie Evangelista, Ehefrau des Paul-François-Joseph, Grafen de Manerville, mit diesem laut Urteil des Gerichtes der ersten Instanz des Seinedepartements in Gütertrennung lebend ...' usw." „Ja," sagte Paul, „und jetzt auch getrennt von Tisch und Bett." „Ah!" machte der Greis. „Oh! Ohne Wissen Nataliens," sagte der Graf lebhaft, „ich habe sie täuschen müssen; sie weiß nichts von meiner Abreise." „Sie reisen fort?" „Meine Überfahrt ist schon bezahlt, ich schiffe mich auf der ‚Belle-Amélie' nach Kalkutta ein." „In zwei Tagen!" sagte der Alte. „Also werden wir uns nicht mehr wiedersehen, Herr Graf." „Sie sind erst dreiundsiebzig Jahre alt, mein lieber Mathias, und Sie haben die Gicht, den Freibrief

für ein hohes Alter. Wenn ich zurückkomme, werde ich Sie noch munter auf den Beinen finden. Ihr klarer Kopf, Ihr gutes Herz werden noch heil sein, und Sie werden mir helfen, das erschütterte Glücksgebäude wieder aufzubauen. Ich will mir in den nächsten sieben Jahren ein hübsches Vermögen verdienen. Wenn ich dann wiederkomme, bin ich vierzig Jahre. In dem Alter ist noch alles erreichbar." „Sie!" sagte Mathias mit einer erstaunten Geste, „Sie, Herr Graf, wollen auf den Handel ausgehen?" „Ich bin nicht mehr der Herr Graf, lieber Mathias. Meine Überfahrt geschieht unter dem Namen Camille, einem der Taufnamen meiner Mutter. Ferner habe ich Beziehungen, die mir gestatten, auf anderm Wege zu Geld zu kommen. Der Handel ist nur meine letzte Hilfe. Und schließlich nehme ich eine beträchtliche Summe mit, die es mir erlaubt, mein Glück in großem Maßstabe zu versuchen." „Wo ist diese Summe?" „Ein Freund soll sie mir schicken."

Der Greis ließ seine Gabel fallen, als er das Wort ‚ein Freund' vernahm; seine Mienen drückten aufrichtigen Kummer darüber aus, Paul von einer so trügerischen Hoffnung befangen zu sehen; denn sein Blick tauchte da, wo der Graf eine rettende Planke sah, in einen entsetzlichen Abgrund.

„Ich habe etwa fünfzig Jahre lang mein Amt als Notar versehen, doch habe ich nie ruinierte Existenzen gekannt, denen ein Freund mit Geld wieder aufgeholfen hätte!" „Sie kennen de Marsay nicht! Ich bin sicher, daß er jetzt, da ich mit Ihnen spreche, nötigenfalls bereits Papiere verkauft hat, und morgen werden Sie einen Wechsel auf fünfzigtausend Taler bekommen." „Ich hoffe es! Konnte dieser Freund denn nicht Ihre ganze Angelegenheit ordnen? Sie hätten auf Lanstrac mit den Renten der Frau Gräfin sechs, sieben Jahre leben können." „Wie hätte eine Zahlungsanweisung genügen sollen, um eine Million fünfhunderttausend Franken Schulden zu tilgen, die meine Frau machte, um fünfhundertfünfzigtausend Franken zu bekommen?" „Wie konnten Sie in vier Jahren eine Million vierhundert-

fünfzigtausend Franken Schulden machen?" „Nichts ist klarer, Mathias. Habe ich meiner Frau nicht die Diamanten belassen? Habe ich nicht die hundertfünfzigtausend Franken, die wir nach Verkauf des Hauses Evangelista erhielten, für Ausstattung meines Hauses in Paris aufgewendet? Mußten nicht hier die Kosten unserer Neuerwerbungen und meines Ehevertrags bezahlt werden? Und schließlich, mußte man nicht die vierzigtausend Livres Rente Nataliens verkaufen, um d'Auzac und Saint-Froult zu bezahlen? Wir haben zu siebenundachtzig verkauft, ich hatte also schon einen Monat nach der Hochzeit fast zweihunderttausend Franken Schulden. Es blieben uns siebenundsechzigtausend Livres Rente. Wir haben beständig zweihunderttausend mehr ausgegeben. Fügen Sie diesen neunhunderttausend Franken die Wucherzinsen hinzu, so erhalten Sie ohne weiteres eine Million." „Uff!" machte der alte Notar. „Dann?" „Nun ja, zunächst wollte ich den Schmuck meiner Frau vervollständigen; besaß sie doch bereits das mit dem Familiendiamanten, dem Discreto, geschmückte Perlenhalsband und die Ohrringe ihrer Mutter. Ich habe hunderttausend Franken für ein Diadem bezahlt. Haben wir also schon eine Million einhunderttausend Franken. Ich sehe mich als Schuldner des Vermögens meiner Frau, das sich auf die dreihundertsechsundfünfzigtausend Franken ihrer Mitgift beläuft." „Aber", sagte Mathias, „wenn die Frau Gräfin ihre Diamanten und Sie Ihre Einkünfte verpfändeten, so macht das etwa dreihunderttausend Franken, mit denen Sie einstweilen Ihre Gläubiger beschwichtigen können ..." „Wenn ein Mann ruiniert ist, Mathias, wenn seine Güter mit Hypotheken überlastet sind, und wenn er dabei für hunderttausend Franken Wechsel laufen hat — die hoffentlich durch den guten Verkauf meiner Güter gedeckt werden —, dann ist nichts mehr möglich. Dazu die Enteignungskosten!" „Schrecklich!" sagte der Notar. „Glücklicherweise wurde die Zwangsversteigerung in freihändigen Verkauf verwandelt." „Belleroſe verkaufen," rief Mathias, „da die Ernte von 1825 in den Kellern liegt!" „Ich kann nichts dafür."

„Bellerose ist sechshunderttausend Franken wert." „Natalie wird es zurückkaufen, ich habe es ihr angeraten." „Durchschnittlich sechzehntausend Franken im Jahr und Glücksfälle wie 1825! Ich selbst werde Bellerose auf siebenhunderttausend Franken hinaufbringen und jede der Meiereien auf hundertzwanzigtausend Franken." „Um so besser, so wäre ich quitt, falls mein Haus in Bordeaux sich für zweihunderttausend Franken verkaufen ließe." „Solonet wird noch ein wenig mehr bezahlen. Er trägt nach dem Haus Verlangen. Er zieht sich mit hundert und einigen tausend Franken Rente, in Branntweinspekulationen erworben, zurück, und er heiratet eine reiche Mulattin; Gott weiß, woher sie das Geld hat, aber sie hat Millionen, wie man sagt. Ein Notar, der in Branntwein spekuliert! Ein Notar, der eine Mulattin heiratet! Welch ein Jahrhundert! Es heißt, er habe das Kapital Ihrer Frau Schwiegermutter sehr günstig angelegt." „Sie hat Lanstrac sehr verschönt und die Ländereien gut gepflegt; sie hat mir ihre Miete pünktlich bezahlt." „Ich hätte sie einer solchen Lebensführung nie für fähig gehalten." „Sie ist so gut und mir so ergeben, sie bezahlte stets die Schulden Nataliens, wenn sie die üblichen drei Monate nach Paris kam." „Das konnte sie auch wohl; sie lebte auf Lanstrac", sagte Mathias. „Sie! sparsam werden? Welch ein Wunder! Sie hat soeben die zwischen Lanstrac und Grassol belegene Domäne Grainrouge gekauft, so daß, wenn sie die Allee von Lanstrac bis zur Landstraße ausbauen läßt, Sie anderthalb Meilen durch eigenes Besitztum fahren können. Sie hat Grainrouge mit hunderttausend Franken bezahlt, und es hat eine Jahreseinnahme von gut tausend Talern." „Sie ist immer schön," sagte Paul; „das Landleben erhält sie frisch. Ich werde ihr nicht Lebewohl sagen, sie würde für mich ihr Letztes hingeben." „Sie gingen auch vergeblich, sie ist in Paris. Sie ist wohl zur selben Zeit dort eingetroffen, als Sie es verließen." „Sicherlich hat sie vom Verkauf meiner Besitzungen gehört und eilt mir zu Hilfe. Ich habe mich nicht zu beklagen. Ich bin geliebt, so geliebt, wie man es hier auf Erden nur sein kann; beide

Frauen wetteifern darin miteinander; eine war eifersüchtig auf die andere, die Tochter warf der Mutter vor, daß sie mich zu sehr liebe, die Mutter warf der Tochter ihre Verschwendungssucht vor. Diese Liebe hat mich ruiniert! Wie sollte man einer geliebten Frau nicht jede Laune erfüllen? Wie alle diese Opfer annehmen? Ja, es ist wahr, wir hätten meine Kapitalien flüssig machen und nach Lanstrac übersiedeln können; aber da gehe ich lieber nach Indien und bringe ein Vermögen zurück, als Natalie dem Leben zu entreißen, das ihr zusagt. Auch bin ich es, der ihr Gütertrennung vorgeschlagen hat. Die Frauen sind Engel, die man nie mit der Misere des Lebens in Berührung bringen sollte."

Der alte Mathias hörte Paul mit bedenklicher, erstaunter Miene an. „Sie haben keine Kinder?" fragte er. „Glücklicherweise", erwiderte Paul. „Ich fasse die Ehe anders auf", antwortete der alte Notar naiv. „Nach meiner Ansicht soll eine Frau das gute oder schlimme Los ihres Gatten teilen. Ich habe davon gehört, daß junge Eheleute, die einander innig liebten, keine Kinder hatten. Ist denn die Freude der einzige Zweck der Ehe? Ist es nicht vielmehr das stille Glück in der Familie? Aber Sie waren kaum achtundzwanzig Jahre und die Frau Gräfin zwanzig; es ist entschuldbar, daß Sie nur an Liebe dachten. Trotzdem, die Bedingungen Ihres Vertrags und Ihr Name — Sie sehen, ich bleibe immer Notar —, alles verpflichtete Sie gewissermaßen, einen tüchtigen, strammen Jungen in die Welt zu setzen. Ja, Herr Graf, und wenn Sie Töchter bekommen hätten, so hätten Sie nicht eher ruhen dürfen, als bis Sie den männlichen Erben für das Majorat gehabt hätten. War Fräulein Evangelista nicht kräftig und gesund? Hatte sie von der Mutterschaft etwas zu fürchten? Sie werden mir sagen, ich rede einer alten Methode unserer Vorfahren das Wort; aber in den Adelsfamilien, Herr Graf, soll die legitime Frau Kinder gebären und sie gut erziehen, wie die Herzogin de Sully, die Frau des großen Sully, sagte: ‚Eine Frau ist nicht für

unser Vergnügen da, sie ist die Ehre, die Tugend des Hauses.'" „Sie kennen nicht die Frauen, mein guter Mathias", sagte Paul. „Um glücklich zu sein, muß man sie lieben, wie sie geliebt sein wollen. Ist es nicht etwas Brutales, eine Frau so bald ihrer zarten Anmut zu berauben, ihre Schönheit zu zerstören, noch ehe sie sich ihrer recht erfreuen konnte?" „Hätten Sie Kinder gehabt, so hätte das Muttergefühl die Verschwendungssucht der Frau gezügelt, sie wäre zu Hause geblieben ..." „Wenn Sie recht hätten, mein Lieber," sagte Paul stirnrunzelnd, „so wäre ich noch unglücklicher. Steigern Sie nicht noch meinen Kummer durch eine verspätete Moralpredigt, lassen Sie mich ohne Reuegedanken abreisen."

Am andern Morgen erhielt Mathias einen Wechsel über hundertfünfzigtausend Franken, zahlbar auf Sicht, ausgestellt von Henri de Marsay.

„Sie sehen," sagte Paul, „er schreibt mir nicht ein Wort, er erfüllt zunächst die dringende Freundespflicht. Henri ist eine eigenartige Natur. Wenn Sie wüßten, mit welcher Überlegenheit der junge Mann mit Gefühlen spielt, welch gewiegter Geschäftsmann und Politiker er ist — Sie würden wie ich erstaunt sein, so viel Gemüt bei ihm zu finden."

Mathias versuchte, Paul von seinem Entschluß abzubringen, aber er war unerschütterlich und wußte so viel gewichtige Gründe vorzubringen, daß der alte Notar nicht mehr wagte, seinen Klienten zurückzuhalten. Es ist selten, daß die Ausfahrt eines Frachtschiffes pünktlich erfolgt; aber — ein für Paul sehr fataler Umstand — der Wind war günstig, und die ‚Belle-Amélie' sollte am andern Tag unter Segel gehen.

Wenn ein Schiff abfährt, so werden die Passagiere von Verwandten, Freunden und Neugierigen umringt. Unter den Personen, die sich diesmal eingefunden hatten, waren einige, die Manerville persönlich kannten. Sein Zusammenbruch machte ihn jetzt ebenso berühmt, als er früher durch seinen Reichtum gewesen war; es entstand also in der Menge eine neugierige Be-

wegung. Jeder machte seine Bemerkung. Der Alte hatte Paul zum Hafen begleitet, und es war ihm schmerzlich, Äußerungen wie die folgenden vernehmen zu müssen.

„Wer würde in dem Mann da, an der Seite des alten Mathias, den Dandy wiedererkennen, den man die Fleur des pois nannte und der vor fünf Jahren in Bordeaux Regen und Sonnenschein machte?" „Was! Der dicke kleine Mann im Alpakaüberrock, der aussieht wie ein Kutscher, wäre der Graf Paul de Manerville?" „Ja, meine Liebe, derselbe, der Fräulein Evangelista geheiratet hat. Er hat keinen Centime mehr und geht nach Indien, um sein Glück zu machen." „Aber wie ist das möglich? Er war doch so reich!" „Paris, die Frauen, die Börse, das Spiel, der Luxus ..." „Und dann," sagte ein anderer, „Manerville ist ein trauriger Held, ohne Verstand, weich wie Butter, einer, der sich das Hemd vom Leibe stehlen läßt, unfähig zu allem. Er war zum Ruin geboren."

Paul drückte dem Greis die Hand und flüchtete aufs Schiff. Mathias blieb auf dem Kai und blickte zu seinem Klienten hinüber, der an der Brüstung lehnte und verachtungsvoll über die Menge hinwegsah. Im Augenblick, als die Matrosen die Anker lichteten, erkannte Paul, wie Mathias ihm mit dem Taschentuch Zeichen machte. Die alte Haushälterin stand atemlos neben ihrem Herrn, den irgendein wichtiges Ereignis aufzuregen schien. Paul bat den Kapitän, noch ein wenig zu warten und ein Boot an Land zu schicken, um zu erkunden, was der alte Notar von ihm wolle, der ihm energische Zeichen machte, sich auszuschiffen. Zu schwach, um sich selbst an Bord zu begeben, übergab Mathias einem der Matrosen, die das Boot herbeigerudert hatten, zwei Briefe.

„Lieber Freund," sagte der alte Notar zum Matrosen, ihm den ersten Brief aushändigend, „dies Päckchen, sieh es dir genau an, damit du es nicht verwechselst, dies Päckchen hat ein Kurier gebracht, der die Fahrt von Paris in fünfunddreißig Stunden gemacht hat. Teile dem Herrn Grafen diesen Umstand

mit, vergiß es nicht! Er könnte seine Absichten ändern." „Und man müßte ihn wieder ausschiffen?" fragte der Matrose. „Ja, mein Freund", antwortete der Notar unbesonnenerweise.

Der Matrose ist fast in jedem Lande ein Wesen für sich, ein Mensch, der fast stets für den Landbewohner eine tiefe Verachtung bekundet. Vom Leben eines Bürgers versteht er nichts, er kann es sich nicht erklären; er spottet über ihn und bestiehlt ihn, wo er kann — im guten Glauben, nicht im geringsten gegen die Gesetze der Redlichkeit zu verstoßen. Dieser Matrose hier war ein niederer Bretone, der vom Auftrag des guten Mathias nur das eine begriff. ‚Das wäre so was,' sagte er beim Rudern, ‚ihn ausschiffen! Damit der Kapitän einen Passagier verliert! Wenn man auf die Kerle da hören wollte, so könnte man das ganze Leben damit hinbringen, sie ein- und auszuschiffen. Hat er Angst, sein Sohn könne den Schnupfen bekommen?'

Der Matrose übergab also Paul die Briefe, ohne ihm etwas zu sagen. Als Paul die Schrift seiner Frau und de Marsays erkannte, ahnte er alles, was die beiden ihm sagen konnten, und wollte sich durch die Anerbieten, die ihre Zuneigung ihnen eingegeben haben mochte, nicht beeinflussen lassen. Er steckte die Briefe anscheinend gleichgültig in die Tasche.

„Da sieht man es, womit sie uns behelligen, Dummheiten!" sagte der Matrose leise zum Kapitän. „Wenn es so wichtig ist, wie der alte Tölpel meinte, dann würde der Herr Graf doch sein Paket nicht in die Tasche verladen!"

In traurigen Gedanken befangen, wie sie in ähnlichem Falle auch den stärksten Mann ergreifen, überließ sich Paul seiner Schwermut, winkte dem alten Freunde mit der Hand, sagte Frankreich Lebewohl und blickte nach Bordeaux' rasch entschwindenden Bauten. Er setzte sich auf einen Haufen Taue. Als die Nacht kam, saß er noch dort, in Träumerei versunken. Im Dämmer des Abends kamen ihm Zweifel, mit unruhigen Blicken durchforschte er die Zukunft: er fand nichts als Gefahren und Ungewißheiten, er fragte sich, ob er wohl Mut und Beharr-

lichkeit genug besitze. Unbestimmte Angst erfaßte ihn beim Gedanken, daß Natalie sich selbst überlassen sei, er bereute seinen Entschluß, er sehnte sich nach Paris und seinem frühern Leben. Er wurde seekrank. Ein jeder kennt die Wirkungen dieses Übels: das schrecklichste der gefahrlosen Leiden, die es bringt, ist eine vollkommene Erschlaffung der Willenskraft. Ein unerklärlicher Aufruhr erfaßt den Kranken, erschlafft das Zentrum der Lebenskraft, der Geist arbeitet nicht mehr, und dem Kranken wird alles gleichgültig: die Mutter vergißt ihr Kind, der Verliebte seine Angebetete, der stärkste Mann liegt da wie eine tote Masse. Paul wurde in seine Kabine gebracht, wo er drei Tage liegen blieb, von den Matrosen Grog eingeflößt bekam und ihn wieder von sich gab; er lag und dachte an nichts und schlief, wenn es ihm möglich war. Dann erholte er sich allmählich. Am Morgen, als er zum erstenmal auf Deck spazierte, um die frische Brise eines neuen Klimas einzuatmen, fühlte er, als er die Hand in die Tasche steckte, die beiden Briefe; er holte sie heraus, um sie zu lesen, und begann mit dem Schreiben Nataliens.

Um den Brief der Gräfin Manerville vollkommen zu verstehen, ist es nötig, das Schreiben mitzuteilen, das Paul seiner Frau bei seiner Abreise von Paris zugehen ließ.

Brief Paul de Manervilles an seine Frau

Meine Vielgeliebte! Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich weit fort von Dir, vielleicht schon auf dem Schiff, das mich nach Indien bringen soll, wo ich mein verlorenes Vermögen wiedergewinnen will. Ich habe nicht die Kraft in mir gefühlt, Dir meine Abreise vorher mitzuteilen. Ich habe Dich hintergangen, aber mußte ich es nicht? Du hättest Dir unnötige Opfer auferlegt, hättest mir Dein Vermögen hingeben wollen! Liebe Natalie, Du darfst meinen Schritt nicht bedauern, ebensowenig wie ich ihn bereue. Wenn ich Millionen wiederbringe, werde ich tun wie Dein Vater, ich werde sie Dir zu Füßen legen, wie er die seinigen Deiner Mutter zu Füßen legte, und

Dir sagen: ‚Alles ist Dein!‘ Natalie, ich liebe Dich rasend! Ich sage Dir das ohne Furcht davor, daß Du zu mächtig werden könntest — nur schwache Leute fürchten Frauenmacht —, Deine Macht war ohne Grenzen vom Tage an, da ich Dich kennen lernte. Meine Liebe ist der einzige Gefährte meines Mißgeschicks. Mein langsam fortschreitender Zusammenbruch hat mich die wahnsinnigen Freuden des Spielers kosten lassen. Im selben Maße, wie mein Geld sich verminderte, vergrößerte sich mein Glück. Jedes Vermögensteilchen, das ich für Dich in irgendeine Freude, ein Geschenk umwandeln konnte, gab mir erhabene Entzückungen. Ich hätte Dir mehr Launen und Wünsche einimpfen mögen, als Du befaßest. Ich wußte, daß ich einem Abgrund zuging, aber ich ging dahin, die Stirne von Wonne gekrönt, eine Empfindung, die gewöhnlichen Sterblichen fehlt. Ich machte es wie diese Liebenden, die sich für ein oder zwei Jahre in einem Hüttchen am Ufer eines geheimen Sees verbergen und einander versprechen, zu sterben, nachdem sie sich in ein Meer der Lust gestürzt — zu sterben in allem Glanz ihrer strahlenden Liebe. Mir sind jene Leute stets wunderbar vernünftig erschienen. Du wußtest nichts von meinen Freuden noch von meinen Opfern. Ist es nicht eine köstliche Wonne, der Geliebten den Preis dessen, was sie begehrt, zu verheimlichen? Ich kann Dir dies Geheimnis jetzt bekennen. Wenn Du meinen liebeatmenden Brief in Händen hältst, bin ich weit weg von Dir. Wenn ich den Schatz Deiner Dankbarkeit verlieren sollte, so fühle ich wenigstens nicht den Krampf im Herzen, der mich befallen würde, wollte ich Dir mündlich von diesen Dingen sprechen. Und dann, meine Geliebte, liegt nicht ein wenig kluge Berechnung darin, daß ich Dir die Vergangenheit so ins Gedächtnis rufe? Ziehe ich nicht damit unsere Liebe in die Zukunft hinüber? Doch braucht denn unsere Liebe Befestigung? Sind wir einander nicht in reiner Liebe zugetan, die keine Beweise verlangt, die nicht an Zeit und Raum gebunden ist und aus sich selber Lebenskräfte saugt?

O Natalie! Ich habe meinen Platz hier beim Kaminfeuer verlassen und bin hinübergegangen zu Dir; ich habe Deinen Schlaf betrachtet: vertrauend wie ein Kind lagst Du da, die Hand suchend nach mir ausgestreckt. Ich habe auf das Kissen, dem Vertrauten unserer innigsten Freuden, eine Träne fallen lassen. Ich reise ohne Furcht, im Vertrauen auf diese Deine kindliche Gebärde; ich reise, um uns Ruhe zu erobern, um ein Vermögen zu gewinnen, groß genug, uns alle Unruhe fernzuhalten, damit wir uns ungestört der Liebeswonne hingeben und Du alle Deine Wünsche befriedigen kannst. Weder Du noch ich könnten die Freuden unseres gewohnten Lebens entbehren. Ich bin Mann, ich habe Mut: mir allein kommt es zu, das Geld zu erwerben, das wir brauchen. Vielleicht wärest Du mir gefolgt! Ich verberge Dir daher den Namen des Schiffes, den Ort und den Tag meiner Abfahrt. Ein Freund von mir wird Dir alles sagen, wenn Dein Eingreifen zu spät sein würde.

Natalie, meine Liebe ist grenzenlos! Ich liebe Dich, wie die Mutter ihr Kind, wie der Jüngling seine Geliebte, mit der größten Uneigennützigkeit. Für mich die Arbeit, für Dich das Vergnügen! Für mich die Leiden, für Dich ein sorgloses Dasein! Amüsiere Dich, ergib Dich dem Wohlleben, so wie Du es gewohnt bist, gehe ins ‚Italiens', in die Oper, in Gesellschaft, auf Bälle, ich gestatte Dir alles. Geliebter Engel, kehrst Du dann heim zu dem Neste, wo wir uns in den fünf Jahren unserer Ehe an den köstlichsten Früchten labten, so denke an Deinen Freund, denke einen Augenblick an mich, entschlafe in diesem Gedanken! Das ist alles, um was ich Dich bitte. Ich — o ewig geliebter Gedanke —, ich werde Deiner denken, wenn es unter glühenden Himmeln, bei der Arbeit für uns beide, Hindernisse zu überwinden gilt, oder wenn ich, ermüdet, in Hoffnungsträumen von Heimkehr Erholung suche, Du mein schönes Leben! Ja, ich werde versuchen, in Dir zu sein, ich werde mir sagen, daß Du weder Schmerz noch Sorgen hast, daß Du glücklich bist. Gleichwie unser Dasein aus Tag

und Nacht, Wachen und Schlafen besteht, so habe ich dann mein blühendes Dasein in Paris, mein Leben der Arbeit in Indien; einen schmerzlichen Traum, eine köstliche Wirklichkeit: ich werde so gut und ganz in Deiner Wirklichkeit aufgehen, daß meine Tage nur Träume sein werden. Ich werde meine Erinnerungen haben, ich werde in Gedanken Strophe um Strophe das schöne Gedicht unserer fünf Jahre wiederholen, ich werde mich der Tage erinnern, da es Dir gefiel, Dich in strahlende Pracht zu kleiden oder Dich durch ein entzückendes Hauskleid für meine Augen neu zu schmücken. Ich werde meiner Zunge den Geschmack unserer Mahlzeiten wiedererwecken. Ja, meine Herzgeliebte, ich gehe fort wie ein Mann, der sich einem Abenteuer geweiht hat, dessen Preis seine schöne Herrin selber ist. Die Vergangenheit wird für mich sein wie ein Traum des Verlangens, den der Besitz oft enttäuscht, den Du jedoch stets glühender entfacht hast. Ich werde zurückkehren, um ein neues Weib zu finden; denn wird Dir die Zeit der Trennung nicht neuen Reiz verleihen? O meine schöne Geliebte, meine Natalie, möge ich Dir immer heilig sein wie eine Religion! Sei ganz Kind, wie Du es schlafend bist! Wenn Du mein blindes Vertrauen enttäuschtest, Natalie, Du brauchtest meinen Zorn nicht zu fürchten, dessen sei gewiß; ich würde schweigend sterben. Aber die Frau hintergeht nicht den Mann, der ihr Freiheit gewährt, denn die Frau ist nie ehrlos. Einem Tyrannen spielt sie wohl gern einen Streich, aber sie verzichtet auf einen ihr leichtgemachten Betrug, der todbringend wäre. (Gnade für diesen bei einem Mann so natürlichen Schrei!)

Geliebter Engel, Du wirst de Marsay sehen, er ist der Mieter unseres Hauses, das er Dir jedoch überlassen wird. Dieser scheinbare Mietvertrag war notwendig, um uns unnütze Verluste zu ersparen. Die Gläubiger, die nicht wissen, daß ihre Bezahlung nur eine Frage der Zeit ist, hätten das Mobiliar und den Nießbrauch des Hauses an sich reißen können. Sei gut gegen de Marsay: ich habe das allergrößte Vertrauen in seine Tüchtig-

keit und Treue. Nimm ihn zum Beschützer und Ratgeber, mach ihn zu Deinem Ritter. Was er auch zu tun haben mag, er wird Dir immer zur Verfügung stehen. Ich habe ihn beauftragt, meine Liquidation zu überwachen. Falls er irgendeine Summe vorstrecken sollte, deren er später wieder bedarf, so rechne ich darauf, daß Du sie ihm zurückerstattest. Bedenke, daß ich Dich nicht etwa de Marsay anvertraue, sondern Dir selber; ich rate Dir, Dich an ihn zu halten, aber ich dränge ihn Dir nicht auf. Ach, es ist mir unmöglich, Dir von Geschäften zu sprechen, ich habe ja nur noch eine Stunde, die ich hier an Deiner Seite verbringen kann. Ich zähle Deine Atemzüge, ich suche aus ihnen Deine Gedanken zu erraten, Dein Atem erweckt in mir das Gedenken an blühende Stunden unserer Liebe. Bei jedem Pulsschlag Deines Herzens überschüttet Dich das meine mit seiner Liebe, ich entblättere über Dir all die Rosen meiner Seele, wie die Kinder sie am Fronleichnamsfest vor Gottes Altar streuen. Ich möchte Dich ganz den Erinnerungen anvertrauen, mit denen ich Dich überhäufe, ich möchte Dir mein Blut einflößen, damit Du ganz mein würdest, damit Dein Gedanke mein Gedanke, Dein Herz mein Herz werde, damit ich ganz in Dir enthalten sei!

Du hast die Lippen zu sanfter Antwort bewegt. Sei immer friedvoll und schön, wie Du es jetzt bist. Ach, ich möchte wohl jene Macht besitzen, von der die Märchen berichten; ich möchte Dich während meiner Abwesenheit in Schlaf gefangenhalten und Dich bei meiner Rückkehr mit einem Kuß erwecken. Wie viel Energie gehört dazu, und wie sehr muß man Dich lieben, um sich jetzt von Dir zu reißen, so herrlich schön ist Dein Anblick! Du bist eine fromm erzogene Spanierin: Du wirst einen im Schlaf Dir abgenommenen Eid in Ehrfurcht hüten. Lebwohl, Geliebte! Sieh, Deine arme Fleur des pois wird nun von einem Sturmwind fortgeweht; aber sie kehrt auf den Flügeln des Glücks für immer zu Dir zurück. Nein, liebste Ninie, ich sage Dir nicht Lebewohl, ich verlasse Dich niemals. Wirst Du nicht die Seele meiner Taten sein? Wird die Hoffnung, Dir ein

unzerstörbares Glück zu bereiten, nicht alle meine Unternehmungen beeinflussen, alle meine Schritte lenken? Wirst Du nicht immer bei mir sein? Nein, nicht die Sonne Indiens, sondern das Feuer Deiner Augen wird mir leuchten! Sei so glücklich, wie eine Frau es sein kann ohne den Geliebten! Wie gern hätte ich zum Abschied einen Kuß von Dir empfangen, bei dem Du nicht schlafend gewesen wärst, aber, meine Angebetete, meine Ninie, ich habe Dich nicht wecken wollen. Beim Erwachen wirst Du auf Deiner Stirn eine Träne finden, mach sie zu einem Talisman! Denke, denke an ihn, der vielleicht fern von Dir stirbt für Dich; denke weniger an den Gatten, als an den Geliebten, der Dich Gott anbefiehlt.

Antwort der Gräfin Manerville an ihren Gatten

Lieber Inniggeliebter! In welches Herzeleid stürzt mich Dein Brief! Hattest Du das Recht, ohne mich um Rat zu fragen, einen Entschluß zu fassen, der uns beide gleich schwer trifft? Bist Du frei? Gehörst Du nicht mir? Bin ich nicht eine halbe Kreolin? Konnte ich Dir also nicht folgen? Du lehrst mich, daß ich Dir nicht unentbehrlich bin. Was habe ich Dir getan, Paul, daß Du mich meines Rechtes beraubst? Was soll aus mir werden, allein hier in Paris? Armer Junge, Du nimmst all mein Unrecht auf Dich! Denn habe ich nicht auch Schuld an dem Zusammenbruch? Mein Putz und Flitter, fällt er nicht mit in die Wagschale? Du hast mich nun das glückliche, sorglose Leben, das wir vier Jahre lang geführt haben, verfluchen gelehrt. Dich sechs Jahre lang in der Verbannung zu wissen, ist das nicht Grund genug zum Sterben? Erwirbt man in sechs Jahren ein Vermögen? Wirst Du zurückkehren? Welch gute Ahnung hatte ich, als ich mich instinktiv gegen die Vornahme der Gütertrennung wehrte, die ihr, meine Mutter und Du, durchaus verlangtet. Was sagte ich euch damals? Hieß das nicht Deinen Ruf schädigen, Deinen Kredit untergraben? Du hast in Zorn geraten müssen, um mich zum Nachgeben zu veranlassen.

Mein lieber Paul! Nie bist Du mir so groß, so edel erschienen wie jetzt. Durch nichts entmutigt, ein Vermögen erwerben wollen! . . . Es gehört Dein Charakter und Deine Energie dazu, um so zu handeln. Ich liege Dir zu Füßen! Ein Mann, der seine Schwäche so freimütig bekennt, der sein Vermögen aus demselben Grunde wieder aufbaut, aus dem er es vergeudete, aus Liebe, aus unwiderstehlicher Leidenschaft – o Paul, dieser Mann ist göttlich erhaben! Geh ohne Sorge, schreite hin durchs Dunkel, ohne an Deiner Natalie zu zweifeln, denn das hieße an Dir selber zweifeln. Armer Liebster! Du willst in mir leben? Und ich, werde ich nicht immer in Dir sein? Ich bin nicht hier, sondern überall da, wo Du bist, Du! Wenn Dein Brief mir heiße Schmerzen brachte, so hat er mich doch mit unendlicher Freude erfüllt! Du hast mich die beiden Gefühlsextreme auf einmal kennen gelehrt; denn als ich gewahrte, daß Du mich so sehr liebtest, war ich trotz meines Leids voll stolzen Glückes, meine Liebe wohlverstanden zu wissen. Manchmal glaubte ich, meine Liebe sei größer als die Deine; jetzt bekenne ich mich besiegt! Du magst nun diese eine köstliche Überlegenheit allen andern, die Du schon besitzest, hinzufügen. Doch ich, habe ich nicht mehr Ursache, Dich zu lieben? Dein Brief, der wundervolle Brief, der Deine ganze Seele enthüllt, wird während Deiner Abwesenheit auf meinem Herzen ruhen, denn dieser Brief ist mein Glück, mein Stolz! Ich werde nach Lanstrac zu meiner Mutter übersiedeln, ich werde für die Welt gestorben sein, ich werde unsere Einkünfte zusammensparen, um allmählich Deine Schulden zu bezahlen. Seit heute morgen, Paul, bin ich eine andere, ich sage der Welt endgültig Lebewohl, ich will keine Freuden, an denen Du nicht teilnimmst.

Übrigens, Paul, muß ich ohnedies Paris verlassen und mich in die Einsamkeit zurückziehen. Lieber Mann, wisse, daß Du doppelt Grund hast, Geld zu erwerben. Bedürfte Dein Mut eines Antriebs, wo fändest Du einen bessern? Mein lieber Freund, errätst Du nichts? Wir werden ein Kind bekommen!

Ihre innigsten Wünsche sind erfüllt, mein Herr! Ich wollte Dir nicht wieder eine vergebliche Hoffnung bereiten, wir haben in dieser Sache schon zu viel Kummer gehabt, ich wollte nicht genötigt sein, die gute Nachricht zu widerrufen. Heute bin ich dessen, was ich Dir verkünde, gewiß, bin glücklich, Dein Leid mit der so großen Freude trösten zu können.

Heute morgen – ich glaubte, Du seiest bereits in die Stadt gegangen – war ich nichtsahnend in die Himmelfahrtskirche gegangen, um Gott zu danken. Konnte ich denn ein Unglück vorhersehen? Alles lächelte mir an diesem Morgen. Als ich aus der Kirche trat, begegnete ich meiner Mutter; sie hatte Deine Not erfahren und war im Postwagen mit ihren Ersparnissen herbeigeeilt – mit dreißigtausend Franken, in der Hoffnung, Deine Angelegenheiten ordnen zu können. Welch ein Herz, Paul! Ich war glücklich; ich freute mich, Dir beim Frühstück im Wintergarten – einem Frühstück, zu dem ich alle Deine Lieblingsgerichte hatte bereiten lassen – die beiden guten Neuigkeiten zu vermelden. Da bringt mir August Deinen Brief. Ein Brief von Dir, nachdem wir die Nacht zusammen verbrachten! War das nicht wie in der Tragödie? Tödliches Frösteln befiel mich, und dann las ich! . . .

Ich las und weinte, und auch meine Mutter zerfloß in Tränen! Muß man nicht einen Mann sehr lieben, wenn man um ihn weint, da Weinen häßlich macht? Ich war halbtot. So viel Liebe und so viel Mut! So viel Glück und so viel Leid! Die reichsten Schätze des Herzens, und der volle geschäftliche Ruin! Den Geliebten nicht ans Herz drücken zu können, wo doch die Bewunderung seiner Größe mir das Herz abdrückte! Welche Frau hätte einem solchen Ansturm der Gefühle Widerstand entgegensetzen können? Dich weit von mir zu wissen, wo doch Deine Hand auf meinem Herzen mir so gut getan haben würde! Du warst nicht da, um mir den Blick zu schenken, den ich so liebe, um Dich mit mir an der Verwirklichung Deiner sehnlichsten Hoffnung zu erfreuen; und ich war nicht bei Dir, um Deine

Schmerzen mit den Zärtlichkeiten zu mildern, die Dir Deine Natalie so teuer machen und die Dich alles vergessen lassen.

Ich wollte fort, hinfliegen zu Deinen Füßen! Aber meine Mutter wies mich darauf hin, daß die Abfahrt der ‚Belle-Amélie' am nächsten Tage erfolgen sollte; daß allein die Post schnell genug sei, und daß es bei meinem Zustand unverzeihlich wäre, ein ganzes Schicksal in einem Reisewagen aufs Spiel zu setzen. Obgleich schon mich Mutter fühlend, verlangte ich dennoch Pferde; aber meine Mutter verbot heimlich die Ausführung meines Auftrags, ich wartete vergeblich. Und sie hat klug gehandelt; die ersten Beschwerden der Schwangerschaft haben eingesetzt. Ich habe die heftige Aufregung nicht vertragen. Ich schreibe Dir im Bett, die Ärzte haben mir während der ersten Monate Ruhe verordnet. Bis jetzt war ich eine leichtsinnige Frau; von nun ab will ich Hausmutter werden. Die Vorsehung meint es sehr gut mit mir, denn ein Kind nähren, pflegen und erziehen, kann allein die Schmerzen lindern, die Deine Abwesenheit mir bereitet. In ihm werde ich ein zweites Du finden, das ich verwöhnen darf. Ich werde unsere Liebe, die wir so sorgsam geheimzuhalten wußten, nun laut bekennen; ich werde die Wahrheit sagen.

Meine Mutter hat schon Gelegenheit gefunden, einige Bosheiten, die über Dich in Umlauf waren, zu widerlegen. Die beiden Vandenesse, Karl und Felix, haben Dich recht wirksam verteidigt; aber Dein Freund de Marsay nimmt alles scherzhaft: er lacht über Deine Ankläger, statt ihnen entgegenzutreten. Ich liebe nicht diese leichte Abwehr ernsthafter Angriffe. Täuschst Du Dich nicht in ihm? Nichtsdestoweniger gehorche ich Dir natürlich, ich werde ihn zu meinem Freund machen. Sei nur ganz beruhigt, mein Angebeteter, bezüglich allem, was Deine Ehre angeht. Ist sie nicht die meine? Meine Diamanten sind verpfändet. Wir, meine Mutter und ich, werden alle unsere Geldmittel aufwenden, um nach und nach Deine Schulden zu bezahlen, und wir werden versuchen, Belleroſe zurückzukaufen.

Meine Mutter, die sich auf Geschäfte versteht wie ein alter Prokurator, hat Dich sehr getadelt, weil Du Dich ihr nicht eröffnet hast. Sie hätte dann nicht, im Glauben, Dir eine Freude zu machen, Grainrouge angekauft, das wie eine Enklave zwischen Deinen Besitzungen lag, sondern sie hätte Dir hundertdreißigtausend Franken borgen können. Sie ist verzweifelt über den Schritt, den Du getan hast. Sie fürchtet für Dich den Aufenthalt in Indien. Sie beschwört Dich, zurückhaltend zu sein, Dich nicht von den Frauen verführen zu lassen ... Ich habe gelacht. Ich bin Deiner so sicher wie meiner selbst. Du kehrst mir treu und reich zurück. Ich allein in der ganzen Welt kenne Deine Empfindlichkeit in Liebesdingen und Deine zartesten Regungen, die Dich zu einer köstlichen Menschenblüte machen, wert des Himmels! Die Leute von Bordeaux hatten sehr recht, Dir Deinen hübschen Beinamen zu verleihen. Wer wird nun meine zarte Blume pflegen? Mein Herz ist von tausend Ängsten durchbohrt. Ich, sein Weib, seine Natalie, muß hierbleiben, während er vielleicht leidet! Und ich, so innig Dir verbunden, soll Deine Schmerzen, Deine Reisen, Deine Gefahren nicht teilen! Wem wirst Du Dich anvertrauen? Wie brachtest Du es fertig, Dich loszusagen von dem Herzen, dem Du alles anvertrautest? Du liebe zarte Blume, die ein Sturm hinweggeweht, warum lösest Du Dich aus dem einzigen Boden, der zur Entfaltung Deiner duftenden Blüte geeignet war? Es ist mir, als sei ich schon ein Jahrhundert einsam und verlassen, mir ist kalt, auch hier in Paris. Ich habe schon recht viel geweint ...

Die Veranlassung Deines Zusammenbruchs zu sein! Welch ein Gedanke für eine liebende Gattin! Du hast mich behandelt wie ein Kind, dem man jeden Wunsch erfüllt, wie eine Kurtisane, für die ein Unbesonnener sein Vermögen hingibt. Ach! Dein angebliches Zartgefühl war eine Beleidigung! Meinst Du, ich könne nicht einer Toilette, den Bällen, der Oper, den Eitelkeitserfolgen entsagen? Bin ich eine leichtfertige Frau? Meinst Du, ich könne keinen ernsten Gedanken fassen, Deinem Glücke ebenso

dienen, wie ich bislang deinen Freuden diente? Wäreſt Du nicht ſo weit weg von mir und in Trauer und Unglück, ſo würdeſt Du eine tüchtige Strafpredigt bekommen, mein Herr! Deine Frau ſo zu demütigen! Mein Gott! weshalb ging ich denn unter die Leute? Um Deiner Eitelkeit zu ſchmeicheln; ich ſchmückte mich für Dich, Du weißt es wohl. Wenn ich unrecht hatte, ſo werde ich nun auch recht grauſam beſtraft. Dein Fernſein iſt eine recht harte Strafe für unſer inniges Eheleben. Dieſes Glück war zu vollkommen: es mußte durch einen großen Schmerz bezahlt werden, und der iſt nun gekommen! Nach den ſo ſorgſam vor den neugierigen Blicken der Welt verborgenen Glücksſtunden, nach dieſen immerwährenden Seligkeiten und ſüßen Tollheiten unſerer Liebe war nichts mehr möglich als Trennung, als Einſamkeit. Die Einſamkeit, lieber Freund, gebiert die großen Leidenſchaften. Was ſoll ich noch in der Geſellſchaft? Wem meine Siege heimtragen? Oh! auf Lanſtrac zu leben, auf dem Gut, das Dein Vater für Dich verſchönte, in einem Schloß, das Du ſo verſchwenderiſch eingerichtet, dort Deiner wartend, mit Deinem Kind zu leben, abends und morgens unſer Gebet für Dich emporzuſchicken, wird das nicht beinahe Glück ſein? Siehſt Du die kleinen Händchen in meine gefaltet? Wirſt Du Dich all der Treuworte erinnern, die Du in Deinem lieben Brief mir gibſt? O ja! unſere Liebe füreinander iſt gleich groß und herrlich! Dieſe ſchöne Gewißheit iſt ein Talisman gegen das Unglück. Ich zweifle an Dir nicht mehr, als Du an mir zweifelſt. Welche Tröſtungen kann ich Dir hier in meinem Briefe geben, ich, die vereinſamt, gebrochen iſt, die dieſe ſechs Jahre vor ſich ſieht wie eine endloſe Wüſte, die durchwandert werden muß?

Doch, bin ich von uns beiden die Unglücklichere? Wird die Wüſte nicht durch unſern Kleinen belebt ſein? Ja, ich will Dir einen Sohn ſchenken, ich muß es, nicht wahr?

Lebwohl, lebwohl, mein Heißgeliebter! Unſere Segenswünſche, unſere Liebe folgen Dir überall. Mögen die Tränen, die Du auf dieſem Bogen findeſt, Dir alles das ſagen, was

ich nicht ausdrücken kann, und nimm die Küsse, die hier in dieses Viereck für Dich niederlegte

Deine Natalie.

*

Nach der Lektüre dieses Briefes versank Paul in tiefe Träumerei, die sowohl durch den Rausch veranlaßt wurde, den ihm Nataliens heiße Liebesworte brachten, als von seinem Verlangen, für die Schwangerschaft seiner Frau eine Erklärung zu suchen. Er gedachte der innigen Liebesstunden — und sann und grübelte.

Je glücklicher ein Mann ist, um so mehr zittert er. Bei den besonders zarten Seelen — und die Zartheit enthält immer ein wenig Schwäche — stehen Eifersucht und Besorgnis in direktem Verhältnis zur Größe des Liebesglücks. Starke Seelen sind weder eifersüchtig noch furchtsam: Eifersucht ist Zweifel, Furcht ist Kleinheit. Das rückhaltlose Vertrauen ist die bedeutendste Eigenschaft des wahrhaft Großen. Der starke wie der schwache Mann kann betrogen werden; Verachtung ist dann die Waffe, mit der er sich rächt. Paul, dem allerlei bedeutsame Tatsachen einfielen, glaubte und zweifelte gleichzeitig. Er war, ohne es zu wollen, einer schrecklichen Ungewißheit zum Opfer gefallen, trotzdem er an Natalie und ihre reine Liebe glaubte. Er las den weitschweifigen Brief noch zweimal durch, ohne sich jedoch für oder gegen seine Frau entscheiden zu können; äußert sich doch die Liebe ebensowohl durch Redseligkeit wie durch Armut an Worten.

Um Pauls Lage ganz zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, daß er auf dem weiten Meere schwamm, wie er auf der unendlichen Weite seiner Vergangenheit dahertrieb; er sah sein ganzes Leben vor sich wie einen wolkenlosen Himmel, und nach den Stürmen des Zweifels kehrte er zurück zum reinen, vollen Vertrauen, zum edlen Glauben des treuen Gatten und Christen, des Liebenden, den die Stimme des Herzens beschwichtigt. —

Und ferner ist es notwendig, hier Pauls Brief wiederzugeben, auf den Henri de Marsay ihm geantwortet hatte.

Brief des Grafen Paul de Manerville an den Herrn Marquis Henri de Marsay

Henri! Ich will Dir eines der bedeutsamsten Bekenntnisse machen, die ein Mann seinem Freunde anvertrauen kann: ich bin ruiniert! Wenn Du dieses liest, bin ich in Bordeaux, um mich auf der ‚Belle-Amélie' nach Kalkutta einzuschiffen.

Du wirst bei Deinem Notar einen Vertrag vorfinden, der nur noch Deiner Unterschrift bedarf und laut dessen ich Dir — durch einen fingierten Mietvertrag — mein Haus für die nächsten sechs Jahre vermiete; meiner Frau übergib bitte ein gleichlautendes Vertragsexemplar. Ich bin zu dieser Vorsichtsmaßregel gezwungen, damit Natalie nicht zu fürchten braucht, eines Tages hinausgesetzt zu werden.

Ich lasse Dir ferner für die Dauer von vier Jahren sämtliche Einnahmen meines Majorats überweisen, alles gegen eine Summe von hundertfünfzigtausend Franken, die ich Dich bitte in Form einer Anweisung auf ein Bankhaus in Bordeaux an Mathias einzusenden. Meine Frau wird Dir noch über meine Einkünfte hinaus Sicherheit geben. Wenn der Nießbrauch meines Majorats eine frühere Auszahlung möglich machen sollte, als ich voraussetze, so werden wir bei meiner Rückkehr abrechnen. Die Summe, um die ich Dich bitte, ist unerläßlich für mich, der ich draußen mein Glück machen will; und wenn ich mich in Dir nicht irre, so erhalte ich sie in Bordeaux am Abend vor meiner Abreise.

Ich habe gehandelt, wie Du an meiner Statt gehandelt haben würdest. Ich bin standhaft geblieben bis zuletzt, niemand ahnte meinen Zusammenbruch. Dann, als das Gerücht von der Beschlagnahme meiner Ländereien nach Paris drang, habe ich mir auf Wechsel hunderttausend Franken verschafft, um mein Glück im Spiel zu versuchen. Ein Glücksfall hätte mich retten können. Ich verlor.

Wie mein Zusammenbruch möglich war? Ich selbst führte ihn herbei, mit vollem Bewußtsein, mein lieber Henri. Vom ersten Tage an wußte ich, daß ich nicht auf so großem Fuße weiterleben konnte, wie ich begann; ich kannte das Ende, ich schloß die Augen, denn es war mir unmöglich, meiner Frau zu sagen: ‚Verlassen wir Paris, laß uns auf Lanstrac leben.' Ich habe mich für sie ruiniert wie für eine Mätresse, aber mit Bewußtsein! Unter uns: ich bin weder ein Tropf noch ein schwacher Mensch. Ein Tropf läßt sich nicht mit offenen Augen von einer Leidenschaft beherrschen, und ein Mann, der nach Indien geht, um sein Vermögen neu zu erwerben, anstatt sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, hat Mut. Ich kehre reich zurück — oder gar nicht!

Nur eins, lieber Freund: da nur sie es ist, für die ich Geld erwerben will, da ich sechs Jahre abwesend sein und kein Einfaltspinsel sein möchte, so vertraue ich Dir meine Frau an. Du hast Glück genug bei Frauen, um Natalie zu respektieren und redlich gegen mich zu handeln. Ich kenne keinen bessern Hüter als Dich. Ich lasse meine Frau ohne Kind zurück, ein Liebhaber wäre sehr gefährlich für sie. O wisse, mein guter Marsay, ich liebe Natalie abgöttisch, tief, ohne Stolz und Scham. Ich glaube, ich würde ihr eine Untreue verzeihen, nicht weil ich sicher bin, mich rächen zu können, sondern weil ich mich umbringen würde, um sie glücklich zu machen, falls ich selber ihr kein Glück geben könnte.

Was fürchte ich denn? Natalie hat für mich die wahre Freundschaft, die von der Liebe unabhängig, doch die Hüterin der Liebe ist. Ich habe sie verhätschelt wie ein verwöhntes Kind. Ich empfand ein solches Glück in meiner Hingabe, so selbstverständlich folgte ein Opfer dem andern, daß sie ein Ungeheuer wäre, wenn sie mich hinterginge! Liebe ist der Liebe wert! ... Ach, willst Du alles wissen, mein lieber Henri? Ich habe ihr soeben einen Brief geschrieben, der sie glauben macht, ich ginge hoffnungsvoll, ruhigen Herzens, ohne Zweifel, ohne Eifersucht, ohne Besorgnis — einen Brief, wie ihn der Sohn schreibt, der seiner Mutter

verbergen will, daß er in den Tod geht. Mein Gott, de Marsay, ich trage die Hölle in mir, ich bin der unglücklichste Mensch auf der Erde! Dir mein Jammerschrei! Dir mein Zähneknirschen! Dir die Tränen des Verzweifelten! Ich bliebe lieber als Straßenkehrer unter ihren Fenstern, als nach sechs Jahren Abwesenheit als Millionär wiederzukommen — wäre es nur möglich! Ich hege entsetzliche Angst, ich finde für meine Qual nicht früher Frieden, als bis Du mir ein Wort geschrieben hast, daß Du ein Amt annimmst, das allein Du auszufüllen imstande bist. O mein geliebter Freund, diese Frau ist meinem Leben unentbehrlich, sie ist meine Luft, die ich atme, meine Sonne, die mich belebt! Nimm sie unter Deinen Schutz, bewahre sie mir treu, sei es selbst gegen ihren eigenen Willen. Ja, selbst ein halbes Glück würde mich noch froh machen. Sei ihr Begleiter, denn Dir kann ich nicht mißtrauen. Beweise ihr, daß sie sich gemein macht, wenn sie mich betrügt, daß sie dann ist wie alle Frauen, und daß es klug und geistvoll ist, mir treu zu sein.

Sie dürfte noch Vermögen genug haben, um ihr behagliches und sorgloses Leben fortsetzen zu können, doch wenn sie etwas vermissen, wenn sie besondere Wünsche haben sollte, so sei Du ihr Bankier; fürchte nichts, ich kehre reich zurück. Schließlich sind meine Ängste zweifellos töricht, Natalie ist ein Engel an Tugend. Als Felix de Vandenesse, von edler Leidenschaft für sie ergriffen, sich gar zu viele Aufmerksamkeiten erlaubte, brauchte ich Natalie nur auf die Gefahr hinzuweisen; sie dankte mir sofort so herzlich, daß ich zu Tränen gerührt war. Sie sagte mir, daß es ihrem Rufe schaden würde, wenn ein Gast plötzlich ihrem Hause fernbliebe, aber daß sie es verstehen werde, ihn abzuweisen. Sie hat ihn in der Tat sehr kühl empfangen, und alles erledigte sich aufs beste. Wir haben in vier Jahren keine andere Auseinandersetzung gehabt, sofern man ein Gespräch zwischen zwei Liebenden überhaupt eine Auseinandersetzung nennen will.

Also, mein lieber Henri, ich sage Dir Lebewohl als tapferer Mann! Das Unglück ist gekommen. Was auch seine Veran-

lassung sein mag, es ist da. Doch Elend und Natalie sind zwei unvereinbare Begriffe.

Übrigens stimmen meine Passiva und Aktiva vollkommen überein; es wird sich also keiner über mich beklagen können. Wenn jedoch irgend etwas Unvorhergesehenes meine Ehre gefährden sollte, so zähle ich auf Dich. Sollte sich etwas Wichtiges ereignen, so kannst Du mir Deine Briefe an die Adresse des Gouverneurs von Indien, Kalkutta, senden; ich stehe zu seinem Hause in freundschaftlichen Beziehungen, und man wird mir die für mich aus Europa eintreffenden Briefe aufbewahren und aushändigen.

Lieber Freund! Ich hoffe, Dich bei meiner Rückkehr als ganz denselben wiederzufinden: als den Mann, der über alles zu spötteln weiß und der trotzdem für die Gefühle anderer empfänglich ist, falls sie zur edlen Größe seines eigenen Herzens stimmen. Du, Du bleibst in Paris! Zur Stunde, da Du dieses liest, rufe ich: ‚Nach Karthago!'

Antwort des Marquis Henri de Marsay an den Grafen Paul de Manerville

Also, Herr Graf, Du hast Dich ruiniert! Der Herr Gesandte ist hin! Schöne Sachen, die Du da gemacht hast! Warum, Paul, hast Du Dich vor mir verkrochen? Hättest Du mir nur ein Wort gesagt, so hätte ich Dir Deine Lage beleuchtet. Deine Frau hat mir ihre Garantie verweigert. Möge diese eine Tatsache Dir die Binde von den Augen reißen! Sollte sie Dir nicht genügen, so wisse ferner, daß Deine Wechsel von einem Herrn Lécuyer, ehemaligem ersten Schreiber eines Herrn Solonet, Notar in Bordeaux, protestiert worden sind. Dieser Wucherer, der aus der Gascogne hierhergekommen ist, um zu intrigieren, ist nur der Deckname für Deine sehr ehrenwerte Schwiegermutter, tatsächliche Gläubigerin der hunderttausend Franken, für welche die gute Dame Dir, wie man sagt, siebzigtausend Franken aufzählte. Verglichen mit Frau Evangelista, ist der

Papa Gobseck wie Flanell, wie Samt, wie beruhigende Arznei, wie ein Sahnenbaiser. Dein Gut Bellerose wird die Beute Deiner Frau, der ihre Mutter die Differenz zwischen dem Verkaufspreis und der niedrigeren Summe ihres eigenen Vermögens geben wird. Frau Evangelista erhält Guadet und Grassol, und die Hypotheken, die Dein Haus in Bordeaux belasten, gehören ihr unter dem Decknamen, den dieser prächtige Solonet ihr verschafft hat. So vereinigen also diese beiden köstlichen Geschöpfe hundertzwanzigtausend Livres Rente, denn so viel bringen Deine Güter ihnen zusammen mit den dreißig und einigen tausend Franken Staatsrente ein, die diese Kätzchen besitzen. Die Garantie Deiner Frau war überflüssig. Besagter Herr Lécuyer ist heute morgen bei mir gewesen, um mir die Zurückzahlung der Summe, die ich Dir geliehen habe, gegen formelle Übertragung meiner Rechte anzubieten. Die Ernte von 1825, die Deine Schwiegermutter in den Kellereien von Lanstrac liegen hat, genügt ihr, um mich auszubezahlen. So haben die beiden Frauen also schon berechnet, daß Du jetzt eingeschifft sein müssest; aber ich schicke Dir meinen Brief durch einen Kurier, damit Dir noch Zeit bleibt, meine Ratschläge zu befolgen.

Ich habe diesen Lécuyer zum Sprechen veranlaßt. Ich entwirrte aus seinen Lügen, seinen Phrasen und seinem Schweigen die Fäden, die mir fehlten, um das ganze Gewebe der niederträchtigen Verschwörung gegen Dich aufzudecken. Heute abend, auf der spanischen Gesandtschaft, werde ich Deiner Schwiegermutter und Deiner Gattin meine Bewunderung zu Füßen legen. Ich werde Frau Evangelista den Hof machen, ich werde Dich ein wenig preisgeben, listige kleine Verleumdungen gegen Dich loslassen — irgend etwas Grobes würde von dem abgefeimten Mascarillo[1] in Weiberröcken zu bald entdeckt sein. Wie hast Du sie nur gegen Dich aufgebracht? Das ist es, was ich herausbekommen will. Wenn Du klug gewesen wärst, Dich zuerst dieser Frau zu Füßen zu werfen, ehe Du die Tochter heiratetest, so

[1] Der Lakai im älteren italienischen Lustspiel.

wärst Du heute Pair von Frankreich, Herzog de Manerville und Gesandter in Madrid. Hättest Du mich vor Deiner Heirat zu Dir gerufen, so hätte ich Dir geholfen, die beiden Frauen, mit denen Du Dich verbinden wolltest, kennen und beurteilen zu lernen; und aus solch allgemeinen Beobachtungen wäre manch nützlicher Ratschlag hervorgegangen. War ich nicht der einzige Deiner Freunde, der Deine Frau respektiert hätte? War ich zu fürchten? Nachdem sie mich geprüft hatten, hatten sie Angst vor mir, die beiden Frauen, und haben uns voneinander getrennt. Hättest Du nicht dummerweise mit mir geschmollt, so hätten sie Dich nicht kahlrupfen können. Deine Frau hat zur Erkaltung unserer Beziehungen fleißig beigetragen; sie wurde von ihrer Mutter aufgehetzt, der sie zweimal in der Woche zu schreiben pflegte, und Du hast Dich nie darum gekümmert.

Als ich diese Einzelheiten erfuhr, da habe ich so recht meinen Paul wiedererkannt. In einem Monat werde ich Deiner Schwiegermutter nahe genug stehen, um von ihr die Ursache des spanisch-italienischen Hasses zu erfahren, den sie Dir, dem besten Menschen auf der Welt, zugeschworen hat. Haßte sie Dich, ehe ihre Tochter Felix de Vandenesse liebte? Oder jagt sie Dich bis nach Indien, damit ihre Tochter ebenso frei sei, wie das in Frankreich eine von Tisch und Bett geschiedene Frau ist? Da liegt das Problem. Ich sehe Dich rasen und heulen bei der Mitteilung, daß Deine Frau in Felix de Vandenesse bis zur Tollheit verliebt ist. Wäre mir nicht damals die Lust gekommen, mit Montriveau, Ronquerolles und einigen andern Lebemännern unserer Bekanntschaft eine Orientreise anzutreten, so hätte ich Dir über diese Intrige, die begann, als ich abreiste, einiges sagen können; ich sah damals die Keime deines Unglücks aufgehen. Doch welcher Edelmann wäre ruchlos genug, solche Fragen ohne vorherige Einleitung anzuschneiden? Wer wagt es, einer Frau zu schaden? Wer wagt es, den Spiegel der Illusionen zu zertrümmern, in dem unser Freund das Märchenspiel einer glücklichen Ehe erblickt? Sind die Illusionen nicht des Herzens wahres Glück?

Deine Frau, mein Lieber, war ja im weitesten Sinne des Wortes eine Dame der Gesellschaft. Sie dachte nur an Eroberung, an ihre Toilette; sie ging in die Oper, auf den Ball; sie erhob sich spät und fuhr im Bois spazieren; sie speiste in der Stadt oder gab selber große Diners. Ein solches Leben scheint mir für die Frau dasselbe wie für den Mann der Krieg; die Öffentlichkeit sieht nur die Sieger und vergißt die Toten. Wenn zarte Frauen bei einer derartigen Lebensweise zugrunde gehen, so müssen die widerstandsfähigen eine eiserne Gesundheit haben, wenig Gefühl und einen Magen, der viel verträgt. Das ist der Grund der Unempfindlichkeit, der Kälte aller Salondamen. Die schönen Seelen suchen die Einsamkeit, schwache und zarte Naturen unterliegen, bleiben also nur die harten Kiesel, die allem standhalten, sich von der Strömung reiben und runden lassen, ohne sich je abzunutzen. Deine Frau vertrug das gesellschaftliche Leben prächtig, sie schien daran gewöhnt, sie erschien stets frisch und schön; für mich war die Schlußfolgerung leicht: sie liebte Dich nicht, und Du liebtest sie wahnsinnig. Um aus einem so harten Kiesel die Funken der Liebe sprühen zu lassen, dazu gehörte eine stählerne Natur, ein Mann von Eisen! Nachdem Felix, ohne daran zu sterben, die Liebe der Lady Dudley, der Frau meines wahren Vaters, ertragen hat, sollte er Nataliens Schicksal werden! Für Deine Frau gehörte nicht viel Geist dazu, um zu erraten, daß Du ihm gleichgültig warst. Von dieser Gleichgültigkeit zum Mißfallen ist nur ein Schritt; und früher oder später konnte eine Auseinandersetzung, ein brüskes Wort, ein zu selbstbewußtes Auftreten Deine Frau zu ihm hinüberwerfen. Ich hätte Dir selber die Szene wiedergeben können, die sich alle Abende in ihrem Schlafzimmer zwischen euch beiden abspielte. Du hast keine Kinder, mein Lieber. Das erklärt einem aufmerksamen Beobachter gar vieles. Verliebt wie du warst, bemerktest Du wohl kaum die Kälte einer jungen Frau, die Du für Felix de Vandenesse erzogst. Wahrscheinlich hast Du Deine Frau kalt gefunden, doch die blöde Ansicht der Ehemänner trieb Dich, ihrer Zurückhaltung, ihrer Un-

schuld ehrerbietig zu begegnen. Wie alle Gatten glaubtest Du, sie tugendhaft erhalten zu können, in einer Welt, wo die Frauen sich Dinge zuraunen, die Männer nicht auszusprechen wagen, wo alles das, was ein Mann seine Frau nicht wissen läßt, hinterm Fächer anläßlich eines Prozesses oder eines Abenteuers lachend und schwatzend besprochen, beklatscht wird. Wenn Deine Frau die allgemeinen Segnungen der Ehe liebte, so fand sie doch die Bürde etwas schwer. Die Bürde, die Steuerlast gewissermaßen, das warst Du! Du aber wandeltest nichtsahnend über Abgründe, die Du mit Blumen zudecktest – um die alte Phrase einmal wieder anzuwenden. Du gehorchtest ganz einfach dem Gesetz, dem sich die Mehrzahl der Männer unterwirft und vor dem ich Dich hatte bewahren wollen. Lieber Junge, um Dich ganz auf eine Stufe mit dem von seiner Frau betrogenen und darüber baß erstaunten Bourgeois zu stellen, der sich dann noch entsetzt und tobt, fehlte wirklich nur noch das eine, daß Du mir von Deiner Aufopferung, Deiner unendlichen Hingabe an Natalie sprachst, daß Du mir vorlamentiertest: ‚sie wäre sehr undankbar, wenn sie mich betröge, ich habe dies getan, ich habe das getan, ich werde noch mehr tun, ich werde für sie nach Indien gehen, ich . . .' usw. Mein lieber Paul, hast Du denn nicht in Paris gelebt, hast Du denn nicht die Ehre gehabt, durch Bande der Freundschaft mit Henri de Marsay verbunden zu sein, daß Du die einfachsten Dinge von der Welt nicht kennst, die einzigen Gesetze, die den weiblichen Mechanismus in Bewegung setzen? Opfert euch auf, geht für eine Frau nach Sainte-Pélagie[1], tötet zweiundzwanzig Männer, verführt und verlaßt sieben junge Mädchen, geht und dienet Laban, durchqueret die Wüste, bedeckt euch mit Ruhm, bedeckt euch mit Schmach, verweigert, wie Nelson, eine Schlacht zu liefern, um statt dessen die Schulter der Lady Hamilton zu küssen, schlagt, wie Napoleon, den alten Wurmser, stürzt euch vom Pont d'Arcole, raset wie Roland, zerbrecht euch ein geschientes Bein, nur um ein paar Minuten mit einer Frau

[1] Ehemaliges Schuldgefängnis in Paris.

zu tanzen!... Mein Guter, was haben alle diese Dinge mit der Liebe zu tun? Wenn für die Liebe solche Proben entscheidend wären, so wäre der Mann allzu glücklich: er brauchte für eine begehrte Frau nur ein paar Heldentaten zu begehen, und er hätte sie gewonnen. Doch die Liebe, mein alter Paul, ist nur ein Glaube, wie jener an die unbefleckte Empfängnis der heiligen Jungfrau: man hat ihn oder man hat ihn nicht! Was nützen Ströme vergossenen Blutes, was nützt euch Gold oder Ruhm, wenn es gilt, ein Gefühl zu erwecken, das vom bewußten Willen ganz unabhängig ist? Die jungen Leute, die wie Du als Gegenleistung geliebt sein wollen, kommen mir vor wie unedle Wucherer. Unsere legitimen Frauen schulden uns Kinder und ihre Tugend, aber Liebe schulden sie uns nicht. Die Liebe, Paul, ist das Bewußtsein, Freude zu geben und zu empfangen, die Liebe ist ein ewig wechselndes Verlangen, ewig befriedigt und ewig unersättlich. An dem Tage, da Vandenesse im Herzen Deiner Frau die Saite des Verlangens zu rühren wußte, die Du jungfräulich bewahrt hattest, waren Deine Liebesfanfaren, Deine Seelenergüsse für sie nicht einmal mehr der Erinnerung wert, Deine rosenduftenden Ehenächte — weggeblasen! Deine Ergebenheit — ein kleiner Gewissensbiß! Deine Persönlichkeit — ein Opfer auf dem Altar der Liebe! Dein früheres Leben — dunkel! Eine Regung der Liebe fegte die Schätze Deiner Leidenschaft hinweg, die nichts mehr waren als altes Eisen. Er, Felix, hat alle Schönheit, alle Hingabe Deiner Frau gehabt — umsonst wahrscheinlich, aber in der Liebe ist Glaube ebensoviel wie Wirklichkeit.

Deine Schwiegermutter ergriff selbstverständlich die Partei des Liebhabers gegen den Gatten; sie hat die Augen geschlossen oder sie hat sie nicht geschlossen; ich weiß nicht, was sie getan hat, aber sie ist für ihre Tochter und gegen Dich gewesen. Seit fünfzehn Jahren lebe ich in der Gesellschaft, und ich habe nicht eine Mutter gesehen, die in ähnlichem Falle ihre Tochter preisgegeben hätte. Diese Nachsicht ist etwas, das von Frau zu Frau sich forterbt. Welcher Mann kann ihnen einen Vorwurf

daraus machen? Irgendein Bearbeiter des Bürgerlichen Gesetzbuches, der da, wo nur Gefühle herrschen, Formeln gesehen hat! Die Verschwendung, in die das Leben einer Frau von Welt Dich stürzte, die bei Dir schon vorhandene Neigung zu großen Ausgaben und vielleicht auch Deine Eitelkeit, das waren ihnen die Mittel, um sich Deiner durch Deinen geschickt herbeigeführten Ruin zu entledigen.

Aus alledem ersiehst Du, mein guter Freund, daß der Auftrag, mit dem Du mich betrautest und den ich um so freudiger übernommen haben würde, als er mir Spaß gemacht hätte, hinfällig geworden ist. Das abzuwendende Übel ist bereits eingetreten. Consummatum est! Verzeih mir, lieber Freund, wenn ich Dir in dieser traurigen Angelegenheit à la de Marsay schreibe, wie Du es nennen würdest. Es liegt mir ferne, das Grab eines Freundes zu umtanzen, wie die Erben das Grab des Erblassers. Aber Du hast mir geschrieben, Du seiest Mann geworden; nun, ich glaube Dir, ich behandle Dich als klugen Menschen, nicht als Verliebten. Ist dies Ereignis nicht für Dich wie das Abzeichen auf der Schulter, das den Galeerensklaven brandmarkt und ihn treibt, in systematischer Opposition die Gesellschaft zu bekämpfen? Von einer Sorge bist Du nun befreit: die Ehe beherrschte Dich, jetzt beherrschst Du die Ehe.

Paul, ich bin Dein Freund im wahrsten Sinne des Wortes. Hättest Du eine eherne Stirn gehabt, hättest Du früher die Energie gehabt, die Dir zu spät gekommen ist, so hätte ich Dir meine Freundschaft durch Offenbarungen bewiesen, die Dich über die Menschheit hätten hinwegwandeln lassen · wie über einen Teppich. Aber als wir von Verbindungen sprachen, denen ich es verdankte, mich im Schoße der Pariser Zivilisation mit meinen Freunden vergnügen zu können wie der Ochs im Porzellanladen, als ich Dir in romanhafter Form die tatsächlichen Erlebnisse meiner Jugend erzählte, nahmst Du sie wirklich für Romane und wußtest keinen Nutzen daraus zu ziehen. Ich mußte mich dareinfinden, daß Du in den Banden einer un-

glückseligen Leidenschaft schmachtetest. Jedoch auf Ehrenwort, in den gegenwärtigen Umständen spielst Du keine schlechte Rolle, und Du hast in meinen Augen nichts verloren, wie Du vielleicht angenommen hattest. Wenn ich die großen Schelme bewundere, so achte und liebe ich dagegen die Betrogenen. Gelegentlich des Mediziners, der so übel endete, den die Liebe zu seiner Mätresse aufs Schafott führte, habe ich Dir die in ihrer Art auch recht hübsche Geschichte eines armen Advokaten erzählt, der für eine Fälschung büßte und in ich weiß nicht welchem Kerker lebte und der seiner Frau — auch einer angebeteten Frau! — dreißigtausend Livres Rente geben wollte, den aber seine Frau verraten und angezeigt hatte, um sich seiner zu entledigen und mit einem Liebhaber zu leben. Ihr habt protestiert, Du und ein paar Einfaltspinsel, die mit uns soupierten. Nun, mein Lieber, Du bist der Advokat, nur daß Dir der Kerker fehlt. Deine Freunde erweisen Dir in hohem Maße jene Hochachtung, die schlimmer zu ertragen ist als eine Verurteilung beim Schwurgericht. Die Schwester der beiden Vandenesse, die Marquise de Listomère, und ihre ganze Clique, der sich auch der kleine Rastignac angeschlossen hat — ein Narr, der durchzudringen beginnt —, Frau d'Aiglemont und ihr Salon, wo Charles de Vandenesse herrscht, die Lenoncourt, die Gräfin Féraud, Frau d'Espard, die Nucingen, die spanische Gesandtschaft, kurz, eine ganze Welt, die man seit langem gegen Dich aufzubringen suchte, bedeckt Dich nun mit schmutzigen Anschuldigungen: Du bist ein schlechtes Subjekt, ein Spieler, ein Prasser, der ohne Verstand sein ganzes Vermögen verschleudert hat! Nachdem sie mehrmals Deine Schulden bezahlte, hat Deine Frau — ein Engel an Tugend — nun auch noch für hunderttausend Franken Wechsel eingelöst, trotzdem ihr in Gütertrennung lebtet. Glücklicherweise hast Du Dich durch Dein Verschwinden selbst gerichtet. Hättest Du Dein Leben hier fortgesetzt, so hättest Du sie an den Bettelstab gebracht, sie wäre das Opfer ihrer ehelichen Ergebenheit geworden. — Wenn ein Mann zur Macht

gelangt, so hat er alle Tugenden, die eine Grabschrift füllen, fällt er ins Elend, so hat er noch mehr Laster, als der verlorene Sohn besaß: Du kannst Dir gar nicht denken, wie viel Sünden à la Don Juan die Welt Dir andichtet! Du spekuliertest an der Börse, Du hattest ausschweifende Gelüste, deren Befriedigung Dich ungeheure Summen kostete und deren Enthüllung zu Deutungen und Späßen Anlaß gibt, die Frauen zum Träumen anregen. Du zahltest den Wucherern unerhörte Zinsen. Die beiden Vandenesse erzählen lachend, wie ein gewisser Gigonnet Dir für sechstausend Franken eine Fregatte von Elfenbein andrehte und sie von Deinem Kammerdiener für hundert Taler zurückkaufen ließ, um sie Dir nochmals zu verkaufen; wie Du sie feierlich in Stücke schlugst, als Du Dir klar wurdest, daß Du für das Geld, das sie Dich kostete, eine wirkliche Brigg hättest haben können. Die Geschichte passierte vor neun Jahren Maxime de Trailles; aber sie steht Dir so gut, daß Maxime für immer den Befehl über seine Fregatte an Dich verloren hat.

Kurz, ich kann Dir nicht alles berichten, denn Du wirst für eine Enzyklopädie von Klatschereien ausgeschlachtet, an deren Erweiterung die Frauen eifrig tätig sind. Unter solchen Umständen ist es ja nicht wundersam, daß selbst die Prüdesten die Tröstungen des Grafen Felix de Vandenesse — dessen Vater übrigens endlich gestern gestorben ist — entschuldbar finden. Deine Frau hat erstaunliches Glück! Frau de Camps erzählte mir gestern im ‚Italiens' diese Einzelheiten.

‚Ach, reden Sie doch nicht,' erwiderte ich ihr, ‚Sie wissen ja alle nichts! Paul hat die Bank beraubt und die königliche Schatzkammer erbrochen, er hat Ezzelin ermordet, drei Médoras der Rue Saint-Denis sterben lassen, und ich glaube — das sage ich Ihnen ganz im Vertrauen —: er ist mit der Verbrecherbande der Dix-Mille verbündet. Sein Mittelsmann ist der berühmte Jacques Collin, den die Polizei seit seiner letzten Flucht aus dem Kerker nicht mehr erwischt hat — Paul hat ihn in seinem Hause beherbergt. Sie sehen, er ist zu allem fähig. Er

betrügt, er hintergeht die Regierung. Sie sind alle beide auf und davon, um Indien und den Großmogul auszurauben.' Die de Camps hat begriffen, daß eine vornehme Frau wie sie ihren schönen Mund nicht mit so schmutzigem Gerede verunzieren darf.

Viele Leute, mein Lieber, werden eine Tragikomödie wie die vorliegende kaum glaubhaft finden, werden von den ethischen Grundsätzen der menschlichen Natur, ihren schönen Empfindungen sprechen und das Gesagte eine Fiktion nennen. Mein Lieber, Talleyrand sprach einmal ein wunderbares Wort, er sagte: ‚Es kommt alles vor!' Und gewiß: es spielen sich vor unsern Augen noch erstaunlichere Dinge ab, als diese häusliche Verschwörung gegen Dich. Aber die Welt hat ein Interesse daran, sie abzuleugnen, Verleumdungen zu spinnen, und ferner ereignen sich selbst die übelsten Dinge mit einer solchen Natürlichkeit, sind so überzuckert vom Firnis guten Geschmacks, daß ich oft genötigt bin, meine Brillengläser zu putzen, um den Dingen auf den Grund sehen zu können.

Doch ich wiederhole Dir: wenn ein Mann zu meinen Freunden zählt, wenn ich mit ihm gemeinsam die Champagnertaufe erhielt, gemeinsam mit ihm am Altar der Venus das Abendmahl empfing, wenn wir uns beim Spiel mit gierig raffenden Händen verbrüderten, und wenn mein Freund sich nun in einer falschen Lage befindet, so werde ich in aller Gemütsruhe zwanzig Familien zugrunde richten, um ihn wieder in die Höhe zu bringen. Du kannst hieraus wohl ersehen, daß ich Dich liebe; habe ich Dir schon jemals einen so langen Brief geschrieben wie den vorliegenden? Lies also recht aufmerksam das, was mir Dir jetzt noch zu sagen bleibt.

Ach Paul! Man muß sich wohl mit Schreiberei befassen, ich muß mich ja daran gewöhnen, Telegramme zu entwerfen, denn: ich steuere der Politik entgegen! In fünf Jahren muß ich ein Ministerportefeuille oder einen Gesandtschaftsposten mein eigen nennen, von wo aus ich die öffentlichen Angelegenheiten nach

Phantasie und nach Laune lenken kann. Es kommt ein Alter, wo die schönste Herrin, der ein Mann sich widmen kann, sein Vaterland, sein Volk selbst ist. Ich stelle mich in die Reihen jener, die sowohl das gegenwärtige System als auch seinen Minister stürzen wollen. Ich gondle also im Fahrwasser eines gewissen Fürsten, der nicht nur ein wackerer Bursch, sondern auch ein genialer Politiker ist, dessen Name dereinst in der Weltgeschichte verzeichnet stehen wird. Wir sind Ronquerolles, Montriveau, die beiden Grandlieu, la Roche-Hugon, Sérizy, Féraud und Granville; wir alle stehen gegen die Pfaffenpartei — wie die Partei der Dummköpfe, deren Hauptorgan der ‚Constitutionel'[1] ist, erfinderischerweise sagt. Wir wollen die beiden Vandenesse stürzen, die Herzöge de Lenoncourt, de Navarreins, de Langeais und die Hofgeistlichkeit. Um zu siegen, gehen wir so weit, uns mit la Fayette[2] zu verbünden, mit den Orleanisten, mit der Linken; Leute, die man am Tage nach dem Siege niedersticht, da mit ihren Prinzipien jede Regierung unmöglich ist. Wir sind für des Landes und unser eigenes Wohl zu allem fähig. Persönliche Fragen, die den König betreffen, sind heutzutage sentimentale Torheiten; eine derartige Politik muß hinweggefegt werden. In dieser Hinsicht sind die Engländer mit ihrer zupackenden Doggennatur uns weit voraus. Die Politik steht nicht mehr auf jenem Punkt, mein Lieber. Sie liegt in dem Impuls, der Nation eine Oligarchie zu geben, die ein festes Regierungsprogramm entwickelt und die die öffentlichen Angelegenheiten in glatte Bahnen lenkt, anstatt daß das Volk in tausend Richtungen hin und her gezerrt wird, wie es uns seit vierzig Jahren in unserm schönen, so klugen und so dummen, so weisen und so närrischen Frankreich ergangen ist, dem ein System mehr not tut als ein Mann. Was bedeutet in dieser gewichtigen Sache der einzelne? Ist der Zweck ein großer, lebt

[1] Politische Tageszeitung, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von großer Bedeutung war. — [2] Marquis de la Fayette, Vorkämpfer der republikanischen Idee.

die Masse glücklicher und sorgloser – was fragt sie da nach dem Profit von uns, den Leitenden, nach unserm Vermögen, unsern Vorrechten und Vergnügungen? Ich habe jetzt eine Rente von hundertfünfzigtausend Franken auf dreiprozentige Papiere und eine Reserve von zweihunderttausend Franken, um eventuellen Verlusten zu begegnen. Das scheint mir noch gar wenig in der Tasche eines Mannes, der das Wagnis unternimmt, die Leiter zur Macht zu stürmen. Ein glückliches Ereignis hat meinen Eintritt in diese Laufbahn entschieden, die mir eigentlich wenig zusagte, denn Du weißt, wie sehr ich den Müßiggang liebe.

Nach fünfunddreißig Jahren apathischen Schlummers ist meine verehrte Mutter zum Bewußtsein erwacht, einen Sohn zu besitzen, der ihr Ehre macht. Wenn man eine Rebe ausreißt, so kommen oft nach Jahren an eben der Stelle neue Triebe hervor; nun, mein Freund, obgleich meine Mutter mich fast aus ihrem Herzen gerissen hatte, so bin ich in ihrem Kopfe wieder aufgeblüht. Mit achtundfünfzig Jahren findet sie sich gealtert genug, um an keinen andern Mann mehr als an ihren Sohn zu denken. Da hat es sich also ereignet, daß sie in irgendeinem Thermalbad eine entzückende alte Jungfer kennen lernte, eine Engländerin, die zweihundertvierzigtausend Franken Rente hat und der sie als gute Mutter den verwegenen Gedanken eingegeben hat, meine Frau werden zu wollen. Ein Mädchen von sechsunddreißig Jahren, meiner Treu! auferzogen nach den denkbar puritanischsten Grundsätzen, eine wahre Nonne, die der Anschauung huldigt, ehebrecherische Frauen müsse man öffentlich verbrennen. ‚Wo sollte man das Holz hernehmen?‘ habe ich sie gefragt. Ich hätte sie sicherlich zum Teufel gejagt, denn zweihundertvierzigtausend Franken Jahresrente wiegen mir meine Freiheit nicht auf und sind ein zu geringer Preis für meine leiblichen und geistigen Werte und meine ganze Zukunft. Aber sie ist die alleinige Erbin eines gichtgeplagten Alten, irgendeines Londoner Brauers, der ihr in absehbarer Zeit ein Vermögen

hinterlassen muß, das demjenigen, das die Süße schon jetzt ihr eigen nennt, zum mindesten gleichkommt. Außer diesen Vorzügen hat sie eine rote Nase, die Augen einer toten Geiß und eine Taille, die mich fürchten läßt, daß sie bei einem unglücklichen Fall in drei Teile zerbricht. Sie sieht aus wie eine schlecht angemalte Puppe; aber sie ist von bezaubernder Sparsamkeit; sie wird stets und immer ihren Gatten anbeten; sie hat die berühmte englische Naturanlage: sie wird mein Haus, meine Ställe, meine Besitzungen besser beaufsichtigen, als irgendein Verwalter das könnte. Sie hat die ganze Hoheit der Tugend. Sie hält sich so steif und hölzern wie eine Confidente[1] des Théâtre-Français; nichts kann mir den Gedanken nehmen, daß sie eine Latte verschluckt habe. Miß Stevens ist immerhin weiß und rein genug, daß man sie heiraten kann, wenn es durchaus sein muß. Aber — und das greift mich an — sie hat ganz die Hände eines Mädchens, dessen Tugendhaftigkeit sprichwörtlich ist; sie sind so rot, daß ich mir kein Mittel vorstellen kann, mit dessen Hilfe ich sie ohne allzu große Kosten zarter machen könnte, und ich weiß nicht, wie ich auf diese Finger, die wie Blutwürste aussehen, Küsse hauchen soll. Oh! sie gehört den Händen nach ersichtlich zur Brauerzunft und dem Vermögen nach zur Aristokratie; aber ihr Benehmen ist gar zu geziert, wie das aller reichen Engländerinnen, die für Ladys gelten wollen und doch ihre Krebsfinger nicht genügend zu verbergen wissen. Sie hat jedoch den Vorzug, so dumm zu sein, wie ich es von der Frau verlange. Gäbe es irgendwo eine noch Dümmere, so machte ich mich auf den Weg, um sie zu suchen. Niemals wird dieses Mädchen, das sich Dinah nennt, sich ein Urteil über mich anmaßen; niemals wird sie mir widersprechen; ich werde ihr Reichstag sein,

[1] Confident(e) ist eine für die Entwicklung des Stücks meist nebensächliche ständige Figur, die in der alten Tragödie vor Beginn der eigentlichen Handlung durch Monolog oder Dialog in diese einzuführen hatte und die gewöhnlich durch minderwertige Schauspieler verkörpert wurde.

ihr Lord, ihr Gemeinderat. Kurz, Paul, das Mädchen ist ein unwiderleglicher Beweis englischen Genies; die englische Mechanik hat in ihr den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; sie ist zweifellos in Manchester fabriziert worden, wo man Dampfmaschinen und Hutfedern herzustellen weiß. Das ißt und trinkt, das läuft und kann Kinder machen, sie pflegen, sie wundervoll erziehen, und das spielt die Frau, daß man glauben könnte, es sei eine. Als meine Mutter uns einander vorstellte, hatte sie ihre Maschine so gut montiert, hatte Bolzen und Scharniere so sorgsam nachgeprüft, so viel Öl ins Räderwerk gegossen, daß nichts gekreischt hat; dann, als sie sah, daß ich kein allzu entsetztes Gesicht schnitt, hat sie die letzten Ventile geöffnet: das Mädchen sprach! So hat denn auch meine Mutter das entscheidende Wort losgelassen. Miß Dinah Stevens gibt jährlich nicht mehr als dreißigtausend Franken aus und ist aus Sparsamkeitsgründen seit sieben Jahren auf Reisen. Die Angelegenheit ist so weit gediehen, daß ihre Veröffentlichung bevorsteht. Wir stehen schon auf ‚my dear love!' Miß macht mir Augen, die einen Packträger umwerfen könnten. Die Anordnungen sind getroffen. Von meinem Vermögen ist kaum die Rede; Miß Stevens legt einen Teil des ihrigen zwecks Majoratsgründung in Grundbesitz an, der zweihundertvierzigtausend Franken Einkommen bringt, und wird ein ebenfalls zum Majorat gehöriges Haus kaufen. Die tatsächliche Mitgift, über die ich verfügen werde, ist eine Million. Sie hat sich nicht zu beklagen, ich gönne ihr ihren Onkel von Herzen. Der gute Brauer, der übrigens sein Teil zum Majorat beigetragen hat, muß vor Entzücken fast gestorben sein, als er erfuhr, daß seine Nichte Marquise werden würde. Er ist fähig, meinem Ältesten eine erkleckliche Summe zu vermachen. Mein in Staatsschuldscheinen angelegtes Vermögen ziehe ich zurück, sobald die Papiere auf achtzig stehen, und lege alles in Grundbesitz an. In zwei Jahren kann ich dann aus meinen Ländereien ein Einkommen von vierhunderttausend Franken haben.

Du siehst, Paul, ich gebe meinen Freunden nur den Rat, dessen Nutzanwendung ich selber auch ziehe. Hättest Du auf mich gehört, so hättest Du jetzt eine Engländerin, die Tochter irgendeines Nabobs, die Dir die Unabhängigkeit des Junggesellen und die Freiheit gewähren würde, Deinem Ehrgeiz freien Lauf zu lassen. Ich würde Dir meine künftige Frau abtreten, wenn Du nicht schon verheiratet wärest. Doch das ist es nicht: ich bin nicht der Mann, der Dir Deine Vergangenheit vorhalten will. Diese Einleitung war notwendig, um Dir klarzumachen, daß ich mir die Bedingungen geschaffen habe, unter denen es möglich ist, das große Wettrennen des Lebens mitzumachen. Statt Dich in Indien einpökeln zu lassen, ist es wirklich viel einfacher, unter meiner Bedeckung in den Wassern der Seine zu plätschern. Glaube mir, mein Freund! Paris ist noch das Land, aus dem die goldenen Ströme sich ergießen. An allen andern Orten bedarf es schwerfälliger Arbeit, bedarf es eines Packträgerschweißes, bedarf es eines Verfahrens und Gegenverfahrens, um ein Vermögen aufzubauen; hier aber genügen die Gedanken. Hier findet sogar der nur mittelmäßig Begabte ganz nebenbei eine Goldmine, etwa wenn er sich die Pantoffel anzieht oder nach Tisch die Zähne stochert, wenn er sich schlafen legt oder wenn er sich morgens erhebt. Du findest kein zweites Land, wo eine gute Idee, und wenn sie noch so dumm ist, ebensoviel einträgt und so gut verstanden wird wie hier. Wenn ich die Leiter erklommen haben werde, so bin ich doch wohl nicht der Mann, Dir eine Hand, ein Wort, ein Zeichen zu verweigern? Bedürfen wir Galgenvögel nicht eines Freundes, auf den wir zählen können, und sei es auch nur, um ihn an unserer Statt bloßzustellen, um ihn, den niedern Soldaten, in den Tod zu schicken, wenn es gilt, den General zu retten? Politik machen ist undenkbar ohne einen Ehrenmann, mit dessen Hilfe man alles sagen, alles wagen kann.

Höre also, was ich Dir rate. Laß die ‚Belle-Amélie' abfahren und komm wie der Blitz hierher zurück. Ich werde Dir ein Duell mit Felix de Vandenesse in die Wege leiten, wo er den kürzern

ziehen wird; Du wirst ihn abschlachten wie ein Huhn! In Frankreich ist, wie Du weißt, der beleidigte Gatte, der seinen Rivalen tötet, ein ehrenwerter und angesehener Mann. Niemand spottet seiner. Die Furcht, mein Lieber, ist ein soziales Element, ein Weg zur Höhe für alle, die vor niemandem die Augen senken. Ich, der ich mich unterfange, das Leben zu schlürfen wie eine Tasse Eselsmilch, und der nie die Erregung der Furcht kennen gelernt hat, ich, mein Freund, habe die sonderbarsten Wirkungen dieses Empfindens bei unsern Zeitgenossen wahrgenommen. Die einen zittern, die Genüsse zu verlieren, an die sie gewöhnt sind; die andern zittern, eine Frau preiszugeben. Die Abenteurersitten alter Zeiten, wo man das Leben von sich warf wie einen alten Schuh, sind längst dahin! Die Tapferkeit gar vieler Leute ist nur ein Rechnen mit der Furchtsamkeit des Gegners. In Europa sind es nur noch die Polen, die sich aus Kampfesfreude schlagen, sie folgen noch dem Worte „L'art pour l'art." Töte Vandenesse — und Deine Frau zittert, und Deine Schwiegermutter zittert, und die Öffentlichkeit zittert, und Du bist wieder rehabilitiert und verkündest aller Welt Deine unsinnige Leidenschaft für Deine Frau, und man glaubt Dir, und Du wirst ein Held. So ist Frankreich! Dir gegenüber kommt es mir wahrlich auf hunderttausend Franken nicht an. Du wirst Deine hauptsächlichsten Schulden bezahlen; Du wirst Deinen Zusammenbruch durch Verkauf Deiner Besitzungen unter Wiederankaufsrecht aufhalten, denn Du wirst bald eine Stellung haben, die Dir erlaubt, Deine Gläubiger noch vor dem Zahlungstermin auszubezahlen. Was Deine Frau anlangt, so wirst Du sie nun, da Du über ihren Charakter aufgeklärt bist, mit einem einzigen Wort beherrschen. Solange Du sie liebtest, konntest Du gegen sie nichts ausrichten, sobald Du sie aber nicht mehr liebst, wirst Du von unüberwindlicher Kraft sein. Deine Schwiegermutter werde ich bald geschmeidig gemacht haben wie einen alten Handschuh, denn es handelt sich darum, Dich wieder im Besitz der hundertfünfzigtausend Livres Rente zu sehen, die die beiden Frauen sich zu ver-

schaffen gewußt haben. Also verzichte auf die Auswanderung, die einem Selbstmordversuch gleichkommt.

Wenn Du gehst, so öffnest Du der Verleumdung Tür und Tor. Der Spieler, der Geld holen geht, um zum Spiel zurückzukehren, verliert alles. Man muß sein Gold in der Tasche haben. Du kommst mir vor, als wolltest Du Dir in Indien frische Truppen besorgen. Schlimm! Wir sind zwei Spieler am grünen Tisch der Politik; gegenseitige Darlehen sind also etwas Selbstverständliches. So nimm denn Postpferde und kehre nach Paris zurück und beginne Dein Spiel von neuem; mit Henri de Marsay als Partner wirst Du es gewinnen, denn Henri de Marsay weiß zu wollen und zuzuschlagen. Höre also, wie unsere Dinge stehen:

Mein wahrer Vater ist im englischen Ministerium. In Spanien werden wir durch die Evangelistas Beziehungen haben, denn wenn wir, Deine Schwiegermutter und ich, uns erst einmal gegenseitig die Krallen gezeigt haben, werden wir einsehen, daß nichts zu gewinnen ist, wenn Teufel gegen Teufel steht. Montriveau, mein Lieber, ist Generalleutnant; er wird sicher eines Tages Kriegsminister, da seine Beredsamkeit ihm im Parlament großen Einfluß verschafft. Jetzt ist Ronquerolles Staatsminister und Mitglied des Geheimen Rates. Martial de la Roche-Hugon ist zum Gesandten in Deutschland und Pair von Frankreich ernannt; als Mitgift bringt er uns den Marschall Herzog de Carigliano und den ganzen Schwanz des Kaiserreichs, der sich dem Rückgrat der Restauration so blöde angehängt hat. Sérizy leitet den Staatsrat, wo er geradezu unentbehrlich ist; Granville führt die Magistratur, der seine beiden Söhne angehören; die beiden Grandlieu sind bei Hofe wunderbar beliebt; Féraud ist die Seele der Clique Gondreville, lauter niedrige Intriganten, die aber — ich weiß nicht wieso — stets oben schwimmen. Also gestützt, was hätten wir zu fürchten? Wir haben einen Fuß in jeder Hauptstadt, ein Auge in allen Kabinetten, und wir umzingeln die Regierung, ohne daß sie sich dessen versieht. Du siehst

wohl ein, daß in diesem großen wohlzusammengefügten Räderwerk die Geldfrage eine Kleinigkeit ist, ein Nichts? Und was vor allem ist eine Frau? Willst Du immer ein Schuljunge bleiben? Was ist das Leben, mein Lieber, wenn eine Frau das ganze Leben ist? Eine Galeere, über die man die Führung verloren hat; die einem Kompaß gehorcht, der keine magnetische Kraft hat und sich wie wahnsinnig gebärdet; eine Galeere, auf der der Mann nicht mehr ist als ein Sträfling, der nicht nur dem Gesetz, sondern auch den Befehlen gehorchen muß, die der Profos ausheckt. Pfui! Ich begreife, daß man aus Leidenschaft oder aus dem Vergnügen, das es bereitet, seine Kraft unter zarte Weibeshand zu beugen, einer Frau gehorcht, aber ehe ich einem Kläffer gehorche...! Das große Geheimnis der sozialen Alchimie, mein Freund, ist, aus jedem Alter, das wir durchmachen, möglichst großen Gewinn zu ziehen, im Frühling alle seine Blätter, im Sommer alle seine Blüten, im Herbst alle seine Früchte zu tragen. Wir, ein paar Lebenskünstler und ich, haben uns zwölf Jahre lang belustigt wie die Musketiere, haben uns niemals etwas entgehen lassen, nicht einmal hier und da einen kleinen Raubzug in fremdes Gebiet; jetzt wollen wir uns daranmachen, die Pflaumen vom Baum zu schütteln, jetzt, da wir alt genug sind, daß die Erfahrung unsere Ernte hat reifen lassen. Komm, schließe Dich uns an, Du sollst Dein Teil haben vom Pudding, den wir uns zubereiten wollen. Komm, und Du wirst einen Dir ganz ergebenen Freund finden in der Haut Deines alten

Henri de M.

*

Als Paul die Lektüre dieses Briefes beendete, in dem jeder Satz ein Hammerschlag war, der auf das Prachtgebäude seiner Hoffnungen, seiner Illusionen, seiner Liebe niedersauste, befand er sich jenseits der Azoren. Inmitten der wüsten Trümmer seines Glücks packte ihn ein kalter, machtloser Zorn.

‚Was habe ich ihnen getan?‘ fragte er sich. Und ist nicht solche Frage die Frage der Einfaltspinsel, der Ausruf von Leuten, die,

da sie für die Dinge des Lebens keinen Blick haben, die Ereignisse auch nicht voraussehen können?

Und dann rief er: „Henri, Henri! O du treuer Freund!"

So mancher wäre unter gleichen Umständen wahnsinnig geworden. Paul ging zu Bett und schlief den tiefen Schlaf, der ungeheuren Katastrophen zu folgen pflegt, den Schlaf, dem nach der Schlacht bei Waterloo Napoleon sich ergeben mußte.

Inhalt des ersten Bandes

Einleitung von Hugo von Hofmannsthal 5

Balzac. Ein Essay von Wilhelm Weigand 25

*

Balzacs Vorrede zur Menschlichen Komödie 219
Übertragen von Felix Paul Greve

Das Haus zur „Ballspielenden Katze" 239
Übertragen von Johannes Schlaf

Die verlassene Frau 311
Übertragen von René Schickele

Gobseck 361
Übertragen von Johannes Schlaf

Die Frau von dreißig Jahren 433
Übertragen von Hedwig Lachmann

Der Ehevertrag 645
Übertragen von Gisela Etzel

Druck des 5.–8. Tausends
von der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig